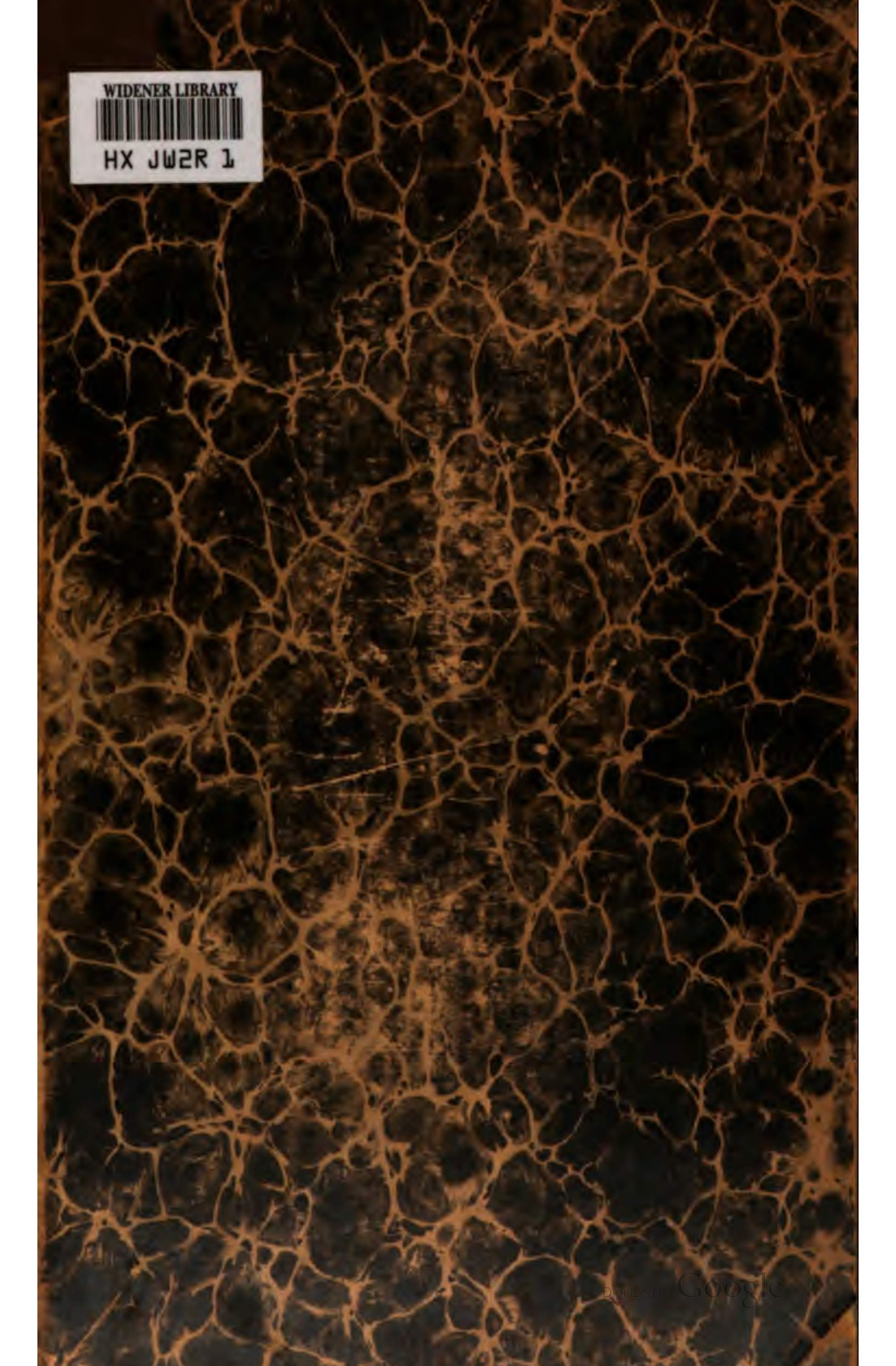

WIDENER LIBRARY
HX JW2R 1


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

KOSTÜMKUNDE.

Geschichte
der
Tracht und des Geräths

von

Hermann Weiss
Professor.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und farbigen Tafeln.

Erster Band.

STUTTGART.
VERLAG VON EBNER & SEUBERT.
1881.

KOSTÜMKUNDE.

Geschichte

der

Tracht und des Geräths

der

Völker des Alterthums

von

Hermann Weiss
Professor.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 454 Figuren in Holzschnitt und 8 farbigen Tafeln.

STUTTGART.
VERLAG VON EBNER & SEUBERT.
1881.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Aus dem Vorwort zum Schlussbande der ersten Auflage.

Weder eine allgemeine Geschichte der Tracht noch des Geräths, einschliesslich der Gewerklichkeit, hatte die gesammte Literatur aufzuweisen. Beides im Zusammenhange erscheint hiermit zum erstenmal. So dürfte bei Beurtheilung des Werks vor allem dieser Umstand zu beherzigen sein.

Als ich vor siebenzehn Jahren die Feder ansetzte um den seit länger gehegten Plan, meine Studien zu einer Geschichte dieser Zweige der Kultur von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart als ein geschlossenes Ganzes zu veröffentlichen, da war ich mir der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ihrem weiteren Umfange nach noch keineswegs völlig klar bewusst. Bald schon nach Beginn der Arbeit zeigte sich mir die Nothwendigkeit, eben um das Ganze nach seinem inneren Wesen und Verlauf begründen und fasslich darstellen zu können, erst überall das Einzelne in seiner bedingten Beziehung zur Gesammtheit festzustellen, und kennen zu lernen. So kam es, dass das anfänglich beabsichtigte Maass gleich zu einer Ausdehnung überschritten werden musste, welche bei dem Erscheinen der Arbeit mehre ihrer Beurtheiler an der Beendigung derselben, ja auch wohl nicht ganz mit Unrecht, zweifeln liess. Andere verkannten mein Bestreben gänzlich, und erblickten in der Arbeit, ohne einmal Rücksicht auf den Gesammtinhalt zu nehmen, kaum Weiteres als eine compilatorische Zusammenordnung lediglich des rein Sachlichen, oder auch, wie dies, wenn gleichwohl nur von einer Stelle selbst öffentlich ausgesprochen wurde, eine Darstellung der „Schneiderei“. Indessen, wer es zu unternehmen wagt einen bisher im Allgemeinen als nebensächlich betrachteten Gegenstand aus einer solchen allerdings bequemen Anschauung heraus zu der Bedeutung klar zu stellen,

die der eigenen Ansicht nach demselben gebührt, muss auf derartige Missverständnisse und missschätzende Urtheile gefasst sein.

Jeder, der nur einigermaassen Kenntniss auch blos von dem Stoffe besitzt, der zur Verarbeitung vorlag, wird den Muth und die Kraft, die allein schon seine Bewältigung erfordert, auch ohne eine nähere Darlegung zu würdigen wissen. Und wie ungleich überdies verhalten sich nicht die Vorarbeiten an sich: Nach der einen und anderen Richtung einestheils Ueberfülle bis zum Erdrücken, anderntheils Mangel, nach vielen Seiten hin bis zu gänzlicher Leere. Galt es mithin im ersteren Falle eine meist überaus weitschichtige, sorgfältigst prüfende Sichtung, so im anderen Falle ein unermüdliches Suchen, Selbstforschen, Vergleichen und scharf abwägendes Feststellen. War es mir doch vor allem darum zu thun, an dem Faden der allgemeinen Geschichte innerhalb der Solidarität der Dinge überall das mehr Zufällige, launenhaft Wechselnde, von dem durchgehend bedingten Grund- und Hauptzuge zu trennen, überall das Gesetz zu finden. — Inwieweit nun dies etwa überhaupt, oder auch nur hie und da gelungen, wage freilich am wenigsten ich zu entscheiden. Mein fortdauernd wesentlich darauf gerichtetes Streben aber wird dem Einsichtigen wohl nicht ganz entgehen können. —

Wünschenswerth vielleicht wäre Vielen eine durchgängig gleichmässigere Weise der Behandlung. Doch gliedert die Gesammtarbeit sich ja in drei Haupttheile, von denen jeder ein für sich bestehendes Ganzes bildet, mithin auch je eine seinem Stoffe nach eigene Behandlung forderte. Auch stand dem die vorerst noch bindende Ungleichheit des zu verarbeitenden Stoffs entgegen.

Anderseits möchte es erscheinen dem Einen, dass ich zu Vieles, dem Anderen, dass ich zu wenig gegeben. Beides hat, je nach Maassgabe des Bedarfs, seine Berechtigung. Wer aber vermöchte es Allen gleich recht zu machen. Mein Bestreben nicht nur der Wissenschaft als solcher, sondern auch der Kunst, wie zugleich insbesondere der Ausübung derselben, den Künstlern, zu dienen, machte eine Behandlung wie die vorliegende mir zur Nothwendigkeit. — Jede Sache indessen fordert schliesslich doch auch ihre Begrenzung. Und gerade auf diesem Gebiete würde ein Bemühen, das Einzelne im Einzelnen erschöpfend darstellen zu wollen, ins Endlose führen.

So denn möge die Arbeit, sei es auch eben nur als die erste Grundlage zu weiterer geschichtlicher Begründung und Darstellung des gleichen Stoffs, einstweilen genügen. Wohl dürfte es nunmehr eher und minder schwierig, als vordem, gelingen, den bisher nur im Einzelnen tiefer, sonst aber meist dilettantistisch und in Form von Bildersammlungen behandelten Gegenstand zu einer Wissenschaft im eigentlichen Sinne auszugestalten. Möchten Befähigtere, als der Verfasser, es nicht verschmähen sich dem zu widmen. Dem Verfasser selber aber sei es nicht missgönnt, mit den Worten des grossen Dichters zu schliessen, die ihn bei Fortführung des Werks stets als kräftigster Sporn leitend belebten: „Ernster, guter Wille ist eine grosse, die schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höheren, unsichtbaren Hand. Nur die Absicht giebt dem Aufwande von Kräften Werth. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.“

Berlin, im Mai 1872.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Umstand, dass eine zweite Auflage überhaupt wünschenswerth erschienen, ist mir ein thatsächlicher Beweis dafür, dass mein Bestreben erkannt und anerkannt worden. Bequem nun allerdings wäre es gewesen, mich bei dieser Auflage auf etwaige Berichtigungen und auf eine blosse Hinzufügung von inzwischen gewonnenen Ergebnissen zu beschränken. Dies indessen wollte und konnte mir nicht genügen. Im Hinblick darauf, dass die erste Auflage in weitester Verbreitung besteht, erachtete ich es vielmehr für geboten, diese nun neue Auflage von einem noch mehr auf das Praktische gerichteten Gesichtspunkt aus, fast durchweg neu zu bearbeiten. Vor allem kam es mir darauf an auszuscheiden einestheils was dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr entspricht, anderntheils was bei der ersten Auflage

vielfach nothwendig erschien zur Begründung und Feststellung des Einzelnen. Demnach war weder eine Wiederaufnahme der bei der ersten Auflage für zweckgemäss erachteten, weiteren „Einleitung“ thunlich, noch sollte eine abermalige Heranziehung der dort in so weitgehendem Maasse angeführten, namentlich älteren Quellenwerke, als auch der besonderen Hinweise aus diesen und anderen Werken, statt haben. Zudem erschien es mir nicht minder geboten, gleichwie bereits bei dem zweiten Bande der ersten Auflage die im ersten Bande derselben enthaltene Darstellung der „baulichen Einrichtungen“ aufgegeben ward, diese Darstellung nun bei der Neubearbeitung, um solche im Ganzen einheitlich zu gestalten, überhaupt fallen zu lassen. Bei dem Allen blieb mein Bemühen dahin gerichtet sowohl den Stoff an sich eingehender und übersichtlicher zu gliedern, als auch die Form der Darstellung selbst thunlich zu vereinfachen. So aber war es möglich den Umfang des ersten Bands der ersten Auflage bei dieser nunmehrigen Bearbeitung nicht nur ohne Beeinträchtigung des Inhalts, vielmehr auch unter steter Berücksichtigung der inzwischen gewonnenen Ergebnisse nahezu auf ein Drittheil zu ermässigen. Zugleich erfuhr der vorliegende Band eine wesentliche Bereicherung durch nicht weniger denn fünfzig neue „Figuren“ in Holzschnitt mit nahezu zweihundert Einzeldarstellungen und, was zur Beurtheilung der farbigen Erscheinung als solcher von besonderer Wichtigkeit ist, acht buntfarbige Tafeln mit vierundzwanzig Darstellungen.

Berlin, im September 1881.

H. Weiss.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt.

Das Kostüm der Völker von Afrika.

Erstes Kapitel.

Die Aegypter.

Zweites Kapitel.

Die Aethiopier.

Zweiter Abschnitt.

Das Kostüm der Völker von Asien.

Erstes Kapitel.

Die Araber.

Zweites Kapitel.

Die Völker des westlichen Asiens
im zweiten Jahrtausend v. Chr.

Drittes Kapitel.

Die Assyrier und (Neu-)Babylonier.

Viertes Kapitel.

Die Meder und Perser.

Seite

Fünftes Kapitel.

Die Hebräer (und Phönicier).

Seite

Sechstes Kapitel.

Die Völker Kleinasiens.

Seite

Siebentes Kapitel.

Die Inder.

Dritter Abschnitt.

Das Kostüm der Völker von Europa.

Erstes Kapitel.

Die Völker des nordöstlichen Europa
und des nordwestlichen Asiens.

Zweites Kapitel.

Die Völker des nördlichen, mittleren und westlichen Europa.

Drittes Kapitel.

Die Völker Griechenlands.

Viertes Kapitel.

Die Völker Italiens.

Verzeichniss der Abbildungen nach ihren Quellen.

Aegypter.

Fig. 1. *a.* J. Rosellini. Monumenti dell' Egitto. I. Pl. XXIV. N. 35. *b.* Dass I. Pl. LXII. 4. *c.* Dass. III. Pl. LIX.

— 2. *a.* J. Rosellini. Monumenti d'ell Egitto. II. Pl. XXXII. 1. *b.* II. Pl. L. 1. a. *c.* II. Pl. IV. *d.* II. Pl. XVIII. *e.* II. Pl. XXXII. 2. *f.* II. Pl. LXXXIII. 8. *g.* G. Wilkinson.[1] Manners and Customs. 459 (10) *h.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXVI. 7. *i.* Pl. CXVI. 3. *k.* II. Pl. LXXXV. *l.* II. Pl. CXX. *m.* II. Pl. CXXIX. 1. *n.* II. Pl. CXXV.

— 3 *a-c.* Description de l'Egypte. Antiquités. Vol. V. Pl. 62.

— 4. *a.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. XXX. *b.* G. Wilkinson. Manners etc. 459 (11). *c.* F. Cailliaud. Recherches sur les arts. Pl. 48. *d.* Dass. Pl. 51. *e.* G. Wilkinson. Manners etc. 459 (15). *f.* Dass. 459 (14). *g.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. XXVII.

— 5. G. Wilkinson. Manners etc. 459 (13).

— 6. *a.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. LXV. 9. *b.* Dass. II. Pl. LXI. 1. *c.* II. Pl. XXIV. *d.* Desgl.

— 7. *a.* E. Prisse d'Avennes. Monum. Egypte. Pl. XL. *b.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. XLVIII. *c.* Dass. II. Pl CX. 5.

— 8. *a.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. IV; XXIV. 1; XXX. 4; XXXIII. 2. *b.* G. Wilkinson. Manners. 461 (12—14); vergl. J. Rosellini. III. Pl. LXIV. 2.

— 9. *a.* J. Rosellini. Monumenti. I. Pl. CXLV. *b.* III. Pl. LVIII. *c.* II. Pl. LXV. 7. *d.* II. Pl. LXV. 1. *e.* II. Pl. LXV. 3. *f.* G. Wilkinson. Manners. 466 (7); vergl. v. Minutoli. Reise. Tab. XXXIII. 28. *g.* G. Wilkinson. Manners. 466 (8).

— 10. *a.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXLI. *b.* Desgl. *c.* II. Pl. LXXIX. *d.* Desgl. *e.* Desgl. *f.* II. pl. XCVI. 4. *g.* F. Cailliaud. Recherches etc. Pl. 54; vergl. J. Rosellini. II. Pl. LXVIII.

— 11. Th. Hope. Costum of the Ancients. I. 11.

— 12. *a.* R. Lepsius. Denkmäler. Abth. II. Bl. 19. 21. 3. *b.* G. Wilkinson. Manners. 461 (2). *c.* Dass. (4). *d.* Dass. (5). *e.* H. v. Minutoli. Reise. Pl. XXXI. Fig. 2. *f.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXXXIII. 3. *g.* G Wilkinson. Manners. 461 (17); vergl. R. Lepsius. II. 16. J. Rosellini. I. Pl. XVII. 7. 8. *h.* G.

[1] Wo nicht anders bemerkt, ist stets die kleine Ausgabe: „A popular account etc. Lond. 1854", zu verstehen, welche dieselben Holzschnitte der grossen Ausgabe enthält.

Aegypter.

Fig. 12. — Wilkinson. Fig. 461 (16). *i.* J. Rosellini. Monumenti. I. Pl. LXXVI. 1; vergl. Pl. CL. und III. Pl. LXIV. 2. *k.* H. v. Minutoli. Reise. Pl. XXXVI; vergl. Descript. de l'Egypte. Ant. V. Pl. 65 (5).

— 13. *a.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. XCV. 7. *b.* LXXVIII. *c.* LXXIX. *d.* CXXXIV. *e.* CXXXIV. 3.

— 14. *A.* J. Rosellini. Monumenti. I. Pl. XIX. 23. *B.* G. Wilkinson. Manners. 469. *C.* 156; 157. *a* Dass. 470 (2). *b-c.* J. Rosellini. Monumenti. III. Pl. LVIII. *d-f.* Dass. II. Pl. LXXXI. 1. *g-h.* F. Cailliaud. Recherches. Pl. 29. B. 10—14. *i-m.* G. Wilkinson. Manners. 471. *n-p.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. LXXXI, 23. 17. 21. *q-z.* G. Wilkinson. Manners. 471.

— 15. *a.* R. Lepsius. Denkmäler. Abth. II. Bl. 21. *b.* Desgl. *c.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXXVI. 7. *d.* Dass. I. Pl. XVI. *e.* E. de Rougé. Mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmes. T. II. *f-g.* Desgl. *h.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. LXXX. 2. *i.* Dass. II. Pl. LXXX. 1.

— 16. *a.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXXXVIII. *b.* Dass. II. Pl. CXXX. *c-d.* Dass. II. Pl. CXXXI. *e.* G. Wilkinson. Manners. 484 (4). *f.* Dass. 485.

— 17. *a.* G. Wilkinson. Manners. 460 (3). *b.* Dass. (2); vergl. J. Rosellini. I. Pl. XVII. 2. *c.* J. Rosellini. Monumenti. I. Pl. CXVIII. *d.* Dass. I. Pl. XVI. *e* Dass. I. Pl. CLXII. 4.

— 18. *a.* Nach Description de l'Egypte. Ant. I. Pl. 27 (2). *b-d.* G. Wilkinson. Manners. 461 (8. 9. 10.) und J. Rosellini a. m. O. *e.* G. Wilkinson. 460 (4). *f.* Nach dem Origin. im Museum zu Leiden. *g.* G. Wilkinson. Manners (grosse Ausg.). Plat. Fig. 72 (3). *h.* Dass. Fig. 50. *i.* G. Wilkinson. Manners (grosse Ausg.). Pl. Fig. 50. *k.* Dass. 80 (1). *l.* J. Rosellini. Monumenti. I. Pl. XVIII. 15. *m-o.* Dass. I. Plat. XXXV.

— 19. *a.* J. Rosellini. Monum. I. XIX. Pl. 21. *b.* G. Wilkinson. Manners. 274. *c.* J. Rosellini Monumenti. I. Pl. XIX. 24. *d.* G. Wilkinson. Manners. 467 (1). *e.* J. Rosellini. Monumenti. Pl. XIX. 22.

— 20. *a.* G. Wilkinson. Manners. 279 (4). *b.* Dass. (5); vergl. J. Rosellini. I. Pl. XVIII. 17. *c.* J. Champollion. Aegypt. Taf. 20; vergl. Description de l'Egypte. II. Pl. 60. *d.* G. Wilkinson. Manners (grosse Ausg.). Nr. 458 p. 28 d. Serie II. (II).

— 21. *a.* J. Rosellini. Monumenti. I. Pl. XVI. 4. *b.* Dass. I. Pl. CVI; CXXIV. *c.* Desgl. *d.* Dass. II. Pl. LXXX. 8. *e.* Dass. I. Pl. Cl. *f-i.* G. Wilkinson. Manners. 477 (1—3). *k.* Dass. 478.

— 22. *a-b.* G. Wilkinson. Manners. 283 (1—3).

— 23. *a-c.* G. Wilkinson. Manners. 286 (2. 4. 9). *d.* Dass. 282 (1).

— 24. *a.* G. Wilkinson. Manners. 294 (4). *b.* Dass. (1. 3). *c.* Dass. 293 (2). *d.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXVIII. *e.* G. Wilkinson. Manners. 295 (1). *f.* Dass. 296. *g.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CIII. *h.* Dass. II. Pl. CXVII. 4. *i.* G. Wilkinson. Manners. 289. Part. 2. *k.* Dass. 299 (11). *l.* Dass. (4). *m.* Dass. 298 (1).

— 25. *a.* J. Rosellini. Monumenti. Pl. II. CXVI. 6. *b.* Dass. II. Pl. CXXI. 19. *c.* G. Wilkinson. Mann. 323 (3). *d.* Dass. (2). *e.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXVII. (3). *f.* Dass. 6.

— 26. *a.* Description de l'Egypte. Antiq. II. Pl. 8 (3). *b.* Dass. (4.) *c.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXXI. 17.

— 27. *a.* G. Wilkinson. Manners. 302 (1). *b.* J. Rosellini. Monumenti. II. Pl. CXXI. 25. *c.* G. Wilkinson. Manners. 289.

Aegypter.

West-Asiaten.

Assyrier und Babylonier.

Assyrier und Babylonier.

Perser und Meder.

Hebräer und Phönicier.

Germanen, Gallier und Britannier.

Griechen.

Griechen.

Griechen.

Etrusker und Römer.

Etrusker und Römer.

Etrusker und Römer.

Etrusker und Römer.

Etrusker und Römer.

Etrusker und Römer.

EINLEITUNG.

Der Mensch ist allen Bedingnissen der Natur unterworfen. Sie bestimmen seine Lebensweise, seine körperliche und geistige Ausbildung. Mit Vernunft begabt, aufrechten Ganges trat er ein in die Welt als ein lebendiges Selbst, als „das Gehirn, als das Punktum der Erde." Aber der Ordner aller Dinge liess die Welten sich entwickeln. Er unterwarf sie einem ewigen Schöpfungsgesetze. Auch der Mensch, diesem Gesetze unterthan, sollte sein eigener Erzieher, sein eigener Schöpfer sein. Ihm, dem Beherrscher der Erde, wurde sie Lehrmeister.

Der Trieb der Selbsterhaltung ist das Grundgesetz aller Wesen, für das Menschengeschlecht der Ausgangspunkt der Kultur. — Nackt zwar trat der Mensch ein in die mit reicher Fülle ausgestattete Natur, ihm aber war der Blick und die Empfindung dafür mitgegeben. Sein leibliches Sein weckte in ihm den Trieb körperlicher Befriedigung. Sein geistiges Sein führte ihn zur Prüfung des Dargebotenen. Seine Hand wurde zum Werkzeug seines Willens.

„Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere." — Im Kampfe mit ihnen entwickelte er seine Kräfte, die Eigenschaften von Muth und List. Als Sieger über sie erkannte er wiederum seine Macht. Von ihm gebändigt, waren sie seine Gefährten, sein mühevoll erworbenes Besitzthum.

In dem Triebe der Fortpflanzung, der Erhaltung der Geschlechter, beruht der Trieb der Gemeinschaft. Er weckte das Bedürfniss der Sprache. Sie, hervorgerufen durch Gegenseitigkeit, gefördert durch Nachahmung und Vernunft, wurde die Quelle der Wissenschaften und Künste. Mit ihr erst begann der Bildungsprozess. — Kein Volk entbehrt sie ganz.

So ausgerüstet stand der Mensch der ihn umgebenden Schöpfung, als eines geistigen Schaffens allein fähig, gegenüber. Zu fest aber haftet er an der Scholle. Ueber sie und ihre Bedingnisse vermag er sich nicht zu erheben; „keine der Kräfte, die nicht in ihn gelegt sind, vermag er sich anzueignen, auch kommt er niemals von der Stelle, auf die ihn die Natur gesetzt hat." „Hier aber entwickelt

der Mensch, was er entwickeln kann, indem er sich zum Meister seiner Pflanzschule macht."

Nicht jeder Völkerfamilie war die Fähigkeit einer fortschreitenden Erkenntniss gegeben. Während die eine sich nicht über eine nur rohe Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erheben vermochte, führte der Bildungstrieb einer anderen nach Maassgabe höherer Anlage zur Entwickelung handwerklicher Geschicklichkeit; durch den sittlichen Keim einer dritten Gruppe gewann deren Kulturfähigkeit eine tiefere Förderung. Die Gabe zugleich kunstsinniger Würdigung war einer wiederum anderen, aus dem höchsten Bildungsprozess der Schöpfung hervorgegangenen Gruppe, als eine geistig fortwirkende Macht verliehen.

Aber auch dieses so überreich begabte Geschlecht sollte sich, dem ewigen Gesetze unterthan, aus sich heraus entwickeln. Nur von Stufe zu Stufe sollte es seiner Ausbildung entgegengehen. So verschieden auch seine Bildungsgrundlage von der der übrigen Völkerfamilien war, immerhin blieb es mit diesen nur ein Geschlecht, auf gleichem Boden mit ihnen stehend. — So lange es im Zustande der Kindheit wandelte, ahnte es nicht seine höhere Bestimmung. Selbsterhaltung und Fortpflanzung war zunächst auch seine Aufgabe. Ehe bei ihm die Stunde geistiger Erhebung schlug, ehe sich das sinnliche Verharren unter der Herrschaft des Geistes löste, verblieb auch dieses Geschlecht in einem ähnlichen Zustande, wie die minder befähigten Völkergruppen. Wie diese aber sich nicht aus den engeren Grenzen ihrer Kulturfähigkeit selbst zu erheben vermochten, so auch bieten noch gegenwärtig auf niederen Stufen stehende Völker ein Beispiel frühester Kulturgestaltung.[1]

---

[1] Vergl. die betreffende Zusammenstellung bei J. Lubbock. Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Aus dem Englischen von A. Passow. Jena, 1874.

Erster Abschnitt.

Das Kostüm der Völker von Afrika.

Erstes Kapitel.

Die Aegypter.[1]

Vorbemerkung.

„Die Pyramiden von Memphis sind die Grenzmarken der Geschichte." Mit den Namen ihrer Erbauer, der Könige Chufu (Cheops), Schafera (Chefren, Suphis) und Mencheres (Mykerinos) beginnt die historische Kenntniss. Sie ist durch chronologische Forschungen bis in das vierte Jahrtausend v. Chr. zurückgeführt. Dem Beginn dieses Zeitraums gehören jene Herrscher an. Sie sind die Gründer der vierten, memphitischen Dynastie.

Die Aegypter selbst hielten sich für Autochthonen. An einer in der Urzeit stattgehabten Einwanderung vorderasiatischer Völkerstämme in das Nilthal ist nicht zu zweifeln. Theilweise Vermischung der Eingewanderten mit den Eingebornen ist mehr als wahrscheinlich.

---

[1]) Description de l'Égypte ou recueil des observat. etc. par C. L. F. Panckoucke. Paris, 1820. Tom. I. Antiquités. — F. Cailliaud, Recherches sur les arts et métiers etc. Paris, 1831. — C. Leemans, Monum. Égyptiens du Musée d'Antiquités des Pays-Bas à Leyde. Leyde, 1839. — E. Prisse d'Avennes, Monum. Égypt., Bas-Reliefs, Peintures, Inscriptions etc. Paris, 1842. — J. Rosellini, I Monumenti dell' Egitto e della Nubia. Tom. I. (mon. civili); Tom. II. (mon. storici); Tom. III. (mon. del Culto). Pisa, 1834—44. — G. Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptians. London, 1837—41. (Zweite Ausgabe mit denselben Holzschnitten: A popular Acount of the ancient Egyptians. London. 1854). — R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin. 1849. — Prisse d'Avennes. Histoire de l'art égyptien d'après les monuments depuis les temps les plus reculés jusqu'à la domination romaine. 2 Vol. Fol. (planches). Paris, 1876.

Die örtliche Beschaffenheit des Nillandes bestimmte zunächst den Entwickelungsgang ägyptischer Kultur. Die alljährlich wiederkehrenden Ueberfluthungen des Stroms wiesen schon frühzeitig auf eine Regelung derselben hin. Die davon abhängige Fruchtbarkeit des Landes, stets von den umliegenden Sandwüsten bedroht, zwang zu rastloser Thätigkeit. Jene Gesetzmässigkeit der Natur beförderte den Sinn für Ordnung. Felsendämme und Wüstensand begrenzten den Blick nach aussen. Das nur geringem Wechsel unterworfene Klima begünstigte eine einfache, gleichmässige Lebensart. So auf ihre Oertlichkeit beschränkt, konnten sich die Aegypter auch nur in beschränkter Weise entwickeln. Stolz auf die Ergebnisse ihrer Thätigkeit blickten sie bis in die späteste Zeit mit Verachtung auf die fremden Geschlechter.

Während eines langen Zeitraums der Ruhe entfaltete sich unter jenen Bedingnissen die Kultur zu ausserordentlicher Blüthe. Die ältesten Werke, die Pyramiden, lassen auf einen bereits hohen Grad von praktischer Bildung ihrer Erbauer schliessen. Technische Vollendung in Bearbeitung gewaltiger Steinmassen, ein beharrliches Streben nach einer in sich geschlossenen Form bekunden sie. Deutlicher noch, als in diesen Denkmalen, spricht sich in den mit ihnen entstandenen und sie umlagernden Felsengräbern der Geist jener Zeit aus. Die Wände derselben sind reich mit Bildnereien und Hieroglyphen geschmückt. In einer sicher gehandhabten Form veranschaulichen sie die mannigfachen Beschäftigungen.

Die Wandbilder anderer Gräbergrotten, welche der sechsten Dynastie angehören, lassen noch keine merkliche Fortentwickelung erkennen. Doch um die Zeit des dritten Jahrtausend ist ein Höhepunkt der Kultur erreicht. Nachrichten von grossartigen Wasserbauten und von der Anlage des Labyrinthes nennen als deren Begründer Amenemha III. Er, der „Möris“ der Griechen, gehört der Königsreihe an, welche die zwölfte Dynastie umfasst. Sichere Kunde über den blühenden Zustand während dieses Zeitraums geben die ihm entstammenden Gräbergrotten von Beni-Hassan. Auf ihren Wandgemälden ist eine Fülle der verschiedenen Lebensverhältnisse in grösster Treue veranschaulicht. — Während die Grabbilder der ältesten Zeit vornämlich die sich auf die Erwerbung von Naturerzeugnissen beziehenden Beschäftigungen, Ackerbau und Viehzucht, darstellen, behandeln die von Beni-Hassan die Verarbeitung jener Erzeugnisse und den Genuss des Erworbenen. Aus diesen wie aus jenen Bildern spricht indess noch eine gewisse, mehr praktische Genügsamkeit. Ein Streben nach äusserlicher Pracht ist dem Volke noch fremd. Mit einfachen Mitteln weiss es seinen Zwecken zu genügen.

Die staatlichen Verhältnisse Aegyptens während dieser glücklichen Zeit blieben auf das Nilland beschränkt. Aber in den

Gräbern von Beni-Hassan findet sich bereits eine Darstellung von einwandernden Asiaten. Sie gehören zum Stamme der „Aamu“, Semiten. Ihr Verhältniss zu den Aegyptern ist zweifelhaft. — Als wahrscheinlich wird angenommen, dass während der zwölften Dynastie Abram mit seinem Weibe Sara nach Aegypten wanderte.

Das Einströmen vorderasiatischer Elemente musste eine selbständige Kulturentwickelung vermindern. Die von den Fremden mit heim gebrachten Nachrichten von der Fruchtbarkeit des Landes und dem Wohlstande seiner Bewohner trugen wohl wesentlich dazu bei, die Beherrscher Arabiens und Vorderasiens zu dessen Besitzergreifung anzuregen. — Mit dem Ende der vierzehnten Dynastie (um 2000 v. Chr.) erlischt der Glanz des alten ägyptischen Reiches durch den Druck vorderasiatischer Eroberer. Unter dem Namen der Hiksos (Hik-Schasu, Hik-schus) behaupten sie eine fast fünfhundertjährige Herrschaft.

Mit der Begründung des neuen Reiches seit Thutmes III. (um 1600) beginnt zugleich eine neue Epoche ägyptischer Kultur.

Besonders folgereich waren die nun seit der Wiedererhebung nach Asien geführten, siegreichen Kriege. Sie begannen mit der Vertreibung der Hiksos. Schon gleich die Eroberungen Thutmes III. erstreckten sich südwärts bis nach Aethiopien, und umfassten Vorderasien bis zum Lande Mesopotamien. Die Entfaltung der höchsten Macht blieb den Herrschern der neunzehnten Dynastie, (um 1400—1200), vor allem Ramses II., dem Grossen (Sesostris, Sethos), vorbehalten. Während seiner Regierung entstand eine grosse Anzahl von Tempeln. Die Bilder und Inschriften ihrer Wandflächen zeigen und nennen in langen Listen die besiegten Völker und deren Tribute.

Die meist glücklich geführten Kriege mit den vorderasiatischen Völkern ergaben eine unermessliche Beute. Die Tribute erfüllten die Schatzkammern des Reiches. In ihnen flossen die kostbarsten Natur- und Kunsterzeugnisse Aethiopiens und Asiens zusammen. Die Spitzen aller inschriftlich erhaltenen Listen aus dieser Zeit bilden „Silber, Gold, Zinn, Kupfer, Edelsteine, Elfenbein, Ebenholz u. s. f.“ — Schöngearbeitete Geräthe von kostbarem Metall und reich verzierte Prachtgefässe, wurden als „Erzeugnisse des heiligen Landes“ von dort eingesandt. Prunkvoll ausgestattete Kriegswägen und Waffen der verschiedensten Art gehörten ebenfalls zu jenen Lieferungen.

Der Einfluss, den jene Kämpfe und der durch sie veranlasste Verkehr mit dem üppigen Asien ausübte, zeigt sich bereits an den frühesten Denkmalen eben dieser Zeit. Das auf ihnen verbildlichte Kostüm lässt einen Aufwand erkennen, der zu der Einfachheit der früheren Darstellungen im merklichen Gegensatz steht. Mit der achtzehnten Dynastie beginnt eine asiatische Verfeinerung. Aber nicht nur auf die Aeusserlichkeiten erstreckte sich dieser Einfluss.

Selbst der Cultus wurde davon berührt. Schon um die Mitte dieser Dynastie (um 1550) trat Amenophis III. (Amenhotep) dem heimischen Götterdienst entgegen und führte den Sonnendienst ein.

Seit dem Beginne dieser Zeit scheint sich die ägyptische Handwerklichkeit immer mehr hinter der der Besiegten zurückzuziehen. Dass die Pharaonen sich zur Herstellung von Bauten der Kräfte ihrer Kriegsgefangenen und ausheimischen Unterthanen bedienten, bezeugen Schriftsteller des Alterthums und monumentale Inschriften.

Mit dem Ende der neunzehnten Dynastie (um 1200) zeigte sich der verderbliche Einfluss jener ausheimischen Kultur. Die immer stärker einströmenden, asiatischen Elemente führten zu einer Auflösung. Der siegreiche Zug des Sesonchis (Scheschonk I., Sisak; um 940—917) gegen Palästina blieb für die staatliche Stellung ohne nachhaltige Wirkung. Zwei Jahrhunderte später gelang es dem Aethiopen Schabak (Sabakon), das Reich seinem Schwerte zu unterwerfen. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, unter der Herrschaft Psametichs (675—525), feiert es zwar eine Wiedergeburt. Doch die von diesem erstrebte engere Verbindung mit Griechenland, das Verpflanzen griechischer Kultur nach hier, hemmte abermals dessen Triebkraft. Necho, der Nachfolger Psametichs, verfolgte die Neuerungspläne seines Vaters. Unter seiner Regierung und der Psametichs II. (Psammis; v. 593—588) gingen fast alle ausheimischen Besitzungen verloren. So im höchsten Grade geschwächt, wurde Aegypten eine Beute der Perser.

Während der Dauer von fünf Dynastien (525—332 v. Chr.) verblieb es theils unter persischer Herrschaft, theils, doch immer nur kurze Zeit, in den Händen einzelner, heimischer Könige. Nur schwache Reste ursprünglicher Kultur konnten sich im unteren Lande halten. Was altägyptisch dachte und fühlte, hatte sich längst in die oberen Länder, nach Nubien und Aethiopien, zurückgezogen. Mit Darius III. (335—332) weicht das persische Regiment dem Schwerte Alexanders des Grossen. Das Geschlecht der Ptolemäer verherrlicht noch einmal den Namen Aegyptens. Seit dem Jahre 30 v. Chr. wurde das Pharaonenreich eine entvölkerte Provinz der Weltbeherrscherin Rom.

Die Tracht.

Das Verständniss der Tracht, wie sie sich verbildlicht darstellt, hängt wesentlich von der richtigen Beurtheilung der dem Volke eigenen Kunstform ab.

Seine zeichnende Kunst entwickelte sich aus einer Bilderschrift. Sämmtliche bildlichen Darstellungen sind gewissermaassen nur eine Uebersetzung der sie begleitenden Hieroglyphentexte.

Grösste Genauigkeit im Einzelnen, typisches Festhalten an der bekannten und allgemein verstandenen Form blieb somit den Künstlern Grundsatz ihres Schaffens. Nur innerhalb eines bestimmten Kanon durften sie sich bewegen. So denn bewahrte die ägyptische Kunst ihr ursprüngliches Gepräge ohne wesentliche Veränderung. Es zeigt sich am entschiedensten an den menschlichen Figuren. Sie gleichen den von Kindeshand ohne Gefühl für Verkürzung und Verschiebung entworfenen Bildern. Wie diese, geben sie die Gestalt nur in ihren auffälligsten Seiten- und Breitenverhältnissen wieder. Nur ein innerhalb der Grenzen solcher Form gesetzmässiges Beharren erhebt sie, eben als das Ergebniss so bewusster Bethätigung, über jene Versuche.

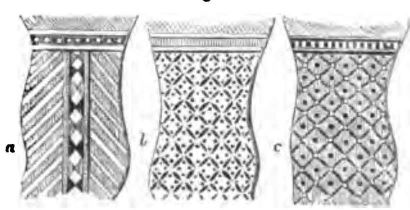
Mit grösstem Fleisse waren die Künstler bemüht die Tracht sachgetreu bis ins Einzelnste wiederzugeben. In dem Bestreben von ihr so viel zu zeigen als es der Umriss der Figuren nur zuliess, stellten sie namentlich die Kleidung ohne Rücksicht auf die Stellung des Körpers fast immer in der Vorderansicht dar. Ihre Anordnung steht demnach fast ohne Ausnahme im Widerspruch mit der den Figuren eigenthümlichen Verdrehung.

Die Kleidung.

Sie bestand theils aus thierischen, theils aus pflanzlichen Stoffen. Zu den letzteren gehörten wesentlich die Baumwolle und der Flachs. Aus ihnen fertigte man die mannigfaltigsten Gewebe. Bast und die grobfäserigen Theile anderer Pflanzen, vorzügsweise aber das Leder, wurden zu weiteren Zwecken verwendet. In der ältesten Zeit scheint man hauptsächlich die Baumwolle verarbeitet zu haben. Der Name für derartige Gewebe war „schenti“ (das Geflochtene). Ihnen wurden die „wahrhaften, ächten“ Gewande entgegengesetzt. Sie hiessen „pech (peck)“, und bestanden vermuthlich aus Leinwand. Erstere Benennung findet sich als Bezeichnung des Schurzes auf Inschriften der zwölften Dynastie (vor 2000 v. Chr.).

Der Ruhm der ägyptischen Webekunst verliert sich in der Mythe. Die Göttin Neith (Athene, Minerva) galt als deren Erfinderin. Seit dem Beginne des neuen Reiches erlangte sie die höchste Ausbildung; ebenso die Färberei. In frühester Zeit begnügte man sich meist mit eintöniger — rother, blauer und grüner — Färbung. Später färbte man in allen Tönen. Auch schmückte man die Gewänder mit Mustern (*Fig. 1. a—c*). Bunt- und Metall-

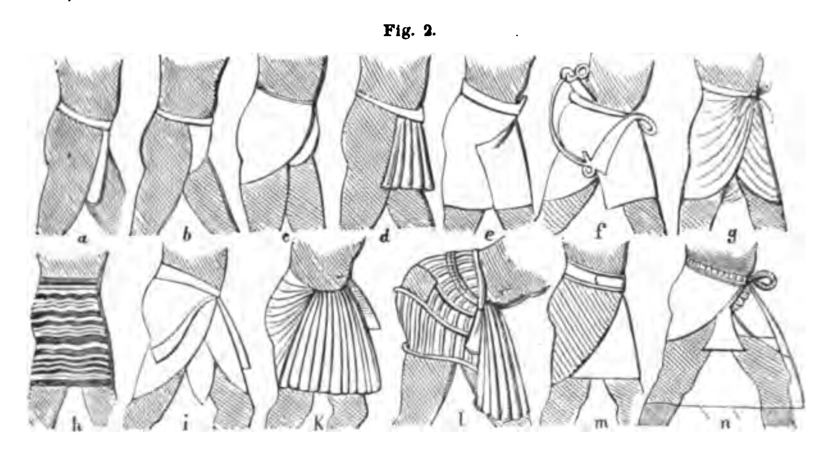
Fig. 1.



stickerei wurden geübt. Doch blieb das natürliche Weiss des Stoffes die eigentliche Lieblingsfarbe.

Bekleidung der Männer. Bei den Bildern der frühesten Zeit besteht sie fast lediglich in einem Schurz. Sein Stoff und seine Weite bezeichneten Stand und Rang. Dienende oder Sklaven blieben auf eine mehr oder minder einfache, theils lederne, theils baumwollene Verhüllung der Scham beschränkt (*Fig.* 2. *a*—*d*). Das Kleid der Vornehmeren bildete ein weiteres, oblonges

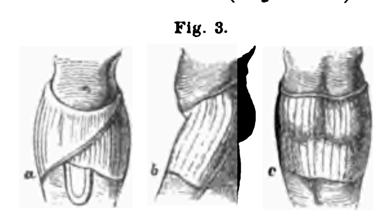
Fig. 2.



Stück Zeug. Glatt um die Schenkel gelegt, ward es von einem Hüftgürtel gehalten (*Fig.* 2. *e*). Die höchsten Stände ordneten mitunter über einen derartigen Schurz noch einen zweiten von kostbarerem Stoff. Er bedeckte mit zierlichen Falten nur Vorder- oder Hintertheil (*Fig* 2. *m*). Sie jedoch trugen auch Oberkleider. Diese waren ein schmaler Umwurf und, bei Einzelnen, ein (Tiger- oder Leoparden-[?]) Fell. Jenen hing man über die Schulter, dieses wurde über den Rücken genommen, unter dem rechten oder linken Arm nach vorn gezogen und auf einer der Achseln vermittelst Riemen zusammengeknotet.

Diese einfache Art der Bekleidung blieb selbst während der Blüthenepoche des alten Reiches die vorherrschende. Auch die vornehmeren Stände begnügten sich noch zumeist mit dem einfachen Schurz (*Fig.* 2. *e*). Neben ihm hatten indess bereits andere Formen Anwendung gefunden. Sie aber beruhten zunächst auch nur auf einer künstlicheren Anordnung und Fältelung eben dieses Gewands (*Fig.* 2. *g*; *Fig.* 3. *a* — *c*). In der Folge jedoch kamen auch umfangreichere Gewandstücke auf. In einfachster

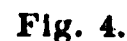
Fig. 3.

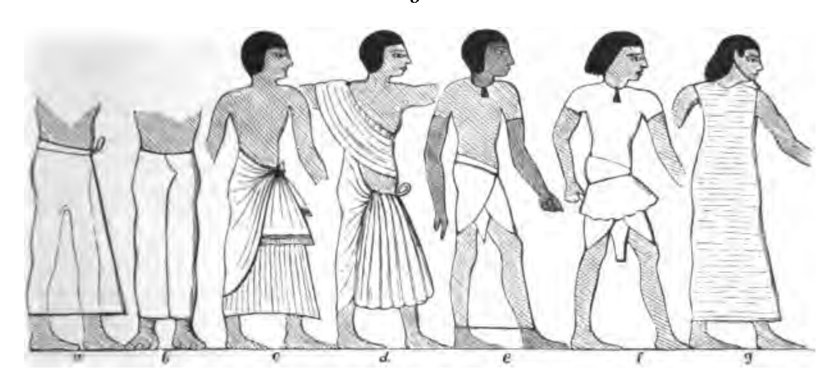


Benutzung reichten sie hin, den Unterkörper rockförmig zu bedecken (*Fig. 4. a—b*).

Neben der Erweiterung der Schurzgewänder fanden dann mehr oder minder deckende, hemdförmige Kleider Aufnahme. Sie indessen gehörten zuvörderst noch zu Seltenheiten. Erst seit den siegreichen Kämpfen in Asien, nach der Wiederherstellung des Reiches, wurden sie allgemeiner, in höchster Feinheit aber stets nur von den Vornehmsten getragen.

Mit dem Beginn des neuen Reiches (um 1600 v. Chr.) kam der Unterschied der Stände auch in der Bekleidung zu entschiedenerem Ausdruck. Der männliche Theil der niederen abhängigen Bevölkerung, zu dem auch die Handwerker und Künstler gehörten, blieb fast einzig auf die alte einfache Schurzbekleidung beschränkt. Nur die Art der Beschäftigung der Einzelnen übte auf


Fig. 4.



ihre Form, so wie auch auf ihren Stoff, einen gewissen Einfluss aus. So bestanden die Schurze der Fleischer, wie es scheint, aus Leder und einem davon ausgehenden Riemen, an dem ein Metallstab zum Schärfen des Schlachtmessers befestigt war (*Fig. 2. f*). — Die Schurzgewänder der Vornehmen wurden fortan aufs mannigfaltigste und künstlichste ausgebildet. Eine Veranlassung dazu gab die besonders in dieser Zeit aufkommende Verschiedenheit der Stoffe. Man ordnete über oder unter zierlich gefalteten Hüftgewändern von undurchsichtigem Gewebe, längere, von feinerem, durchscheinendem Zeuge, und bildete somit doppelte und mehrtheilige Schurze von oft reicher Gliederung (*Fig. 2. n*). Auch verwandte man gleichzeitig zwei oder mehrere derbstoffige Gewänder (*Fig. 2. i—l; Fig 4. c; Fig. 7. b*). Noch ferner bediente man sich eines längeren Gewandstücks zur Bildung einer vorderseits breitüberschlagenden Schenkelbedeckung und zugleich einer bald schmäleren bald breiteren Bedeckung der Brust und des Rückens (*Fig. 4. d*). Diese Art des Umwurfs jedoch kam erst in der späteren Zeit auf. Sie gehörte

den äthiopischen Ländern an, wo sie noch gegenwärtig in ganz ähnlicher Weise üblich ist.

Nächst der Benutzung solcher Gewänder, welche, auch von den höchsten Ständen, als einziges Kleid getragen wurden, machten doch vorzugsweise nur diese von kostbareren Oberkleidern Gebrauch. Sie waren theils hemd-, theils mantelförmig, und, wie die Doppelschurze, von verschiedenem Gewebe. Unter dünnstoffigen Gewändern der Art, von denen sich selbst einige erhalten haben (*Fig. 5*), trug man dann wiederum zumeist einen künstlich gefalteten Schurz (*Fig. 4. e*). Eines solchen bediente man sich auch dann bei undurchsichtigen Hemden, wenn diese nicht bis über die Knie oder bis auf die Füsse reichten (*Fig. 4. f—g*). Die niederen, arbeitenden Stände freilich nahmen es weniger genau. Ihre grobstoffigen Hüllen hingen oft nur jackenartig bis zu den Hüften herab (*Fig. 6. a—d*).

Fig. 5.

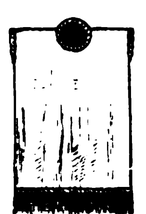
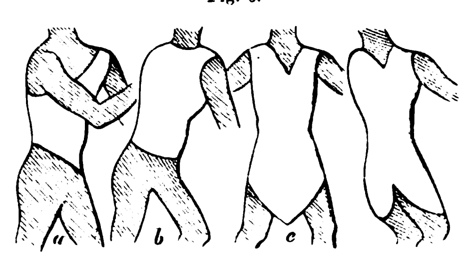
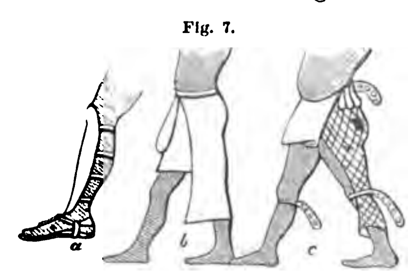


Fig. 6.



Eine eigene Bekleidung der Beine war nicht volksthümlich. Nur bei besonderen Gelegenheiten scheint man eine Art offener Hose dadurch gebildet zu haben, dass man einen langen Hintertheilsschurz (*Fig. 7. b*) unter dem Knie zusammenband (*Fig. 7. c*). Auch die Anwendung von Knieschienen (*Fig. 7. a*) kam nur in einzelnen Fällen vor. Sie hatten vermuthlich nur den Zweck während gewisser Verrichtungen das Bein gegen Verletzung zu sichern.

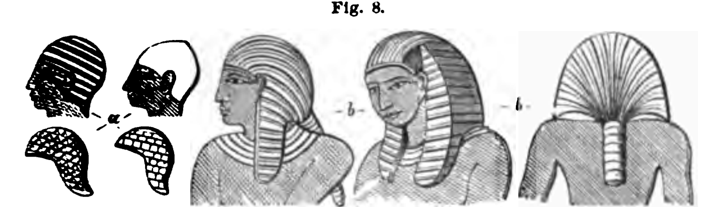
Fig. 7.



Eine allgemeinere Anwendung einer Kopfbedeckung und Fussbekleidung fand gleichfalls erst seit Beginn des neuen Reichs statt. Erstere bestand bei den niederen Volksklassen aus einer glatten Kappe. Sie war von Leder oder Wolle, zuweilen auch von Binsen u. s. w. geflochten. Die Kappen der Vornehmeren, von ähnlicher Form, wurden mitunter eintönig oder bunt-

streifig gefärbt (*Fig. 8. a*). Die höchsten Würdenträger aber trugen seit den ältesten Zeiten eine besondere Kopfbedeckung (*Fig. 8. b, b*). Zur Herstellung derselben bediente man sich eines meist streifig verzierten, umfangreichen, quadratischen Tuches. Dasselbe ward in seiner Diagonale zu einem Dreieck zusammengeschlagen, hiernach so über den Kopf gelegt, dass die Mitte des

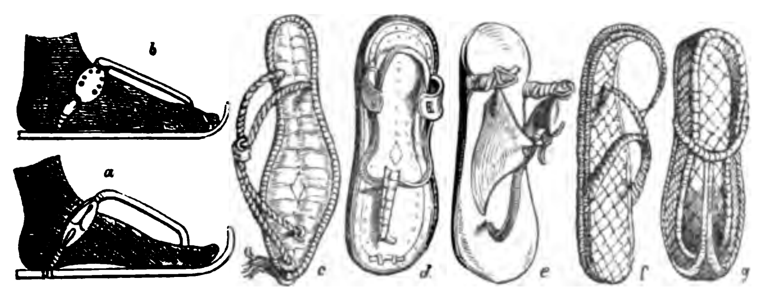
Fig. 8.



längeren Schenkels, der Bruchfalte, die Mitte der Stirn berührte. Sodann befestigte man es mittelst eines unter den Seitenflügeln und hinter den Ohren hindurchgezogenen Stirnbandes unterwärts am Hinterkopf. Hierauf drehte man den längs dem Rücken hängenden Doppelzipfel zopfartig zusammen, und umwickelte diesen dann wiederum mit den Enden jenes Bandes. [1]

Als Fussbekleidung bediente man sich theils einfacher Sohlen, theils halber Schuhe. Sowohl diese wie jene waren entweder von

Fig. 9.



Leder oder Pflanzenstoff. Zumeist benutzte man dazu die Blätter der Papyrusstaude, indem man sie in Streifen spaltete und verflocht (*Fig. 9. f, g*). Den Verbildlichungen zufolge wurden aus-

---

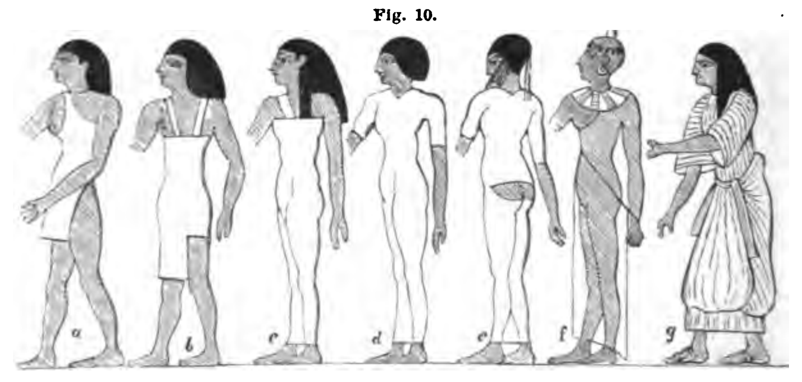
[1] Das so gelegte Gewandstück giebt selbst die monumentale Form der ägyptischen Haube bis zur Ueberraschung wieder. Durch das zopfartige Zusammendrehen des Rückenzipfels entstehen zugleich jene Lang- und Schrägfalten, die der ägyptische Künstler in seinen Darstellungen allerdings stets in steifer, regelmässiger Weise behandelte. —

Uebrigens sei hier ein- für allemal bemerkt, dass sowohl diese Beschreibung, wie sämmtliche im Buche enthaltenen Darlegungen über Form und Umwurf von Gewändern u. s. w. das Ergebniss eigener, sorgfältiger Versuche mit wirklichen Gewändern über lebendes Modell und Gliederfigur sind.

schliesslich Sohlen getragen und auch nur von den vornehmsten Ständen. Derartige Sohlen (*Fig 9. a, b*) hatten stets goldene oder vergoldete Seitenzierrathen. Die Befestigungsart war meist einfach. Sie geschah vermittelst eines breiten Spannbandes und eines auf der Vorderseite angebrachten schmäleren Riemens, indem man diesen zwischen dem Grossen- und Neben-Zehen hindurchzog und auf der Mitte des Spannbandes anheftete (*Fig. 9. e*). Häufig waren diese Bänder mit einander verbunden, so dass die Sohle ohne Weiteres angezogen werden konnte (*Fig. 9. f, g*). — In der Folge ward die Verwendung von Fussbekleidungen allgemeiner.

Die Bekleidung der Weiber. Vom weiblichen Geschlecht forderte man eine umfangreichere Verhüllung, als der Männerschurz gewährte. Erst seit dem Ende des alten Reiches,

Fig. 10.



mit dem Einfliessen asiatischer Kultur, wich auch dessen Kleidung von dem Altherkömmlichen ab. Es traten Tänzerinnen und andere weibliche Schauspieler, meist von Asien kommend, theils mit bauschigen, geschlossenen Schurzkleidern, theils nur mit einem dünnen, durchscheinenden Hemde bekleidet auf.

Schon die älteste Bekleidung bildete ein hemdartiges Gewand, das den Körper von der Brust bis zu den Füssen vollständig bedeckte und durch Schulterbänder gehalten wurde (*Fig. 10. c*). Zuweilen erstreckte es sich auch über Brust und Hals. In diesem Fall hatte es kurze, enganliegende Ermel (*Fig. 10. d, e*). Die arbeitende Klasse stutzte es den verschiedenen Handtierungen gemäss, nicht selten in auffälliger Weise zu (*Fig. 10. a—b*).

Ein derartiges Gewand erhielt sich bis in die späteste Zeit, selbst auch bei den Vornehmen. Mit zunehmender Prachtliebe schmückte man es durch farbige Muster (*Fig. 1. a—c*). Gleichzeitig machten die Weiber von den feinsten Geweben Gebrauch. Sie wurden theils zu Ueberwürfen über ein solches Kleid benutzt, theils aber auch als einzige Hülle (*Fig. 10. f*). Seit der Glanz-

epoche des neuen Reiches kamen diese durchsichtigen Stoffe vorzugsweise in Anwendung. Die Kleider an sich bestanden nunmehr in mehr oder minder weiten Hemden und kürzeren Unterröcken, und in meist umfangreichen, viereckigen oder an den Kanten abgerundeten Umwürfen.

Die Anwendung jener Gewänder währte bis in die späteste Zeit ohne wesentliche Veränderung. Herodot, der etwa um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Aegypten bereiste, spricht zwar nur von einem Kleide, das die Weiber daselbst trügen, er bezog dies indess ohne Zweifel nur auf die niederen Stände. An einer anderen Stelle erwähnt er selbst noch eines Gewandes „Kalasiris", das unterhalb eingefranzt war und schurzartig umgelegt wurde. Die Anordnung eines Obergewandes zu einer Art von Schurz über dem hemdförmigen Kleide fand, namentlich später, häufig statt (*Fig. 10. g*). Ein Vergleich einzelner ägyptischer Statuen von griechischer oder römischer Arbeit aus der Zeit der Lagidenherrschaft mit älteren ägyptischen Bildern bezeugt, dass eine derartige Anordnung auch noch in dieser Zeit üblich war (vergl. *Fig. 11.* u. *10. g*).

Fig. 11.

Die Fussbekleidung blieb wesentlich der der Männer ähnlich. Auch sie bestand in geschmückten Sandalen, die dem Fuss untergebunden oder untergeschoben wurden.

Die Kopfbedeckung dagegen war von der der Männer verschieden, theils schleierartig umfangreicher, überhaupt aber schmuckvoller *(Fig. 13)*.

Haartracht.

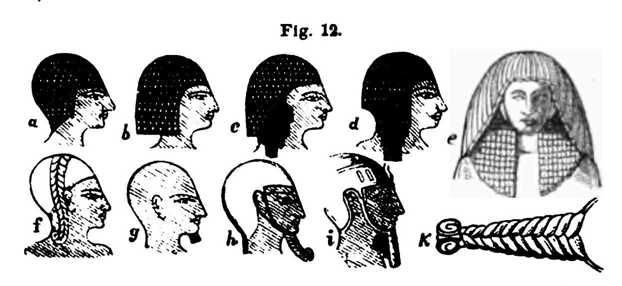
Die natürliche Beschaffenheit des Haars, seine Gedrungenheit und Kürze bei Männern, sowie dessen Länge und Fülle bei Weibern, wurde schon von der ältesten Kunst, wenn gleich eigenartig behandelt, doch sorgfältig beobachtet.

Die Haartracht der Männer auf Abbildern aus der älteren Zeit (*Fig. 12. a—e*) entspricht dem den Eingeborenen noch eigenthümlichen Strehnengeflecht. Andere Darstellungen von gleichem Alter lassen es indess ausser Zweifel, dass man sich ausserdem den Schädel gänzlich kahl scheeren liess. — Seit der Wiederherstellung des Reiches wurde der letztere Brauch gleichsam zum Reinlichkeitsgesetz. Es erstreckte sich dies nun selbst auf die Kinder. Nur wenn man sich auf der Reise befand wich man, aus religiösen Ursachen, davon ab.

Die Vorliebe für den Schmuck des Haars war jedoch zu stark, als dass man ihn gern geopfert hätte. Da erfand man die

Perrücke! Sie wurde Kopftracht der Vornehmen — der höchsten und herrschenden Stände. Röhrenförmig aufsteigende Lockengehäuse, grosse Haartouren mit Lockentoupet und langen Zopfstrehnen, Perrücken mit schlichtem Haupt- und gekräuseltem Seiten-Haar u. s. w. traten nunmehr an Stelle des eigenen Haars. Selbst Männer gingen dann hierin so weit, dass sie, wie dies einzelne, mit beweglichen Haartouren aufgefundene Figuren darthun (*Fig. 12. e*), zwei Perrücken übereinander aufsetzten.

Fig. 12.



Auch der **Bart** entging dem Scheermesser nicht und somit erfand man auch künstliche Bärte. Vornehme und einzelne Priester trugen sie klein und würfelförmig (*Fig. 12. g*), die Pharaonen theils als eine am unteren Ende schneckenförmig gewundene Flechte (*Fig. 12. h, k*), theils als Kinnlappe (*Fig. 12. i*). Der Jugend überwies man als **Zeichen der Kindheit** eine vom Scheitel herabhängende Flechte (*Fig. 12. f*).

Fig. 13.



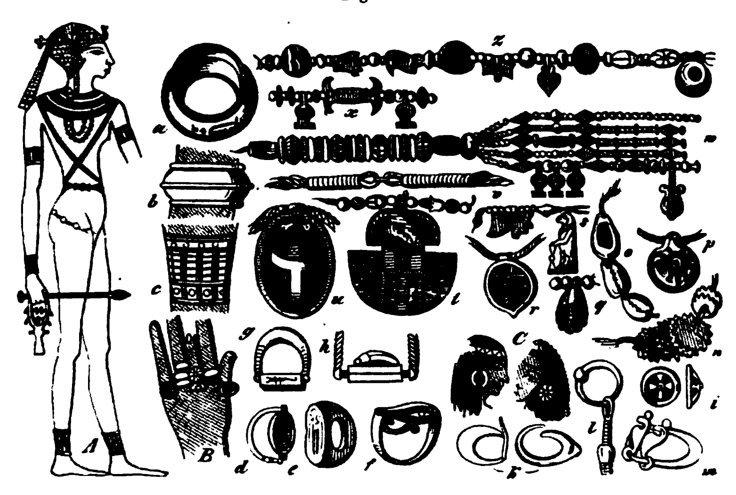
Die **Weiber** scheinen der Perrücke länger widerstanden zu haben. Doch machten allmälig auch sie von dem Scheermesser und von ihr Gebrauch (*Fig. 10. f, g*). Die niederen Stände aber blieben dabei das eigene Haar in schlichter Weise zu tragen (*Fig. 10. a—d*). Die Aehnlichkeit der Weiber - Perrücken mit der dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen Beschaffenheit des eigenen Haares (*Fig. 13. e*) wirkte zugleich auf die Gestaltung seiner Kopfbedeckungen zurück. Die einfachste Kopftracht bildeten demnach nächst den erwähnten schleierartigen Tüchern verschiedene Arten von Haarsäcken. Sie wurden durch Hinzufügung von Schmuck zu eigentlichen **Kopfzierden** (*Fig. 13. a—d*).

Der Schmuck

der Aermeren beschränkte sich auf leicht zu beschaffende Gegenstände. Ausser einer Färbung einzelner Körpertheile, bestand er in werthlosen Umhängseln (vergl. *Fig. 14. n—p*). — Der Schmuck der Begüterten entfaltete sich, namentlich während des neuen Reiches, in höchst glänzender Weise. Neben dem schon im alten Reiche verarbeiteten äthiopischen Golde, kamen der besonderen Vorliebe dafür nunmehr auch die von Asien eingelieferten edelen Metalle, Edelsteine u. A., sowie auch wohl zunehmend asiatische Kunstthätigkeit entgegen. Erst auf Grabbildern von Benihassan und Wandgemälden aus jener Zeit finden sich, nächst den Verfertigern von Glas, Juweliere und Goldschmiede dargestellt.



Fig. 14.



Die noch heut über den Orient verbreitete Sitte, sich zu schminken, reicht bis in die älteste Zeit auch des ägyptischen Reiches. Ursprünglich benutzte man dazu schwarze, grüne und weisse Farbe. Erstere diente zur Bemalung der Augenbrauen und Augenlider, weiss zum Bestreichen der Nägel. Mit Grün aber pflegte man vom sogenannten Thränensack aus einen Strich um die Augenhöhlen zu ziehen. Später gab man Grün und Weiss auf. Letzteres ersetzte man durch ein Orangegelb, damit man nun gelegentlich Hände und Füsse überzog.

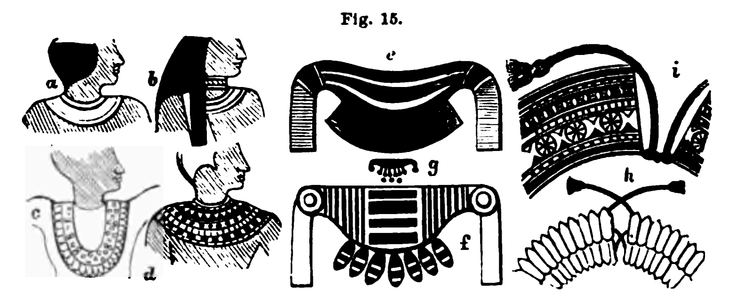
Die Schmucksachen erstreckten sich, namentlich beim weiblichen Geschlecht, über fast alle dazu geeigneten Theile des Körpers, selbst die Hüften nicht ausgenommen (*Fig. 14. A*).

Den Schmuck der Männer bildeten hauptsächlich Oberarm-, Hand- und Fussknöchelringe. Sie waren theils abgerundet glatt,

theils flach und in dem Falle häufig mit Schmelzmalerei verziert (*Fig. 14*. *a, b, c*); nächstdem Fingerringe. Diese bestanden aus metallnen Reifen mit fester oder drehbarer Platte (*Fig. 14. d, g, h*) oder aus farbig überglaster Steinmasse in Form eines hieroglyphischen Bildes (*Fig. 14. e, f*). Die Art, in der man sich ihrer bediente, hing von der Laune des Einzelnen ab, wie man denn Mumien gefunden hat, deren Hände mit Ringen überladen waren (*Fig. 14. B*).

Der von den Weibern getragene Zierrath umfasste ausserdem Brust-, Hals- und Ohrgehänge. Der Halsschmuck hatte in der frühesten Zeit vorherrschend die Gestalt buntbemalter Bänder (*Fig. 15. b*), später hauptsächlich die von längeren oder kürzeren Schnüren und Kettchen (*Fig. 15. c*). In diesen wechselten metallene Figürchen mit Sinnbildern aus farbigen Steinen, buntglasirtem Thon und zierlich geäderten Glaskügelchen in vielfältiger Weise

Fig. 15.



ab (*Fig. 14. v, z*). Sie wurden noch durch Hinzufügung von mancherlei Anhängseln (*Fig. 14. q—u*) erweitert. Die Ohrringe (*Fig. 14. C, i*) waren zumeist scheiben- und radförmig, doch auch von mancherlei anderen Formen (*Fig. 14. k—m*). Zudem galten den vornehmen Frauen diademartige Kopfspangen, sowie auch buntverzierte Bänder, netzförmige enganliegende Hauben und einzelne Blumen oder in Kränzen (*Fig. 13*) als eine besondere Zierde.

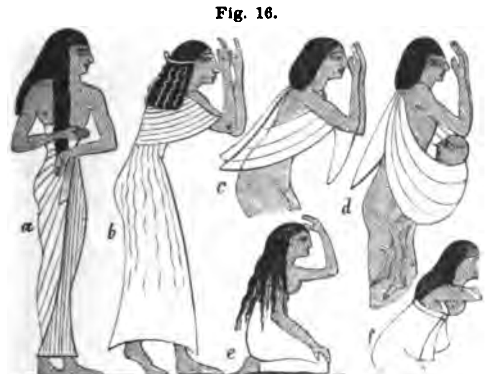
Ein beiden Geschlechtern gemeinsamer, geradezu volksthümlicher Schmuck war ein breiter Schulterkragen. Nur die dienenden Klassen entbehrten desselben. Die Vornehmeren trieben damit einen um so grösseren Aufwand. Von nur geringer Ausdehnung findet er sich auf Grabbildern aus der ältesten Zeit (*Fig. 15. a*). Umfangreicher und kostbarer auf Bildern aus der Blüthenepoche, seit der Vertreibung der Fremdherrschaft. Ein solcher Kragen (*Fig. 15. d*) bestand, wohl je nach Vermögen des Einzelnen, entweder aus kartonirter, farbig bemalter Leinwand (*Fig. 15. e, f, i*), oder aus Einzeltheilen, vermittelst Schnüren aneinandergereiht (*Fig. 15. h*). Vorzugsweise wählte man zur Herstellung dieser letzteren in Stoff, Form und Farbe vielfach verschiedene sinnbildliche Figuren, Perlen, Steinchen u. s. w. auf

einem Netzgeflecht geordnet. In solcher Ausstattung wurden sie hauptsächlich von Weibern getragen. Die Krägen der Männer bildeten vorwiegend eine Art von buntfarbig verzierter Platte mit Bindebändern oder Zugschnüren. Sie wurden, wie dies die gleichgestaltete „Gold“ bezeichnende Hieroglyphe (*Fig. 15. g*) mindestens anzudeuten scheint, wohl wesentlich aus diesem Metall verfertigt, und mit Schmelzfarben bedeckt.

Das kennzeichnende Verhältniss der Tracht.

Das Privatleben wirkte, wenn wohl auch nur in geringerem Maasse, auf die Gestaltung der Tracht zurück. Ausser in der erwähnten Bezeichnung des Kindesalters (S. 14), kam es vor allem im Schmerze über den Tod eines Familiengliedes zu bestimmterem Ausdruck. Schriftsteller des Alterthums erwähnen

Fig. 16.



der äusseren Zeichen der Trauer. Sie bestanden wesentlich in einem Wüthen gegen sich selbst. Beim Ausbruch des Schmerzes bewarf man Kopf und Antlitz mit Erde oder Koth und schlug und zerkratzte Gesicht und Brust. Man legte ein bis auf die Füsse reichendes Gewand um, und gürtete oder verknotete es unterhalb der Brust. So rannte man wehklagend durch die Strassen (*Fig. 16. a—f*). Bis zu einer gewissen Zeit enthielt man sich jegliches Schmucks; selbst der Pflege des Haars entsagte man.

Aehnliche Aeusserungen der Trauer fanden beim Ableben einzelner, besonders geheiligten Thiere statt. Die Bewohner eines Hauses, in welchem eine Katze oder ein Hund verendete, pflegten sich im ersten Falle die Augenbrauen, im anderen sämmtliche Haare abzuscheren.

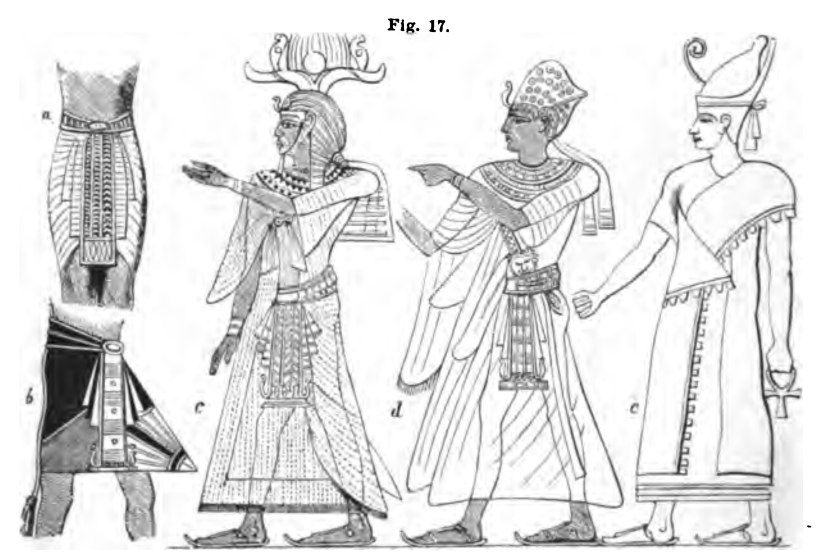
Einen bei weitem entschiedeneren Einfluss, als das Privatleben, übte das Staatsleben aus. In ihm war es vor allem die Würdestellung der Pharaonen und ihrer Gemahlinnen, welche eine äussere, attribute Bezeichnung des Herrscherthums mit sich brachte.

Sie selbst galten als Vertreter der höchsten Gottheiten, des Osiris und der Isis. Die Glieder der königlichen Familie, der Hofstaat in seiner Rangstellung, der weite Kreis der Beamteten, selbst die Priesterschaft, waren dem „Beherrscher beider Welten“ eben nur beigeordnet. Deren Auszeichnungen hingen von seiner Bestimmung ab. Die Seinigen galten als göttlichen Ursprungs.

Diese Abzeichen erstreckten sich über alle Theile der Kleidung. Wesentliche Bedeutung hatten solche in Form von Kopfbedeckungen und von scepterartigen Geräthen.

Die Kleidung der Könige (Taf. I) unterlag, wie ihre Lebensweise, altherkömmlichen Bestimmungen. Sie wechselte in allen Formen des Lendenschurzes als einzige Bekleidung, und der zum Theil

Fig. 17.



dünnstoffigen hemd- und mantelartigen langen Ober- und Untergewänder (*Fig. 17. a—d*). Je nachdem es das Hofgesetz forderte, zeigte sich der „Ewiglebende“ mehr oder minder reich geschmückt mit je dementsprechendem Abzeichen. Bei vielen derartigen Vorkommnissen trug er einen allein ihm eigenen Schurz in Form eines Dreiecks (*Fig. 17. b*). Er war meist von kostbarem Stoff, Gold oder vergoldetem Leder, zuweilen mit Sinnbildern bedeckt. Ein ferneres Kleidungsstück, das nur selten fehlen durfte, bildete eine goldene, buntfarbig verzierte Leibschärpe. Sie hing über breiten rothen und blauen Bändern (*Fig. 17. a, b, c, d*).

Eine solche wechselnde Kleiderpracht erhielt sich bei den einheimischen Königen bis in die späteste Zeit. Die persischen und griechischen Machthaber blieben auch als Beherrscher Aegyptens, auch während ihres Aufenthaltes daselbst, ihrer eigenen Tracht

Taf. I. zu Seite 18.

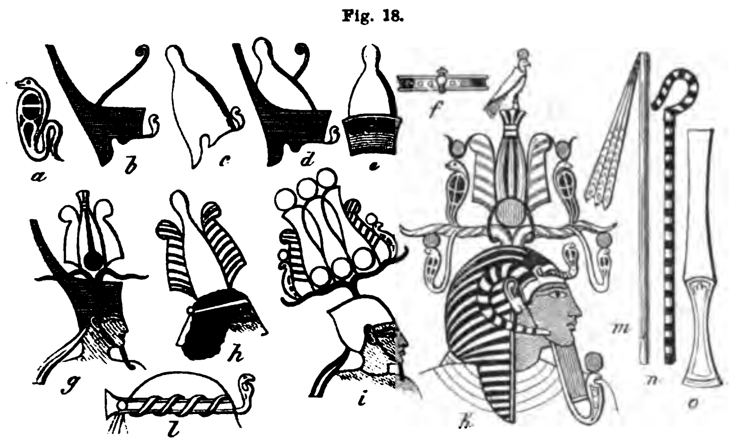


Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart. Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht Stuttgart. Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

getreu. Es bezeugt dies einerseits das Skulpturbild des Cyrus[1] auf den Ruinen bei Persepolis, andrerseits die in ihrer Art einzige ägyptische Darstellung des Ptolemäus Evergetes (*Fig. 17. e*). Letztere lässt überdies das Bestreben der ägyptischen Kunst erkennen, die ihr ungeläufige griechische Gewandung ihrer einmal herkömmlichen Darstellungsform zu unterwerfen. Die Fremdherrscher beschränkten sich auf die Aneignung der wesentlichen Abzeichen, der symbolischen Kopfbedeckungen und Scepter.

Das hauptsächlichste Symbol war seit der Blüthe des alten Reiches der „Uräus". Er bezeichnete in Form einer Schlange (*Fig. 18. a*) die Gewalt über Leben und Tod, ward zumeist von Gold gefertigt und mit farbigem Schmelz geziert. Angebracht

Fig. 18.



wurde derselbe mit nur wenigen Ausnahmen längs dem unteren Rande der Schärpe und an den Kopfbedeckungen.

Diese Kopfbedeckungen waren von verschiedener Gestalt und Färbung: Die einfachsten bildeten eine Art von Diadem, einen goldenen, mit bunten Steinen oder mit Malerei verzierten Stirnreifen, hinterwärts mit Bindebändern. Um einen derartigen Reifen wurde bisweilen ein Uräus gewunden (*Fig. 18. f, l*).

Die anderen glichen gesteiften Kappen und hohen, theils kegelförmigen Hüten. Es waren dies, ihrer Bedeutung nach, die eigentlichen Herrscherkronen. Sie dienten seit frühester Zeit, je nach Besonderheit, zur Bezeichnung der „oberen" und der „unteren" Region, des überirdischen (?) und weltlichen Reichs. Die Krone der unteren Region bildete eine ziemlich flache, nach hinterwärts schmal aufsteigende Kappe von hochrother Färbung (*Fig. 18. b*), die der oberen Region einen kegelförmigen Hut (*Fig. 18. c*). Sie war weiss und wurde mitunter dicht mit metallenen (?) Buckeln be-

[1] S. unten.

setzt. — Unter der Regierung des Apappus (Pepi), während der sechsten Dynastie (um 3000 v. Chr.), fand die Vereinigung beider Kronen statt (*Fig. 18. d, e*). Sie bezeichneten so, als „Pschent", den „Beherrscher beider Welten."

Jeder dieser Kronen wurden nach Erforderniss der Ceremonien Göttersymbole hinzugefügt (*Fig. 18. g, h*); auch bediente man sich mitunter solcher allein als Kopfzierden (*Fig. 18. i, k*). Auch hierbei nahm der Uräus stets eine Hauptstelle ein. Er schmückte in besonderen Fällen selbst den Bart des Königs (*Fig. 18. k*).

Einfach waren die scepterartigen Abzeichen. Sie blieben als Erinnerungssymbole der ältesten Beschäftigung, des Ackerbaues und der Viehzucht, wesentlich auf einen Krummstab (*Fig. 18. n*)

Fig. 19.



und eine dreisträhnige Geissel (*Fig. 18. m*) beschränkt. Ersteres führten auch, jedoch in minder kostbarer Ausstattung, die dem König zunächst stehenden männlichen Anverwandten. Höchstgestellte Hofbeamte trugen als Zeichen ihrer Würde das Weihe-Scepter „Pat" (*Fig. 18. o*).

Mit der Bekleidung der Königinnen (Taf. II) verhielt es sich im Ganzen ähnlich wie mit der der Pharaonen. Auch sie wechselte je nach den verschiedenen Vorkommnissen. Im Weiteren entsprach sie wesentlich der der vornehmen Stände. Wie bei diesen bestand sie theils nur aus dünnstoffigen, lang herabfliessenden Gewändern (*Fig. 19. d*), theils nur aus dem einfachen Weiberrock, theils auch aus diesem und zugleich kostbaren Oberkleidern (*Fig. 19. e*).

Da man die Königin gleichsam als eine Verkörperung der

1 2 3 4

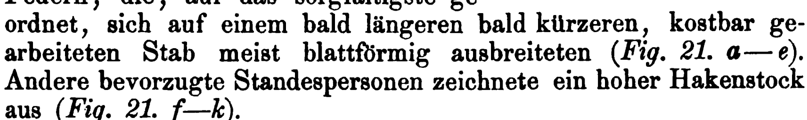
Verlag von Ebner u.Seubert in Stuttgart.

Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht, Stuttgart.

Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

Isis betrachtete, so führte sie auch, nächst dem Uräus, deren Eigenschaftbezeichnungen. Es waren dies ein goldener Kopfschmuck in Gestalt eines Geiers (*Fig. 19. a, d*) und ein Lilienscepter (*Fig. 19. b*). Auch diese Kopfbedeckung erhielt, wie die der Könige, gelegentlich symbolische Aufsätze. So auch trugen die Königinnen ebenfalls diademartige Reifen. Sie bildeten nebst der Jugendlocke auch einen Schmuck der Prinzessinnen (*Fig. 19. c*).

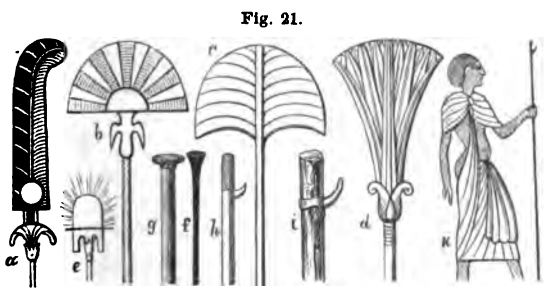
Fig. 20.



Die Prinzen, wie der gesammte Hofstaat, zeichneten sich durch Kleiderschmuck aus. Ehrengeschenke des Königs, bestehend in goldenen Ketten, den erwähnten kostbaren Krägen, Waffen u. s. w. galten zugleich als Würdeabzeichen. Was zur näheren Umgebung des Throns zählte, trug einen besonderen Kopfschmuck: eine reich verzierte Binde, herabhängend bis zu den Schultern (*Fig. 20. a, b*); ausserdem das Weihescepter Pat (*Fig. 18. o*). — Ein wesentliches Amt war das des königlichen Fächerträgers. Das Geräth vermehrte die Pracht seiner Erscheinung. Es bestand aus buntfarbigen Federn, die, auf das sorgfältigste geordnet, sich auf einem bald längeren bald kürzeren, kostbar gearbeiteten Stab meist blattförmig ausbreiteten (*Fig. 21. a—e*). Andere bevorzugte Standespersonen zeichnete ein hoher Hakenstock aus (*Fig. 21. f—k*).

Eine gleichsam vermittelnde Stellung zwischen der Staatsgewalt des Königs und den landesüblichen, gesetzlichen Bestim-

Fig. 21.

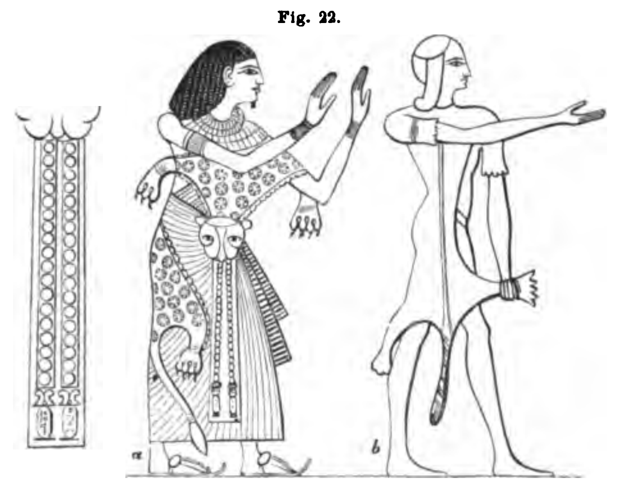


mungen, nahmen die Richter ein. Sie gehörten dem Priesterstande an. Ihr Abzeichen war eine am Haupte befestigte Feder, das Sinnbild der Gerechtigkeit (*Fig. 20. c*). Nur der Oberrichter erschien, wenn er als solcher sein Amt ausübte, ausserdem mit einem Brust-

schmuck geziert. Diesen bildete eine breite, an einer Halskette hängende Platte von Lapislazuli, enthaltend in Hieroglyphen die Worte „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“ (*Fig. 20. d*).

Der Cultus und die Priesterschaft standen in innigster Beziehung zum Staate. Ein uraltes Ritual verband letztere zu einer geschlossenen Körperschaft. Ihre Lebensweise war bis ins Einzelne geregelt. Auch ihre Tracht unterlag dem Gesetz. Sie durfte nur von Linnen sein; die Fussbekleidung nur von Biblus geflochten. Rang und Würde waren eigens bezeichnet. — Der mit dem neuen Reiche beginnende Aufwand aber übte auch darauf seinen Einfluss aus. An Stelle der früher allgemein üblichen Schurzbekleidung traten nun die den höheren Ständen überhaupt eigenen, dünnstoffigen Gewandungen. Jene wurde zur

Fig. 22.



Ausnahme. Das Leoparden- oder Pantherfell, die wesentliche Auszeichnung der höchsten Stände in ältester Zeit (S. 8), verblieb nur den höchsten Priesterwürden (*Fig. 22. a—b*). In reichster Ausstattung bezeichnete es die Oberpriester. Diese trugen ausserdem, bei gewissen Cultushandlungen, eine lange Gürtelschärpe und anderweitigen kostbaren Schmuck (*Fig. 22. a*). Auch die Könige, wenn sie das Amt eines Oberpriesters versahen, waren in ähnlicher Weise bekleidet. Seit der einundzwanzigsten Dynastie (um 1000 v. Chr.) legten sie sich die Bezeichnung „erster Prophet Amon-ra-sonter's“ bei.

Die Amtstracht der übrigen Priester (*Fig. 23. a—c*) wurde nicht nur durch die Rangordnung, sondern auch, innerhalb derselben, durch die Cultushandlungen bestimmt. Einzelne Grade hatten gewisse, nur ihnen eigene Abzeichen. So trugen die ersten Propheten im Tempel des Phtah eine besonders gestaltete Scheitel-

flechte, die heiligen Schreiber oder Schriftgelehrten eine Doppelfeder und Schreibgeräth (*Fig. 23. c*), und die Besiegler der Opferthiere einen Siegelring, welcher das Bild eines Menschenopfers enthielt.

Neben den Priestern gab es Priesterinnen. Sie ergänzten sich, wie es scheint, aus den nächsten Anverwandten der Priester. Ausser durch reichen Schmuck (*Fig. 23. d*) unterschied sich ihre Tracht vermuthlich nur wenig von der der höheren Stände überhaupt.

Fig. 23.



Ebenso übte der Cultus einen Einfluss auch auf die Volkstracht aus. Die Bewohner von Busiris und Lycopolis schrieben den Sonnenverehrern vor, sich nicht mit Gold zu schmücken, und beim Absterben des heiligen Apisstiers erschien man so lange in Trauerkleidern, bis dass ein neuer Apis gefunden war.

Auch die Krieger bildeten eine Körperschaft. Gleich wie die Priester hatten auch sie bestimmten Antheil am Grund und Boden. Sie trugen, wenigstens in späterer Zeit, als ein gemeinsames Abzeichen einen mit dem Abbilde des heiligen Käfers, des „Skarabäus", ausgestatteten Fingerring.

Das Kriegswesen

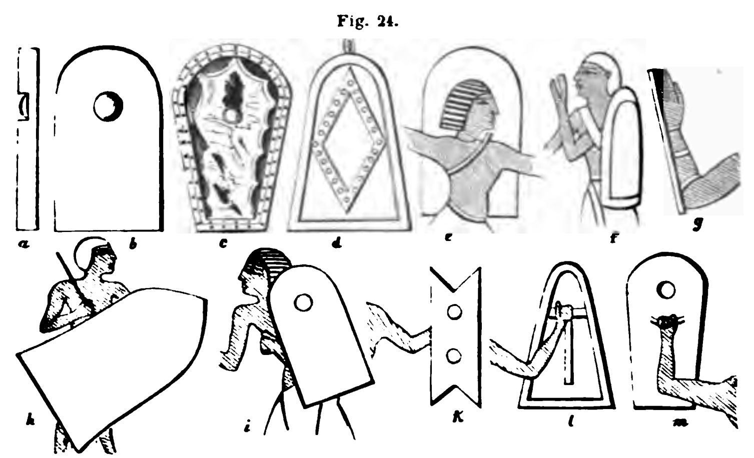
erfuhr bereits in ältester Zeit eine gewisse Regelung. Schon auf Wandbildern aus der Mitte des dritten Jahrtausends erscheinen geordnete Kriegermassen. — Von folgereicher Bedeutung wurden die seit der Vertreibung der Hiksos nach Asien geführten Kriege der achtzehnten und neunzehnten Dynastie (v. 1700—1200). Sie übten zugleich entscheidenden Einfluss auf die Bewaffnung als solche aus. Diese wurde nun mannigfaltiger und die Truppenmasse an sich nun auch nach ihr bestimmter gegliedert. Namentlich aber gewannen die Waffen selbst an Vollkommenheit. Fortan

bediente man sich theils der erbeuteten oder durch Tribute bezogenen, theils auch nun danach gefertigter Waffen.

Die Waffen.

Die Schutzwaffen beschränkten sich während der Zeit des alten Reiches zumeist nur auf einen Schild- und Kopfschutz. Seit den siegreichen Kämpfen in Asien kamen Schienen- und Schuppenpanzer zunehmend in Anwendung. Die Arme und Beine blieben entblösst. Nur bei handwerklichen Verrichtungen oder, was die Arme betrifft, bei gewissen Fechterspielen bediente man sich einfacher Schienen (*Fig. 7. a*; *Fig. 24. g*). Die Füsse schützten die niederen Truppen nur ausnahmsweise durch rohe Sandalen.

Fig. 24.



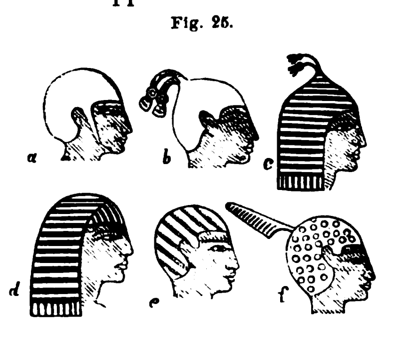
Die ältesten ägyptischen Schilde (*Fig. 24. d, k, l*) waren von Holz oder Rohrgeflecht, bekleidet mit Leder und mit breiten metallenen Rand- und Deckenbeschlägen, mit nur einer Handhabe (*Fig. 24. k, l*). Ihre äusserste Höhe betrug etwa zwei und einen halben Fuss. Je nach Erforderniss trug man sie auf der rechten oder linken Seite. — Zu diesen Schilden kamen folgends Armschilde, wahrscheinlich von Leder, welche den Mann vollkommen deckten (*Fig. 24. h*).

Mit dem Beginn des neuen Reiches wurden die Schildformen mannigfaltiger. Neben jenen Gestaltungen bedienten sich nunmehr die schwerer Bewaffneten namentlich grösserer Handschilde. Auch sie waren gemeiniglich durch Felle und Metallbänder verstärkt, jedoch mehrentheils zugleich mit einem Metallbuckel versehen (*Fig. 24. a—c*). Er schloss eine Oeffnung, durch welche man den Gegner beobachten konnte. Auch sie hatten nur eine Handhabe (*Fig. 24. m*). Beim Marsche hing man sie über die Schulter (*Fig. 24. i*), beim Kampfe auch wohl über den Rücken (*Fig. 24. e*). —

Ausserdem gab es nun auch Hohl- und Rundschilde, letztere vielfach mit Buckeln benagelt (*Fig. 31. C*). Von ersteren (*Fig. 24. f*) machte man nur selten Gebrauch, die Rundschilde aber überliess man fast einzig den asiatischen Hülfstruppen.

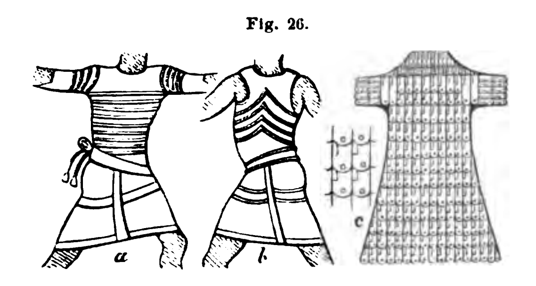
Den Kopfschutz bildete eine einfache Kappe (*Fig. 25. a, b, e, f*). Zu ihrer Herstellung benutzte man ohne Zweifel hauptsächlich Leder. Es wurde dies dann entweder eintönig oder streifig gefärbt (*Fig. 25. e*), auch mit Metallplättchen benietet. Kappen dieser Art trugen vorzüglich die Anführer. Diese waren noch insbesondere durch eine Feder ausgezeichnet (*Fig. 25. f*). Metallne Helme zählten bis in die späteste Zeit zu den Seltenheiten. Noch sonst aber bediente man sich, so während der achtzehnten Dynastie, auch einfacher und doppelter Zeughauben (*Fig. 25. c, d*).

Fig. 25.



Die Schienenpanzer und Schuppenhemden zum Schutz des Oberkörpers (*Fig. 26. a—c*) gehörten anfänglich zu Tributgegenständen der vorderasiatischen Länder. Die Schuppenhemden zeichnete eine ebenso geschickte als auch geschmackvolle Verwendung verschiedenfarbiger Metalle aus. Bei ihnen wechselten reihen-

Fig. 26.



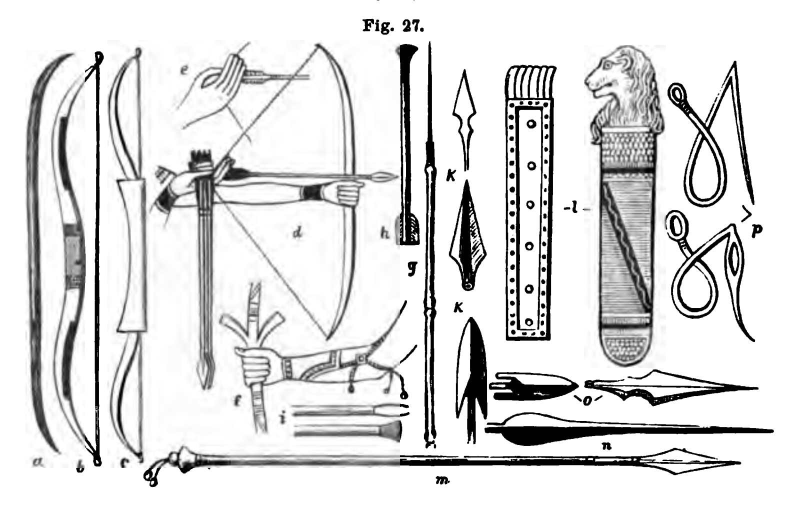
weise gelbe, blaue, rothe und grüne Schuppen (*Fig. 26. c*). Namentlich wurden die Schienenpanzer bald zunehmend allgemeiner. Sie bestanden zunächst aus Lederstreifen, in der Folge aus solchen Streifen und zwischen diesen befestigten, breiteren metallnen Bändern (*Fig. 26. a, b*).

Die Angriffswaffen entwickelten sich zu ähnlicher Mannigfaltigkeit. Von Bedeutung für ihre Ausbildung waren die Lieferungen an Eisen, welche seit den asiatischen Kriegen von Armenien (?) aus eingingen. Neben den seit ältester Zeit angewendeten bronzenen Klingen kamen nun, wie Abbilder bezeugen, auch eiserne Klingen in Gebrauch.

Während der Dauer des alten Reiches waren die Krieger vorzugsweise mit Wurfgeschossen bewehrt. Sie führten mit wenigen Ausnahmen einfache Bogen von Holz, Speere von verschiedener Länge und verschieden gestaltete Schleudern (*Fig. 27. p*). — Diese Wurfgeschosse behielt man bei. Sie wurden durch andere von zweckmässigerer Gestaltung vermehrt, auch insgesammt immer reicher behandelt.

Das vornehmste Wurfgeschoss blieb der Bogen. Seine Grösse wechselte etwa zwischen vier bis fünf Fuss. Seine Ausstattung entsprach dem Range seines Besitzers. — Der gemeine Krieger blieb auf seine alterthümliche, einfache Waffe (*Fig. 27. a*) beschränkt; die Vornehmen, vorzüglich die Könige, hatten überaus kostbare Rund- und Winkel-Bogen, die zum Theil mit Gold über-

Fig. 27.



zogen und mit seltenem Holzwerk ausgelegt waren (*Fig. 27. b; Fig. 30*). Sie, und auch die einfacheren Geschosse pflegte man während des Marsches durch ein Futteral zu schützen (*Fig. 27. c*). — Die Pfeile waren buntfarbig befiedert und theils mit steinernen, theils mit bronzenen Spitzen von verschiedener Form (*Fig. 27. d, g, h, i, k*) bewehrt. Zu ihrer Führung und Verwahrung dienten wohl zumeist lederne oder auch stark kartonnirte, bisweilen reich bemalte Köcher (*Fig. 27. l*). — Zum Zweck schnelleren Schiessens legte man eine Anzahl Pfeile vor sich auf den Boden oder hielt sie mit dem Daumen der rechten Hand (*Fig. 27. d, e*).

Zum Schutz gegen den Sehnenschlag umgab man den Unterarm mit Bändern oder mit einer Schiene (*Fig. 27. f*).

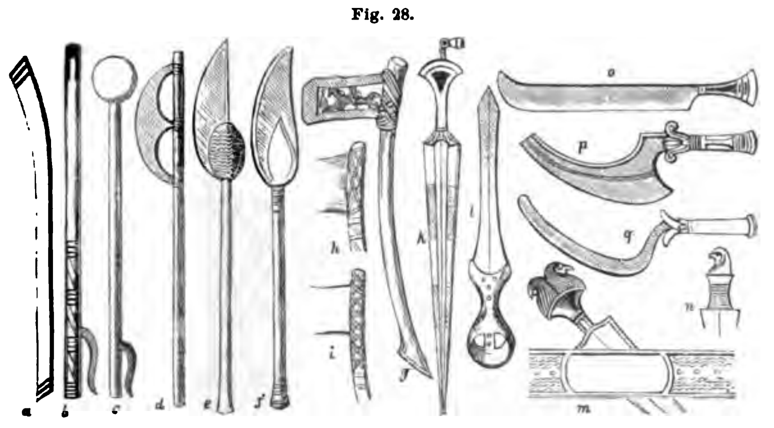
Der Speer der niederen Truppen wurde, als Nebenwaffe der Vornehmen, für diese zum Wurfspiess umgebildet (*Fig. 27. m*). Sein Schaft bestand aus leichtem Holze oder aus Leder von der

Haut des Nilpferdes. Auch an ihm wurde weder Vergoldung noch Malerei gespart. Die Spitze war, wie die der Pfeile, von verschiedenen Formen, wohl zumeist von Bronze (*Fig. 27. m, n, o*).

Von den Hiebwaffen waren die Keule und das Kriegsbeil die ältesten. Letzteres in seiner einfachsten Gestalt (*Fig. 28. d*), findet sich bereits auf Grabbildern, welche der Schluss- und Blüthenepoche des alten Reiches angehören. Aus und neben beiden Waffen entwickelten sich wiederum andere, besondere Arten von Keulen und Beilen. Ausserdem nahm man eine Anzahl auch fremder Hieb- und Stichwaffen auf (*Fig. 28. k—q*).

Neben der alten, gewuchtigen Holzkeule (*Fig. 28. a*), die auch als Wurfstock verwandt werden konnte, wurden später, namentlich als Auszeichnung der Anführer, runde, geschmückte Stabkeulen

Fig. 28.



üblich. Das eine Ende derselben war durch Metallbeschlag bewehrt, das andere mit einem Handschutz versehen (*Fig. 28. b*). Sie verstärkte man dann dadurch, dass man jenen Metallbeschlag durch eine metallne Kugel ersetzte (*Fig. 28. c*). In Weiterem fügte man nun dieser Keule selbst das alte Kriegsbeil hinzu, so dass sie dann gewissermassen zu einem Keulenmesser ward (*Fig. 28. e, f*).

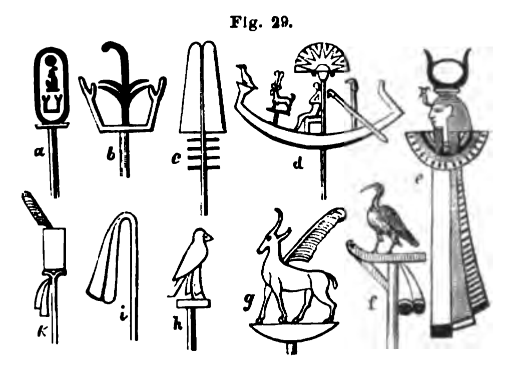
Diese Waffe wurde als „tem“ vorzugsweise von den Königen und den vornehmsten Kriegern geführt. Doch bedienten diese sich auch, gleich den übrigen Kriegern, verschiedener einfacher Aexte. Deren Klingen waren bald länger bald breiter, mehrentheils flach meisselförmig, mitunter zierlich gravirt, auch von durchbrochener Arbeit, und am Stiel gemeiniglich vermittelst Riemenwerk befestigt; der Stiel selbst zumeist leicht gekrümmt und am unteren Ende in Form eines Thierfusses geschnitzt. Solche reich ausgestatteten Aexte bezog man wohl namentlich aus Asien. Andere, zum Theil ebenfalls von dorther gelieferte Hiebwaffen, häufig

von reicher Ausstattung, bestanden hauptsächlich in langen Messern und in breiten Schlachtsicheln. Diese Waffen zählten denn auch wesentlich zur Ausrüstung der den Aegyptern verbündeten vorderasiatischen Hülfstruppen. Die Schlachtsichel insbesondere war eine Hauptwaffe der Pharaonen.

Zu den hauptsächlichsten Stichwaffen gehörten das Schwert und der Dolch (*Fig. 28. m, n*). Das Schwert wurde im Gürtel getragen, sein Griff gemeiniglich reich geschmückt, nicht selten durch ein symbolisches Bildwerk. Die Scheide umgab nur eine, die nach vorn zu kehrende Seite und die Schneiden der Klinge (*Fig. 28. k*). Seine Länge betrug selten über zwei und einen halben Fuss. Eine solche Länge gehörte schon zu den Ausnahmen. Der Dolch glich wesentlich einem kurzen Schwert.

Zur Regelung der Truppenabtheilungen dienten Paniere und Feldzeichen. Ihr Gebrauch, sowie ihre Ausbildung, verliert

Fig. 29.



sich in der Sage. — Die Krieger eines jeden Nomos hatten eine allgemeine Standarte; jede Hauptgliederung wiederum ein ihr zugehörendes Zeichen. Solche Standarten waren auf langen Stangen befestigte und häufig mit farbigen Bändern geschmückte, rund gearbeitete Sinnbilder (*Fig. 29. a—k*).

Ausserdem ordnete man die Truppen durch Trompetensignale. Nächst den Trompeten wandte man als Kriegsmusik verschiedene Trommeln und andere weit schallende Instrumente an (s. unt.).

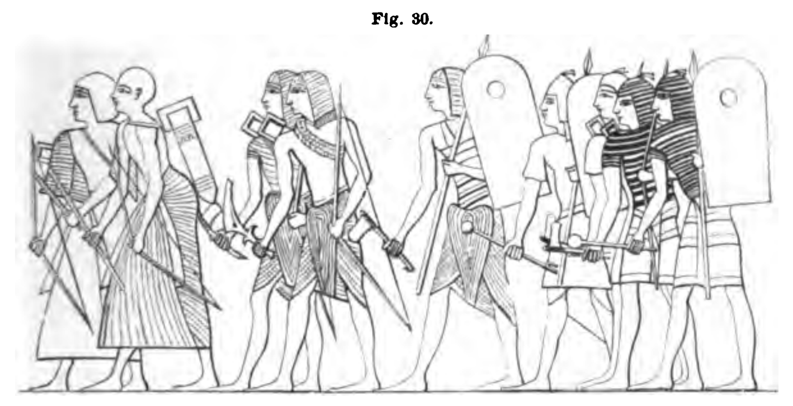
Die Gliederung des Heers.

Sie beruhte auf einer zweck- und ordnungsmässigen Vertheilung der Waffe. Hiernach zerfiel das Heer in zwei Hauptmassen, zur Zeit Herodots in „Hermotybier“ und „Kalasirier“. — Im Wesentlichen theilte es sich in Fusstruppen und Wagenkämpfer. Zu ihnen fügten die späteren Kriege eine nicht unbeträchtliche Reiterei. Sie blieb jedoch höchst wahrscheinlich auf asiatische

Hülfstruppen beschränkt. — Auf den vor der achtzehnten Dynastie errichteten Denkmalen findet sich kein Pferd dargestellt.

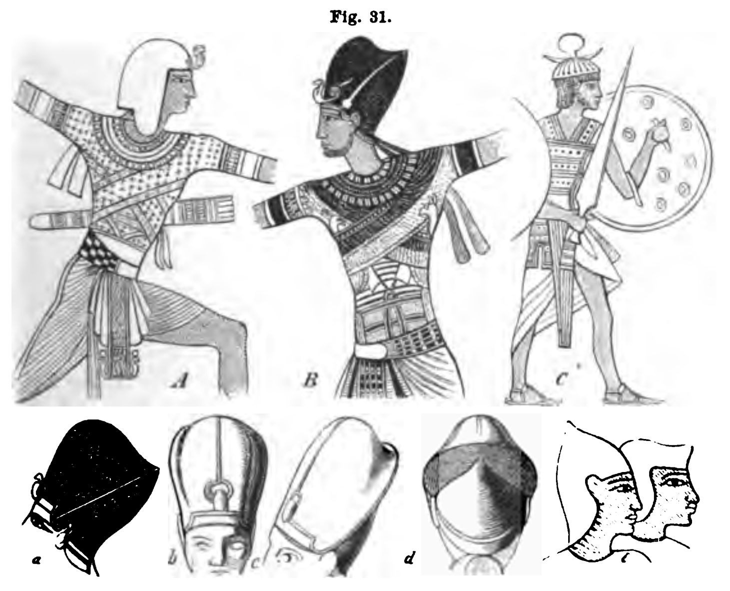
Die Fusstruppen zerfielen, je nach der Ausrüstung, in verschiedene Abtheilungen von Leicht- und Schwerbewaffneten. Die

Fig. 30.



niedrigste Stellung der ersten Ordnung nahmen die Schleuderer ein. Sie waren wohl durchgängig nur mit dem einfachen Schurz bekleidet. Die übrigen Massen hatten, wie es scheint, je eine

Fig. 31.



eigene, bestimmte Tracht. Den Kern bildeten die Wagenkämpfer. Zu ihnen gehörten die Vornehmsten. Ihre Ausstattung war demnach auch prächtiger, wie die der Fusstruppen.

Die Auszeichnungen der Anführer bildeten, nächst den erwähnten (S. 25) Helmfedern, vorwiegend kostbare Waffen. Solche wurden von den Königen auch für besondere Kriegsdienste verliehen.

Den Oberbefehl führte der König. Er selbst betheiligte sich am Kampfe. Er erschien reich geschmückt auf glänzend ausgestattetem Kriegswagen (Taf. III). Am häufigsten führte er den grossen Bogen, seltner eine Hiebwaffe. Auf dem Haupte trug er gewöhnlich den nur ihm gebührenden Kriegshelm (*Fig. 31. B; b—d*). Dieser Helm bestand vermuthlich mehrentheils aus Metall, zuweilen dicht mit Buckeln besetzt (*Fig. 31. a*). Seine Kleidung prangte in den buntesten Farben. Die Brust deckte eine gestickte Binde (*Fig. 31. A, B*), oder vielleicht ein eigens starker, baumwollener oder linnener Harnisch, wie solcher Herodot erwähnt.

Ganz der glanzvollen Erscheinung des Herrschers entsprach auch die seiner Leibgarde. Zu ihr zählten höchst wahrscheinlich die Geisseln der besiegten Völker. Sie war einestheils nach asiatischer Weise gekleidet. Einzelne Abtheilungen darunter trugen eine flache Kappe mit einem darauf sich erhebenden Schmuck, einer Vereinigung von Mond und Sonne (*Fig. 31. C*). Die Helme anderer Vornehmen, welche den König umgaben, hatten eine nur einfache Form (*Fig. 31. e*). Sie unterschied sich im Ganzen wenig von der dafür allgemein üblichen (*Fig. 25. b*).

Das Geräth.

Die Fülle der geräthlichen Darstellungen ist ausserordentlich. Fast jedes einzelne monumentale Bild liefert dazu einen Beitrag. — Während der langen Dauer des alten Reiches begnügte man sich mit den einfachsten handwerklichen Erzeugnissen. Die Herstellung von Möbeln, Gefässen u. s. w. blieb auf das Nothwendige beschränkt. Das noch zumeist auf Gewinnung von Naturerzeugnissen gerichtete Lebensbedürfniss kannte noch keinen verweichlichenden Aufwand. Erst nachdem die Urbarmachung des Landes gelungen, seine Fruchtbarkeit geregelt und dessen Ertrag gesichert war, wandte man sich den eigentlich handwerklichen Künsten zu. Gegen den Schluss des alten Reiches begannen sie sich bedeutsamer zu regen. Die Grabbilder von Benihassan legen Zeugniss dafür ab. Sie schildern in umfassendster Weise die verschiedenen Beschäftigungen eines vielgliedrigen Handwerkerstandes. — Die späteren Aegypter, welche so gern alles auf ihr Land bezogen, bezeichneten Isis und Osiris als Erfinder vieler Künste.

So regsam sich nun auch in dieser Zeit die Handwerklichkeit bethätigte, blieb sie doch immerhin weit zurück hinter jenen Er-

Taf III.

zu Seite 30.

Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart.

Lithogr. Anst v A. Gatternicht, Stuttgart.

Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

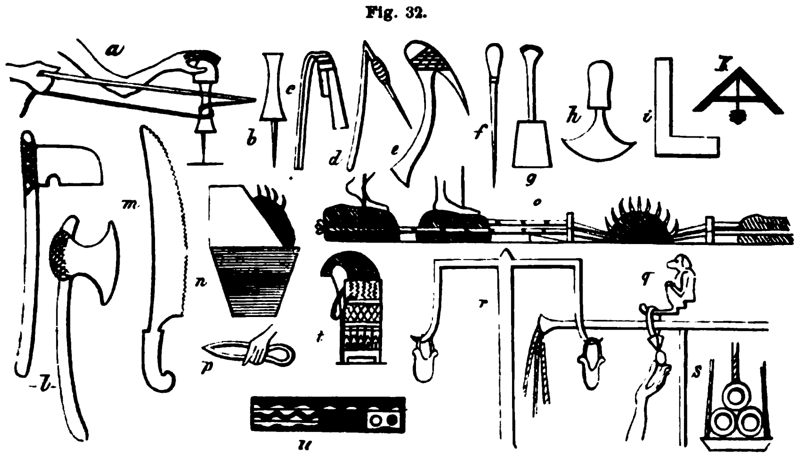
zeugnissen, mit denen dann das neue Reich von Asien aus bereichert wurde. Jegliche Art von Geräth, und meist in reichster Ausstattung, ward nunmehr von dort eingeführt. — Auf keinem ägyptischen Monument findet sich eine Andeutung von einer Verfertigung derartiger Geräthe. — Namentlich lieferten die „Kefa" (Cyprier) und die „Retennu" (Kappadocier) schöngearbeitete Gefässe; Andere brachten Tribute an Gold, reich gemusterte Teppiche u. A., auch Kriegswägen u. dergl. m. von prunkvollster Beschaffenheit.

Auf den Luxus gerichtete Gewerke finden sich, ausser der allerdings schon frühe geübten Goldschmiedekunst, überhaupt erst auf Denkmalen des neuen Reichs dargestellt. Es sind dies namentlich die der Wagenbauer, Kunstschreiner, Schreiber, Maler, Steinmetze, Metallarbeiter und Schuh- oder Sandalenmacher. In den Grabbildern von Benihassan erscheinen vorerst Glasbläser, Weber, Walker, Seiler, Lederarbeiter und Töpfer.

Das Handwerksgeräth.

Am ausgebildetsten war, wie es scheint, das Handwerksgeräth der Holzarbeiter. Sie führten seit den ältesten Zeiten verschieden gestaltete Aexte und Beile (*Fig. 32. l*), allerlei Spitz-, Rund- und

Fig. 32.



Flachmeissel (*Fig. 32. b—e*), so wie auch grössere und kleinere Schrot-, Kerb- und Drumsägen (*Fig. 32. m*). Ferner das Ansatzlineal, den Winkel (*Fig. 32. i*), die Setzwage (*Fig. 32. k*) und den Drillbohrer (*Fig. 32. a*).

Die mit den Holzarbeitern in Verbindung stehenden Maler, Anstreicher und Lackirer arbeiteten mit flachen Pinseln aus kleinen Farbegeschirren, in denen sie die Farben mit Leim mischten.

Dieser wurde über Feuer, in einem Tiegel, flüssig erhalten. — Die Schreiber, die auch die Hieroglyphen auf Kästen u. s. w. auftrugen, bedienten sich eines hölzernen, länglich viereckten Farbbehälters (*Fig. 32. u*). Er wurde zugleich als Palette benutzt. Zur Verwahrung ihrer Geräthe führten sie gehenkelte Tragekästchen (*Fig. 32. t*).

Diese Werkzeuge wurden zum Theil auch von den übrigen Handwerkern verwendet. Die Lederarbeiter, so wie die Schuster, hatten ausserdem Pfriemen (*Fig. 32. f*) und Nadel, das noch heut zu Lederarbeiten dienende halbrunde Schneidemesser (*Fig. 32. h*), flache, schaufelförmige Schaber u. dergl. m. Zum klopfen des Leders besass man theils hölzerne, theils metallene Schlägel von verschiedener Form und Grösse (*Fig. 32. g*), theils oberhalb abgerundete, drei- und vierbeinige Gestelle von Holz. — Mit Schlägel, Meissel, Lothschnur und Schleifsteinen arbeiteten Steinmetzen und Bildhauer. Die Verfertiger von Bauziegeln hatten zur Ausgestaltung derselben länglichviereckte, mit besondern Stempeln versehene Formen. Die Ziegel selbst liess man an der Sonne oder am Feuer erhärten.

Die Gefässbildner in Thon wendeten niedrige Drehscheiben an. Sie wurden, während die rechte Hand formte, mit der linken Hand gedreht. Die so hergestellten Gefässe wurden auf Rostöfen gebrannt. Die Glasbläser bedienten sich zum Blasen hauptsächlich langer Röhren.

Zum Arbeitsgeräth der Metallarbeiter, der Goldschmiede, Giesser und Grobschmiede, gehörten, nächst verschiedenen Hämmern, Ambosen, Zangen und Pincetten (*Fig. 32. p*), kleineren und grösseren Schmelztiegeln, Formen u. s. w., auch unterschiedliche Waagen. — Die Feuerstätten waren, nach Erforderniss, kleine Glühherde (*Fig. 32. n*) und Gebläseöfen. Letztere bestanden aus ledernen Schläuchen, aus denen Röhren in das Feuer mündeten. Die Schläuche wurden von darauf stehenden Arbeitern abwechselnd niedergetreten und vermittelst Schnüren aufgezogen, so das ihre Füllung und Ausströmung gleichen Takt damit hielt (*Fig. 32. o*). — Die Waagen hatten in ältester Zeit die Form eines inmitten gestützten, hier beweglichen Balkens (*Fig. 32. r*); später kamen daneben verschiebbare Stellwaagen auf. Ihr Balken bewegte sich in einem Ringe, der, zum Aufhängen oder Halten, mit einem Haken versehen war (*Fig. 32. q, s*). Ein solcher Haken erhielt häufig die Gestalt des heiligen Affen (Kynoscephalus), des Sinnbilds der Gewichtsgleichheit. Grössere Standwaagen versah man zumeist mit einer Zunge nach unten gekehrt.

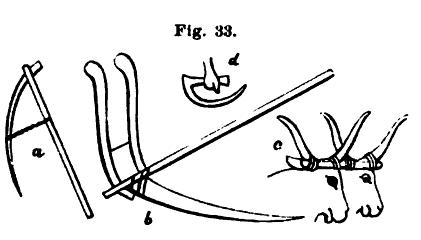
Das Weben geschah bis zu Ende des alten Reichs auf einfachen rahmenförmigen Gestellen. Sie waren meist nur wenig vom Boden erhoben und machten das Geschäft an sich zur mühsamen Handarbeit. Mit dem Beginne des neuen Reiches trat an

die Stelle dieses Geräthes ein zusammengesetzterer, die Arbeit erleichternder Webestuhl. Er wurde senkrecht aufgestellt und, wie seine Abbildung in den Gräbergrotten von Eileithya lehrt, mehr maschinenmässig in Bewegung gesetzt. — Das Sticken und Flechten geschah auf Rahmen; das Spinnen vermittelst oft zierlicher Spindeln, zum Theil aus Rohrstäbchen geflochten. — Zur Bearbeitung des Flachses und der Baumwolle dienten, zum Abhülsen, hölzerne Kämme und, zum Einweichen, kleinere Kübel, so wie auch zum Durchziehen des Fadens gabelförmige Gestelle und, zugleich zum Abschleifen desselben, scharfe Unterlegsteine. — Das Weben besorgten zur Zeit Herodots vornämlich Männer, sitzend; früher ward es hauptsächlich von Frauen betrieben. — Das Walken und Reinigen der Zeuge wurde durch reiben und klopfen bewirkt. Das Klopfen geschah auf einem schrägen Stein vermittelst eines flachen Steines oder einer breiten Holzkelle. Zum Zweck des Abreibens spannte man sie auf senkrecht gestellte Rähme. — Die Seiler besassen zum Drilliren ein röhrenförmiges Geräth, das mit einem Balancier (?) versehen war. Die zur Verwendung bestimmten Fäden wurden an der Spitze der Röhre vereinigt. Das Geräth selbst ward vermittelst eines vermuthlich ledernen Gürtels vor dem Leib befestigt, von dem Träger in rascher Drehung erhalten und die Fäden während dessen von einem Anderen in Spannung geordnet.

Die mit der Erwerbung von Naturerzeugnissen zusammenhängenden Hülfsgeräthe.

Das **Ackergeräth** bestand im Wesentlichen aus einer hölzernen Erdhacke, einem Pfluge und einer Sichel. Erstere diente zum Auflockern des Bodens. Sie hatte mehrentheils eine schaufelförmige Klinge (*Fig. 33. a*). — Der Pflug war im Grunde genommen nur eine mit Leitstangen versehene Hacke. (*Fig. 33. b*). Ihn zogen Menschen oder Stiere; letztere vermittelst eines Stirnjoches (*Fig. 33 c*).

Fig. 33.



— Nächst einer Sichel (*Fig. 33. d*) zum Schneiden der Halme bediente man sich, zum Zusammenfegen, theils gabelförmig endigender Stäbe, theils Besen, und zum Sondern der Körner von der Spreu, als Wurfkellen, hölzerner Mulden.

Die Geräthe zur **Bereitung des Weins**, des **Gerstensaftes** und des **Oels** beschränkten sich vornämlich auf Kelter und Pressen. Die Weinpressen der älteren Zeit waren grosse eiförmige Säcke. Sie hingen wagerecht zwischen zwei senkrecht

gestellten, durch einen Balken verbundenen Pfählen. Um den einen dieser Pfähle war der Sack vermittelst einer Schlinge befestigt, durch den andern Pfahl hindurchgesteckt, und ausserhalb mit einer Kurbel versehen. Sie diente zum Auswringen. — Seit der achtzehnten Dynastie bildete die Kelter gemeiniglich ein umfangreiches viereckiges Gefäss mit einer von vier Ecksäulen gestützten flachen Bedachung, von der Stricke herabhingen. Die Trauben wurden in das Gefäss geschüttet und von Menschen ausgetreten. Die Stricke gewährten ihnen Halt. Zum Ausstampfen öliger Kerne wendete man grosse Mörser an (*Fig. 34. i*).

Die mit der Viehzucht verbundenen Geräthe verblieben im Ganzen ziemlich einfach. Vierfüssler zeichnete man, um Verwechselungen vorzubeugen, mit gefärbten Stempeln oder einfach mit Farbe. Auf der Weide geborene oder dort erkrankte Thiere trug man in Körben der Herde nach. Die Hirten führten Stecken und Geissel, der Gänsehirt einen langen Gänsehaken.

Die Jagd war theils Sache des Erwerbes, theils eine Lieblingsbeschäftigung. Die gewöhnlichste Jagdwaffe bildete der grosse Bogen. Die Jagdpfeile waren theils spitz, theils stumpf. Letztere verwendete man, um kleinere Thiere zu betäuben. — Sehr beliebt war die Jagd auf Vögel. Sie wurden theils mit einem gekrümmten Holze erworfen, theils in verschiedenen Klappnetzen durch aufgesteckten Köder gefangen.

Aehnlich wie mit der Jagd verhielt es sich auch mit dem Fischfang. Auch er wurde, namentlich im neuen Reiche, eine vornehme Passion. Sie dann übte auch auf die Ausbildung der Fangapparate ihren Einfluss aus. Während die der eigentlichen Fischer überaus einfach waren, wurden die der Reichen stets überaus sauber gearbeitet und zumeist buntfarbig verziert. — Das hauptsächlichste Geräth bestand in einem langen Speer mit einfacher oder doppelter, widerhakiger Spitze. Zudem vereinigte man zwei solche Speere in einer Hülse. Dann standen sie mit Schnüren in Verbindung, vermittelst deren sie nach Bedürfniss enger oder weiter gestellt und auseinander geworfen werden konnten. Die Angel war ein- oder mehrschnurig. Auch hatte man Zug- und Senknetze von verschiedenem Umfange. Es waren dies Geflechte von Biblus, Palmbast oder Schilf, versehen sowohl mit Schwimmklötzchen, als auch mit Steinen oder Senkbleien.

Das Hausgeräth

entfaltete sich seit den handwerklichen Regungen der Blüthenepoche des alten Reiches zu mehrer Mannigfaltigkeit. Der überreiche bildliche Schmuck der nach der Wiederherstellung des Reichs aufgeführten Monumente stellt die Fülle desselben dar. Selbst das scheinbar Unbedeutende hielt man einer Verbildlichung werth.

Das Küchengeschirr.

In älterer Zeit kochte man über kleinen Feuerstellen meist in eigenthümlich geformten, vermuthlich metallnen Kesseln (*Fig. 34. d*) und vorwiegend tiefnapfartigen, vielleicht irdenen Gefässen (*Fig. 34. h*). Das Braten von Geflügel geschah vermittelst eines Bratspiesses unter einem besondern, trichterförmigen Dämpfer (*Fig. 34. e*). — Die Anrichten bestanden in niedrigen Borden und kleinen einfüssigen Tischchen. Mit letzteren (*Fig. 34. n*) wurden auch die Speisen aufgetragen und vorgesetzt. Zum Zertheilen des Fleisches diente ein breites Hackmesser. — Seit den engeren Beziehungen zu Asien, mit der Herrschaft Ramses III. (um 1200 v. Chr.) traten zu diesen Geräthen hinzu zahlreich verschiedenartige metallne Henkelkessel und Pfannen, je nach Erforderniss mit höheren oder niedrigeren Füssen (*Fig. 34. a, b, c*), eine Menge

Fig. 34.



von bauchigen und anderweit gestalteten Gefässen (*Fig. 34. g*), hölzernen und steinernen Mörsern, flachen, viereckten und runden Körbchen, trichterförmigen Filtrirapparaten, Pressen, (*Fig. 34. k*), Schüsseln, besondere Oefen (*Fig. 34. f*), Formen zu Backwerken, Mangelhölzer u. A. m. — Eine derartige Erweiterung wirkte zugleich auf das Ganze zurück. Die Gefässe erhielten gefälligere Gestalten; neben den bisherigen Anrichten wurden nun grössere Tische gebräuchlich (*Fig. 34. l, m*), theils aus kostbarem Ebenholz, und das Geräthe überhaupt reicher und zweckmässiger behandelt. Auch legte man fortan zunehmend Werth auf die äussere Ausstattung der Speisen, sowie auch der Speisetafeln selbst. Sie wurden bei Festlichkeiten reich mit Blumen u. s. w. besetzt, und die Speisen nun mehrentheils zu Schmuckgerichten umgeformt.

Die Gefässe

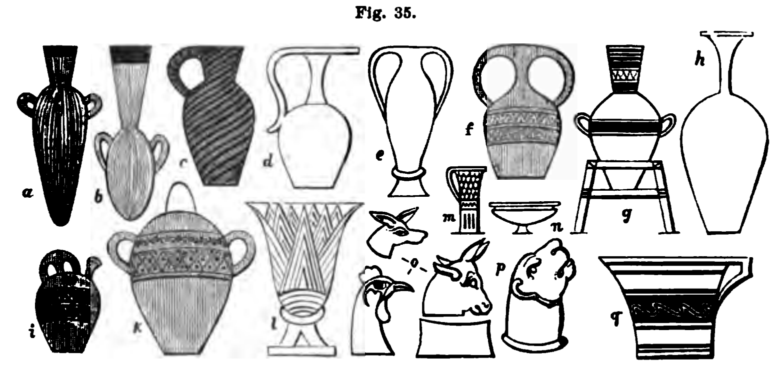
zu gewöhnlichem Gebrauch waren zumeist von Thon, auf der Scheibe geformt, theils nur an der Sonne erhärtet, theils im Feuer roth oder, mit Hinzufügung einer farbigen Glasur, gebrannt. Andere Behälter zu ebenfalls niedereren Zwecken verfertigte man

theils aus pflanzlichen, theils aus thierischen Stoffen, aus rohen Fellen oder Leder; so einerseits sehr verschiedene Geflechte, wie Kiepen, Körbe und dergl., andrerseits vorzugsweise Schläuche. Auch das Glas verwendete man theils zu mehr untergeordneten Geschirren. Einzelne Steinarten, edele und unedele Metalle, bildeten die Stoffe zu noch weiteren Dienstgeschirren, als auch wesentlich zu Prachtgefässen.

Die vorherrschende Form der ägyptischen Gefässe ist die des Strausseneies. Es hatte wohl ursprünglich selbst die Stelle eines Gefässes vertreten und so der Gefässbildung hier überhaupt das nächste Vorbild gegeben. Erst seit der achtzehnten Dynastie wurden auch andere Formen herrschend.

Zur Aufbewahrung, sowie auch namentlich zum Transporte von Flüssigkeiten, dienten grosse, lederne Schläuche, umfangreiche thönerne Krüge und eimerförmige Henkelgefässe von ge-

Fig. 35.



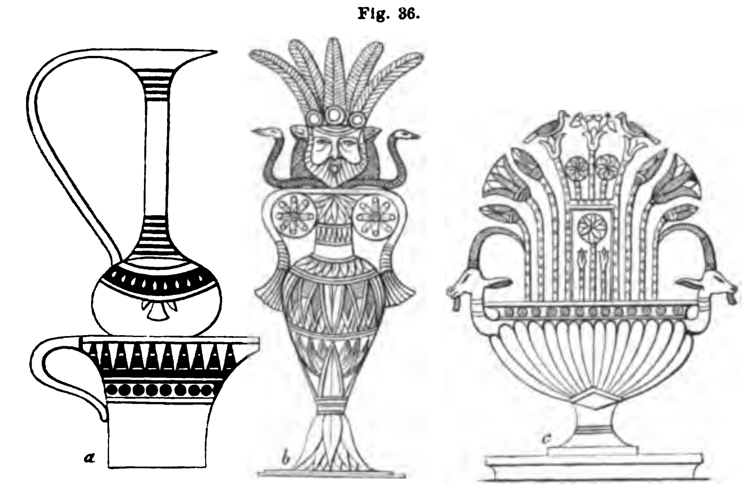
brannter Erde, Holz und Metall; zur Aufstellung des Nilwassers, um es kühl und trinkbar zu erhalten, die noch heut zu gleichem Zweck allgemein gebräuchlichen, ungebrannten Krüge aus Nilschlamm. Man stellte sie, theils auch ihrer Form wegen, in besonderen Holzgestellen frei auf (*Fig. 35. g*). — Kleinere Gefässe, zumal wenn von Glas, umgab man gelegentlich mit einem Schutzgeflecht von Binsen. — Ausserdem verwendete man, wie es scheint vorzugsweise zur Bergung und Aufstellung von Wein, thönerne, eiförmige Krüge (*Fig. 35. a, b*) und verschiedene bauchige Henkelgefässe (*Fig. 35. k*).

Mannigfach gestaltete sich insbesondere das Trinkgeschirr. Man fertigte es aus jeglichen dazu geeigneten Stoffen, aus Metall, Glas, Gestein, Holz, Steingut u. A., mehrentheils mit besonderem Aufwand. Die Gefässe zur Aufstellung von Getränken überhaupt, bildeten wesentlich grössere und kleinere ein- und zweihenklige Kannen, mit und ohne Ausguss. Die Trinkgefässe als solche waren schalen-, tassen- und becherförmig. Zur Zeit Herodots

trank man zumeist aus erznen Bechern. Die Becher an sich, hauptsächlich wohl wenn sie aus Glas verfertigt wurden, erhielten mitunter die Form eines geöffneten Blumenkelchs mit abgerundetem Boden und somit zu ihrer Aufstellung einen eigenen Untersatz (*Fig. 35. l*). Auch pflegte man die Trinkgefässe, ohne Rücksicht auf die Form, nicht selten mit einem Henkel zu versehen. In Weiterem hatte man zahlreich Becher in Gestalt von Thierköpfen (*Fig. 35. o, p*). Sie waren asiatischen Ursprungs.

Der vorderasiatischen Gefässbildnerei verdankte man zunächst ausserdem, und so auch zugleich als geeignete Vorbilder zu eigener Bethätigung, zahlreich kostbare Prunkgefässe. Sie bildeten unter den von Asien eingelieferten Tributgegenständen stets einen umfassenden Theil. Es waren dies neben farbig bemalten, gemeinig-

Fig. 36.



lich schwungvoll behandelten, oft selbst äusserst zierlichen kannen- und tassenförmigen Behältern vermuthlich von Thon, Glas und Stein, theils umfangreiche Standgefässe, als Vasen, Schalen u. s. w. von Gold mit erhobenen Bildnereien und reich mit Schmelzmalerei verziert. Die Bildnereien bewegten sich vorwiegend in menschlichen und thierischen, die Malereien in pflanzlichen und anderen, oft planetarischen Gebilden. Ausgezeichnet darunter waren die Gefässe der „Kefa“ und „Retennu“, die der letzteren vor allem durch die den daran befindlichen Bildnereien eigene getreue Nachahmung der Natur.

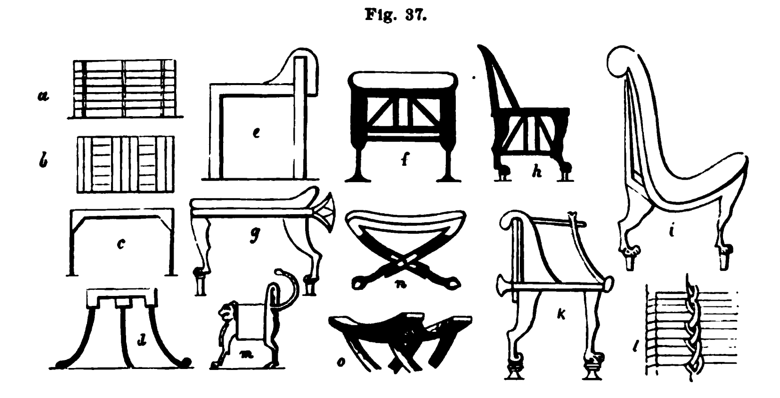
Kleinere Behältnisse für den täglichen Gebrauch, so zum Genuss von Flüssigkeiten, bestanden in theils bronzenen theils hölzernen Schöpfkellen, sehr verschieden geformten Löffeln, Doppelnäpfchen und „Saucieren“. Die Löffel und Saucieren ahmten, zumeist in ihren Handgriffen, die Gestalten von Menschen und

Thieren nach, bisweilen die eines schwimmenden oder liegenden Geflügels. Im letzteren Falle bildete der Rumpf das Gefäss, Hals und Kopf den Henkel. — Das Speisegeschirr umfasste hauptsächlich grössere, terrinenförmige Näpfe und Schüsseln mit erhobenen Deckeln. Diese wie jene wurden häufig mit verschiedenfarbigen Rohr- oder Binsenstreifen sauber gitterartig umflochten. Zur Auftracht von festen Speisen dienten ausserdem flache Borde. Solche Speisen führte man unmittelbar mit den Fingern zu Munde.

Die Möbel.

Sie wurden wesentlich aus Holz und Metall beschafft. Anfänglich waren sie im Ganzen einfach und wenig zahlreich. Mit dem Beginn des neuen Reichs gewannen sie an Form und Fülle. Vorderasien lieferte auch dafür vorzügliche Vorbilder. Fortan

Fig. 37.

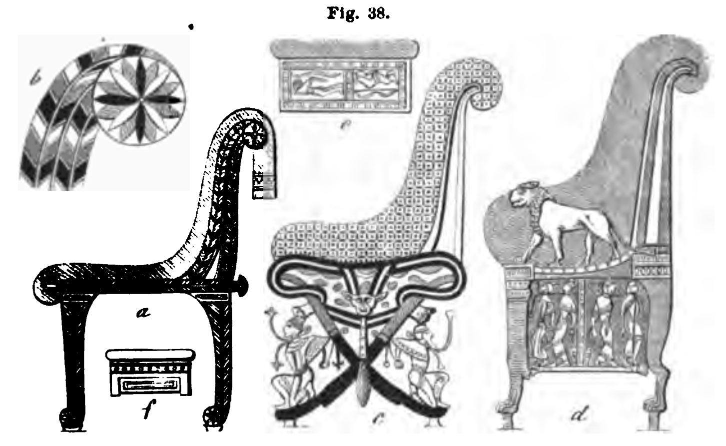


legten die höheren Stände zunehmend grösseren Werth sowohl auf Verschiedenheit im Einzelnen, als auch insbesondere auf die verzierende Ausstattung. Ihren Schmuck bildeten nun, je nachdem, einerseits Flachornamente als Einlagen von farbigen Hölzern, Elfenbein, Schildpad u. dergl., Buntmalerei, Vergoldung, Zierbeschläge von Metall, andrerseits erhobene Arbeiten, Schmelzmalereien u. A. m. Zierlich gemusterte Stoffe, gepresstes Leder und Thierfelle wurden theils zu Decken, theils zu Polsterüberzügen, und Rohr- oder Binsengeflechte (*Fig. 37. l*), sowie auch Riemenwerk, zur Bespannung oder Füllung von Stuhl- und Lagerrähmen benutzt.

Die Sitze in ihrer einfachsten Gestalt bestanden in Binsenmatten, matratzenförmigen Unterlagen und würfelförmigen Kästen von Holz, bisweilen mit kurzer Rückenlehne (*Fig. 37. e*), oder aus Rohrstäbchen (*Fig. 37. a, b*). Dahinzu kamen zunächst niedrige, vermuthlich metallne Stühle, zum Theil mit höheren Lehnen, Kissen und Ueberhangdecken (*Fig. 37. c, d*), auch kleine,

den heutigen Feldstühlen durchaus ähnliche Klappstühle, theils mit beweglichem Sitz wohl von Leder oder Zeug (*Fig. 37. n, o*), dann auch mannigfach verschiedene, oft mit Thierfüssen verzierte Lehnsessel (*Fig. 37. h, i, k*), und bequeme Polsterstühle, gemeiniglich von ebenso reicher als geschmackvoller Ausstattung (*Fig 38. a, c, d*). Sie bildeten einen Hauptbestandtheil des Mobiliars der Vornehmen, wie namentlich auch der Könige. Letztere erhielten derartige, doch besonders kostbare Sessel auch als Tribut aus Westasien. Dieser Sessel bedienten sie sich vermuthlich zugleich als Thron. Sie zeichnete vorzugsweise eine Darstellung von Gefesselten der unterworfenen Völker und, mit Bezug auf den Herrscher, die Gestalt eines Löwen als ein Sinnbild der Macht aus. Zu den Sesseln gehörten Fussbänke; die der königlichen Thronstühle waren diesen ent-

Fig. 38.



sprechend geschmückt, auch mit einer Verbildlichung von Gefesselten versehen (*Fig. 38. e, f*). — Auch fehlte es nicht an grösseren, für zwei Personen geeigneten Sesseln.

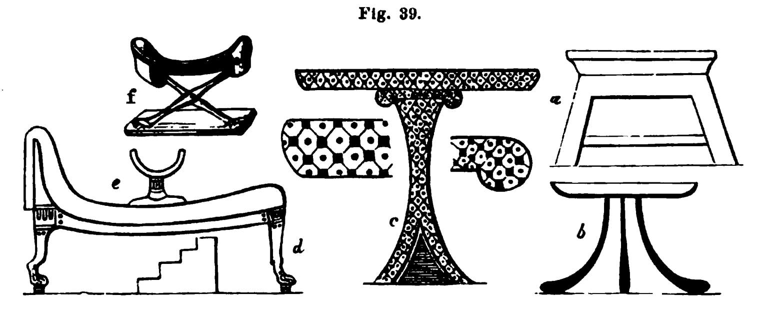
Die Tische waren unterschiedlich, ein-, drei- und vierbeinig, in älterer Zeit gewöhnlich niedrig, einfüssig mit kreisrunder oder viereckter Platte, und nächstdem vierfüssig, die Füsse gemeiniglich nach unten sich von einander entfernend, mit viereckter, vorwiegend starker Platte (*Fig. 39. a*). Folgends kamen, wohl mit veranlasst durch die Einführung höherer Sitze, auch höhere Tische auf. Sie nun wechselten in Stoff und Ausstattung auch wiederum ähnlich wie diese Sitze. Die kleineren stellte man besonders zierlich, wie es scheint mehrfach von Metall her (*Fig. 39. b*). Doch blieben auch die für die höheren Stände bestimmten, umfangreicheren Tafeln nicht ohne mancherlei Schmuck. Sie waren der Grundform nach indessen nicht selten ziemlich schwer. So namentlich die vierfüssigen. Einzelne der grösseren einfüssigen Rundtische wurden

gelegentlich mit Plättchen von Ebenholz und Elfenbein in zierlichem Gemuster belegt, andere, auch vierfüssige, durchweg buntfarbig bemalt, wohl auch stellenweis mit Goldblech bedeckt und darauf mit Schmelzfarben verziert. (*Fig. 39. c*).

Die Lagerstätten bildeten sophaähnliche Gestelle mit sanft einbiegender Liegeplatte und einer in Fortsetzung derselben sich erhebenden Kopflehne (*Fig. 39. d*). Auch sie wurden mehrentheils reich verziert, so die Füsse insbesondere zumeist in Form von ganzen Thierschenkeln, auf Klötzchen ruhend, durchgebildet.

In ihrer ganzen Länge und Breite, sowie auch über die Lehne hinweg, bedeckte sie ein farbiges Polster. — Statt eines Kopfkissens bediente man sich einer eigenen Stütze. Es war dies theils ein halbkreisförmiges auf kurzem Fuss ruhendes Kopfgestell, mitunter gleichfalls reich ausgestattet, theils ein zwischen zwei über Kreuz mit einander verbundenen Stützen gespanntes Leder oder Zeug (*Fig. 39. e, f*). — Die Lager selbst hatten zum Theil eine

Fig. 39.



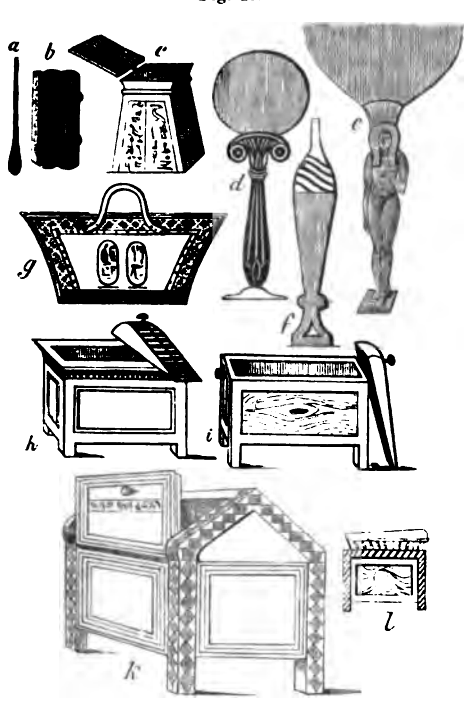
Höhe, so dass es, um sie zu besteigen, eines Tritts bedurfte. Diese Tritte waren bisweilen zwei- und mehrstufig. — Zum Schutz gegen Insecten umgab man die Lagerstatt, oder auch wohl sich selbst, mit einem feinmaschigen Netz. Die Aermeren bedienten sich zu dem Zweck, wie Herodot erzählt, ihrer gewöhnlichen Fischfangnetze.

Zur Bergung von allerlei Gegenständen bestanden kofferartige Laden (*Fig. 40. h—l*). Sie waren von verschiedenem Umfang, länglich viereckig, oben theils flach, theils giebelförmig, mit bald flachem bald schrägem Deckel. Geschmückt wurden sie mit Buntmalerei, Einlagen von verschiedenen Stoffen, metallenen Beschlägen u. s. f. — Nächstdem gab es zur Verwahrung von Schmuck und sonstigen Kleingeräthen vielfältige, oft zierlich gestaltete, kleine Körbchen von Metall (*Fig. 40. g*), und Kästchen, zumeist von Holz. Letztere waren gemeiniglich zu mehren Fächern abgetheilt und, wenn von Holz oder Bein, häufiger ausserhalb sauber geschnitzt.

Ein ziemlich umfangreiches Geräth verband sich mit der Pflege des Körpers. Es zählten dazu Badewannen und Wasch-

becken von Stein und Metall, deren die Könige selbst goldene hatten; vollständige Schminkapparate, hölzerne und beinerne, oft zierlich geschnitzte Kämme, Spiegel (*Fig. 40. d, e*), spatenförmige Schermesser, Scheren in Gestalt von Zangen, Schminkdöschen zur Augenschwärze (*Fig. 40. b, c*), Sonden zum Auftragen derselben (*Fig. 40. a*), Salbenbüchsen u. A. m. Die Salbenbüchsen (*Fig. 40. f*) wurden vielfach aus den härtesten Steinen geschnitten, die Schminkdöschen ebenfalls, doch auch mehrentheils von Holz, in den Gestalten von Altärchen, hockenden menschlichen Figuren, ein- und zwiefachen


Fig. 40.



Cylindern u. s. w. gefertigt, die Spiegel aber von edelem und unedelem Metall gegossen und zumeist mit ciselirtem, auch farbig bemaltem Handgriff versehen. Damit die Spiegelplatte nicht leide, verwahrte man sie in ledernem Futteral. — Dazu kamen mannigfache chirurgische Werkzeuge, als Nadeln, Messer, Zangen, Pincetten, Sägen u. dergl. m., und allerlei Behältnisse für trockene und flüssige Medicamente. Diese pflegte man in besonderen Kästen sorgfältig zu verwahren. Das Museum von Berlin besitzt eine derartige tragbare Hausapotheke eines Pharaonen des neuen Reiches.

Das Beleuchtungsgeräthe blieb vermuthlich bis in die griechische Zeit auf schalenförmige Oellampen nebst Lampenständer und auf Fackeln beschränkt. Doch führte man auch Hängelaternen. Seit der griechischen Besitznahme, vielleicht schon seit der Zeit Psametiks I. (663—609 v. Chr.), wurden dann wohl mit noch sonstigen griechischen Geräthschaften, auch die griechischen rings umschlossenen Thon- und Bronzelampen gebräuchlich.

Die der Glanzepoche des alten Reiches angehörenden Grabgemälde von Benihassan vergegenwärtigen gewissermassen, im Gegensatz zu den ältesten nur die einfachsten Lebensbeziehungen schildernden Darstellungen in den Gräbern des Pyramidenfeldes, das eigentlich geniessende, lebensfrohe Aegypten. In ihnen erscheinen bereits neben einer handwerklichen, regsamen Thätigkeit, öffentliche und auch, vorwiegend, allerlei privatliche Vergnügungen. Spieler, Tänzer, Musiker und Lustigmacher, selbst der Zwerg, stellten ihre Künste zur Schau. Die Mehrzahl dieser Künstler und Künstlerinnen trägt jedoch kein ägyptisches, sondern ein asiatisches Gepräge.

Die Musikinstrumente.

Die Musik schätzte man, wie Diodor bezeugt, nicht gerade hoch. Doch kannte man seit dem Schlusse des alten Reiches fast sämmtliche, noch heut dem Lande eigenen Schlag-, Blase- und Saiteninstrumente. Erstere kamen schon in ältester Zeit in Anwendung. Die Ausbildung der letzteren blieb dem neuen Reiche vorbehalten.

Fig. 41.



Zu den ältesten Schlaginstrumenten gehörten Klapphölzer und Trommeln. Die Hölzer, anfänglich von einfachster Form, wurden folgends, nun mehrfach als Doppelhölzer, häufig sauber geschnitzt (*Fig. 41. a*). Die Trommeln waren theils trichterförmig *Fig. 41. d*), nur auf einer Seite bespannt, theils länglichrund, bald breiter bald schmäler, auf beiden Seiten mit Fell überzogen, und in dem Fall gemeiniglich von Spannschnüren umgeben (*Fig. 41. c*).

Sie wurden unmittelbar mit der Hand oder vermittelst kurzen, hakenförmigen Stäben geschlagen. — Nächstdem führte man metallene Becken und runde, auch viereckige Tamburins.

Eine besondere Klapper war das Sistrum. Es bildete einen mit Handgriff versehenen bald längeren, bald breiteren, hufeisenförmigen Bogen mit dazwischen quer befestigten Stäben und daherum hängenden Ringen oder Schellen. Gefertigt ward es hauptsächlich von Bronze, auch, mit Ausnahme der Schellen, von Holz, Leder und anderem Stoff. Es diente vorzugsweise dem Cultus. Eine weitere Ausbildung erhielt es im Verlauf des neuen Reichs. Man schmückte es fortan vornämlich mit der Gestalt oder dem Kopf des Gottes Typhon, bisweilen auch mit dem Bilde der Hathor (*Fig. 41. b*).



Fig. 42.



Die Blase-Instrumente beschränkten sich auf längere und kürzere, einfache und Doppel-Flöten, kleine Querpfeifen und Trompeten. Die Flöten und Pfeifen waren von Holz (*Fig. 41. e; vergl. f*), wohl auch zum Theil von Bein und Rohr, die Trompeten (*Fig. 41. g*) von Metallblech.

Die Saiten-Instrumente entwickelten sich zu ausserordentlicher Mannigfaltigkeit. Damit zugleich bildete sich ein Zusammenspiel von Flöte, Lyra, Harfe und Guitarre aus, das durch den Takt von Klapphölzern oder durch Klatschen mit den Händen, vornämlich von Weibern, geleitet wurde.

Die Harfe erscheint auf Wandbildern aus der frühsten Zeit, auf denen der Grabstätten von Memphis. Hier hat sie die Form eines einfachen, mässig besaiteten Bogens etwa von Mannshöhe (*Fig. 42. a*). In dieser Gestaltung deutet sie auf ihre wahrscheinliche Entstehung aus der Bogenwaffe, durch Anklingen ihrer Sehne, hin. Einzelne dieser ältesten Harfen versah man seitlich mit einem Steg (*Fig. 42 b*). — Bis um den Schluss des alten Reichs traten mehrfache

Verbesserungen hinzu. Es wurde durchgängiger der seitwärts befestigte Steg durch einen freiliegenden Stab ersetzt, die Gestalt und Einrichtung der Stimmwirbel zweckmässiger, die äussere Ausstattung gefälliger, und die Bauart handlicher (*Fig. 42. d, e*). Doch war letztere immerhin noch ziemlich schwer und wenig geschickt. — Seit dem Beginn des neuen Reichs mehrten sich die Verbesserungen, auch kamen weitere Formen auf. Neben den grossen Standharfen wurden kleine dreieckige Harfen, geeignet um im Arm gespielt zu werden (*Fig. 42. g*), und förmliche Kesselharfen, die wie es scheint den Schall der Trommel mit dem der Saiten verbanden (*Fig. 42. f*), üblich; ausserdem, später, kleine hohle, wiederum bogenförmige Harfen, die, im Stehen gespielt, von einem Gestell unterstützt wurden (*Fig. 44. h*), sowie auch grosse lyraförmige Standharfen u. A. m. Die Bespannung gewann an Umfang. Je nach den Formen der Harfen und deren Sonderzwecken, bewegte sie sich nun zwischen sechs und zweiundzwanzig Saiten. Die Bauart im Ganzen ward zunehmend leichter, der Schallkasten umfassender, auch selbstständiger als solcher behandelt, und vor allem die äussere Ausstattung noch reicher und mannigfaltiger. Sie bestand gemeiniglich in Vergoldung und Buntmalerei, auch bisweilen in einem Ueberzuge von farbigem, bepressten Leder. Derartig besonders reich durchgebildet waren die zur königlichen Kapelle und zum Tempeldienst gehörenden Harfen. Sie zeichnete überdies ein eigens sinnbildlicher Zierrath aus (*Fig. 43. a*). — Sämmtliche Harfen ermangelten eines Vorderholzes.

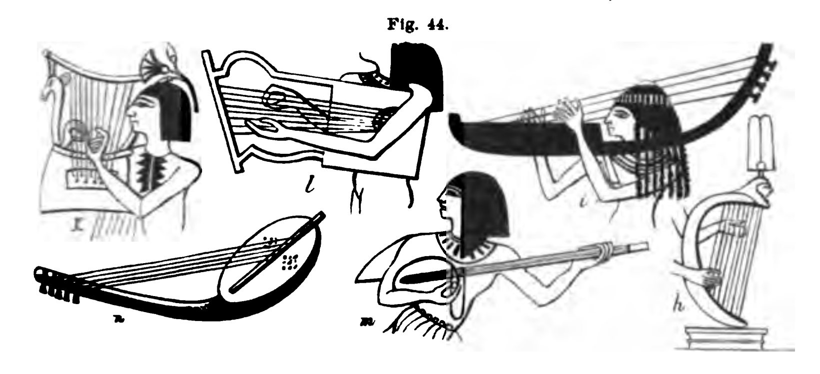
Fig. 43.



Die **Lyra** kam gegen den Schluss des alten Reichs in Aufnahme. In den Grabbildern von Benihassan dargestellte Westasiaten vom Stamme der „Aamu" führen sie. — Während des neuen Reichs ward sie wesentlich vervollkommnet. Nunmehr wechselte sie an Grösse, Form und Besaitung vielfach. Der Schallkasten war bald viereckig, gleichseitig oder länglich, bald verschiedentlich abgerundet, theils flach, theils ausgebaucht; das Stabwerk zu den Seiten gerade aufsteigend oder geschwungen, gänzlich oder nur zum Theil, gelegentlich auch nur an den Enden geschnitzt, und der es verbindende Stab, je nachdem wagerecht oder schräg gestellt, gerade oder leicht eingebogen (*Fig. 44. k, l*). — Gleichzeitig damit wurden verschiedene grössere und kleinere, guitarren- und lautenähnliche Instrumente, zum Theil von zierlicher Gestaltung, üblich (*Fig. 44. i, n, m*). Sie, und so auch die Lyra, spielte

man verschiedentlich, entweder unmittelbar mit der Hand oder vermittelst eines kleinen Stifts (*Fig. 44. k, l, i, m, n*).

Fig. 44.



Spielgeräthe.

Man belustigte sich mit Ball-, Reifen- und Stecken-Spielen, Brett- und Rathespielen. Ein vielleicht dem „Schach" ähnliches Brettspiel wurde auf einer eigens dazu eingetheilten Tafel vermittelst verschiedenfarbiger Versetzsteinchen oder kegelförmiger Figuren von nur zwei Personen gespielt. Aufgefundene beinerne Würfel, ganz den heut gebräuchlichen ähnlich, setzen auch deren Gebrauch ausser Zweifel.

Dass man zugleich für die Kinder besorgt war, beweisen kleinere Spielgeräthe, die bei Kindermumien gefunden wurden. Es sind dies insbesondere Puppen mit beweglichen und unbeweglichen Gliedern; allerlei Thierfiguren von Holz, lederne und steinerne Bälle, hölzerne Kreisel u. s. w. —

Die in Beziehung zum Staatsleben stehenden Geräthschaften

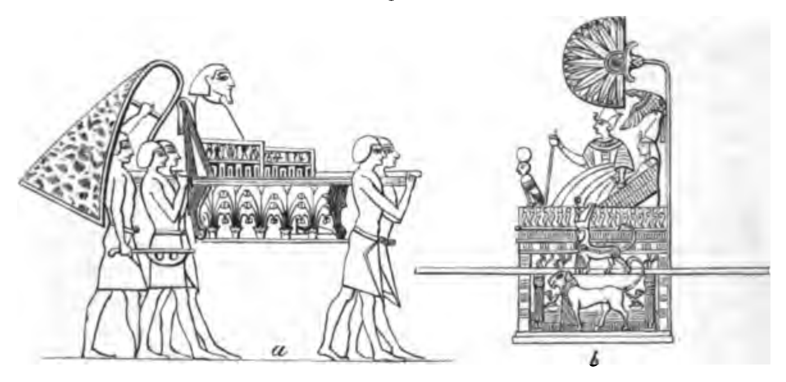
hatten zum grösseren Theil eine vorherrschend sinnbildliche Bedeutung. Sie bestimmte im Wesentlichen deren Gestalt und Schmuck.

Der königliche Thron.

Der Thron bewahrte, abgesehen von den erwähnten Prachtsesseln (S. 39), die vielleicht für ihn durch Alter geheiligte einfache Form des Würfels. Seine Ausstattung indess übertraf an Glanz und Pracht alles übrige Geräth. Der Sitz war reich mit Goldblech beschlagen, mit buntfarbiger Schmelzmalerei verziert und mit kostbarem Teppichpolster bedeckt. Er stand auf einem mehrstufigen, breiten Untergestell von nicht minder prunkvoller Arbeit. Bedeutungsvolle, auf die Person

des Herrschers und sein göttliches Amt sich beziehende Zeichen bildeten den vornehmsten Schmuck. Darüber erhob sich als Baldachin eine von vier schlanken Ecksäulchen mit Lotuskapitälen gestützte, sich nach aussen sanft neigende Decke, gleichfalls überaus reich und zum Theil auch mit Sinnbildern geschmückt. Daneben bedienten sich die Könige des neuen Reichs tragbarer Throne. Auch sie waren würfelförmig, nun aber besonders reich mit Bildern zur Versinnlichung der Bedeutsamkeit des Herrscherthums ausgestattet. An ihnen erschienen, nächst sonstigem Prunke, als Sinnbild der Erhabenheit und Weisheit, der heilige Sperber mit Sonnenscheibe, als das des Herrn beider Welten, die aufgerichtete Sphinx mit der Doppelkrone, als Bild des Muthes und der Kraft, der Löwe, Reihen der Uräusschlange u. s. w. Die Stelle eines Baldachins vertrat ein von einem goldenen Stab gehaltener, flach ausgebreiteter Federschirm (*Fig. 45. b*). Im Weiteren hatten die

Fig. 45.



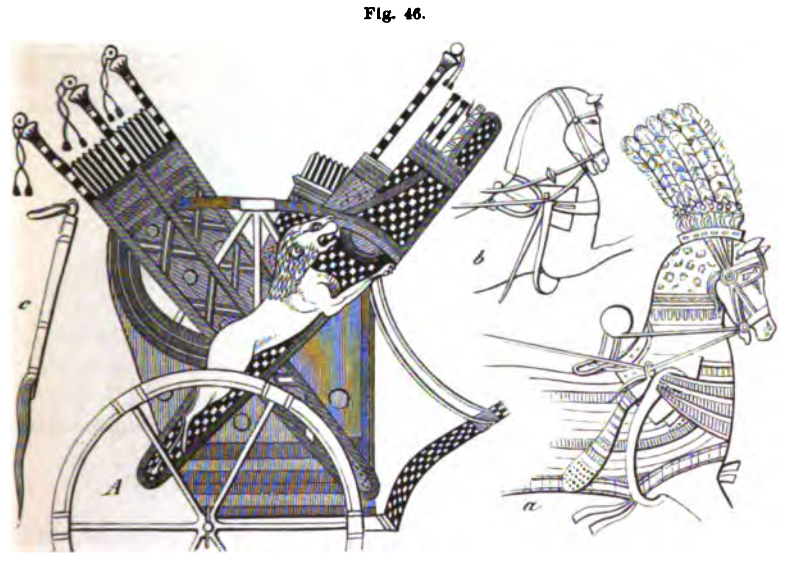
vornehmen, bevorzugten Stände überhaupt schon gegen den Schluss des alten Reichs bequem eingerichtete Tragesänften (*Fig. 45. a*). Auch diese waren gemeiniglich reich und ebenfalls, wie es scheint je nach dem Range ihres Besitzers, mit besondern Sinnbildern verziert. Zu diesen Sänften gehörte ein Schilddach, bestimmt um als Schutz gegen die Sonne u. s. w. darüber gestülpt zu werden. Ein solches wurde während des Tragens, zu etwaiger Benutzung, von einem Diener mitgeführt.

Der Kriegswagen.

Seine Anwendung begann vermuthlich erst mit dem neuen Reiche, zunächst wohl veranlasst namentlich durch die während der achtzehnten Dynastie in Westasien geführten Kriege. Zu dieser Zeit zählten derartige, zumeist kostbar geschmückte Wägen zu den von dort eingehenden Tributen. Diese Wägen gehörten den Königen. Sie, und so auch die dann wohl folgends

danach im Lande gefertigten, prunkten in Gold und in Buntmalerei, ausgerüstet zu den Seiten mit vier und mehren Behältnissen mit Wurfspeeren, Pfeilen, Aexten u. A. (*Fig. 46. A*). — Diese Wägen überhaupt waren zweirädrig und bestanden, ihrer Bauart nach, aus einer in sich unbeweglichen Verbindung von Kasten, Achse und Deichsel. Grösstmögliche Leichtigkeit galt als ein Haupterforderniss. So fertigte man das eigentliche Gestell, wie dies einige wohlerhaltene altägyptische Wägen darthun (*Fig. 47*), bei nur mässiger Verwendung von Metall, vorwiegend von festem Holze, überzog es mit Leder und, wenn mit Metall, doch wesentlich mit nur feinen

Fig. 46.



Blechen. Gänzlich metallne Gestelle zählten wohl stets zu den Ausnahmen. Die Räder hatten vier oder, häufiger, sechs Speichen. Sie wurden durch einen Nagel mit der Achse zusammengehalten. Das Gespann blieb zumeist auf zwei Pferde beschränkt. Seine Anschirrung geschah vermittelst eines Schulterjochs, entweder an einem zu dem Zweck an der Deichsel befindlichen Haken oder durch einen Spannnagel und durch Riemenverband (*Fig. 47*). Der Handzaum lief durch einzelne, am Brustriemzeug befestigte Ringe (*Fig. 46. a, b*). Er war lang genug, um von dem Kämpfer während des Kampfes um den Leib gebunden zu werden. — Der Wagenkorb hatte nur mässige Grösse. Sie reichte eben für zwei Personen, den Krieger und einen Wagenlenker, hin. Letzterer führte eine ein-, oft auch zweisträhnige Peitsche, oder eine zierlich bemalte Knute (*Fig. 46. c*). Sie pflegte man, ausser Gebrauch, über das Gelenk der rechten Hand zu hängen.

Auch gab es, zu anderweiten Zwecken, zwei- und vierrädrige Fuhrwerke. Ihre Beschaffenheit war einfach, mehrentheils selbst ziemlich roh. Sie dienten vorzugsweise zur Beförderung von Lasten, so wie im Kriege von Kriegsgeräth. Solches indessen war, wie es scheint, auch noch während der kriegerischen Epoche nicht sehr umfangreich, und wurde wohl zum Theil immer erst an dem Orte

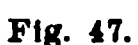
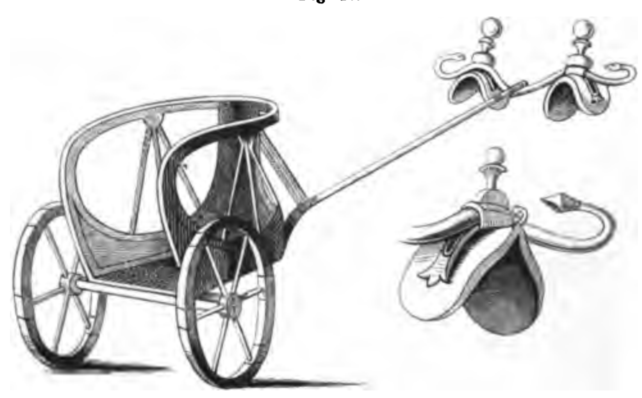


Fig. 47.



seiner Bestimmung gefertigt. Es bestand nachweisbar hauptsächlich in einpfählig unterstützten Schilddächern, kleinen, von Pfahlwerk errichteten mit Matten oder Thierhäuten bedeckten Belagerungshütten, grossen und schweren Sturmspiessen und langen, hochsprossigen Leitern.

Das Cultgeräth.

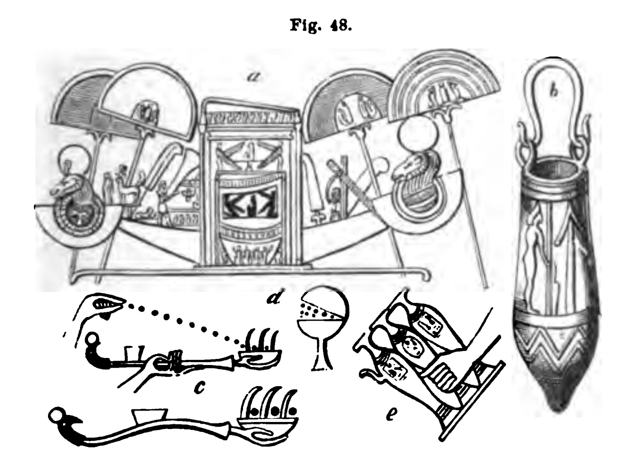
Der schnell sich steigernde Reichthum und Aufwand seit der Wiederherstellung des Reichs kam der Priesterschaft zu Gute. Zunehmend prunkvoller statteten sie fortan, wie die Tempel, so auch die zur Ausübung des Cultus erforderlichen Geräthe aus. Ihre öffentlichen Processionen, die damit verbundenen heiligen Handlungen, wurden zu glänzenden Schaustellungen. Selbst auch der Geheimcultus innerhalb der Tempelräume scheint seit der achtzehnten Dynastie des Prunkes nicht entbehrt zu haben.

Eine besondere Pracht entfaltete sich an tragbaren Götterstandbildern. Sie wurden mit reichen Gewändern und mit Schmucksachen bedeckt. Eigene „Bekleider der Götterbilder" (Hierostolen oder Stolisten) bedienten sie gleich lebenden Wesen. Sie ruhten, zumeist sitzend, in viereckten, vorn offenen Schreinen. Diese hatten vorwiegend die Form von nach oben sich verjüngenden Altären, geschmückt mit eingelegter Arbeit, Gold und Buntmalerei. Ihre Tragstangen waren vergoldet. In den Tempeln standen sie

auf nicht minder reich verzierten Gestellen. — Mit zu den vornehmsten Heiligthümern gehörten forttragbare Böte (*Fig. 48. a*). Ein riesiges Bot, zum Orakel bestimmt, schmückte als Weihgeschenk Ramses II. den grossen Amonstempel in Theben. Seine Länge betrug 280 Ellen. Es bestand aus Cedernholz, im Innern versilbert, aussen vergoldet, ringsum mit silbernen Zierrathen u. s. w. behangen. Das Standbild des Gottes, das es trug, war durchaus mit Edelsteinen besetzt.

Andere Böte, nicht weniger geschmückt, dienten zu feierlichen Wasserfahrten. In einem derartigen Bote wurde stets der neue Apis unter glänzendem Gefolge nach seinem Tempel in Memphis befördert.

Fig. 48.



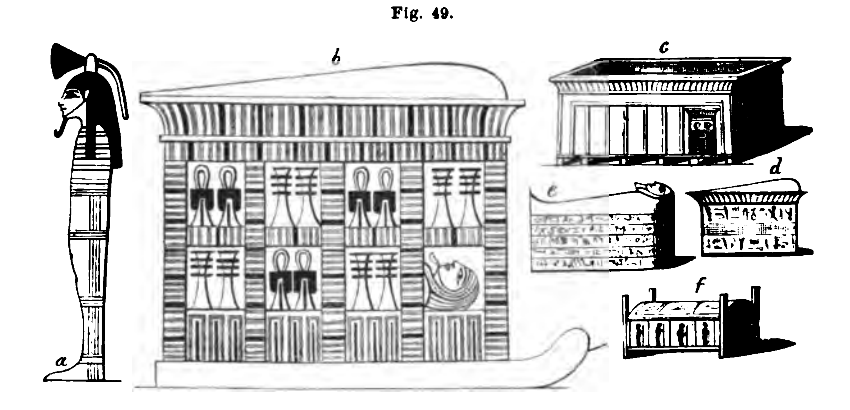
Ingleichen bot sich das Opfergeräth zu prunkhafter Ausstattung dar. Es umfasste, nächst verschiedenen Altären, zahlreich verschiedene Aexte, Messer, Zangen u. dergl., Schalen, Libationsgefässe, Kannen, Eimer u. A. Die Altäre fertigte man, wenn zu Brandopfer bestimmt, von Stein, gemeiniglich in Gestalt von viereckten, sich nach oben verjüngenden Herden, und für den Zweck sonstiger Opfer hauptsächlich von Holz, auch bisweilen von Rohr, vorzugsweise in Gestalt von Tischen und Fachgestellen. Die steinernen Altäre schmückten meist flacherhobene Sinnbilder, auch wohl ausserdem Bemalung, und gelegentlich selbst die Platte eine Darstellung in leichtem Relief von allerlei Opfergaben; die hölzernen Altäre fast lediglich buntfarbige Bemalung theils mit hieroglyphischen Bildern, Sprüchen, Gebeten u. s. w.

Die Aexte, Messer, Zangen u. dergl. erhielten wohl ohne Ausnahme, bei auch sonstigem Schmuck, reichverzierte Handgriffe. Schalen und Libationsgefässe bildete man wohl nicht selten von Gold. Einzelne der letzteren hatten die Form von Doppelkannen

(*Fig. 48. e*), andere waren flaschenförmig, wieder andere fast kugelrund, flachbedeckt u. s. f. — Zum Tragen des heiligen Nilwassers dienten kleine, auch bronzene Eimer mit sinnbildlichen Darstellungen (*Fig. 48. b*); zur Darbringung des Räucherwerks hatte man goldene Handhaben mit schalenförmigen Flammenbecken (*Fig. 48. c*); zur Verwahrung des Räucherwerks selbst, kleine runde Deckelbüchsen (*Fig. 48. d*).

Ein eigenes, umfangreiches Geräth stand mit dem Todtencult in Verbindung. Das Einbalsamiren der Leichen an sich machte solches nothwendig. Hierzu gehörte, als Schneidewerkzeug, ein meisselförmiger „äthiopischer Stein". Nur mit einem solchen Stein durfte der Leichnam geöffnet werden. Er hatte sich jedenfalls aus der Urzeit, in der man sich überhaupt fast lediglich

Fig. 49.



steinerner Werkzeuge bediente, als geheiligt forterhalten. — Hinsichtlich der Art der Einbalsamirung gab es, je nach dem dafür beabsichtigten Aufwande, drei verschiedene Grade. Demnach steigerten sich die Kosten, nach heutigem Gelde von etwa 1281 bis 3843 Mark. Der einbalsamirte Leichnam wurde mit leinenen Binden fest umwickelt. Hierbei pflegte man mehrentheils zwischen die einzelnen Lagen der Binden zahlreich kleine Sinnbilder, wie Götterfigürchen u. dergl. von Stein, gebrannter Erde, Metall u. s. w. zu vertheilen, auch wohl darüber ein Netzgeflecht von farbigen Schmelzperlen u. A. auszubreiten.

Vor der Bestattung ward die Leiche ein-, auch mehrfach eingeschachtelt, dann im Sterbehause von den Priestern der Unterwelt, in der Hundsmaske des Anubis, geweiht, hiernach in einem besonderen auf einer Schleife ruhenden Schrein (*Fig. 49. b*) von heiligen Stieren, unter Begleitung von Weihepriestern, Freunden u. s. w. im langen Zuge bis zum Nil, und von da an zu Wasser bis zu den westlich gelegenen Gräberstätten befördert.

Einen ganz besonderen Werth legte man auf eine prunkvolle Einschachtelung. Sie erstreckte sich mitunter ausser auf den Körper als solchen, auch eigens auf die dann ebenfalls mumisirten Eingeweide. Zu ihrer Bergung dienten hauptsächlich viereckte hölzerne Kistchen, zumeist mit abgeschrägtem Deckel, farbig bemalt mit Hieroglyphen, Genien des Todes u. s. f. (*Fig. 49. d*).

Die Schachtelungen der ganzen Körper ahmten gewissermassen die Form nach, die dieser durch die Umwickelung erhielt, ausgenommen den Kopf, der stets dem Leben gemäss erschien (*Fig. 49. a*). Gefertigt wurden sie fast ausschliesslich von stark kartonnirter Leinewand und stets völlig bemalt, gelb grundirt mit farbigen Darstellungen der Todtenfeier, so wie auch der Wandlung der Seele nebst darauf bezüglichen hieroglyphischen Texten. — Reichere begnügten sich nicht mit nur einer Einschachtelung, sondern wählten meist zwei, selbst drei.

Die höchsten Stände machten noch ausserdem von grossen Umschlusssärgen Gebrauch. Sie wurden theils von Stein, als Marmor, Granit u. s. w., theils von Holz und aus Thon hergestellt. In älterer Zeit erhielten sie vorzugsweise die Form eines Tempels und die länglich viereckter, flach, schräg oder rundlich bedeckter Laden (*Fig. 49. c, f*), später mehrfach die von länglichen am Kopftheil abgerundeten Kisten. Verziert wurden die von Holz zumeist mit Buntmalerei, gelegentlich bestehend in Nachbildung von Lattenwerk u. dergl.; andrerseits durch Aufnagelung von hölzernen Einzelzierrathen, als Stäbchen, Figürchen u. A.; die von Stein gemeiniglich durch Einmeisselung von Bildern und Schrift. Ihren Deckeln gab man häufiger die Gestalt der Mumie (*Fig. 49. e*). — Nach der Bestattungsfeier pflegte man einen Theil der dabei verwendeten Geräthe, auch wohl einzelne Gegenstände, die dem Verstorbenen lieb gewesen, sowie auch Sinnbilder seiner Thätigkeit und, nebst Resten des Todtenopfers, vier mit Nilwasser angefüllte Kanobustöpfe um den Sarg aufzustellen. Diese Töpfe waren rundbauchig und je mit einem besonderen sinnbildlich gestalteten Deckel versehen.

Zweites Kapitel.

Die Aethiopier.[1]

Vorbemerkung.

Bei Syene, wo die einander gegenüber liegenden Felsmassen zu einem Engpasse zusammentreten, schied sich Aegypten von

[1] F. Cailliaud, Voyage à Méroé au fleuve blanc etc. Paris, 1823. — C. Gau, Antiquités de la Nubie. Paris, 1824. — E. Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan u. s. w. Frankfurt a. M., 1829.

Aethiopien, dem „Kusch" der Bibel. Mit unbestimmbarer Grenze im Süden umfasste es Nubien, Kordofan und die Landschaften von Habesch. Viele Völkerschaften bewohnten von jeher dieses weitgedehnte Gebiet. Theils durchzogen sie die sandigen Ebenen am Fusse der Gebirgszüge, theils lebten sie in deren Thäler und Schluchten. Nur die fruchtbaren Ufer des Nils gestatteten auch hier zunächst eine sesshafte Ansiedlung.

Frühzeitig berührten sich ägyptische und äthiopische Waffen. Schon während der Glanzepoche des alten Pharaonenreiches (um 2000 v. Chr.) kämpfte Sesurtesen siegreich gegen die Aethiopier. Eine engere Verbindung mit den äthiopischen Völkern wurde durch den Einfall der Hick-schasus in das untere Nilthal und ihre Herrschaft daselbst veranlasst. Die ägyptischen Könige, bis nach Theben zurückgedrängt, traten in eine verwandtschaftliche Beziehung zu ihren südlichen Nachbarn. Sie heiratheten äthiopische Prinzessinnen. Die Bezeichnung „Königssohn aus Kusch" wurde für ägyptische Prinzen ein Ehrentitel.

Ward schon durch diese Verhältnisse Aegypten zum Kulturträger der Südländer, so wurde es dies in noch höherem Maasse unter den Herrschern der achtzehnten und neunzehnten Dynastie. Thutmess III. (Thetmes-Thutmoses, um 1600 v. Chr.), und Ramses II. drangen bis tief in Nubien ein. Noch vorhandene Baureste bis gegen die Grenze von Dongola, welche diesen Herrschern entstammen, bezeugen zugleich die nunmehrige Aegyptisirung dieser Länder. Im Süden dann entwickelte sich auf Grund ägyptischer Grundlage eine eigene äthiopisch-ägyptische Kultur. Es fand dies zunächst seinen Mittelpunkt im südlichsten Nubien, in Napata, dem ältesten Sitze äthiopischer Könige. Sie wandten sich weiter gegen Süden und gründeten auf dem von den Armen des Nils umflossenen Meroë einen geschlossenen Priesterstaat. Von hier aus traten sie um 700 v. Chr. mit solcher Macht hervor, dass ihnen nun das ägyptische Reich nicht zu widerstehen vermochte.

Fortan behaupteten drei äthiopische Könige während fast eines halben Jahrhunderts den ägyptischen Thron. Der letzte war Tahraka (Tarkos). Er kämpfte siegreich auch gegen Assyrien. Unter ihm erreichte Aethiopien den Höhepunkt einheimischer Kultur. Reste eines grossen Tempels am Fusse des „heiligen" Berges Barkal und mit Bildwerken geschmückte Trümmer zu Medinet-Habu gehören dieser Zeit an. In ihr entfaltete sich zugleich, durch die Siege in Asien mit begünstigt, jene Vorliebe zu äusserem Prunk, wie solchen die Reliefbilder zu Naga u. a. erkennen lassen.

Die Tracht.

Die dem grössten Theile der Stammbevölkerung Afrikas eigene Tracht, bestehend aus einem wollenen oder von Riemen gefertigten Schenkelschurz und einem Umhang um die Schultern, war ursprünglich auch die der äthiopischen Stämme. Sie bildete das eigentlich volksthümliche Kleid beider Geschlechter.

Mit dem Einfliessen ägyptischer Kultur, vielleicht schon seit Sesurtesen I., begann für sie eine Wandlung. Die vornehmen, herrschenden Stände nahmen mit ägyptischer Sitte nun auch von der ägyptischen Tracht zunächst dasjenige auf, was ihrer Neigung zumeist entsprach. Das wohlgeordnete ägyptische Schurzkleid und, vor allem beim weiblichen Geschlecht, der von der Brust bis auf die Füsse reichende ägyptische Rock, traten an die Stelle des roheren Schurzes.

Während der ferneren Aegyptisirung, seit der achtzehnten Dynastie, kam dann auch die nun reichere ägyptische Tracht in Aufnahme. Sie verbreitete sich bis in die südlicheren Länder. Hier aber verband man zunächst damit manche Besonderheiten der einheimischen, nun auch schon ausgebildeteren Tracht. So namentlich die Männer. Die Weiber schlossen sich der ägyptischen Form von vorherein enger an.

Fig. 50.



Die so gemischte Bekleidung der Männer (*Fig. 50*) hatte mit der ägyptischen vorerst eigentlich nur einen zierlich gefalteten Hüftschurz gemein. Im Uebrigen bestand sie vorwiegend aus einer bald längeren bald kürzeren rockförmigen Bedeckung des Oberkörpers, sowie vor allem aus einer breiten, oft farbig und reich gemusterten Binde, die um Brust und Hüften geschlungen ward, aus einer halbrunden befiederten Kappe und einem Thierfell als Umhang. Den Schmuck bildeten Handgelenkreifen und, hauptsächlich, grosse Ohrringe. — Auch noch die dem Heere des Xerxes eingereihten Aethiopier trugen Thierfelle.

Der Reichthum Südafrikas an Gold, Thierhäuten, Straussfedern, Elfenbein und anderen Naturerzeugnissen, vielleicht auch schon eine Handelsverbindung mit Arabien und Indien, waren wesentlich geeignet eine einmal erweckte Neigung zu äusserem Prunke zu befördern. Viel wusste man von dem Reichthum der äthiopischen Herrscher zu erzählen. Kostbare Tribute wurden ihnen von den Pharaonen auferlegt.

Seit ihrer Herrschaft dann über Aegypten wurden sie, und somit nun auch ihre eigentlichen Stammreiche Napata und Meroë, hinsichtlich sowohl der Lebensform als auch insbesondere der Tracht nahezu völlig ägyptisirt. Tahraka trug den vollständigen Kleiderschmuck der Pharaonen, und ebenso auch kleideten sich die Vornehmen überhaupt fast durchaus nach ägyptischer Weise. Hinzutraten einige Besonderheiten. Sie erinnern zum Theil an assyrische Muster. Auch fand, vermuthlich nun mit in Folge der siegreichen Kämpfe in Asien, in der verzierenden Ausstattung eine ausnehmende Steigerung, selbst bis zu schwülstiger Ueberladung statt.

Die Kleidung.

Die Kleidung der Männer bestand nunmehr durchgängiger in einem den ganzen Körper oder den Unterkörper doch völlig bedeckenden zumeist feinstoffigen Gewande, seltener nur noch lediglich

Fig. 51.



in einem Lendenschurz. Ein solcher war von derberem Stoff, dem Körper ziemlich eng anschliessend. Von jenen Gewändern hatten die zur Bedeckung des ganzen Körpers theils die Form eines Hemdes mit langen oder kurzen Ermeln, theils bildeten sie eine nur einfache doch ziemlich umfangreiche Decke. Sie wurde um den Körper geordnet. Es geschah dies vom Rücken aus, indem man einen Zipfel derselben entweder über die linke oder die rechte Schulter nach vorn, den anderen Zipfel, je nach dem, unter dem rechten oder linken Arm nach vorn bis zur Brust

hin zog, und hier beide Zipfel verband. Sie selbst ward dann in der ganzen Länge ihrer Seitenöffnung geschlossen, und hierbei in Schrägfalten gelegt. Ebenso fältelte man die Hemden, eine Anordnung, die auch den Persern eigen war (*Fig. 51. b, c*).

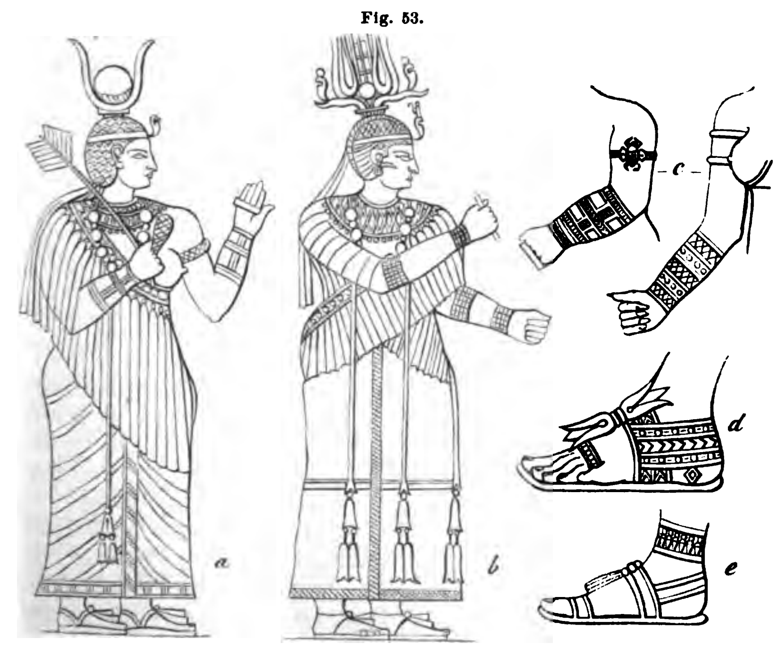
Fig. 52.



Hohe Würdenträger, insbesondere die Herrscher, trugen über ein solches Gewand, quer über Brust und Rücken, eine breite Troddelschärpe (*Fig. 51. b*). Mit einer ähnlichen Schärpe schmückten sich die Assyrier. Vermuthlich war sie diesen entlehnt.

Ein Lendenschurz, zuweilen in Verbindung mit einer reichen Brustbekleidung, scheint mehr als Ceremonienkleid denn als Alltagskleidung gedient zu haben. Könige und vorzugsweise Priester trugen es bei festlichen Gelegenheiten in reichster Ausstattung (*Fig. 51. a*); die Priester trugen theils ausserdem einen oft zierlich behandelten Doppelschurz, und dazu eine von den Hüften bis unter die Arme reichende, mitunter dicht geschuppte Bedeckung von besonderer Kostbarkeit (*Fig. 52*). Die Könige zeichnete als solche, abgesehen von sonstiger Pracht, ein ägyptischer königlicher Kopfschmuck aus (*Fig. 51. a, b*).

Fig. 53.



Die Bekleidung vornehmer Weiber bildete bis in die spätere Zeit hauptsächlich theils ein dem von Schulterbändern gehaltenen ägyptischen Weiberrock durchaus ähnliches Gewand, theils entsprach sie der der Männer, mit Ausnahme der Hüftschurze, welche nicht dazu gehörten. So auch hinsichtlich der verzierenden Ausstattung. Priesterinnen erschienen zum Theil wie die Priester geschmückt, und die Königinnen, ganz wie die Herrscher, durch völlig ägyptische Kopfaufsätze gekennzeichnet (*Fig. 53. a, b*).

Die Kopfbedeckung beider Geschlechter wich nur wenig von der der Aegypter ab. Wie bei diesen bestand sie bei Männern in einer enganschliessenden Kappe, bei den Weibern vorzugsweise in einem weiteren Haarsack und in der ägyptischen Haube, mehr oder minder verziert.

Die Fussbekleidung war im Verhältniss zur ägyptischen schwer und reich. Namentlich zeichneten sie breite mit Metall besetzte Hacken- und Seitenbänder, Troddeln und grosse Spannhafteln aus (*Fig. 53. d, e*).

Der Schmuck.

Die Schmucksachen für Männer und Weiber waren wesentlich einander gleich. Sie entsprachen der Sache nach den ägyptischen, trugen aber, mit wenigen Ausnahmen, ein davon abweichendes, selbstständigeres Gepräge. Zu diesen Ausnahmen zählten nebst schmäleren Arm- und Handgelenkspannen und einzelnen Fingerringen von eben vorwiegend ägyptischer Form, breitere und schmälere Schulterkrägen. Diese Krägen namentlich waren den Krägen der Aegypter bis in's Einzelne treu nachgebildet. — Sonst aber erschien der Schmuck, entfernt von ägyptischer Zierlichkeit, fast durchweg breit und massig, vielfach mit Zierrath überladen, selbst bis zur Unförmlichkeit, anklingend gelegentlich an assyrische Formenbildung. Gefertigt war er vor allem von Gold und ausgestattet mit buntfarbigem Schmelz. — Die Arm- und Knöchelbänder, hauptsächlich aber die ersteren, glichen breiten reichgegliederten Schienen oft von der Länge des Unterarms (*Fig. 53. c*). Die Oberarmbänder wurden nicht selten mit Figuren in erhobener Arbeit von sinnbildlicher Bedeutung geschmückt; die Fingerringe erhielten häufig eine Platte von solcher Breite, dass sie die halbe Hand bedeckte (*Fig. 51. b—d*). Dazu kamen, als Hals- und Brustgehänge, Schnüre von grossen kugligen Perlen, und, als Zierrath der Kleider an sich, ein buntes Schnur- und Troddelwerk (*Fig. 51 u. 53*).

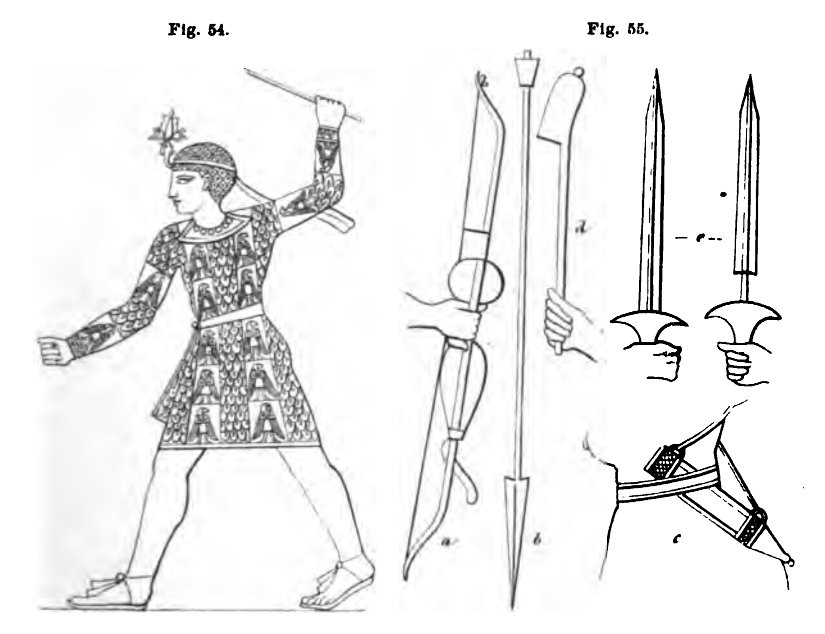
Vornehme Frauen liessen zum Zeichen ihrer edelen Abstammung die Nägel der Hände zolllang wachsen, färbten wohl auch nach ägyptischem Brauch die Augenbrauen und Lider mit Schwarz, und die Hände, so wie auch die Füsse mit Orange oder Gelb (*Fig. 53. c*).

Die Waffen.

Die frühsten volksthümlichen Waffen waren, wie solche noch heut die Nubier führen, ein etwa fünf Fuss langer Speer, ein kurzes dolchartiges Messer und ein grosser, schmal-länglich viereckter oder rautenförmiger Schild aus der Haut des Nilpferdes, ein langer Bogen von Palmenholz nebst Pfeilen von Rohr mit Steinspitzen, und starke, mit Metall beschlagene Keulen.

Diese einfache Bewaffnung erhielt sich jedoch nur beim niederen Volk. Die höheren Stände eigneten sich, wie die Kleidung der Aegypter, so auch deren Ausrüstung an. Doch fand dann auch darin eine Wandlung statt. Theils fügte man dieser Aus-

Fig. 54. Fig. 55.



rüstung mancherlei Einheimisches hinzu, theils aber bildete man sie, vielleicht unter westasiatischem Einfluss, im Einzelnen noch prunkvoller aus. Pflegten doch selbst die Königinnen im Waffenschmucke zu erscheinen.

Unter den Schutzwaffen zeichneten sich, eben reicherer Durchbildung wegen, vor allem Schuppenröcke aus. Sie glichen den Schuppenharnischen, welche die ägyptischen Könige seit Beginn des neuen Reichs zunächst aus Westasien erhielten. Die äthiopischen Könige schmückten sich mit einem derartigen Rock nun von ausnehmender Kostbarkeit. Dieser Rock hatte, abweichend von jenen ägyptischen, lange enganliegende Ermel, und war vorn auf jeder Seite der ganzen Länge nach mit einem breiten farbigen Streifen

mit darauf vertheilten Sinnbildern, und jeder Ermel oben wie unten ebenfalls mit solchem Streifen besetzt (*Fig. 54*). — Den Kopfschutz bildete hauptsächlich eine festanschliessende durch metallne Plättchen verstärkte Rundkappe. Die Schilde waren vorwiegend, wie bei den Westasiaten, kreisrund.

Die Angriffswaffen bewahrten zum Theil, wenn eben auch nur der Grundform nach, ein mehr einheimisches Gepräge. Es zählten dazu wesentlich eine Keule (*Fig. 55. d*), ein Speer (*Fig. 55. b*), Bogen (*Fig. 55. a*), Schwert und Dolchmesser. Dolch und Schwert schützten gemeiniglich reich verzierte Scheiden (*Fig. 55. c*). Sie waren, zum Umhängen, mit längeren Schnüren versehen. Das Dolchmesser pflegte man seitwärts im Gürtel zu tragen (*Fig. 55. e*). Die Schwerter hatten starke Griffe mit ziemlich breiter Parirscheibe (*Fig. 55. e*).

Das Geräth.

Wohl ganz ähnlich wie mit der Tracht verhielt es sich bei den Aethiopiern mit dem kunsthandwerklichen Betriebe. Auch hierin wohl kamen ihnen zunächst wesentlich die Aegypter zu

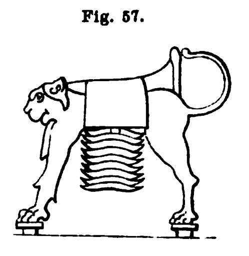
Fig. 56.



Hülfe. Die Tribute, welche sie den ersten ägyptischen Königen des neuen Reichs darbrachten, bestanden, wenn gleich in kostbaren, doch zumeist rohen Naturerzeugnissen. Aber wohl gleich auch seit dieser Zeit eigneten sie sich von den Aegyptern auch deren geräthliche Erzeugnisse an. Vielleicht selbst, dass sich nun unter

ihnen ägyptische Handwerker niederliessen. Während der neunzehnten Dynastie waren die äthiopischen Könige, und wohl die Vornehmen überhaupt, im Besitz einer dem ägyptischen Geräth ganz ähnlichen geräthlichen Ausstattung. Gleich den vornehmen Aegyptern bedienten sich zu eben der Zeit auch die vornehmen Aethiopier leichter reichverzierter Wägen. Sie entsprachen nach Bauart und Schmuck fast völlig den asiatisch ägyptischen. Nur der Gebrauch des Pferdes als Zugthier hatte noch nicht Eingang gefunden. Man ersetzte es einstweilen durch ein Gespann von Ochsen (*Fig. 56*). — Zum Reiten benutzte man den Elephanten.

Fig. 57.



Wenn Plinius von Meroë erzählt, dass sich daselbst 400,000 Künstler befunden hätten, so deutet das, ganz abgesehen von der wohl an sich übertriebenen Angabe, überhaupt nur darauf hin, dass das eigentlich betriebsame Aegypten allmälig nach dem Süden gewandert war. Die allerdings nur wenigen Bilder, welche eine äthiopische Geräthbildung veranschaulichen, lassen eine Aufnahme ägyptischer Formen voraussetzen (*Fig. 57*).

Der Einfluss Aegyptens erstreckte sich nicht auf die Aethiopier allein. Auch deren Nachbarstämme wurden davon berührt. Vieles wussten die Alten von den dort hausenden Ichthyophagen, Chelonophagen, Troglodyten, Cynomolgen und anderen zu erzählen. Auch Abyssinien war ihnen bekannt. — Auf dem Fussgestell des im Pariser Museum befindlichen Kolosses Amenophis (Amenhotep III.) liest man die Namen von 23 besiegten afrikanischen Stämmen; ebenso nennen die inschriftlich bezeichneten Darstellungen der Siege Ramses II. zwölf unterworfene Negervölker, und bereits in den Wandgemälden der Gräbergrotten von Biban el Moluk treten diese unter der Bezeichnung „Nahes (Nahesu)“ auf. Ihre Gesichtsbildung ist die der Neger, ihre Hautfarbe schwarz.

Die Tracht einzelner dieser Stämme bestand bei Männern theils lediglich in einer nur dürftigen Bedeckung der Scham, theils in einem kurzen Hüftschurz von Tieger- oder Leopardenfell, einer knapp anliegenden, meist von Binsen geflochtenen Kappe, mitunter bebüschelt oder befiedert, und in grossen Ohrringen (*Fig. 50*); bei Weibern vorwiegend in einem um den Unterkörper mehrfach umgelegten Stück Zeug, und ebenfalls grossen Ohrringen.

Die Kleidung der Männer anderer Stämme oder doch von Abgesandten an ägyptische Könige der achtzehnten und neun-

zehnten Dynastie, trug ein zum Theil ägyptisches Gepräge. Sie bildete bei einigen ein bis zu den Füssen reichendes feinstoffiges Schurzgewand, unterschiedlich ausgestattet, und eine breite gemusterte Schärpe von beträchtlicher Länge. Sie erstreckte sich über eine der Schultern, quer über Brust und Rücken, rings um die Hüften und vorn bis über die Kniee herab; nächstdem schmückten sie ein schmaler Halsreifen, Ohr- und Handgelenkringe (*Fig. 58. a*). Andere trugen ein dünnstoffiges feingefälteltes Gewand, das den ganzen Körper mit Ausschluss der Arme bedeckte, darüber einen verzierten Doppelschurz, einen breiten verzierten Schulterkragen, eine gleiche Schärpe wie jene, eine verzierte Rundkappe und kleinere Ohrringe; dies Alles von auffällig bunter Färbung (*Fig. 58 b*). —


Fig. 58.



Ausgedehnte Trümmer bei der Stadt Axum in Abyssinien legen Zeugniss für eine einst höhere Kultur auch dieses Landes ab. Die grössere Zahl derselben besteht in obeliskenförmigen, einsteinigen Säulen von Granit zwischen 80 bis 20 Fuss Höhe. Ihr Zierrath zeigt eine Gliederung von über einander geordneten Feldern, abwechselnd flach, in Form von Fenstern. Andere Baureste tragen griechische Inschriften. Sie deuten auf eine, wenn gleich sehr späte engere Verbindung der Axumiter mit den Völkern Südafrikas und mit denen an der arabischen Küste, den Homeriten (in Jemen) hin. — Noch am Ende des sechsten Jahrh. nach Chr. blühte der Staat von Axum unter einheimischen christlichen Königen. Sie unterhielten einen glänzenden Hofstaat, dessen Pracht an indischen Brauch erinnert. Die Kleidung des Königs Archetas, wie sie die an ihn (um 572 n. Chr.) geschickten Gesandten Justinus II. beschrieben, bestand in einem mit Perlen besetzten, überaus kostbaren Leibrock (Schurz) und einer darüber gegürteten, mit Gold durchwirkten Binde. Er trug goldene Armbänder, goldene Ringe und, um den Hals, eine goldene Kette. Seinen Kopfputz bildete eine hohe mit Perlen gestickte Mütze. — Der Palankin, auf welchem er, bewaffnet mit einem Rundschilde und zwei goldenen Lanzen erschien, war mit Goldblech beschlagen; vier geschmückte Elephanten trugen ihn.

Zweiter Abschnitt.

Das Kostüm der Völker von Asien.

Erstes Kapitel.

Die Araber.[1]

Vorbemerkung.

So weit die Nachrichten über die Bevölkerung Arabiens hinabreichen, erscheint sie als ein semitischer Zweig jenes grossen kaukasischen Stammes, dessen Hauptbildungsstätte man an die Quellen des Oxos und Jaxartes, in das gesegnete Hochland von Sogdiana verlegt. Von hier aus erstreckten sich ihre Wanderzüge theils über die fruchtbaren Waidegebiete jenseits des Euphrat, theils, in südwestlichem Vordringen, über den persischen Meerbusen. — Fast alle noch gegenwärtig unter den Arabern lebenden Ueberlieferungen über ihre Abstammung knüpfen an die Erzväter des alten Testaments an. Die Bewohner des nördlichen und mittleren Arabiens betrachten sich noch heut als Nachkommen Abrams und dessen Sohn Ismael, und die im Süden sesshaften Himjariten als unvermischte Abkömmlinge Hebers, des Urenkel Noahs und dessen Sohn Joktan (Kahtan).

---

[1] C. Niebuhr. Beschreibung von Arabien. Kopenh. 1772. m. Kpfrn.; Derselbe: Reisebeschreib. nach Arabien u. s. w. Kopenh. 1774—78. II. m. Kpfrn. — Bildliches, vorzugsweise das heutige Arabien betreffend: Leon de Laborde, voyage de l'Arabie pètrée. Paris. 1830. Fol. — David Roberts. The Holy Land. Syria. Idumea, Arabia etc. London. 1842. 2 Vol. Fol. — H. v. Mayr und S. Fischer. Genre-Bilder aus dem Orient. 8 Liefrgn. Stuttg. 1846—50 (mit vorzüglichen Einzeldarstellungen). — Hor. Vernet. voyage en Orient réd. p. G. Fesquel av. 16 dess. col. 4. Paris. — W. Lane. Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. N. d. 3. Originalausg. aus d. Engl. übers. von Th. Zenker. 3 Bde. Leipzig, 1852.

Die Naturbeschaffenheit der arabischen Halbinsel war nicht geeignet jene Einwanderer zur Sesshaftigkeit anzuregen. Das Land mit seinen weitgedehnten Wüsten und verhältnissmässig nur wenigen, dazwischen gestreuten Kulturstellen (Oasen), seinem Mangel an grösseren, ausdauernden Strömen, und seinem somit zumeist von atmosphärischer Bewässerung abhängigen Wechsel der Pflanzenwelt, hielt sie an ihr ursprüngliches, wanderzügiges Hirtenleben gefesselt.

Nur einzelnen Abzweigungen war es vergönnt, sich zu einem stetigeren, staatlichen Leben zu erheben. Ihre Wanderungen hatten sie an die von der Natur begünstigteren, südlichen Küstenländer geführt. Die Erzeugnisse dieser Randgebirge wurden für sie Veranlassung zu einem sich weitverzweigenden Handel theils mit eigenen, theils mit indischen und äthiopischen Erzeugnissen. Einzelne der wandernden Stämme schlossen alsbald sich diesem Handel als dessen Vermittler durch Karavanen an. Diese erstreckten sich frühzeitig bis nach Syrien und Unterägypten. — Durch solche Verhältnisse begünstigt, erhob sich in jenem gesegneteren „glücklichen“ Arabien, zunächst an dessen Südwestküste, das Reich der Joktaniden (Himjariten), das durch seine Schätze und seine Königin Balkis hochgefeierte Volk der Sabäer.

Die auf das „steinigte“ und „wüste“ Arabien beschränkt gebliebene Bevölkerung bezeichnete sich selbst als „Leute der Wüste (Badawi, Beduinen)“ und diese als ihr Vaterland. Schon zur Zeit Mose durchstreifte sie mit ihren Herden das Land „von Havila an bis gegen Sur, das vor Aegypten liegt bis Assur“.

Als Vergegenwärtiger uralter Sitte erscheinen somit einerseits die in Syrien und im Norden von Arabien umherziehenden Hirtenstämme, andrerseits die das Innere des Landes durchstreifenden, kriegerischen Räuberhorden. Zu ersteren gehört vorzugsweise der vielgegliederte Stamm der Aneizeh (Aeneze). Er zeigt noch zumeist die Lebensformen, wie solche das alte Testament hinsichtlich der Abramiten schildert. Das Treiben der von fremden Einflüssen fast unberührt gebliebenen Stämme im Inneren des Landes entspricht dagegen mehr den biblischen Schilderungen von der Lebensweise der Ismaeliten.

Die gegenwärtigen sesshaften Araber bieten kein so geeignetes Bild für die Sitte in den altarabischen Reichen. Die aus dem Alterthum stammenden Nachrichten über diese Staaten selbst sind überdies nur dürftig. Nur so viel geht aus ihnen hervor, dass sie sich aus den Verhältnissen des Wanderlebens entwickelten, dessen Sitten und Gewohnheiten nur staatlich weiter ausbildeten, dass sie theils von Männern, theils von Weibern be-

herrscht wurden, schon frühzeitig einen bedeutenden, auch überseeischen Handelsverkehr mit den Nachbarvölkern unterhielten, Reichthümer aufspeicherten, und ein demgemäss üppiges und vielgestaltigeres Dasein fristeten, als ihre unsteten, die Wüsten durchschwärmenden Stammverwandten.

Die Tracht.

Bei der Beschränktheit Arabiens an pflanzlichen Erzeugnissen, welche sich zur Herstellung einer Bekleidung eignen, blieb der zahlreichere Theil der Bevölkerung wesentlich auf die Benutzung thierischer Erzeugnisse angewiesen. Den umherziehenden Hirtenstämmen boten zunächst solche ihre Herden. Sie lernten die Felle gerben, sowie das Haar filzen und verweben. Schafwolle, Kameel- und Ziegenhaar sind noch heut die hauptsächlichsten Stoffe, aus denen die wandernden Araber ihre Kleider fertigen. Nur als Beförderer von Karawanen oder durch Tauschhandel mit den gewerblichen Nachbarvölkern gelangten sie in den Besitz sonstiger Gegenstände der Tracht. — Ihre unstete Lebensweise liess sie zu keiner selbstthätigen Ausübung eines Handwerks kommen. Solche überhaupt gilt den Beduinen als ihrer unwürdig. „Die Weiber an den Spinnrocken, die Männer an ihr Schwert" ist Sprichwort der Stämme von Oman.

Die einheimischen Naturerzeugnisse, auf denen der Handel der sesshaften Bevölkerung des südlichen Arabiens beruhte, waren mehr köstlicher als nützlicher Art. Sie bestanden vorzugsweise aus Weihrauch, Myrrhen, Balsam, Aloë, Datteln und Indigo. Sowohl am arabischen als auch am persischen Meerbusen lagerten in Stapelplätzen einerseits südafrikanische, andrerseits indische Waaren. Sie tauschte man gegen die Erzeugnisse des eigenen Landes ein und setzte sich so in den Besitz theils von mannigfachen Rohstoffen, edlen und unedlen Metallen, Edelsteinen u. s. w., theils von kostbaren Schmucksachen, bunten gestickten Gewändern von Baumwolle und Leinwand. Wohl zugleich mit dem steigenden Reichthum entfaltete sich in diesen Staaten auch eine Art handwerklichen Betriebs. Die in Jemen und Oman einheimische Baumwollenstaude und, unter den Färbekräutern, vorzugsweise die Indigopflanze, so auch der, wenigstens von den Alten gerühmte Metallreichthum Südarabiens, trugen vermuthlich mit dazu bei.

Die Kleidung

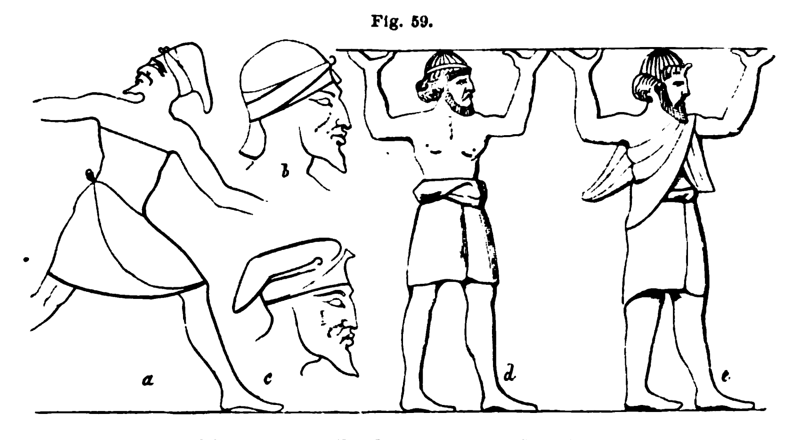
der die Wüste El-Hammad durchstreifenden Jägerstämme der Alh-el-Schemahl Beduinen besteht aus rohen Gazellenhäuten; die

der in der Richtung von Jemen hausenden Umzügler aus zierlichen Hüftschurzen und breiten Gürteln von Leder. Die Bewohner des Binnenlandes von Oman und andere, an den Küsten lebende Gruppen, blieben selbst auf die Anwendung eines nur die Scham bedeckenden Gewandstückes beschränkt.

Abgesehen indess von diesen auf verhältnissmässig niederen Kulturstufen stehen gebliebenen Stämmen, gewann die Kleidung der von der Natur begünstigteren Bevölkerung frühzeitig an Umfang und Form.

Schon zur Zeit der Wiederherstellung des ägyptischen Reiches trugen bei mehren Stämmen die Männer, ausser einem längeren Schurzkleide, vorwiegend ein Gewand, welches von den Armhöhlen bis zu den Knieen reichte, unterhalb doppelt umgelegt und mit dem Zipfel des Umschlags am Gürtel befestigt ward,

Fig. 59.



zudem um den Kopf ein Tuch, anliegend oder sackartig, vermittelst seiner Enden vor der Stirn zusammengeknotet (*Fig. 59. a—c*); dazu kam eine bald längere bald kürzere, wohl jedenfalls viereckte Decke, die über eine der Schultern nach vorn gelegt, um Brust und Rücken geordnet ward (*Fig. 59. d, e*). — Bei einzelnen Stämmen allerdings blieb die Bekleidung der Männer, so bei den Nabatäern, bis tief in die römische Kaiserzeit, und bei der Mehrzahl der „Zeltbewohner", wie Ammianus Marcellinus bestätigt, bis ins vierte Jahrhundert n. Chr. wesentlich auf ein Hüftgewand, freilich von gewebtem Stoff, und Sandalen beschränkt.

Mit der Aneignung eines Hüftschurzes und zugleich eines Umwurfs war denn aber, wie es scheint, die Tracht auch der reicheren Wanderstämme für Jahrhunderte abgeschlossen. Vielleicht im Zusammenhang hiermit steht eine Verordnung über die Form des Pilgerkleids der Mosleminen überhaupt. Sie bestimmt, wohl eben in Erinnerung an solche anfängliche Einfachheit, dass

Jeder nach Mekka Wallfahrende während seines Aufenthalts im heiligen Bezirk dieser Stadt seine sonstige Bekleidung gegen den „Ihram“ — einen einfachen Schenkelschurz und einen Umwurf — vertausche (*Fig. 60. a*).

Als eine dann weitere Vervollständigung, die hie und da schon früh eintrat, ist die Anwendung eines Hemds und eines Obergewands zum Anziehen, des „Abas (Abajeh, Kemli)“, zu betrachten. Jedenfalls älter als der Gebrauch dieses letzteren Gewands ist der Gebrauch des Hemds. Mit der Anwendung desselben stand dann gleichzeitig die eines Hüftgürtels in Verbindung. — Das gegenwärtig gebräuchliche Hemd ist bisweilen ungenäht, bei Aermeren aus grobem baumwollnem oder kameelhärnem Stoff, bei Wohlhabenden dagegen häufiger aus ungebleichter Leinwand. Es ist gewöhnlich vor der Brust geschlossen, von verschiedener Länge und Weite,

Fig. 60.



theils mit kurzen und engen, theils mit längeren und weiten Ermeln versehen. Die gröberen, baumwollenen Hemden sind fast durchgängig gefärbt: meist blau, seltener braun und weiss oder blau und weiss gestreift. — Die Bewohner des nördlichen Afrika, die wandernden Numidier („Nomaden“) trugen, wie Strabo erzählt, weite Röcke, doch ungegürtet. Sie entsprachen wohl den noch heut von den Kabylenstämmen getragenen, weitfaltigen Hemden.

Mäntel von Ziegenhaaren und grobstoffige Kleider überhaupt werden als Tracht der Propheten und Apostel mehrfach in der Bibel erwähnt. Sie mögen zum Theil jenen oben genannten Gewändern ähnlich gewesen sein. Ein entsprechendes Abbild dafür findet sich weder auf altassyrischen noch persischen Denk-

malen. — Das heutige Obergewand („Abâh“) gleicht „einem weiten Oberrock ohne Ermel, der etwa die Gestalt eines weiten Kornsackes hat, in dessen Boden man eine Oeffnung für den Kopf, an seinen Seiten Oeffnungen für die Aerme gemacht, und ihn sodann vorn von oben bis unten aufgeschlitzt hat“. Es besteht gemeiniglich aus Wolle oder Kameelhaaren, einfarbig oder gestreift gewirkt, und reicht zumeist bis auf die Füsse, seltener nur bis zum Knie. Die Abâh's der in Mesopotamien lagernden Beduinen sind fast ohne Ausnahme senkrecht schwarz und weiss (*Fig. 60. b, c*), die der vom Stamme der Beni-Harb braun und weiss gestreift, und die der Scheiks von Ahl-el-Schemahl mitunter schwarz mit Gold durchwirkt. In den nördlicheren Gegenden namentlich sind sie vorwiegend weiss, schwarz, oder weiss und braun, oder auch weiss und blau gestreift. In Aegypten kommt ausserdem eine Verzierung durch Lang- und Querstreifen von brauner, gelber, schwarzer, blauer und rother Farbe vor. Im Osten Arabiens und

Fig. 61.



in Oman zeichnen sich die besten Abâh's durch rahmähnliche Färbung oder schwarze und braune Streifen aus. — Eine derartige Mannigfaltigkeit ist wohl ohne Zweifel so alt als dies Gewand überhaupt; ebenso deren etwaiger Zweck als ein die Stämme unterscheidendes Kennzeichen. — Der Gürtel, den man auch nach Bedürfniss über dem Abâh anlegt, besteht theils aus einem Riemen, theils aus einer starken Schnur oder einem beliebigen Stück Zeug.

Neben der ältesten Form der Kopfbunde (*Fig. 59. a—c*) kamen zum Schutz gegen die Sonne umfangreiche Decken auf. Noch heute werden solche in einfachster Weise dadurch hergestellt, dass man ein grosses quadratisches Tuch dreieckig zusammenlegt und vermittelst eines starken, ringförmigen Seiles auf dem Kopf befestigt (*Fig. 61. a, b*).

Obgleich die „Söhne der Wüste“ leicht eine Fussbekleidung entbehren, so wissen sie deren Besitz doch zu schätzen. So erzählt Niebuhr, dass als bei einer Karawane, mit der er reiste, ein Esel verendete, dessen Eigenthümer diesem das Fell abzog, es

in kleine Stücke zerschnitt und diese an seine Gefährten verkaufte. Sie aber fertigten sich Schuhe daraus, indem sie die Ränder der Fellstücke durchlöcherten, Bindfaden hindurchzogen und so unter die Füsse befestigten. Diese Art roher Fussbekleidung (*Fig. 61. c*) gehört ohne Zweifel zu der urthümlichsten. Nächstdem bedient man sich auch wirklicher Sohlen oder Sandalen (*Fig. 61. d, e*). Sie entsprechen, namentlich in der Weise ihrer Befestigung, den ältesten ägyptischen Sohlen (vergl. *Fig. 9. c, d*).

Die Kleidung der Weiber unterschied sich in ältester Zeit gewiss nur wenig von der der Männer. Noch heut beruht der Unterschied wesentlich auf einer vollständigeren Verhüllung. So auch bestimmt die Verordnung, welche den „Ihram“ der Weiber

Fig. 62.



betrifft, dass er den Körper vollständig bedecke. Sonst aber besteht die Kleidung im Ganzen, namentlich in Syrien und Arabien, in hemdförmigen Gewändern, in weiten Umhängen, und einem durch ein eigenes Gefühl von Schicklichkeit gebotenen, besonderen Gesichtsschleier (*Fig. 62. c*).

In Aegypten, hauptsächlich aber bei den im Süden der Nordküste Afrikas seit undenklichen Zeiten einheimischen arabischen Stämmen, erhielt sich eine Weiberkleidung von urthümlicher Beschaffenheit. Sie beschränkt sich, so vorzugsweise bei den Kabylen, lediglich auf zwei lange und breite Decken gemeiniglich aus weisser Wolle von ziemlich starkem Gewebe, stellenweis bunt gestreift. Diese beiden Decken werden auf den Schultern durch

Hafteln verbunden, gegürtet, und bei mehrer Länge hinter dem Gurt weg nach oben gezogen, auch wohl die Vorderdecke, statt dessen, vor der Befestigung auf den Schultern oberhalb nach vorn umgelegt (*Fig. 62. a*). — Eine ähnliche Verwendung von weiten, doch an beiden Langseiten geschlossenen Gewandstücken, findet sich insbesondere in den unteren Nilländern (*Fig. 62. b*). — Der Gürtel ist von Leder oder Wolle; in letzterem Falle bei den Kabylen oft vielsträhnig, rothgefärbt, endigend in zahlreichen Schnüren mit daran befindlichen Quasten.

Die über ganz Arabien, Nubien und Abyssinien verbreiteten Mäntel der Beduinen-Weiber sind wollene Umwürfe von etwa 9 Fuss Breite und 5 Fuss Länge. Man trägt sie von weisser Farbe mit blau gewürfeltem Muster und weisser, gelber und rother Kante, oder eintönig schwarz; im Süden ist für ein solches Gewand, das gelegentlich zugleich als Kopfbedeckung verwendet wird, auch blaue Färbung nicht ungewöhnlich.

Nebst einer derartigen Verhüllung tragen die Weiber besondere Kopftücher. Bei Mädchen sind sie meist von rother, bei Frauen dagegen von schwarzer Wolle. Sie werden bald um den Oberkopf, bald, die Backen mit bedeckend, rings um den Kopf gewunden. —

Der Gebrauch eines Gesichtsschleiers findet seine Erklärung vielleicht in einer gesteigerten Sinnlichkeit und einem, eben darauf beruhenden, eifersüchtelnden Triebe nach einem wenn auch nur äusserlichen, doch geschlossenen Geschlechterverband. Seine Aneignung gehört wohl zu den Ergebnissen des Stadtlebens. Aus diesem übertrug er sich auf die Wanderstämme. Bei den mehr im Innern des Landes streifenden, unabhängiger gebliebenen Umzüglern findet, ohne Beobachtung eines solchen Gebrauchs, auch überhaupt ein freierer Verkehr beider Geschlechter statt, als bei den syrischen und den nordarabischen Beduinen: — Abrams Weib, Sara, zog unverschleiert in Aegypten ein, und Rebecka verhüllte sich erst, als sie Isaak auf sich zukommen sah.

Mit der Fussbekleidung verhält es sich ähnlich wie mit dem Schuhzeug der Männer. Auch die Weiber sind meist so abgehärtet, dass sie ohne Beschwerde baarfuss gehen. Nur ausnahmsweise wenden sie Sandalen oder erhandelte, sauberer gearbeitete Pantoffeln an.

Der Schmuck.

Bei den Männern beschränkt sich der Schmuck, und wohl seit den ältesten Zeiten, hauptsächlich auf eine Pflege des Haars. Salben, Oele und Parfüm werden von ihnen angewandt; erstere zur Einreibung des Körpers, doch mehr zum Schutz gegen Insekten, und letzteres gegen widerlichen Geruch. Ausnahmsweise nur findet eine rothgelbe Färbung mit Henneh und eine Tätowirung einzelner Körpertheile bei Stämmen des Binnenlandes statt. Dagegen legen

alle Beduinen einen besonderen Werth auf starkes Haar. Den Mangel des Haars betrachten sie als ein strafendes Verhängniss.

Die Anordnung des Haupthaars ist nach den Stämmen verschieden, und bildet ein Erkennungszeichen derselben. So unterscheiden sich die Aeneze von allen syrischen Beduinen vornämlich dadurch, dass sie ihr Haar in langsträhnigen Flechten über Hals und Nacken hängen lassen. Andere Stämme ordnen ihr Haar in Locken; wieder andere, wie einzelne in Jemen, tragen es in einem Tuche gebunden u. s. w. — Ein derartiger Unterschied ist zuverlässig uralt, und wenn Herodot bemerkt, dass die Araber aus religiösen Ursachen sich einen um die Schläfen laufenden Haarkranz zu scheren pflegen, so bezieht sich dies vermuthlich auf die Bartecken hinter den Ohren oder auch nur auf den Gebrauch eines besonderen, vielleicht sesshaften Stamms.

Den Bart betrachten die Beduinen mit besonderer Ehrerbietung. Er galt stets als die grösste Zierde, jede Verunglimpfung desselben als gröbste Beleidigung. Seiner Pflege geschieht bereits im alten Testament mehrfach Erwähnung. Plinius berichtet dass die Araber theils den vollen Bart, theils nur den Lippenbart stehen lassen.

Die Schmuckmittel der Weiber sind mannigfaltiger. Die den alten Aegyptern eigene Färbung der Augenbrauen und Augenlider mit einem schwarzen, künstlichen Mittel, so wie auch die von ihnen geübte Bemalung der Hände u. A. mit gelbem Henneh-Saft, findet sich noch gegenwärtig über den ganzen Orient, und so auch bei den Weibern der Beduinen verbreitet. Letztere pflegen ausserdem ihre Lippen blau zu beizen, auch auf Stirn und Hände, so wie auch mitunter auf Arme und Füsse einige kleine Verzierungen in bläulicher Färbung zu tätowiren. Ihr langes, schönes schwarzes Haar gab ihnen von jeher Gelegenheit zu wechselnder Anordnung. Sie tragen es nach den Stämmen verschieden, doch vorwiegend in langen Zöpfen oder in einem über der Stirn zusammengenommenen lockigen Büschel und in kürzeren oder längeren Locken. Kleine rothe Korallen, metallene Schellen u. dergl. werden stets mit hinein verflochten. — Ein derartiger, einfacher Schmuck reicht bis in die frühesten Zeiten. Und ebenso auch die Anwendung der Mehrzahl der heutigen Schmucksachen. Zu solchen gehören insbesondere offene Ohrringe, metallene Spangen für Arme und Füsse (*Fig. 62. h, i*), und bald weitere bald engere Nasenringe (*Fig. 62. d, e*). Mit einem solchen Schmuck von Gold warb Isaak um die Hand der Rebecka. — Die Ohr- und Nasenringe erhalten zumeist noch eine Ausstattung durch kürzere oder längere, verschieden gestaltete Einhängsel von Metall, Steinen, Korallen oder Glas (*Fig. 62. g*). Auch an Halsgeschmeide fehlte es nie. Gegenwärtig besteht dies hauptsächlich entweder in einem einfachen Ring oder in einem aus mehren metallnen Drähten ge-

wundenen Reifen, oder auch aus einfach glattem oder mehrfach zusammengedrehtem Metalldraht, oder aus Schnüren von Korallen, Perlen, walzenförmigen Steinchen u. s. w. mit Gehänge (*Fig. 62. f*).

Die Einfachheit der Lebensverhältnisse liess es nie zu einer besonderen, kleidlichen Rangbezeichnung kommen. Der reichste Scheik lebt nicht glücklicher wie der Aermste seines Stammes und nur wenige gibt es, die ihren Reichthum zur Schau tragen. Von den Nabatäern indessen bemerkt Strabo, dass deren Könige sich durch eine purpurne Färbung des bei ihnen allgemein üblichen Schenkelschurzes auszeichnen.

Die Waffen.

Es waren die Waffen in ältester Zeit ein 5—6 Fuss langer Speer, ein, auch als Wurfholz geeigneter, leicht gekrümmter Knittel, ein starker Bogen nebst spitzigen Pfeilen und mehrere Stich- und Hiebwaffen. Sie fertigte man schon frühzeitig von Eisen. Die Stämme des Südens insbesondere führten folgends ausserdem Schleudern und zweischneidige Aexte. — Eigentliche Schutzwaffen kamen erst in spätester, nachchristlicher Zeit in Aufnahme. Den Nubiern vermuthlich entlehnte man den Schild.

So wenig Werth der Beduine auf kostbare Kleider legt, so hoch schätzt er seine Waffen. Reiche Scheiks liebten es daher wohl stets sich mit reich geschmückten Messern, Dolchen u. s. w. auszustatten.

Der heutige Spiess oder die Lanze ist 8—15 Fuss lang, und die zumeist verbreitete Waffe. Der Schaft besteht aus einer Art Bambus. Die Spitze, oft verziert, ist von Stahl; ebenso ein am entgegengesetzten Ende befindlicher Erdstachel (*Fig. 63. d—e*). Einen wesentlichen Schmuck bilden theils zwei in gewisser Entfernung von einander befestigte, kugelige Büsche von Straussenfedern, theils eine Umwickelung mit Tuch oder Draht.

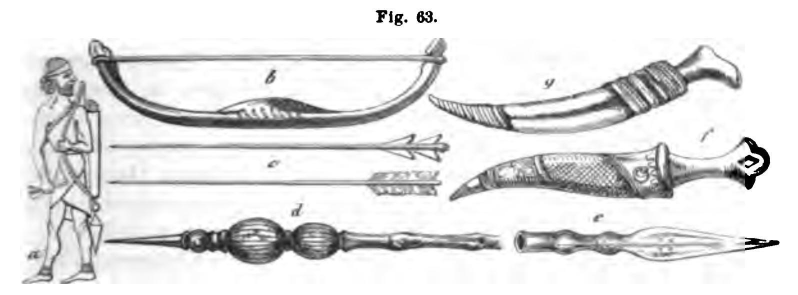
Nächst der Lanze galt ursprünglich wohl der Bogen als Hauptwaffe. — Ismael war ein Bogenschütze; auch Esau ging mit Bogen und Köcher auf das Feld, um Wildpret zu schiessen, und sowohl die Elamiten als auch die Philistäer waren als Bogenschützen berüchtigt.

Diese Bögen entsprachen vermuthlich den altägyptischen und assyrischen. Man pflegte sie nebst einem Pfeilköcher über die Schulter gehängt zu tragen (*Fig. 63. a*). Sie selbst waren von Holz oder Horn, vielleicht zum Theil auch schon, wie die im Orient noch üblichen, aus Elephantensehne geschnitten (*Fig. 63. b*), und die Pfeile von Holz, scharf zugespitzt (*Fig. 63. c*). Diese wurden mitunter vergiftet. Die Schleuder nahm, als Kriegswaffe, eine untergeordnetere Stelle ein. Sie diente wesentlich den Hirten zur Abwehr wilder Thiere; doch waren

zur Zeit der Richter die Benjamiten, eben ihrer geschickten Schleuderer wegen, gefürchtet.

Die Amalekiter und Kananiter kämpften ausserdem mit Schwertern; — „und Israel sprach zu Joseph: ich gebe dir einen Theil vor deinen Brüdern, den ich den Amoritern abgenommen habe mit meinem Schwerte und meinem Bogen." — Als eine Hauptwerkstätte für vorzügliche metallne Waffen war von jeher Damaskus berühmt. Von hier aus beziehen denn auch begüterte Scheik ihre Stich- und Hiebwaffen. Die weniger Bemittelten begnügen sich mit nur einfachen Messern. Die Dolchmesser werden im Gürtel getragen. Ihre Form ist die eines breiten, längeren oder kürzeren Dolches mit gebogener spitzer Klinge (*Fig. 63. f, g*).

Fig. 63.



Sie steckt in einem hölzernen oder beinernen Griff, geschützt durch eine lederne oder hölzerne Scheide. Bei kostbaren Messern ist die Scheide gewöhnlich von getriebenem Silber oder von Leder mit metallenen Beschlägen. — Das Schwert wurde durch einen Säbel ersetzt. Solchen pflegen jedoch überhaupt nur Begütertere zu führen. Auch er ist, wie der Dolch, gebogen, und ähnlich wie dieser ausgestattet. Getragen wird er an einem Schnurgehänge über die linke oder rechte Schulter, so dass er sich dem Leib quer vorlegt.

Ausser einem Stabe, der auch schon im Alterthum allgemein getragen wurde, kommen heut, wie gleichfalls schon früher, eiserne Streitkolben und Aexte, doch immer nur vereinzelt vor.

Das Geräth.

Der Bedarf an eigentlichem Geräth ist bei den Wanderstämmen von jeher ein geringer. Ihr Hausrath beschränkt sich wesentlich auf wenige Schlafmatten und einige Behälter zur Zubereitung und zur Bergung von Lebensmitteln. Selbst die Reicheren führen höchstens, statt nur roher Schlafmatten, verschiedene Decken und Teppiche, und eine ihrem Haushalte entsprechende, grössere Menge von Geschirren.

Zu den hauptsächlichsten Nahrungsmitteln gehören die Frucht der Dattelpalme und eine Art ungesäuerten Brodes. Zum Mahlen des Getreides dient eine auch schon im alten Testamente erwähnte, einfache Handmühle. Diese Mühle besteht aus zwei rundlich ineinander gepassten kreisförmigen Steinen von etwa 2 Fuss Durchmesser. Der obere ist trichterförmig durchbohrt und mit einer Handhabe versehen. Die Oeffnung dient zum Einschütten. Das Mahlen wird durch zwei Frauen verrichtet, indem sie die Mühle zwischen sich stellen und, während sie mit der rechten Hand den oberen Stein einander zudrehen, mit der linken theils Korn aufschütten, theils das an den Seiten herausquellende Mehl in einem Tuch oder Gefäss auffangen und von der Kleie sondern. — Zur Zubereitung des Brodteigs wird gemeiniglich ein steinernes Mangelgeräth verwendet. Es ist dies eine leicht ausgeschliffene Unterlage und eine dem entsprechend lange Walze. — Das Backen der so gebildeten Fladen geschieht über heisser Asche in einem darüber gestülpten Topf oder auf einem Blech.

Zur Herstellung von flüssigen Speisen, so wie auch von Butter u. dergl., dienen theils Schläuche von Ziegenfell, theils Durchseihsäcke von Kameelhaaren. — Fleisch wird auf einem Rost gebraten oder, in Stücken zerschnitten, an einem auf gabelförmigen Stäben ruhenden hölzernen Spiess geröstet. — Grössere Thiere, vornämlich Hammel, lässt man in erhitzten und dann geschlossenen Erdgruben schmoren.

Die Aufbewahrung und Beförderung grösserer Massen von Trinkwasser geschieht seit frühster Zeit in umfangreichen ledernen Schläuchen. Ein solcher Schlauch ist aus mehren Fellen sorgfältig zusammengenäht und, gefüllt, oft so schwer, dass zwei eine Kameelladung ausmachen. Einzelne Gefässe, auch von Leder, haben die Form von Eimern. Als Füllkelle wird mitunter eine an einem Stiel befestigte, halbe Kokosnussschale benutzt. — Alles übrige geräthliche Besitzthum beschränkt sich zumeist auf eine Anzahl verschiedener Näpfe und Schüsseln von Holz, grösserer und kleinerer irdener Geschirre und einfacher Säcke von grober Wolle. Den Tisch ersetzt eine auf der Erde ausgebreitete Matte oder Decke, und den Stuhl eine Unterlage von Fell oder Zeug. Sie und das Obergewand dienen zugleich zum Nachtlager. Der Sternenhimmel vertritt die Stelle eines künstlichen Lichts. Nur in einzelnen Fällen wendet man in Asphalt getränkte Fackeln an.

Von einem besonderen Handwerksgeräth ist mit Ausnahme von wenigen nur rohen Werkzeugen nicht die Rede. — Der Webestuhl ist noch heut so einfach wie der altägyptische. Er besteht aus kurzen Stäben. Von diesen werden zunächst zwei in einem der Breite des zu webenden Stoffs entsprechenden Abstand von einander in die Erde gesteckt. Etwa vier Ellen davon entfernt ebenso zwei gleiche Stäbe. Sodann der Breite nach über

jedes Paar ein Stab gelegt, hierüber der Aufzug befestigt und, um dessen unteren und oberen Theil von einander zu halten, ein schwaches Stäbchen dazwischen geschoben. Als Webschiff dient ein Stück Holz, und zum Anschlagen des Durchschussfaden ein Gazellenhorn. Unter den syrischen Beduinen ist vornämlich der Spinnrocken gebräuchlich, ebenfalls von einfachster Form.

Sowohl zum Reiten, als auch zur Beförderung von Gegenständen überhaupt, werden seit frühester Zeit theils Kameele, theils Esel verwendet. Das Pferd, das geschätzteste Besitzthum, kam erst spät in Aufnahme. Die Nomaden zur Zeit Moses besassen keine Pferde und noch zur Zeit Strabos gehörten sie, selbst im peträischen Arabien, zu den Seltenheiten. Erst Ammian spricht von so berittenen „Sceniten". Und mit Recht sagt Diodor von dem Stamme der „Deben", dass das Kameel dessen sämmtliche Lebensbedürfnisse befriedige, dass er auf ihm sein Gepäck be-

Fig. 64.



fördert und selbst in den Krieg zieht. Noch heute nimmt der Besitz an Pferden gegen Süden zu stetig ab. Schon um Mekka begegnet man grösstentheils nur Kameelreitern.

Mit zu den wesentlichsten Geräthschaften gehören somit seit ältester Zeit auch die der Verpackung, Sattelung und Zäumung. Auch sie haben sich mehrentheils in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Wie noch gegenwärtig die Sattelung der Kameele nach der Person und vorzugsweise nach dem Geschlechte verschieden eingerichtet wird, so war dies wohl von jeher der Fall. Dies wenigstens scheint aus einem Vergleiche (*Fig. 64. b*) mit einzelnen dahin bezüglichen, altassyrischen Bildern (*Fig. 64. a*) hervorzugehen.

Die Zäumung besteht der Hauptsache nach in einem eifachen Kopfgestell. Kein Kameel wird mit einem Gebiss, sondern lediglich mit einer Halfter geführt. Nur unbändigen und ungelehrigen Thieren legt man eine Schleife von Kameelhaaren oder einen Metallring durch die Nasenlöcher. — Das Zaumzeug erhält zuweilen einen Schmuck, indem man es theils mit bunten Tuch-

schnitzeln und Straussenfedern, theils mit kleinen Muscheln oder, wie auch schon zur Zeit der Richter, mit halbmondförmigen Blechen behängt.

„Und als die Königin von Saba das Gerücht von Salomo hörte, wegen des Namens Jehova, kam sie, ihn zu versuchen mit Räthseln. Und sie kam nach Jerusalem mit sehr grosser Pracht; Kameele trugen Gewürze, sehr viel Gold, und kostbare Steine.“ — „Und sie gab dem Könige hundert und zwanzig Talente Goldes, und sehr viel Gewürz, und kostbare Steine; so viel Gewürz kam niemals wieder, als die Königin von Saba dem Könige Salomo gab.“ — „Und alle Länder suchten das Angesicht Salomos, um seine Weisheit zu hören, die ihm Gott in sein Herz gegeben hatte. Und dieselben brachten ihm, ein Jeder sein Geschenk, silberne und goldene Geräthe, und Kleider, und Waffen und Gewürze, Pferde und Maulthiere, Jahr für Jahr.“ —

„Nicht kostbare Geräthe brachte die Königin von Saba wie die anderen Völker, sondern die vorzüglichsten Erzeugnisse ihres Landes und einen Theil des durch Handel erworbenen Reichthums an Gold und Edelsteinen; ja „in ihr selbst war kein Geist mehr“ als sie die Weisheit Salomos und die grosse Pracht seiner Umgebung erblickte.“ — Wenn somit spätere Schriftsteller von der Kostbarkeit des Geräthes bei den sesshaften Arabern berichten, so lässt sich doch eben nur annehmen, dass ihnen solche Kostbarkeiten durch den Handel zugingen. Von einem eigenen Kunsthandwerk war wohl auch bei ihnen nicht die Rede. Ihre gewerkliche Bethätigung blieb wohl vorzugsweise auf die Anfertigung von Töpferwaaren und einigen Holz- und Metallarbeiten von schmuckloserem Aeusseren beschränkt. Zudem werden gerade die reicheren Handel treibenden Völker des Südens schon im Alterthum als träge geschildert. Statt sich durch Selbstthätigkeit zu bereichern, zogen sie es vielmehr vor, ihr Besitzthum durch Abgaben von fremden Kaufleuten zu vermehren. So unter anderem durfte kein Fremder die Stadt Sabbatha eher verlassen, bis dass er dem Sonnentempel daselbst den zehnten Theil seines Einkaufs und dem König bestimmte Lieferungen an Gold, gewebten Stoffen und künstlichen Arbeiten entrichtet hatte.

Zweites Kapitel.

Die Völker des westlichen Asien

im zweiten Jahrtausend v. Chr.[1]

Vorbemerkung.

Folgt man den sich im Dunkel der Sage verlierenden Ueberlieferungen, so erscheint die ursprüngliche Bevölkerung der westasiatischen Länder als eine ureingeborene. Sie wurde durch die von Osten kommenden Völkerzüge verdrängt. Reste einer solchen — ob auch negerartigen? — Stammbevölkerung hatten noch die Israeliten in Kanaan zu bekämpfen.

Die sich über jene Ureinwohner verbreitenden Völkermassen, von denen die Araber schon frühzeitig abzweigten, nahmen das weitgedehnte Ländergebiet des Westens in Besitz. Die zum Theil wüsten und wasserlosen Ebenen Syriens liessen ihre neuen Ankömmlinge indess ebensowenig zu einer Sesshaftigkeit gelangen, wie das Binnenland Arabiens die seinigen. Auch jene blieben, als ein kriegerisches Wandervolk, fast einzig auf den Betrieb der Viehzucht verwiesen. In den fruchtbareren Länderstrecken aber, an den wasserreichen Strömen des Euphrat und Tigris, im Lande Mesopotamien, entsagten die Eingewanderten schon frühzeitig dem Hirtenleben. Sie gründeten feste Plätze und selbstständige Reiche. — „Und Kusch zeugete Nimrod; dieser fing an, gewaltig zu sein im Lande." — „Der Anfang seines Königreichs war Babel, und Erech, und Akkad und Kalneh im Lande Sinear. Von diesem Lande ging Assur aus, und bauete Ninive, und Rehoboth-Ir und Kalah, und Resen zwischen Ninive und Kalah. Dieses ist die grosse Stadt." — Neben jenen von der Natur begünstigteren Gebieten, auf denen sich Babylon oder Chaldäa und Assur mächtig erhoben, waren es wiederum die Küstenländer, welche einen besonderen Einfluss auf die Kultivirung ausübten. Namentlich wurde der durch den Reichthum seiner Naturerzeugnisse ausgezeichnete Küstenstrich längs dem Mittelmeere, der sich als Abfall des Libanongebirges nördlich von dem Gestade Judäas hinzieht, schon frühzeitig der Sitz hoher gewerblicher Kultur. Eingewanderte kanaanitische

---

[1] S. die (S. 3) genannten Werke von Wilkinson, Rosellini u. s. w.; bes. S. Birch. Observat. on the statistical tablet of Karnak (from the Transact. of the roy. Soc. of Literat. Vol. II. new ser.); ferner F. Corbaux. The Rephaim, and their connection with egyptian history. (reprint from the Journ. of Sacred. Literat. Vol. I, II and III; new series). Lond. 1851 ff. Eine Reihe von 6 ziemlich gedankenhaften Abhandlg.; Chap. XVIII. handelt speciell v. „Costumes of Rephaim", die beigegebenen Abbildg. nach Rosellini sind dürftig und im Einzelnen ungenau. — H. Brugsch. Die Geographie der Nachbarländer Aegyptens. Mit 23 Tafeln. Leipzig. 1858.

Stämme hatten sich hier niedergelassen und, begünstigt ausserdem durch die geographische Lage, einen regsamen Handelsverkehr mit den Nachbarvölkern begonnen. Unter dem Namen der Phönicier treten sie in die Geschichte ein. Schnell gewannen sie eine gewerkliche und kaufmännische Herrschaft über die westasiatischen Länder. Die Hauptstädte Babyloniens und Assurs wurden Stapelplätze für ihren Landhandel; durch weitgreifende Ansiedelungen setzten sie sich in Verbindung auch mit den entferntesten Gegenden. Schon während des Zeitraums von 1600 bis 1100 v. Chr. sahen sie sich im Besitz mächtiger Handelsplätze, als fester Knotenpunkte ihrer Kolonialwege.

Die Inseln des Mittelmeeres und unter diesen vorzugsweise die fruchtbaren Inseln Cypern und Rhodus wurden gleichfalls frühzeitig in den allgemeinen Verkehr hineingezogen. Sie waren mit ihrer gemischten, betriebsamen Bevölkerung zugleich wichtige „Kulturbrücken“ für das europäische Festland.

Die Bevölkerung, welche zwischen diesen Kulturländern sich bewegte, spaltete sich in viele Stämme. Zu ihnen gehörten als weitverbreitet und gefürchtet die Philistäer. Noch zu Moses Zeit bildeten sie ein kriegerisches Volk, das zum grösseren Theil von dem Ertrage seiner Herden lebte und von Königen (Scheiks) beherrscht wurde. Auch die Hauptbevölkerung von Palästina vor der israelitischen Besitznahme war eine mehrfach gegliederte. Selbst noch im Zeitalter der Richter war das Land ein Tummelplatz von verschiedenen Einzelstämmen. Hier traten schon in ältester Zeit die Amoriter als mächtig hervor.

Die nähere Kenntniss von diesen Völkern beruht auf den Beziehungen der ägyptischen Könige zu ihnen. In den bildlichen Darstellungen ihrer mit ihnen geführten Kämpfe nehmen sie stets eine Hauptstelle ein.

Die Tracht.

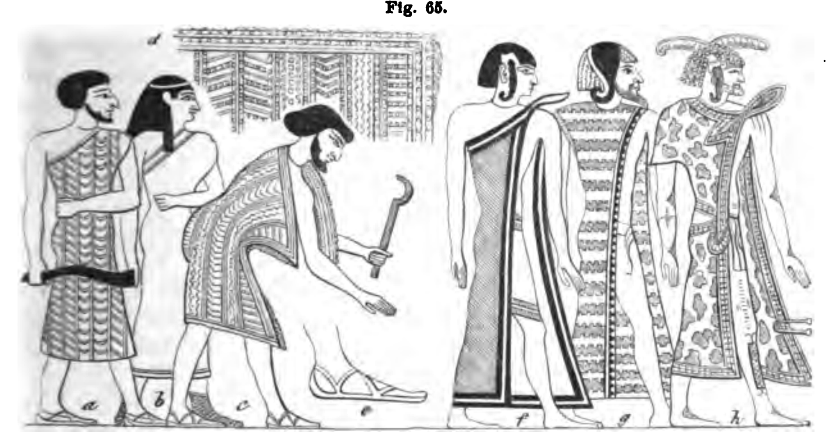
Inschriften der betreffenden Abbilder, vor allem aber diese selbst, setzten es ausser Zweifel, dass die durch sie dargestellten Völker schon in grauester Vorzeit im Besitz aller derjenigen Handwerke und gewerblichen Künste waren, welche die spätere Zeit ihnen nachrühmt. Die Verarbeitung der Baumwolle und des Flachses zu den verschiedenartigsten Geweben verliert sich bei ihnen, wie bei den Aegyptern, in dem Dunkel der Mythe. Dem Herakles (Sandan) schrieb man die Erfindung des tyrischen Purpurs zu, und den fabelhaften König Phönix schmückte die Sage schon mit einem

Purpurkleide. Die Webereien und Buntfärbereien der Phönicier, ihre Kunstfertigkeit in Bearbeitung des Erzes und des Glases, als dessen Erfinder sie von jeher galten, ferner ihre Buntwirkereien von Thera nebst den Elfenbeinarbeiten von Tyrus u. s. w. behaupteten durch alle Zeiten des Alterthums ihren besonderen Ruhm. Eines gleichen sich ebenfalls in der Sage verlierenden Rufes erfreuten sich die Erzarbeiten und bunt gewirkten Gewänder der Cyprer. — Die Babylonier oder Chaldäer, oder im weiteren Sinne die Syrier, blieben nicht dahinter zurück. Auch ihre Webereien und Kunstfärbereien, namentlich aber die buntgewirkten „babylonischen" Gewänder und Teppiche gehörten nicht minder seit frühster Zeit zu den gesuchtesten Handelsartikeln.

Die Kleidung

war nach Stoff, Form und Verwendung bei den einzelnen Völkern verschieden. Ihrer äusseren Ausstattung nach lässt sie zugleich den Grad handwerklichen Geschicks erkennen. In ihrer Anwen-

Fig. 65.



dung, als mehr oder minder schützend, deutet sie das klimatische Verhältniss der Länder zu ihren Bewohnern an (vergl. Taf. IV).

Herodot gedenkt der Schamhaftigkeit der Lydier und bemerkt dabei zugleich, dass sich alle östlichen „Barbaren" (d. h. nichtgriechischen Völker) der Nacktheit schämen. Es gilt dies, wenn gleich in beschränktem Sinne, auch schon für die älteste Zeit. Der Vergegenwärtiger der „Aamu" (Semiten) auf der im Grabe Seti I. enthaltenen Darstellung der den Aegyptern bekannten vier Menschenracen erscheint mit einem zierlich gemusterten Schurze von den Hüften bis zu den Knien bedeckt. In gleicher Weise bekleidet war auch ein Theil jenes semitischen Stammes, welcher während der Glanzepoche des alten Pharaonenreiches in Aegypten

einwanderte (S. 5). Einzelne dieser Einwanderer (*Fig. 65. a—c*) und die dazu gehörigen Weiber (*Fig. 65. b)* trugen indessen auch weitere, den Körper vollständiger einhüllende Gewänder. Sie waren zum Theil reich gemustert, auf weissem Grunde abwechselnd mit grünen, blauen, rothen Streifen, und dazwischen mit farbigen Linien, Punkten u. a. m. Von ähnlicher Art war vielleicht das „bunte“ Kleid, mit dem Israel seinen Liebling Joseph beschenkte. — Eine andere Gruppe der „Aamu“, aus der Zeit des n e u e n Reiches, erschien in einem den ganzen Körper (mit Ausschluss der Arme) bedeckenden Gewande von theils eintöniger, theils nur einfach gemusterter Färbung. Vorn der ganzen Länge nach offen, wurde ein solches Gewand mit Schnüren oder Hafteln auf einer der Achseln, und vermittelst einer Zugschnur über den Hüften zusammengehalten (*Fig. 65. f, h*). Andere trugen unter dem-

Fig. 66.



selben einen verzierten Hüftschurz (*Fig. 65. f*). — Von diesem Obergewande nach Form und Anwendung wenig verschieden war das Oberkleid einzelner Stämme der Syrier. Seinem Stoffe nach indessen war es mitunter von feinstem Gewebe, auch mehrentheils reich verziert. Sonst aber ward es, eben wie jenes, durch einen Hüftgürtel und Schulter- oder Brustbänder so über den Körper befestigt, dass die Arme entblösst blieben (*Fig. 66. d*). — Alle diese Stämme gehörten vermuthlich einer enger verbundenen, semitischen Völkergruppe an, die sich über das syrische Gebiet von den Grenzen Mesopotamiens bis zu den Küsten Kleinasiens erstreckte.

Im „Norden des grossen Meeres“ wohnten die „R e t e n n u“ oder „Kappadocier“ (?). Auch sie zerfielen in mehrere Stämme. Die Tribute, welche sie den Pharaonen lieferten, bestanden in Massen edelen Metalls, reich verzierten Kriegswägen, goldenen



Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart. Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht, Stuttgart. Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

Gefässen u. s. w. Der Reichthum ihrer Kunsterzeugnisse und die Kostbarkeit ihrer Kleidung lässt in ihnen vielleicht phönicische Kolonisten erkennen, welche den Zwischenhandel zwischen den Goldländern des Nordens und dem Westen vermittelten und die dort, wie um 1400 v. Chr. sidonische Kolonisten im Norden des heiligen Landes, ebenfalls unter roheren Völkern „wohlgemuth und im Besitz grosser Reichthümer“ lebten. Da indess ihre Kunsterzeugnisse ausdrücklich als Arbeiten des „heiligen Landes“ bezeichnet wurden (S. 5), so ist es jedoch am wahrscheinlichsten, dass sie im Norden von Assyrien — ob in Ninive? — wohnten.

Die Kleidung dieser Stämme bestand zum Theil aus stärkeren Stoffen. Zu den Tributgegenständen Einzelner zählten lange Handschuhe. Bei einigen ward die Gewandung durch buntgewirkte Teppiche gebildet, indem sie solche schraubenförmig entweder um

Fig. 67.



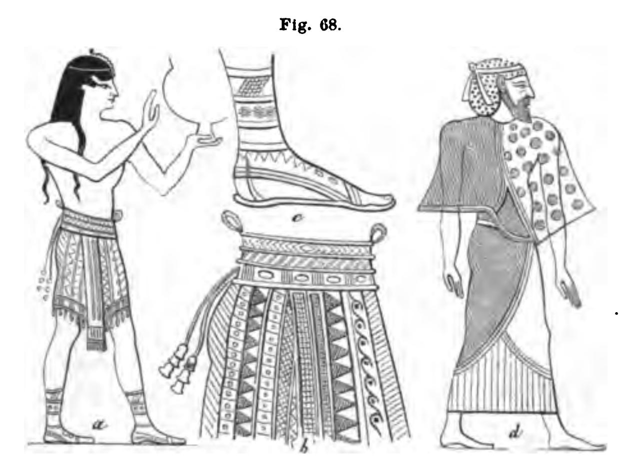
den ganzen Körper wanden, oder in freierer, doch ähnlicher Weise anlegten (*Fig. 66. a—b*). Andere trugen rockförmige Hüftschurze, die Schultern mit einem breiten Kragen, die Brust mit Binden bedeckt (*Fig. 66. c*), wiederum Andere langermelige Röcke, die den Körper völlig umschlossen (*Fig. 67. d*) und die Weiber insbesondere bis zu den Füssen reichende, durch mehrfache Umwickelung hergestellte weitere Röcke, um die Hüften gegürtet, mit langem Ueberfallkragen (*Fig. 67. e*).

Die „Cheta“ („Chaldäer“, oder Chethiter?) kleideten sich mit wenigen Ausnahmen in ein sich bis auf die Knöchel erstreckendes, bald engeres, bald weiteres Hemd mit oder ohne Kragen, der vorn zusammengeschleift wurde (*Fig. 67. a—b*). Einzelne erschienen in Kniehemden und einer Decke darüber, die unter dem rechten Arm hindurch auf der linken Schulter befestigt war (*Fig. 67. c*).

Die „Pun(t)“ oder „Phönicier“ und die „Kefa“ oder „Cyprer“

zeichnete eine ebenso reiche als zierliche Bekleidung aus. Die „Grossen von Pun“ (*Fig. 68. d*) trugen ein weiteres, gefälteltes, gelbes Knöchelhemd und darüber, gegürtet, ein kürzeres halb dunkelviolblau, halb roth gefärbtes Gewand nebst weitem Ueberfallkragen von ähnlicher, getheilter Färbung, beides mit gelbem Randbesatz; die eine, rothe Hälfte des Kragens mit violblauen Scheiben geschmückt (*Fig. 68. d*). — Die Tracht der „Kefa“ beschränkte sich allerdings nur auf einen Hüftschurz und eine Bedeckung der Füsse in Form von Halbstrümpfen und Sandalen, war jedoch eben überaus reich mit farbigem Zierrath ausgestattet (*Fig. 68. a—c*).

Fig. 68.



Die Anwendung einer Fussbekleidung fand nur ausnahmsweise statt. Bei Männern bestand sie theils in Sandalen, die gebunden wurden (*Fig. 65. a, c, e*), theils in Schnürschuhen (*Fig. 66. e*) oder den erwähnten Strümpfen (*Fig. 68. c*), bei Weibern zumeist in strumpfähnlichen Socken (*Fig. 65. b*).

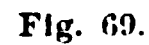
Die Kopfbedeckung wechselte zwischen enganliegenden oder haarsackförmig erweiterten Kappen, und bald schmäleren, bald breiteren Binden.

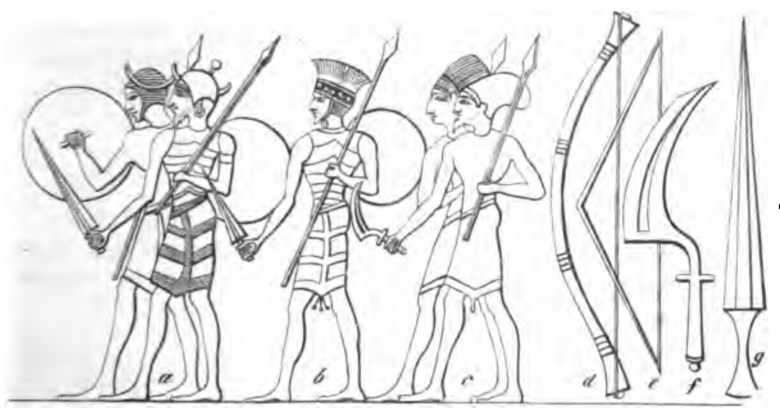
Der Schmuck

beschränkte sich im Ganzen wesentlich auf die Kleidung selbst. Sonst aber zählten dazu, jedoch auch nur bei einzelnen Stämmen, nächst einer Pflege des Barts, metallne Hand und Fussknöchelspangen und einfach kreisförmige Ohrringe. Sie waren beiden Geschlechtern eigen. — Eine Bartschur um die Ohren, so wie auch eine Tätowirung oder Bemalung der Arme und Beine, und ein Haaraufsatz von Federn, zeichnete Einzelne vom Stamme der „Amu“ aus (*Fig. 65. f—h*).

Die Waffen.

Die Waffen glichen, mit Ausnahme weniger Besonderheiten, den ägyptischen Waffen. Zu diesen Besonderheiten gehörten hauptsächlich kleine Handschilde aus Flechtwerk von länglichviereckt gradseitiger oder geschweifter Form. Solche wurden vorzugsweise von den Kriegern der „Cheta“ geführt (*Fig. 67. a—b*). — Das kriegerische Volk der „Pulisita“ oder „Philistäer“ trug kreisrunde Schilde (S. 25), ähnlich denen, mit welchen die, vermuthlich aus Asiaten bestehende Garde Ramses II. bewaffnet erschien (*Fig.* 31. *C*). Ihre sonstige Schutzbewaffnung, wie auch solche überhaupt, bestand in einem, wohl ledernen oder erzenen Schienenpanzer, welcher den Oberkörper mit Ausschluss der Arme bedeckte, einem starkstoffigen Schurzgewande und einem eigens gestalteten Helm (*Fig. 69. a*). Auch dieser Helm entspricht den Helmformen jener


Fig. 69.



ägyptischen Ehrengarde. Seinen wesentlichen Schmuck bildete eine Vereinigung der Mondsichel und Sonnenscheibe, der Sinnbilder der Astarte, der Kriegsgöttin der Philistäer. — Andere trugen Rundkappen, theils mit zierlichem Federschmuck (*Fig. 69. b*) und wieder Andere höhere rückwärts geneigte Mützen (*Fig. 69. c*).

Die hauptsächlichsten Angriffswaffen waren längere und kürzere Wurfspiesse, Speere (*Fig. 67. a, b; 69. a—c*), Bogen und Pfeil. Die Bögen hatten verschiedene Grösse, waren theils mässig gekrümmt, theils bildeten sie einen stumpfen Winkel (*Fig. 69. d, e*), und bestanden wohl, je nachdem, aus Holz und Metall. — Daneben führte man Pfeilbehälter, Schlachtsicheln (*Fig. 69. f*) und lange spitzige Schwerter (*Fig. 69. g*).

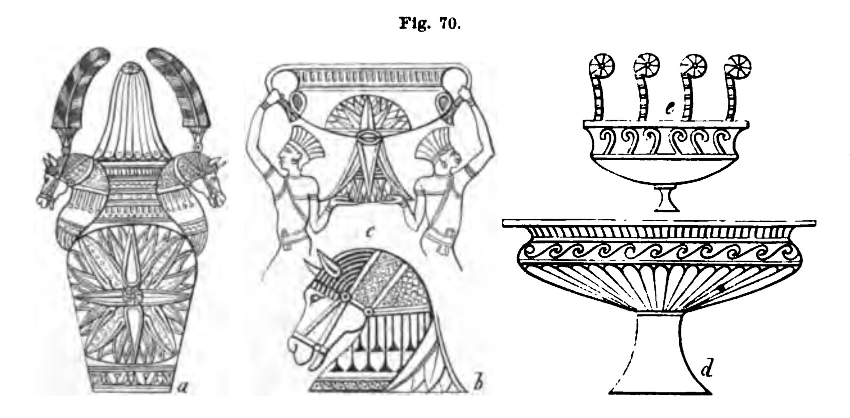
Das Geräth.

Abgesehen von den Schätzen der Phönicier, die diesen aus afrikanischen und europäischen Kolonien zuflossen, waren es die Erzeugnisse der Inseln Cypern, Rhodus, Thasos u. A., und die der Niederlassungen in den kleinasiatischen Ländern, denen die Westasiaten überhaupt grosse Reichthümer verdankten. Die Erfindung des cyprischen Bergbaues schrieb die Sage dem phönicischen Könige Kinyras zu; ebenso galt die Anlage von Thasos als eine phönizische Kolonie, deren Ertrag an Gold mit dem der Goldbergwerke in Skapta Hyle auch noch in spätester Zeit beträchtlich war. Neben diesen und anderen Goldländern lieferten Cilicien und Cypern grosse Massen an Eisen und Kupfer (Cuprum), und Cypern ausserdem mancherlei Edelsteine und treffliches Holzwerk sowohl zum Bau, als auch zur Verfertigung feiner Tischlerarbeiten. — In Hamat, einer der ältesten Kolonien, fand David bei der Eroberung der Stadt ungemeine Schätze an goldenen, silbernen und erzenen Geräthschaften. Und wie zur Zeit Homers, so galten auch noch bis ins erste Jahrhundert nach Chr. die ehernen Mischgefässe der Sidonier von mannichfach wechselnden Formen und Grössen als besondere Prachtstücke.

Gefässe.

Dargestellt finden sich auf ägyptischen Wandgemälden, als Tributgegenstände, tiefere und flachere Schalen mit und ohne Henkel, theils mit theils ohne Fuss, und verschiedene, zumeist vasenför-

Fig. 70.



mige Töpfe, insgesammt von Gold mit reichem Schmuck. Letzterer besteht einerseits in flach behandelten, zum Theil mit farbiger Schmelzmalerei ausgefüllten Zierrathen von vorwiegend linearem Gepräge, andererseits in rund gearbeiteten, bisweilen freistehenden

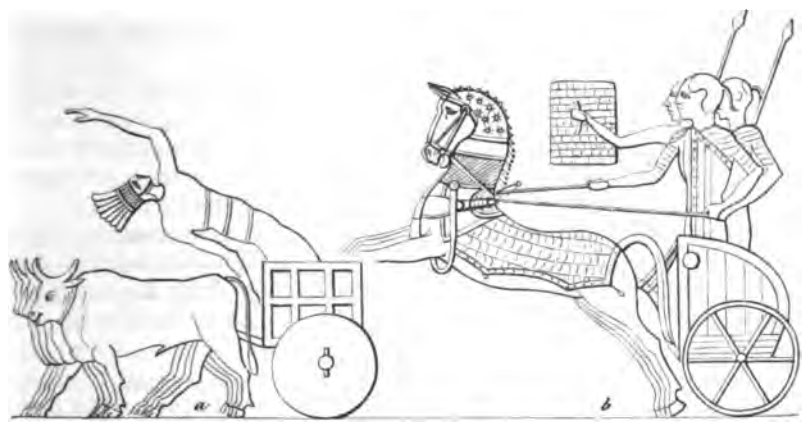
Bildnereien. Diese bewegen sich hauptsächlich in menschlichen Figuren in landesüblicher Tracht und in Thier-, namentlich Pferdeköpfen. Alles dies, wie insbesondere ein ersichtliches Bestreben nach getreuer Naturnachahmung, verräth eine bereits weit vorgeschrittene Kunstfertigkeit, wohl geeignet zugleich auf eine demähnliche Durchbildung des Geräths überhaupt schliessen zu lassen. — Bezeichnet sind diese Prachtgefässe als „Erzeugnisse des heiligen Landes“.

Kriegswägen.

Die Anwendung von Kriegswägen, wohl jedenfalls ein Ergebniss nomadisirender Lebensweise, verliert sich bei den asiatischen Stämmen im fernsten Alterthum. Besonders kostbare Wägen der



Fig. 71.



Art lieferten den Pharaonen die kunstfertigen „Retennu“. (S. 46). Nächst solchen, wohl selteneren Prachtstücken, bediente man sich gemeiniglich einfacher Wägen aus Brettern gezimmert, doch stets mit reich ausgestattetem Gespann (*Fig. 71. b*), und, nach den Stämmen verschieden, auch nur roher Karren, statt von Pferden, von Rindern gezogen (*Fig. 71. a*).

Drittes Kapitel.

Die Assyrier und (Neu-) Babylonier.[1]

Vorbemerkung.

Auf den Trümmern eines alten Reiches von Babylon, dessen Bestehen und Untergang die Sage vom Thurmbau des Bel oder Bal anzudeuten scheint, erhob sich das Reich der Assyrier. Rivalitätskämpfe beider Staaten mochten diesen Wechsel herbeigeführt haben. Ihm sollte auch dieses assyrische Reich unterliegen. Vermuthlich erst nach einer vollständigen Zerstückelung der Länder in eine Menge einander sich befehdender Kleinstaaten, wie solche die Pharaonen, namentlich der achtzehnten und neunzehnten Dynastie in Westasien vorfanden, gelang es den Assyriern sich zu einer weitgreifenderen Selbstständigkeit zu erheben. Etwa seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts erscheinen sie als das herrschende Volk.

Die Entdeckungen in der Umgegend von Mosul am Tigris, im Nordosten des Stromlandes, haben redende Zeugnisse für den frühen Glanz seiner Kultur zu Tage gefördert. Massenhafte Reste weitverbreiteter Palastanlagen wurden von mehrtausendjährigem Schutte befreit, der historischen Forschung überwiesen.

Das älteste der entdeckten Gebäude, der sogenannte Nordwestpalast von Nimrud, nennt als seinen Wiederhersteller oder Erbauer den König „Assaracbal“. Wie aus einer Inschrift hervorgeht „empfing er die Schatzungen der Völker, welche an dem

---

[1] P. E. Botta. Monument de Ninivé, decouvert etc. décrit —; mesuré et dessiné par M. E. Flandin. Paris, 1849. Fol. — A. Lajard. The monuments of Nineveh. London, 1849 ff. (Series I. u. II.); Illustrations of vases, sculptures and bronzes recently discov. at Nineveh and Babylon etc. Lond. Imp. Fol.; Derselbe: Nineveh and its remains; with an account of a visit to the chaldaean christians of Kurdistan etc. 2 Vols. New-Jork, 1849 (Niniveh und seine Ueberreste u. s. w. übers. von W. Meissner. Leipzig, 1850); Derselbe: A popular account of discoveries at Nineveh etc. London, 1851. (Populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh u. s. w. deutsch von W. Meissner. Lpzg. 1852); Derselbe: Fresh discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon, with travels in Armenia etc. being the result of a second expedition to Assyria etc. Lond. 1853. (Niniveh und Babylon nebst Beschreibung seiner Reisen u. s. w. übers. von Th. Zenker. Lpzg. 1856). — W. Vaux. Niniveh and Persepolis. An historical sketch of Assyria and Persia. London. 1851. (Niniveh und Persepolis. Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens. Uebers. von Th. Zenker. Lpzg. 1852. — J. Bonomi. Nineveh and its palaces. The discoveries of Botta and Lajard, applied to the elucidation of holy writ. Sec. edit. Lond. 1853. — Henry Gosse. Assyria; her manners and customs, arts and arms. Restor. from her monuments. London, 1852. — The buried city of the east. Nineveh. London, (1851). — G. Rawlinson, The five great monarchis of the ancient eastern world. London, 1862. — G. Smith. Assyrian discoveries. 6. Ed. London. 1876.

Meere wohnen, der Tyrier, Sidonier, Kubalier und von der Stadt Arvad, welches mitten im Meere liegt, Tribute an Silber, Gold, allerlei Geräth von Metall und Holz und Kleidungsstücken mit reicher Verzierung"; — die Könige Ethbaal oder Ithobal von Tyrus und Achab von Israel (zw. 900—800 v. Chr.), nebst vielen anderen Herrschern, waren ihm unterthan. Seine Herrschaft erstreckte sich bis tief in Syrien und an die Küsten des Mittelmeeres. — Sein Nachfolger scheint nicht minder für das Reich gewirkt zu haben. Auch er empfing Tribute von Israel, von dem Könige Jehu (um 850), und Aegypten selbst nahte sich ihm mit Geschenken. Der „Centralpalast von Nimrud" wird als sein Werk bezeichnet.

Nach ihm scheint das Reich von seiner Höhe herabgesunken zu sein. Da erschien in dem Könige Phul wiederum ein thatkräftiger Herrscher. Er gewann die abtrünnig gewordenen Kleinstaaten zurück (zw. 770—760 v. Chr.). Zur Sicherstellung seiner Herrschaft führte vermuthlich er zuerst die Verpflanzung überwundener Völker in andere Ländergebiete ein. Ihm folgten, gleichfalls als Eroberer, Tiglath-Pileser und Salmanassar (700 v. Chr.). Letzterer richtete sein Augenmerk auf die noch selbstständigen Küstenstaaten der Phönicier und Philistäer. Viele damit verbundene Landschaften kamen, mit Ausnahme von Tyrus, dem Angriff durch Unterwerfung zuvor.

Während solcher Wiedervereinigung sämmtlicher westasiatischen Länder unter assyrischer Oberherrschaft erwuchs Ninive, die alte Kapitale des Reiches, zu ungeheurem Umfang. Ein Stadttheil wurde ihr ausserdem durch Salmanassar hinzugefügt. Die Ruinen von Khorsabad mit den Resten eines Palastes bezeichnen seine Lage. — Nahum vergleicht ihre Einwohnerzahl, wie insbesondere die Menge der in ihr lebenden Gewerbetreibenden, mit den Sternen am Firmament und einem unzählbaren Heuschreckenschwarm, und zur Zeit des Propheten Jonas wurde ihr Umfang auf nicht weniger denn drei Tagereisen veranschlagt.

Nach ihm bestieg Sanherib den Thron (702—680). Ihn bezeichnet eine Inschrift als einen „Bezwinger der Könige Asiens vom oberen Walde (Libanon) bis zum unteren Ocean (persischen Golf)", der den König von Babylon „Merodach Baladan" und viele Städte der Chaldäer, Mediens, Syriens und Phöniciens sich unterworfen hat. — Unter ihm aber ging das Reich seiner Auflösung entgegen. Dem Könige von Juda, unterstützt von dem Pharaonen Tharaka, vermochte es nicht zu widerstehen. Medien und Persien fielen von ihm ab. Doch gelang es ihm, Babylon sich zu erhalten. — Reste auch von ihm aufgeführter Bauten bedecken die Ebenen um Kuijundschik. In Babylon setzte er seinen Sohn Asarhaddon (Asordanes) als Statthalter ein.

Nach Sanheribs Tode gelang es diesem die abtrünnig gewordenen Provinzen noch einmal zu vereinigen (680—667). So kam

das Reich an dessen Sohn Saosduchin (Samuges). — Der Aufbau des Südwestpalastes von Chala-Nimrud und die Errichtung von mehreren Tempeln in Ninive bezeugen dieses letzte Aufflackern alter assyrischer Herrlichkeit.

Gleich unter den nächsten Nachfolgern mehrten sich die Bedrängnisse. Der König von Medien, Cyaxares, hatte die Schwäche des Reichs erkannt. Er rüstete gegen Ninive. Unter „Sarak" oder Sardanapal (626—606) gelang es zunächst dessen Statthalter von Babylon, „Nabopalassar", sich, im Bündniss mit Medien und Lydien, zu verselbständigen, und bald darauf auch den Medern, unterstützt von Nabopalassar und Josia, dem König von Juda, der Hauptstadt sich zu bemächtigen: — Ninive „die frohlockende Stadt, die in Sicherheit wohnte, die da sprach in ihrem Herzen: ich bins und ausser mir keine mehr!" sank unter der von Sardanapal selbst geschwungenen Fackel in Trümmer, so „dass sie bald zur Wüste wurde und zur Lagerstätte für die Thiere."

An die Stelle Ninive's als Hauptstadt trat nun Babylon. Die Befestigungen und Umbauten, durch welche es bereits Nabopalassar gesichert und verschönert hatte, wurden durch dessen Nachfolger Nebukadnezar („Nabukudurussur") weiter geführt. Er besiegte den Pharaonen Necho, und unterwarf sich in Folge dessen einen grossen Theil Syriens. Auch Judäa nebst Jerusalem musste sich seinem Schwerte fügen. Die Wegführung des grössten Theiles seiner betriebsamen Bevölkerung nach Babylon (um 600 v. Chr.) war die Folge. — Nachdem er seine Herrschaft befestigt und selbst Tyrus zu einem für ihn günstigen Vertrage gezwungen hatte, wandte er seine Thätigkeit auf eine weitere Verschönerung der Stadt. Schneller nun erblühte sie zu einem ebenso mächtigen als üppigen Handelsplatz unter dem Ruf der „stolzen Babel". — Doch schon nach dem Tode Nebukadnezars, unter seinem Sohn „Ewilmoradach", begann ihr Ruhm sich zu vermindern. Dessen Nachfolger, „Nabonit" (555—538), vermochte nicht ihn wieder zu heben. Medien war durch die Perser gestürzt. Auch die Westländer erhoben sich. Um 935 erschien Cyrus vor Babylon, und erfüllte das Wort des Propheten: — „Babel wurde erobert, ihre Mauern zertrümmert und ihre Grundfeste eingestürzt." — „Es wurde zerbrochen und zerschlagen der Hammer der Erde; — Babel wurde zum Schutthaufen unter den Völkern; — nie wurde es wieder bewohnt und Niemand liess sich fortan dort nieder von Geschlecht zu Geschlecht."

Die Tracht.

Wie die bildnerische Kunstthätigkeit der Aegypter, so auch verharrte die der Assyrier streng im Dienste der Architektur.

Gleichfalls vorwiegend dazu bestimmt, die Wände der Königs-Paläste zu schmücken, die denkwürdigen Thaten der Herrscher in Bild und Schrift zu versinnlichen, war es auch ihr nicht vergönnt sich zu einer frei schaffenden Thätigkeit zu erheben. Nachdem sie die für ihren Zweck erforderlichen Ausdrucksformen gefunden, sollte sie sich damit begnügen, diese nur innerhalb der Schranken äusserer Bedingnisse auszubilden. Während die ägyptische Kunst unter der Herrschaft einer Regel erstarrte, vermochte auch die assyrische nur zu einer nun ihrem Verhältniss entsprechenden „Eigenart“ zu gedeihen. — Das steife, jeder Freiheit entbehrende Ceremoniel des Hoflebens, die starre Trennung nach Rang und Würde, sowie das dadurch bedingte Verhalten in Sitte und Lebensweise, verbunden mit einem Streben nach Pracht, waren die wesentlichen Grundlagen, auf denen sich auch die assyrische Kunst, als Nachbildnerin, zu bewegen hatte. In dem Bestreben die vorzugsweise mit der Kleidung verbundenen, vermuthlich geheiligten Abzeichen der Würdenträger u. s. w. unverkümmert zur Anschauung zu bringen, vermied sie die selbst geringste Andeutung einer Fältelung.

Die Kleidung.

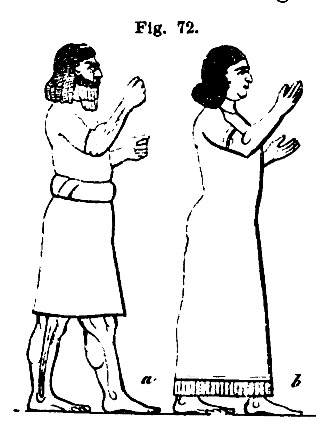
Die theils im Lande, besonders in Syrien gepflegte, theils von Indien eingeführte Baumwolle hatte in Westasien überhaupt schon frühzeitig zur Herstellung von mannigfachen Geweben geführt (S. 77). Ebenso wurde wohl gleichfalls schon früh das Linnen vielfach angewendet und vielleicht auch schon in ältester Zeit die Seide, roh oder verarbeitet, durch Zwischenhandel von China bezogen. Vornämlich boten sich zur Verfertigung von Bekleidungsstoffen gleich anfänglich die Erzeugnisse der einheimischen Herden dar; auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass man sich zu eben dem Zweck schon früh, sowohl das seiner Feinheit wegen gerühmte Haar der am West-Himalaja weidenden Schalziege, als auch der eigens zarten Wolle der Schafe von Kaschmir bediente. — Die Bearbeitung des Leders war uralt.

Die zuverlässigsten Nachrichten über die Stufe handwerklicher Vollendung geben die Denkmale selbst. Die auf ihnen verbildlichte Kleidung lässt eine hohe Kunstfertigkeit, zumal in der Buntwirkerei und Gewandstickerei voraussetzen, so namentlich hinsichtlich der Staatskleider der Vornehmen und der Könige aus frühester Zeit. Sie wurden reich mit allerlei Zierrath, auch kleinen figürlichen Darstellungen u. dergl. verbrämt, und mit schweren Quasten und Franzen besetzt. — Vermuthlich auch dem entsprechend ward eine Schönfärberei geübt. Unter den Farbestoffen an sich stand ein Purpurblau oben an. So gefärbte Gewänder gehörten, nächst anderen „köstlichen Kleidern, blauen und ge-

stickten Tüchern“ mit zu den gesuchtesten Handelswaaren, waren jedoch, wie Ezechiel bezeugt, nur den höchsten Würdenträgern, den „Fürsten und Statthaltern“, zu tragen gestattet. — Mehrfach aufgefundene farbig bemalte Thonplatten und sonstige Spuren einstiger Färbung zeigen eine Verwendung von Schwarz, Weiss, Braun, Blau, Gelb, Roth, Gelbroth, Violet und Blassolivengrün in reinen, ungemischten Tönen. Dennoch dürfte hiermit die Zahl der namentlich für die Gewandfärberei überhaupt verwertheten Farben wohl kaum als geschlossen zu erachten sein.

Das eigentlich volksthümliche Kleid bildete, im Gegensatz zu dem Hüftschurz der Aegypter, als deren volksthümlichem Gewande, ein den Körper zumeist völliger bedeckendes Hemd. Ein Hüftschurz kam nur ausnahmsweise, wie es scheint theils als Abzeichen einzelner Krieger in Anwendung.

Fig. 72.



Die Bekleidung der niedereren Stände bestand für beide Geschlechter fast einzig in einem solchen Hemd. Es war dies gemeiniglich kurzermelig, reichte gewöhnlich nur bis zu den Knieen, und wurde sowohl gegürtet als auch ungegürtet getragen. Selbst die Diener der Vornehmsten waren nicht reicher ausgestattet (*Fig. 72. a*). — Die Hemden der höheren und höchsten Stände erstreckten sich, mit Ausnahme einzelner Cultgewänder, bis zu den Füssen herab (*Fig. 72. b*). Auch blieb wohl lediglich diesen Ständen, wie insbesondere den Königen und Priestern, die Verwendung von eigentlichen Obergewändern vorbehalten. Dies dann änderte sich bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts. So wenigstens fand Herodot im südlichen Mesopotamien linnene bis auf die Füsse reichende Untergewänder nebst wollenen Obergewändern, Schuhen und Kopfbunden, als allgemein üblich vor; und ebenso bei den Babyloniern den Gebrauch eines Stabs mit zierlich geschnitztem Knopf.

Einen Einfluss auf solche Gestaltung übte vielleicht gleich anfänglich die Stellung des weiblichen Geschlechts. Der gänzliche Mangel an Darstellungen eigentlich assyrischer Weiber [1] lässt mindestens, zumal im Vergleich mit den vielen Verbildlichungen von Frauen auf den Denkmälern Aegyptens, auf ein in beiden Ländern

---

[1] Die auf den betreffenden Monumenten vorgestellten Weiber gehören ausschliesslich einzelnen, von den Assyriern besiegten Völkern an; ebenso einige bekleidete, weibliche Götterbilder.



verschiedenes Verhältniss der Geschlechter schliessen. In Aegypten behauptete das Weib mit den ersten Rang. In Assyrien dagegen scheint es frühzeitig zu jener Stellung genöthigt worden zu sein, die es noch im Oriente einnimmt. — Die durch Diodor und Justinus überlieferte Sage, dass sich Semiramis statt der Kleidung ihres Geschlechts zuerst einer Jünglingstracht bedient habe, die es unentschieden lasse, ob der damit Bekleidete ein Mann oder ein Weib sei, und dass solche sich auf die Meder und die Perser fortgepflanzt, scheint darauf hinzudeuten, dass der Unterschied in der Tracht beider Geschlechter nur gering war.

Dass die Bekleidung der Weiber vornämlich aus feinen Geweben bestand, lassen einzelne Angaben älterer Schriftsteller voraussetzen. So insbesondere berichten sie über den Cultus des Gottes Sandan (Moloch; Baal-Moloch), in welchem man ein weibliches, erzeugendes Princip verehrte, dass sein Bild mit einem rothen durchscheinenden Gewande bekleidet sei, und dass sich die ihn bedienenden Weiber, als auch, an Festtagen, seine männlichen Verehrer, mit einem solchen Gewande schmückten. — Wie aus bildlichen Darstellungen, wenn eben auch nicht assyrischer, doch vorderasiatischer Weiber hervorgeht, bildeten die Tracht der Weiber an sich ein bald längeres bald kürzeres Hemd, ein Hüftgürtel und ein Umhang; das Hemd mit engeren oder weiteren Ermeln, bisweilen völlig gemustert, quadrirt mit dazwischen geordneten Sternen, mehrentheils jedoch ungemustert, nur längs den Rändern verbrämt. — Dazu kam gelegentlich ein Schleier. Er ward vermittelst eines Stirnbands so über den Kopf befestigt, dass er die Gestalt vollständig umschloss.

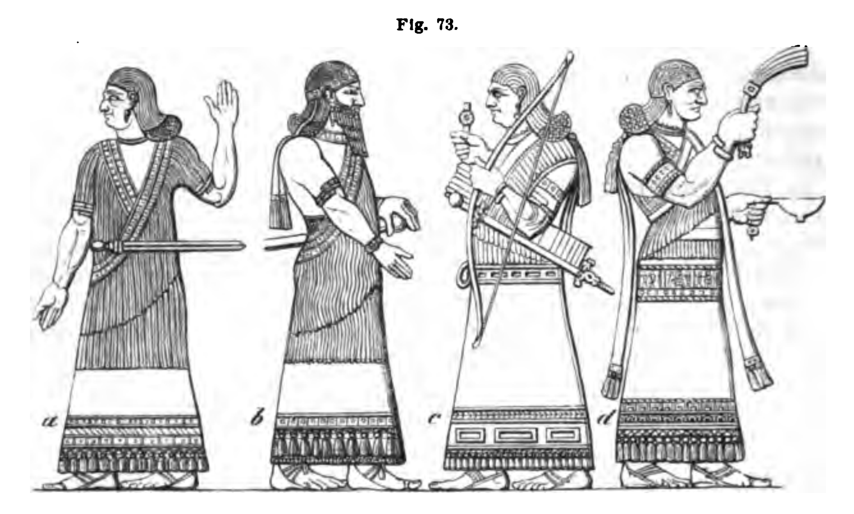
Das kennzeichnende Verhältniss.

Aehnlich wie am Hofe der Pharaonen herrschte auch an dem assyrischen Hofe eine sich bis aufs Kleinste erstreckende streng bemessene Form. Mit ihr zugleich hatte sich denn auch hier eine Ranggliederung ausgebildet, die sich von der nächsten Umgebung des Throns bis zu den untergeordnetsten Hofämtern äusserte. — „Fürsten und Statthalter, in Purpurblau gekleidet, alle jung und schön von Ansehen“ schaarten sich um die Stufen des Thrones; nur die Vornehmsten bedienten den Herrscher. Sie waren Krieger und stets bewaffnet. Ihnen zunächst stand, ausser einer wohl vielgliedrigen Priesterschaft, eine grosse Anzahl Verschnittener. Ungeachtet ihres weibischen Ansehens trugen auch sie reichen Waffenschmuck (*Fig. 73. a, c, d; Fig. 74. c*).

Das allen höheren Hofbeamten gemeinsame Abzeichen war, nächst einer nach einer gewissen Rangordnung verschiedenen kostbaren Ausstattung, eine langbefranzte Schärpe (*Fig. 73. a—d*). Sie wurde um den Oberkörper gewunden. Ihre Breite und An-

ordnung wechselte je nach der Rangstellung. Demzufolge wurde sie entweder über eine Schulter nur einmal quer über Brust und Rücken, oder über beide Schultern vorn überkreuz angelegt, und reichte entweder nur bis zu den Hüften oder bis weit über die

Fig. 73.



Kniee herab. In letzterer Ausdehnung bezeichnete sie am Hofe Salmanassars (Schalmaneser), einmal quer gelegt, den Vezier oder Minister (*Fig. 73. b*), und überkreuz geordnet, den Befehlshaber der Dienerschaft oder Ceremonienmeister (*Fig. 73. a*). Eine schmale und kurze Schärpe in nur einmaliger Umwindung zeichnete andere Hofbeamte, die Becherträger, Waffenträger u. s. w. des Königs aus, während wiederum Andere solches Schmucks überhaupt entbehrten und nun diese wesentlich nur theils, wie den Schirm- oder Fächerträger, nächst dem von ihnen geführten Geräth (*Fig. 74. a—c*), ein reicherer Besatz der Kleidung, theils, wie die königlichen Schreiber, eine Verbrämung des Gewands mit Quasten kennzeichnete. — Eine ähnliche, doch vorwiegend schmale Schärpe, schmückte auch die Könige und Priester.

Fig. 74.



Die Staatskleidung der Könige bildete, nächst besonderen Abzeichen, zugleich ein eigenes Obergewand. Sie trug

von vorherein ein Gepräge ausnehmender Pracht (*Fig. 75. a*). — Das bis auf die Füsse reichende, kurzermelige Hemd war unterhalb gemeiniglich theils mit sinnbildlichen Figuren, theils mit sonstigen Zierrathen u. s. w. aufs reichste bedeckt, und am unteren Saume mit besonders kostbaren, wohl purpurfarbigen Troddeln verbrämt. Ein Schnurgürtel, dessen Enden, mit ähnlichen Quasten geschmückt, ebenfalls bis auf die Füsse reichte, fasste es über den Hüften zusammen. In solcher Form erhielt es sich bis in die jüngste Zeit, nur dass etwa seit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts an die Stelle der bisherigen Verzierungen theils sternförmige Rosetten, neben einander geordnet, theils ein, über das Ganze verbreitet, gewürfeltes Muster traten. (*Fig. 75. b.*)


Fig. 75.

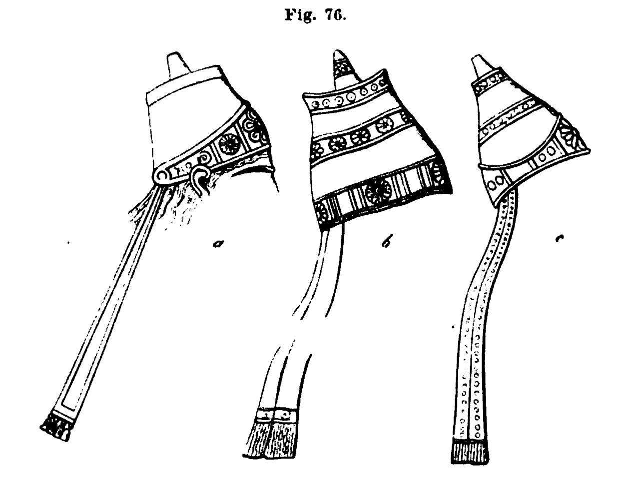


Mehrem Wechsel war die Form des Obergewandes unterworfen. Im Anschluss an die bei den Westasiaten überhaupt älteste Gestaltung, bestand es zunächst in einer Decke, die unter einem der Arme hindurch nach vorn bis zur Schulter des anderen Arms, und rücklings bis zu derselben Schulter hinaufgezogen ward, und hier dann beide Zipfel durch eine Haftel verbunden wurden. Folgends pflegte man solche Decke über beide Schultern zu ziehen, auch wohl mit Armlöchern (?) zu versehen, also dass sie gewissermaassen einem weitoffenen Kaftan glich, sie aber dann, zugleich mit jener Wandlung der Verzierung des Untergewandes, durch einen entweder an beiden Langseiten oder, was wahrscheinlicher ist, nur an der rechts zu tragenden Seite offenen Mantel zu ersetzen. — Einen derartigen Mantel trugen Sal-

manassar und Sanherib. (*Fig. 75. b.*) — Hiermit auch änderte sich die verzierende Ausstattung. Aehnlich wie beim Untergewande bildeten sie bei den älteren Mänteln breite Randbesätze mit vorwiegend figürlichen und anderen, sinnbildlichen Zierrathen, bei den späteren Mänteln jedoch, eben wie später bei jenem Gewande, hauptsächlich Sternbilder, über das Ganze zerstreut. — Eine Wandlung in den cultlichen Verhältnissen mochte solchen Wechsel veranlasst haben. — Mit der Anwendung dieses Mantels kam die Brustschärpe ausser Gebrauch.

Noch sonstige Abzeichen des Königthums waren ein Scepterstab und eine eigene, reich verzierte Kopfbedeckung. Auch diese wechselte in Verein mit den Gewändern ihre Form. Anfänglich bildete sie eine hohe flache Mütze mit einer inmitten sich erheben-

Fig. 76.



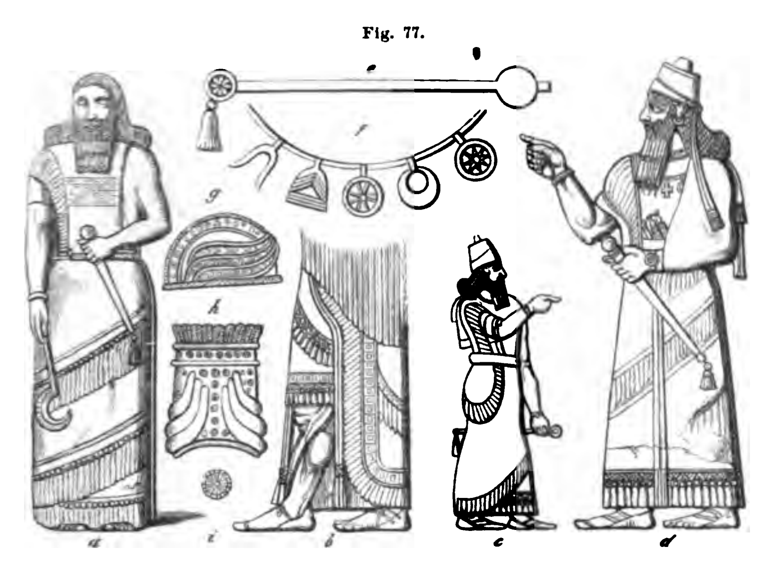
den kurzen kegelförmigen Spitze, gleichsam wie wenn ein Zeugtrichter oberhalb ein- oder auch zweimal nach Innen gebogen worden sei, und ihren Schmuck ein Diadem mit langen, befranzten Bindebändern (*Fig. 76. a*). Nächstdem wurde sie, unter Fortfall des Diadems, doch mit Beibehalt der Grundform und selbst der Bindebänder, unten, inmitten und oben, so auch die Spitze inmitten, durch verzierte Reifen geschmückt (*Fig. 76. b*), dann aber gegen eine spitzere, nun völlig gesteifte Mütze von ähnlicher, im Einzelnen jedoch abweichender Ausstattung vertauscht (*Fig. 76. c*). — Gefertigt ward sie vermuthlich zunächst aus gefilzter Wolle, später von kartonnirter Leinwand. Ihre Farbe dürfte wohl das natürliche Weiss des Stoffs, die der Bindebänder roth oder purpur gewesen sein, der Zierrath von Gold bestanden haben. — Der Scepterstab war etwa vier Fuss hoch, wahrscheinlich mit Goldblech beschlagen.

Zum Theil wesentlich verschieden von der weltlichen Staats-

kleidung war die Amtstracht der Priester. Sie bestand voraussetzlich vorwiegend aus feiner Leinwand.

Wie aus den Bildwerken hervorgeht, so bekleidete der König zugleich das Amt eines obersten Priesters. — Die den Asiaten überhaupt eigene wesentlich sinnliche Anschauungsweise erweckte in ihnen von vorherein das Bedürfniss nach einer bestimmten Vergegenwärtigung ihrer Gottheiten. Es führte dies bei der ihrem Cultus zu Grunde liegenden Gestirnverehrung zuvörderst zu einer Darstellung einer Anzahl die Hauptgestirne bezeichnender Thiergestalten und planetarischer Gebilde. Sie auch vor allem machten den Schmuck der priesterlichen Kleidung aus. Die Kleidung selbst war nach dem Range der einzelnen Priester, so wie auch wohl

Fig. 77.



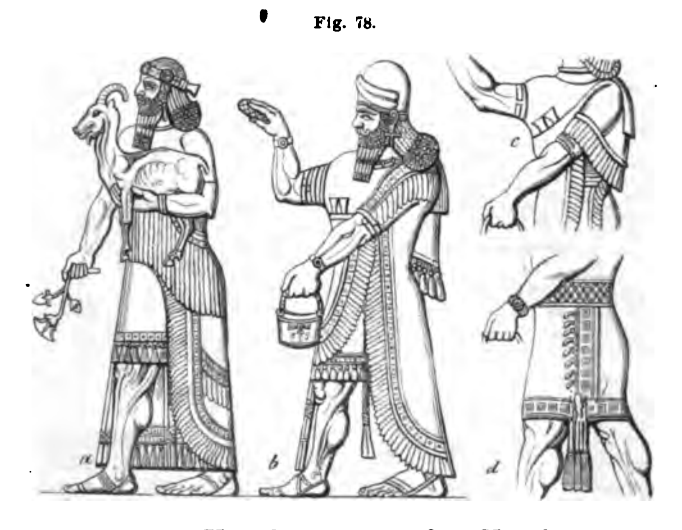
nach dem Wesen der Culthandelungen, eine verschiedene, bestand jedoch gemeiniglich in einer ganz ähnlichen Umwickelung, wie solche im zweiten Jahrtausend bei den „Retennu“ üblich war (S. 78; *Fig. 66. a—c*).

Bei gewissen Ceremonien, wo der König sein Amt ausübte, erschien er in einer solchen Umwickelung bis auf die Arme eingehüllt (*Fig. 77. a, c, d*). Sie bildete in ähnlicher Form auch die Kleidung des Hohenpriesters (*Fig. 77. a*). Auszeichnete beide überdies ein mit Sternbildern behängtes Halsband (*Fig. 77. f*) und ein mit einem Stern verziertes, keulenförmiges Scepter (*Fig. 77. e*), den Hohenpriester aber ausserdem ein Hakscepter (*Fig. 77. a*), ein mit Schrift versehenes Bruststück und eine, nach Erforderniss, wechselnde Kopfbedeckung. Sie hatte in älterer Zeit die Gestalt einer halbrunden, bald höheren bald flacheren, vorn mit Hörnern

verzierten Kappe (*Fig. 77. g*), später die eines aufgesteiften, mit Sternbildern und ebenfalls mit Hörnern versehenen flachen Huts (*Fig. 77. h*). Bei einzelnen Cultushandlungen jedoch war die Bekleidung beider nur wenig von der sonst gebräuchlichen Hof- und Staatskleidung verschieden. Mitunter auch bildete sie nur ein langes, schmuckloses Hemd, eine niedrige Kappe und ein Scepter.

Eine fernere Ceremonienkleidung der höchsten und höheren Priesterschaft bestand ausser in einem, wiederum eigenen Unterkleide, zugleich in einem Obergewande nebst der auch sonst getragenen langgefranzten Schulterschärpe. Dieses Unterkleid war eine längs des unteren Saums dicht mit Troddeln besetzte Decke, welche ebenfalls, jedoch nur in zwei Windungen, und auch mehrentheils dergestalt umgewunden ward, dass sie in aufwärts steigen-

Fig. 78.

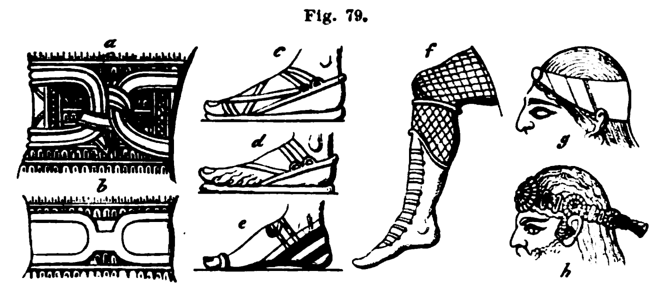


der Wickelung den Unterkörper von den Knöcheln bis zu den Knieen halb, und erst von hier aus bis zu den Hüften u. s. w. ganz bedeckte (*Fig. 77. b*; *Fig. 78. a, b*). Gefestigt ward sie um die Hüften vermittelst eines beträchtlich langen, an den Enden bequasteten Gürtels. — Das Obergewand hatte entweder die für ein solches Gewand überhaupt schon in frühester Zeit allgemeiner gebräuchliche Form (S. 78) oder war auch nur eine Decke bestimmt, um umgelegt zu werden. Letzteres geschah, indem man sie über die rechte [oder linke] Schulter warf, dann, über den Rücken breitend, unter dem linken [oder rechten] Arm nach vorn zog, und schliesslich über die rechte [oder linke] Schulter nach hinten warf (Vergl. *Fig. 78. b, c*). In beiden Fällen war dieses Gewand längs dem nach innen zu kehrenden Rande dicht mit Franzen geschmückt. Nur bei Anwendung jener älteren Form scheint man sich der Schärpe

bedient zu haben. — Einzelne Priester, wohl niederen Ranges, trugen bei Ausübung des Amts, wenn nicht etwa überhaupt, lediglich theils ein bald kürzeres bald längeres, mit Franzen besetztes Hemd, theils auch nur einen mehr oder minder reich verzierten Lendenschurz (*Fig.* 78. *d*). Da mehre der assyrischen Götter in Thiergestalt gedacht und auch so dargestellt wurden, so ist es wahrscheinlich, dass die Priester bei gewissen cultlichen Schaustellungen, gleich wie die ägyptischen Priester, auch in den diesen Gottheiten entsprechenden Masken erschienen, um so mehr als sich eine Verwendung von eben solchen Masken auch bei nicht gerade cultlichen Darstellungen verbildlicht findet.

Ein zur Hoftracht gehörender Kopfschmuck, den auch Priester zu tragen pflegten, war ein verschiedentlich verziertes, wohl zumeist goldenes Diadem (*Fig.* 79. *g, h*). Eine besondere Zierde desselben, welche jedoch nur die höchsten Würden, den König und Vezier, auszeichnete, bildeten, ähnlich wie bei der

Fig. 79.



Mithra, hinterwärts herabhängende Bindebänder. — In Babylon dann kamen daneben, als eine gewöhnlichere Tracht der Vornehmen, turbanähnliche (?) Kopfbinden auf. Ihr Gebrauch verallgemeinerte sich, und zur Zeit Herodots, so wie auch fernerhin, zählten sie hier zur Landestracht.

Aehnlich verhielt es sich mit der Fussbekleidung. Auch solcher bedienten sich anfänglich wesentlich nur die Vornehmsten, und erst um vieles später, wie dann wiederum in Babylon zumeist, auch die übrigen Stände. — Bei den Assyriern bestand sie in einfarbigen oder streifig bemalten Sandalen mit breitem Hakenleder. Gleichwie die Sohlen der Aegypter wurden sie vermittelst Riemen befestigt, diese theils zwischen dem grossen Zehen hindurch, theils durch Ringe des Hakenleders über den Fuss hinweg bis auf den Spann gezogen (*Fig.* 79. *c, e*).

Eine besondere Bekleidung der Beine ward erst in späterem Verlauf, auch zunächst nur als Kriegertracht üblich. Bis zur Zeit Sanheribs indessen ging sie, wie die Darstellungen von Kuijundschik wahrscheinlich machen, auch schon auf andere Stände über, und fand dann folgends überhaupt mehrseitig Anwen-

dung. Es bestand eine solche Bekleidung in einer langen Hose, die sich dem ganzen Bein eng anschloss, und in Schnürstiefeln, die sich bis zur Mitte des Unterschenkels oder nur bis über die Knöchel erstreckten (*Fig. 79. f*). Die Hose war vermuthlich von Leder und, doch nur für den kriegerischen Zweck, durch metallene Plättchen verstärkt. — Hiermit kamen, ebenfalls als ein Theil der Kriegsrüstung, gemeiniglich sehr breite Hüftgürtel, wohl auch von Leder mit Metall beschlagen oder ganz von Metall, in Aufnahme.

Die Anordnung des Haars.

Das Haupthaar wurde vorwiegend auf der Mitte des Kopfes gescheitelt, zu beiden Seiten entweder über oder hinter den Ohren schlicht, oder auch wellenförmig in den Nacken hinab gekämmt, und unterhalb reihenweis, zu einer Lockenwulst, klein gekräuselt. Mitunter verflocht man es zu Strähnen und kräuselte nun diese ebenso. Nur selten beschränkte man sich darauf, es überhaupt nur schlicht zu ordnen und mit einem Bande zusammenzufassen. — Den Bart beliess man in ganzer Fülle. Ueber der Oberlippe und längs den Wangen bis unter das Kinn wurde er in Reihen sorgfältigst gekräuselt; unter dem Kinn an beiden Seiten geradlinig zugestutzt und seiner ganzen Länge nach abwechselnd geflochten und gelockt. Nur die niederen Stände, so wie auch Krieger niederen Ranges, trugen den Kinnbart einfach und kürzer. Die Verschnittenen zeichnete Bartlosigkeit aus. — Vielleicht bediente man sich auch schon früh, gleich den Aegyptern, der Perrücke.

Fig. 80.



Der Schmuck.

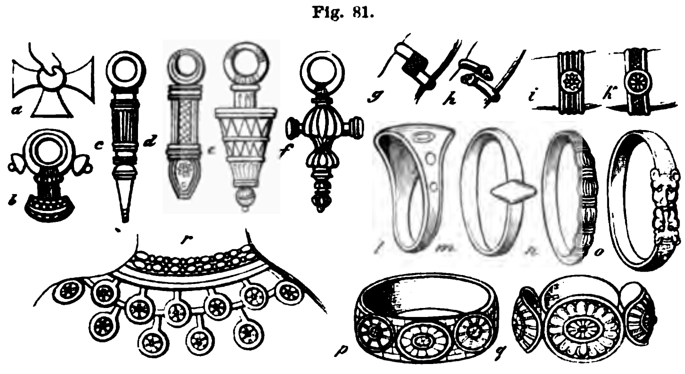
Die Sagen von der weibischen und üppigen Erscheinung eines Sardanapal nebst anderweiten Schilderungen von der Putzsucht assyrischer Grossen lassen auf eine Ausartung gerade nach dieser Seite hin schliessen, die wohl selbst jedes Maass überstieg. Man salbte und parfümirte sich mit den kostbarsten Oelen, färbte, wie dies Farbenspuren auf monumentalen Bildern darthun, Augenbrauen und Augenlider, gleich den Aegyptern, mit einer Schwärze, und bediente sich höchst wahrscheinlich auch einer rothen und weissen Schminke. Nächstdem bedeckte man sich mit allerlei zierlichen Schmucksachen.

Der hauptsächlichste Stoff eben dieser Schmucksachen war wohl zuverlässig das Gold, die Hauptquelle, woher man es

bezog, vermuthlich das Altaigebirge und der Ostabhang des Bolor, überhaupt das nördliche Asien. Auf langem Wege wanderte es durch die Hände der Issedonen, Arimaspen, Massageten und jener kriegerischen Horden, die schon die Sage zu Goldbewachenden Greifen umgeschaffen hatte, in die vorderasiatischen Länder. — Nächst dem Golde wurde diesen auch Silber in Masse zugeführt und, so namentlich von Indien durch die südlichen Küstenländer, kostbare Edelsteine so wie auch die schon in ältester Zeit hochgeschätzte Perle.

Die Neigung zu prunkvoller Ausstattung förderte die Goldschmiedekunst. Schon die auf den ältesten Denkmalen dargestellten Schmuckgegenstände lassen eine bereits höhere Durch-

Fig. 81.



bildung, vornämlich der Zierformen erkennen. Diese Formen selbst bildeten vorwiegend, gleich wie die der Gewänder, theils kleine fein gezeichnete Sternchen, theils Rosetten, und anderntheils da, wo es die Grundform begünstigte, Bandverschlingungen und Thiergestalten oder Einzeltheile von Thieren. Die meisten dieser Gegenstände wurden vermuthlich in Formen gegossen und dann ausgearbeitet; seltener wohl durchaus getrieben.

Nebst den schon erwähnten Diademen (*Fig. 79. g, h*) bestand ein wesentlicher Schmuck in Spangen für Ober- und Unterarm (*Fig. 81. g—q*). Es waren in älterer Zeit zumeist offene, übereinander gebogene Reifen, die in Thierköpfen endigten (*Fig. 81. g, h*); später fertigte man sie als flachere, geschlossene, auch anderweitig verzierte Bänder (*Fig. 81. m—q*). — Eine Verzierung der Fussgelenke wie bei den Aegyptern war nicht gebräuchlich. Um so grössere Sorgfalt verwendete man, wiederum im Gegensatz zu jenen (S. 15), auf die Ausschmückung der Ohren. Hierzu dienten kleine Ringe mit kreuz- und tropfenförmigem, später auch bandähnlichem Gehänge von zumeist zierlicher Gliederung (*Fig. 81. c—e;* vgl. *a, b, e, f*).

Der Halsschmuck blieb wesentlich auf einen Kleid-

zierrath um den Halsausschnitt beschränkt. Doch fehlte es auch nicht an besonderen Kettchen. Und einzelne höhere Würdenträger schmückten sich ausserdem mit grosskugeligen Perlenschnüren (*Fig. 78. b, c*). Auch trug man später in Babylon, selbst bis zum Uebermaass, goldene Fingerringe mit gravirten Edelsteinen, und, vermuthlich auf einer Schnur gezogen, ebenfalls zum Siegeln bestimmt, kleine mit Schrift- und Figurenbildern gezierte Walzen von Chalcedon, Jaspis oder gebrannter Erde.

Das Kriegswesen.

Schon die Darstellungen von Kriegsscenen auf den ältesten Monumenten deuten auf ein gegliedertes Heerwesen, auf eine bestimmte Eintheilung der Truppen, und eine ordnungsmässige Massenverwendung derselben hin.

Die Waffen.

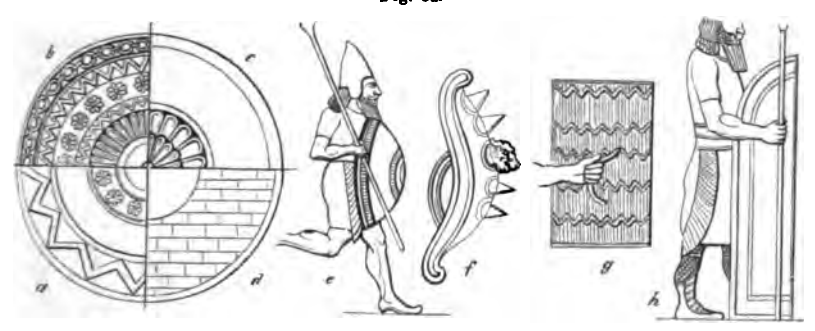
Sie wurden zugleich als Schmuck getragen. Ihre Herstellung fiel zum Theil den Gold- und Silberschmieden zu. Diesen arbeiteten Lederarbeiter, Elfenbeinschnitzer u. s. w., wie denn vor allem die eigentlichen Waffenschmiede in die Hand. Ihnen diente zur Verarbeitung hauptsächlich Bronze und Eisen, während überdies wahrscheinlich ist, dass sie schon frühzeitig auch mit der Bereitung des Stahls und dem Damasciren vertraut waren. — Andere Handwerker beschäftigte die Verfertigung von Schutzkleidern aus stark zusammengefilzter Wolle und kartonnirter Leinwand. Auch erhielt man, gleichfalls schon früh, mancherlei Waffen aus der Fremde, insbesondere von Indien.

Wenn der Prophet Jeremias dem Heere Nebukadnezars zuruft: „Rüstet euch mit Stand- und Handschilden, machet euch zum Kriege bereit! schirret die Rosse an und sitzet auf, ihr Reiter! ergreifet die Helme und schärfet die Spiesse und waffnet euch mit dem Harnisch!“ so nennt er sämmtliche Schutzwaffen, deren man sich überhaupt schon seit ältester Zeit zu bedienen pflegte.

Die vorherrschende Form der Handschilde blieb die in Westasien von jeher übliche kreisrunde. Nur ausnahmsweise kamen daneben viereckte Schilde in Anwendung. Jene kreisrunden Wehren wurden wohl zumeist, ähnlich den gegenwärtig von den kurdischen Völkern geführten, aus starkem Leder gewölbt und durch Metallbeschläge verstärkt, vielleicht zum Theil auch ganz aus Bronze gefertigt (*Fig. 82. a—f*). Die kleineren Rundschilde versah man oft mit spitz kegelförmigen, metallnen Buckeln (*Fig. 82. f*). Sie konnten so zugleich als Stosswaffe benutzt werden. — Die

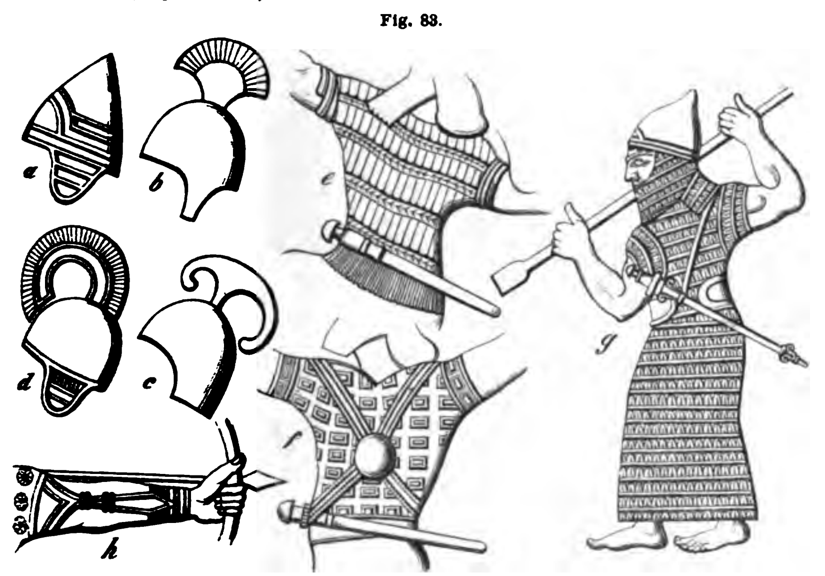
viereckten Handwehren bestanden wohl jedenfalls aus Holz mit einem Ueberzug von Leder oder aus starkem Ruthengeflecht (*Fig. 82. g*); ebenso grosse flache Standschilde, wie solche denn wesentlich zur Deckung der Bogenschützen dienten (*Fig. 86. d*). — Zu diesen Formen traten später gebogene Lang- und Rundschilde

Fig. 82.



von etwa vier Fuss Höhe hinzu. Sie indessen wurden noch während der Regierung Sanheribs nur von einzelnen Speermännern getragen (*Fig. 82. h*).

Fig. 83.

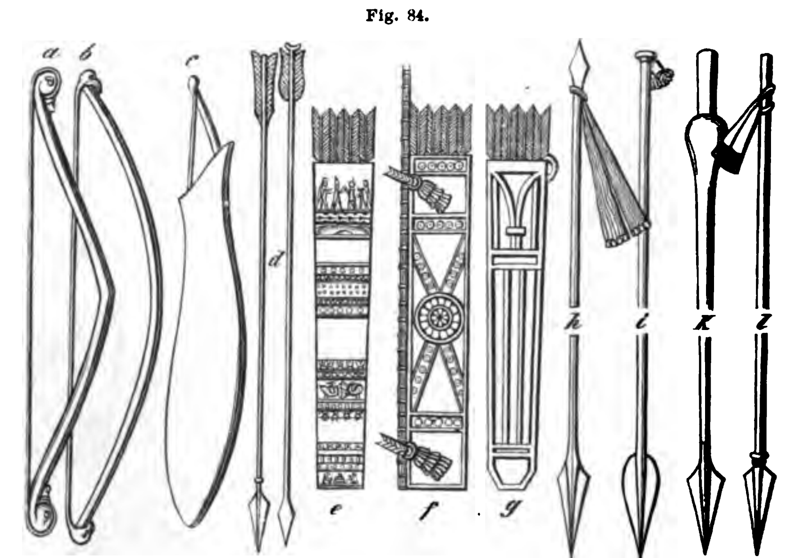


Ein Kopfschutz scheint in älterer Zeit überhaupt nur bei vollständiger Rüstung gebräuchlich gewesen zu sein. Er ging hervor aus der ursprünglich allen orientalischen Völkern gemeinsamen einfachen Kappe. Anfänglich war er vermuthlich von Leder, nur mit metallenen Reifen verstärkt und mit Ohrenklappen versehen

(*Fig. 83. a*). Daneben dann kamen ähnliche Rund- und Spitzkappen, doch nun gänzlich von Metall, von Bronze und von Eisen auf. Solche zeigen vornämlich die Darstellungen von Khorsabad, und wurden auch selbst aufgefunden. Sie trugen auf der Mitte einen frei stehenden Schmuck. Derartige Kappen zählten auch später, wie Herodot bemerkt, zur Rüstung der syrischen Truppen (*Fig. 83. b—d).*

Brust und Rücken schützte man durch Zeug- oder Schuppenpanzer. — Filz- und starke Linnenpanzer gehörten in späterer Zeit ebenfalls, wie Herodot berichtet, zur Kriegsrüstung der Syrier. Sie hatten die Form entweder enger ermelloser Jacken oder bestanden, so namentlich zur Zeit Sanheribs, in breiten,

Fig. 84.

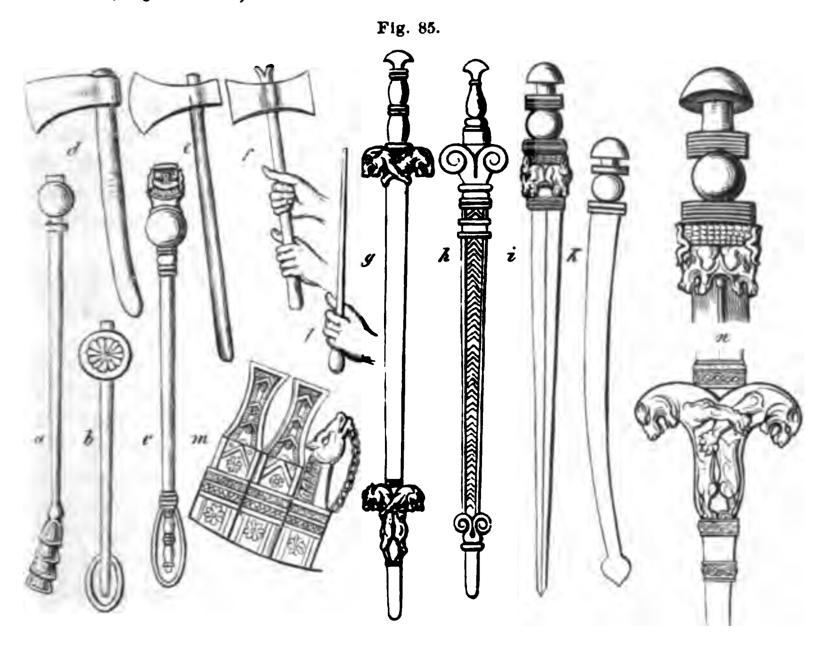


zumeist verzierten Binden zur Umwicklung des Oberkörpers (*Fig. 86. e, f*). Die Schuppenpanzer bedeckten theils den ganzen Körper mit Ausschluss der Arme (*Fig. 83. g*), theils reichten sie nur bis zu den Knieen. An deren Stelle traten dann später, vorzugsweise bei Vornehmeren, lederne oder doch starkstoffige Jacken, gleichfalls ohne Ermel, mit aufgenähten oder aufgenieteten metallenen Blechen oder Buckeln (*Fig. 83. e, f*). Sowohl diese wie jene Bleche waren, wie dies Funde bezeugen, meist von Eisen getrieben und mit Kupfer zierlich ausgelegt. — Zum Zusammenfassen der Jacken, als auch namentlich der Schuppenröcke, dienten die schon erwähnten Gürtel (*Fig. 79. a, b*). Sie bildeten, mit Metall besetzt, zugleich einen noch weiteren Schutz.

Bei aller Sorgfalt, mit der man somit schon frühzeitig sich

zu sichern suchte, dazu auch noch zur Deckung der Brust ein mit der Kreuzkoppel des Schwertes verbundener Metallbuckel kam (*Fig. 83. f; Fig. 86. c*), fand ein Schutz der Beine doch erst in späterer Zeit statt. Derselbe bestand, wie bereits bemerkt, in Panzerhosen und Schnürstiefeln (*Fig. 79. f*). Wahrscheinlich entlehnte man dies ostasiatischen Stämmen. — Die Arme blieben entblösst. Einerseits schützte sie der Schild. Nur die Bogenschützen machten insofern eine Ausnahme, als sie, gleich den ägyptischen Schützen, den linken Arm durch eine Schiene gegen den Anprall der Sehne deckten (*Fig. 83. h*).

Fig. 85.



Unter den A n g r i f f s w a f f e n behauptete der B o g e n den ersten Rang. Die für ihn von vorherein als zweckgemäss befundene Form erlitt keine wesentliche Veränderung. Aehnlich den Bogen der Aegypter war er drei bis vier Fuss hoch und, zur Befestigung der Sehne, an den Enden ausgeschnitzt. Auch die Anwendung eines Bogenbehälters war, wie bei jenen, allgemein üblich, und so auch die Gestaltung der Pfeile kaum von der Form der ägyptischen verschieden (*Fig. 84. d*). Die Pfeilköcher pflegte man längs den Kanten und auch auf den Flächen durch Metallbänder zu verstärken. Diese wurden theils einfach belassen (*Fig. 84. g*), vielfach jedoch mit zierlichen, meist sternförmigen Zierrathen bedeckt (*Fig. 84. f*). Die Köcher der höchsten Würdenträger erhielten wohl ausserdem eine farbige Ausstattung durch

symbolische, zum Theil figürliche Darstellungen (*Fig. 84. e*). Das Gehänge gab Veranlassung zu einem glänzenden Schmuck mit bunten Schnüren und Quasten. — — Der Ruf der assyrischen Bogenschützen währte bis in die späteste Zeit. Drohend, ihre Gewandtheit schildernd, gedenken ihrer die Propheten: — „Keiner ist ermüdet und Keiner strauchelt, Keiner schlummert und Keiner ist schläfrig; Keines Lendengürtel ist gelöst, Keines Schuhriemen ist zerrissen. Geschärft ihre Pfeile; gespannt ihre Bögen;" — „ihr Köcher ist ein offenes Grab."

Eine gleiche Geschicklichkeit bewahrte man in der Handhabung des Wurfspeers. Er bildete noch zur Zeit Xenophons die einzige Waffe einer besonderen, zahlreichen Heeresabtheilung. Die Länge seines Schaftes betrug bis fünf Fuss und darüber. Um ihn in die Erde stossen zu können, hatte er zuweilen auch unten eine metallne Spitze (*Fig. 84. h*). Eine spätere Umgestaltung machte ihn zugleich zum Stoss geschickter. Sie bestand in einer kolbenförmigen Verstärkung des der Klinge entgegengesetzten Endes (*Fig. 84. k*); seinen wesentlichen Schmuck bildeten farbige Bänder oder Troddeln (*Fig. 84. h—i*).

Auch der Schleuder bediente man sich, doch als mehr untergeordneter Waffe. Sie wurde in späterer Zeit namentlich im Massenkampf mit grosser Gewandtheit geführt.

Als die vornehmsten Hieb- und Stosswaffen galten fortdauernd Schwert und Dolch. Sie vor allem wurden von den Vornehmen beständig getragen, und so auch besonders reich ausgestattet. Ihre Griffe fertigte man aus Elfenbein, Ebenholz, edelem Metall und wohl auch aus seltenem Gestein, zum Theil, so namentlich unterwärts, in Gestalt von Thierköpfen oder sonstigen freien Zierrathen. Als Köpfe hiefür wählte man die von Löwen, Stieren und Pferden, als sonstigen Zierrath mehrentheils eine doppelte Schneckenwindung (*Fig. 85. g—k*). Die vermuthlich ledernen Scheiden wurden mit wiederum eigens verzierten metallnen Bändern beschlagen, und die der Schwerter insbesondere gelegentlich unterhalb ebenfalls mit Gestalten von Thieren, doch meist in ganzer Figur, geschmückt (*Fig. 85. n*). — Das Schwert ward mit wenigen Ausnahmen auf der linken Seite getragen. Hier ruhte es neben dem Dolche im Gurte, oder hing an einer besonderen, doppelten, kreuzweis geordneten, oder auch nur einfachen Koppel (*Fig. 73. a, c; 74; 75; 86. c*). — Von Dolchen pflegte man auch drei, neben einander gesteckt, zu führen (*Fig. 85. m*).

Noch ferner waren in Gebrauch kleine, schmucklose, pfriemenförmige Dolche (*Fig. 85. l*), verschiedene Stabkeulen und Aexte (vergl. *Fig. 85. a—f, i*). Die Keulen glichen wesentlich den ägyptischen Stabkeulen. Anfänglich scheinen sie nur einzelnen Würdenträgern als Abzeichen gedient zu haben. Zu Xerxes Zeit aber waren sie als Waffe allgemein verbreitet. Ihr Knauf wurde mit-

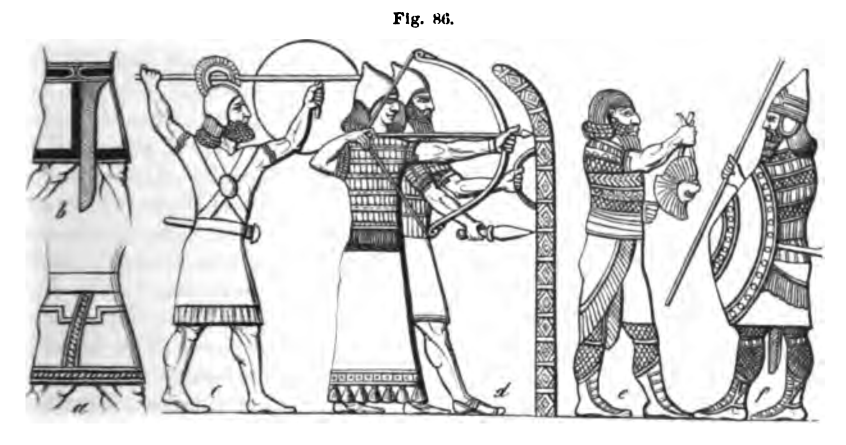
unter verziert, der Schaft mit einer Handschnur versehen (*Fig. 85. a—c*). — Die Beile und Aexte blieben schmucklos. Sie galten zugleich als Kriegshandwerkszeug. Dementsprechend hatte man deren mit einfacher und mit doppelter Klinge (*Fig. 86. d—f*).

Zur Regelung der Truppen dienten Trompeten. Auch führte man Feldzeichen oder Paniere. Diese bestanden in einer Stange mit darauf ruhendem Sinnbilde, und waren, wie es scheint, ausschliesslich an Streitwägen befestigt.

Die Bewaffnung der einzelnen Heeresabtheilungen.

Die Gesammtmasse der Krieger bildeten Fussvolk, Reiter und Wagenkämpfer. Letztere machten den vornehmsten und prunkvollsten Theil des Heeres aus. Sie waren zumeist völlig gerüstet. Die Reiterei und das Fussvolk zerfielen in Leicht- und Schwerbewaffnete. Zum Fussvolk insbesondere zählten Schild- und Lanzenträger, Pfeilschützen, Schleuderer und, in späterer Zeit, Speer-

Fig. 86.



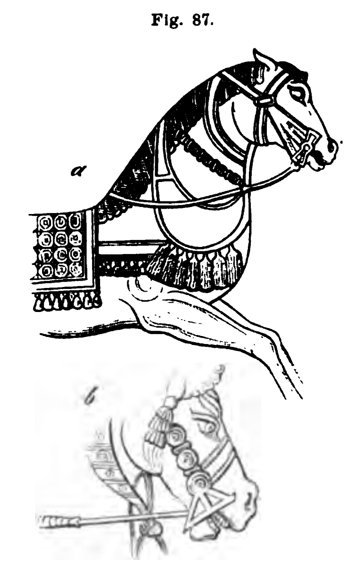
werfer. — Als Holofernes sich zum Kriege gegen die westlichen Länder anschickte, wie das Buch Judith erzählt „da versammelte er alle Fürsten und Feldherren, und Anführer des assyrischen Heeres; und zählte, wie ihm sein Herr befohlen hatte, gegen hundertzwanzig tausend auserlesene Männer, und zwölftausend Bogenschützen zu Pferd, zum Heere ab; und ordnete sie, wie man ein Kriegsheer zu ordnen pfleget; und nahm eine sehr grosse Menge Kameele, und Esel, und Maulthiere für ihr Gepäcke, und zahllose Schafe, und Rinder und Ziegen zur Zubereitung für sie; und Mundvorrath für jeden Mann in Menge; und sehr viel Gold und Silber aus dem Hause des Königs. Und er zog ab mit seinem ganzen Heere" — „und bedeckte die ganze Oberfläche der Erde gegen Abend mit seinen Wagen und Reitern, und aus-

erlesenen Fussvölkern. Und viel Gemisch zog mit ihnen aus, gleich Heuschrecken und gleich dem Sand der Erde. Denn es war vor Menge nicht zu zählen.“ —

Das Fussvolk als leichtbewaffnetes blieb, was die Kleidung anbetrifft, zumeist auf das allgemein gebräuchliche, hemdförmige Gewand nebst Ledergurt und Sandalen, zum Theil auch einzig auf das Hemd, auch selbst nur auf einen Hüftschurz beschränkt. So auch noch zur Zeit Sanheribs, nachdem anderseits bereits eine völlige Bedeckung der Beine mit Hosen üblich geworden war. — Seine Ausrüstung bestand, nach den Abtheilungen verschieden, theils aus einem Rundschild, Speer und Helm, theils aus einem Bogen und Schwert, theils lediglich aus einer Schleuder.

Das schwerbewaffnete Fussvolk erschien zum Theil vollständig geschützt. So namentlich diejenigen Abtheilungen, welche als Sturmkolonnen oder als Minirer von Mauern dem Feinde besonders ausgesetzt waren. Sie trugen zumeist ein Schuppenhemd, das, mit Ausschluss der Arme, den ganzen Körper umschloss, einen breiten Metallgurt darüber, einen mit dem Hemd verbundenen Helm, und, je nach Erforderniss, lange Spiesse, Brechstangen, Beile u. A. m. (*Fig. 83. g*). — Die Rüstung der übrigen Abtheilungen bildeten, nächst einem Helm, ein Brustharnisch, theils von metallnen Schienen, theils von kleinen metallnen Blechen, theils, besonders in späterer Zeit, eine Panzerjacke aus starkem Zeug, oder panzerartige Brustbinden (*Fig. 86, e. f*). Sie gliederten sich wesentlich in Bogenschützen und Speermänner. Letztere führten noch ein Schwert und einen grossen flachen Rundschild, später einen solchen von tiefer Wölbung. Die Bogenschützen wurden einzeln oder je zu zweien von einem Schildträger begleitet, dem oblag sie mit dem Schilde zu decken. Die Schildträger führten gemeiniglich ein Schwert (*Fig. 86. d*).

Fig. 87.



Ein ähnlicher Unterschied in der Bewaffnung herrschte bei der Reiterei. Bei dieser jedoch kam die Ausstattung ihrer Pferde mit in Betracht. In ältester Zeit wurden sie ohne Satteldecke, später nur selten ohne Decke geritten. Im Uebrigen schmückte man sein Ross nicht weniger prächtig als sich selbst. Zaum- und Sattelzeug, wohl zumeist von gefärbtem Leder, wurde stellenweis mit metallnen Zierrathen beschlagen, so wie

auch mit Quasten und Troddeln verbrämt (*Fig. 87. a*). — Das Gebiss hatte anfänglich die Form eines doppelten Schwalbenschwanzes (*Fig. 87. a*), später die eines dreieckigen Hebels (*Fig. 87. b*). Die Mähne ward theils schlicht gekämmt, theils flocht man sie zu einzelnen Strähnen oder stutzte sie kurz zu; ebenso den Schweif, den man ausserdem mit farbigen Bändern aufzubinden und so zu schmücken pflegte.

Die Wagenkämpfer waren in älterer Zeit fast durchweg mit Schuppenhemden, Helmen, Schilden und fast sämmtlichen Angriffswaffen ausgestattet; folgends nahmen sie mehrentheils eine leichtere Ausrüstung, Panzerjacken und Brustbinden, an.

Die Auszeichnung der Befehlshaber.

Solche bestand wohl weniger in bestimmten Kennzeichen, als vielmehr in einem Prunk der äusseren Erscheinung überhaupt. Kostbare Geschenke des Königs, Ehrenwaffen und Ehrenkleider trugen zu dessen Steigerung bei. Die Anführer hatten an ihren Wägen hohe Feldzeichen und Standarten. Ihre Peitschen und

Fig. 88.



Knuten dienten ihnen zugleich zur Züchtigung der Lässigen und Feiglinge.

Den Oberbefehl führte der König. Ihm zunächst stand der Grossvezier. Er hatte den Titel „Tartan“ und wurde, wie Jesaias bezeugt, auch zu Gesandtschaften verwendet. —

Die Könige nahmen am Kampfe Theil. Dann waren sie besonders schwer gerüstet, auch durch eine eigens starkstoffige, vielleicht selbst lederne Bekleidung geschützt (*Fig. 88. a*). Eine ähnliche, starkstoffige Kleidung trugen sie auch auf der Jagd

(*Fig. 88. b*), welche sie ihrer Gefahren wegen als eine Vorübung zum Kriege betrachteten.

Grausam und entehrend zugleich war die Behandlung der Gefangenen, selbst die der Könige. Man fesselte sie mit starken Knebeln und setzte, als Zeichen der Obergewalt, seinen Fuss auf ihren Nacken. Krieger höheren und niederen Ranges wurden mit Fussketten belastet, wohl auch nicht selten geblendet (Richter XVI. 21), oder an einem durch die Lippen gezogenen Ring vermittelst einer daran befestigten Schnur vor ihren Sieger geführt. Die zum Tode Verurtheilten wurden auf spitzige Pfähle gespiesst oder auch lebendig geschunden.

Das Geräth.

Jener ausgebildeten, vorderasiatischen Kunstgewerklichkeit, mit deren Erzeugnissen die Pharaonen schon seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr. ihre Schatzkammern bereichern konnten, hatten wohl auch die Assyrier zunächst ihren geräthschaftlichen Aufwand zu verdanken. Syrien mit seinen betriebsamen Küstenvölkern wurde ebenfalls für sie eine Hauptquelle des Erwerbes. Auch die von den assyrischen Herrschern aus jenen Ländergebieten bezogenen Tribute bestanden vorzüglich in kunstvoll gearbeiteten, kostbaren Geräthen der verschiedensten Art. Der von diesen Machthabern zuerst durchgreifend gehandhabte Brauch, die Unterjochten in Städte des eigenen Reiches zu verpflanzen, musste wesentlich mit dazu beitragen, einer heimischen gewerklichen Thätigkeit eine bestimmtere Grundlage zu geben. Indem man der Bevölkerung der unterworfenen Länder die tüchtigsten handwerklichen Kräfte entzog und solche in den Hauptstädten des eigenen Landes vereinigte, erwarb man diesen einen zugleich dienstpflichtigen Handwerkerstand. — Bei einer derartigen Vereinigung der verschiedenen Volksthümlichkeiten konnte denn aber auch ebensowenig eine Verallgemeinerung der ihnen etwa je eigenen Darstellungsweise ausbleiben. Weder die verbildlichten, noch die entdeckten, wirklichen Geräthe unterscheiden sich wesentlich von den anderweit dargestellten vorderasiatischen Geräthen überhaupt. Nur von den ältesten derselben, von denen aus dem zweiten Jahrtausend, weichen sie wohl gelegentlich ihrer Grundgestaltung nach ab.

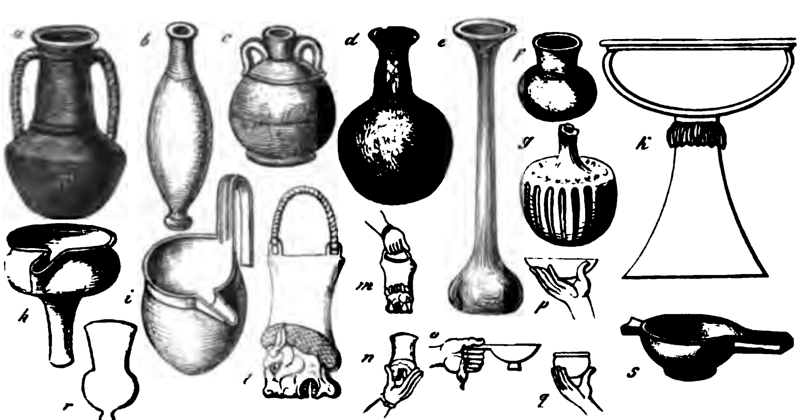
Die Gefässe.

Hergestellt wurden Gefässe aus den verschiedensten Stoffen, doch, wie es scheint, vorzugsweise aus Kupfer und Bronze und aus Thon gebrannt. In einem einzigen Raume des Nordwestpalastes zu Nim-

rnd fanden sich nicht weniger als 150 bronzene Gefässe; desgleichen zahlreich in anderen Räumen. Die Mehrzahl derselben besteht in Kesseln, Pfannen, Schüsseln, Schalen und Näpfen. Die grösseren haben einen Durchmesser zwischen einem und sechs Fuss. Dass sie wesentlich als Koch- und Speisegeräth gedient, dürfte wohl ausser Frage liegen. Der beträchtliche Umfang einzelner erklärt sich aus der Menge derer, die aus der Hofküche gespeist wurden.

Ihrer Grundform nach sind sie vorherrschend rund, theils henkellos, theils mit einem Henkel, theils mit zwei Henkeln versehen, die Henkel beweglich oder gefestigt; im Ganzen theils schmucklos, theils verziert, entweder gravirt oder getrieben; so

Fig. 89.



vornämlich auf der Wandung ringsum. Die Verzierungen selbst bestehen in Sternen, Rosetten u. dgl. und in einer Vereinigung von freien Phantasiegebilden mit Figuren von Menschen und Thieren. Unter letzteren behaupten der Leopard, der Tiger, Löwe und die Gazelle durchaus den ersten Rang. — Neben diesen Gefässen fanden sich eine Anzahl bronzener Löwen- und Stierfüsse. Es sind dies vermuthlich mehrentheils Reste von Gefässständern. Ein in Nimrud ausgegrabener dreibeiniger Altar von Stein ist vielleicht als Nachbildung eines derartig unterstützten Kochgeräths zu betrachten. — Noch sonst ergab derselbe Raum eben des Nordwestpalastes verschiedene Giessgeschirre von Bronze, zum Theil topfförmig mit Dülle (*Fig. 89. h, i*), einen zierlichen bronzenen Trichter, so wie auch kleinere Gefässe von Glas und von Alabaster. Erstere sind napfartig, letztere eiförmig, wie es scheint, abgedreht, mit dem Namen des Königs „Sargon“ bezeichnet.

In Kuijundschik kamen unter anderen ebenfalls metallnen Geschirren eine bronzene Lampenschale (*Fig. 89. s*) und ein zier-

lich gegliederter Gefäss- oder Lampenständer (?) in Form einer auf einem Dreifuss ruhenden Säule zu Tage; überdies eine grössere Anzahl von irdenen und gläsernen Gefässen. Die irdenen Gefässe bilden vorwiegend bald flachere bald tiefere, zuweilen ringsum verzierte Näpfe und schlank eiförmige Krüge (*Fig. 89. b*), die gläsernen zum Theil wiederum Näpfe, theils aber fast kugelige, senkrecht geriefelte Fläschchen mit längerem oder kürzerem Hals (*Fig. 89. g*). — In Khorsabad, Arban u. a. O. fand man gläserne Gefässe von nahezu zwiebelähnlicher Form mit längerem, theils überaus schlankem Halse (*Fig. 87. d, e*), verschiedene irdene Töpfe und Kannen, mit Schnörkeln, Figuren u. s. w. geschmückt, und Bruchstücke einzelner kostbarer Geschirre. — Jedenfalls war der Reichthum der Grossen, wie insbesondere der Könige, an eben derartigen kostbaren Gefässen ein sehr bedeutender, wie denn auch Nahum nicht unterliess bei seiner prophetischen Schilderung der Zerstörung Ninive's im Hinblick mit darauf auszurufen: „Raubet Silber, raubet Gold, des Vorraths ist kein Ende, eine Menge von allen köstlichen Geräthen.“ —

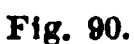
Vor allem wohl legten die Könige einen besonderen Werth auf reich ausgestattetes Tafelgeschirr. Die Kostbarkeit desselben mag wesentlich mit Schuld daran sein, dass sich davon kaum einige Reste erhalten haben. Erhalten von solchem Geschirr überhaupt sind fast lediglich bronzene und irdene Trinkgefässe in Form leicht ausgeschweifter Becher (*Fig 89. r*) und tieferer oder flacherer Schälchen. Sie entsprechen den häufiger verbildlichten Geschirren der Art nur zum Theil (*Fig. 89. p, q*). Abbildlich erscheinen die Schalen oft durch eine kurze, mit einem Thierkopf endigende Handhabe verziert (*Fig. 89. o*) und die Becher vorherrschend in jener an dem Boden zu einem Thierkopf erweiterten Gestalt, in der sie bereits in alter Zeit nach Aegypten eingeführt wurden (*Fig. 89. l—n*; vgl. *Fig. 35. o, p*). — Aehnliche, doch gehenkelte Becher, benutzte man zugleich zum Schöpfen (*Fig. 89. l*). Mit ihnen füllte man das Getränk aus grossen bowlenförmigen Standvasen von 3 bis 4 Fuss Höhe (*Fig. 89. k*) in die kleineren Trinkbecher. — Zu noch sonstigen erhaltenen Geräthen, die gleichfalls hierher gehören dürften, zählen namentlich kupferne Löffel, kleinere und grössere, meist gehenkelte Giesskannen von Stein und Metall, und einzelne porcellanartig glasirte teller- und napfähnliche Geschirre. Messer und Gabeln gebrauchte man nicht. Festere Speisen führte man unmittelbar mit den Fingern zu Munde, flüssige Speisen wurden theils gelöffelt, theils aus Schälchen getrunken.

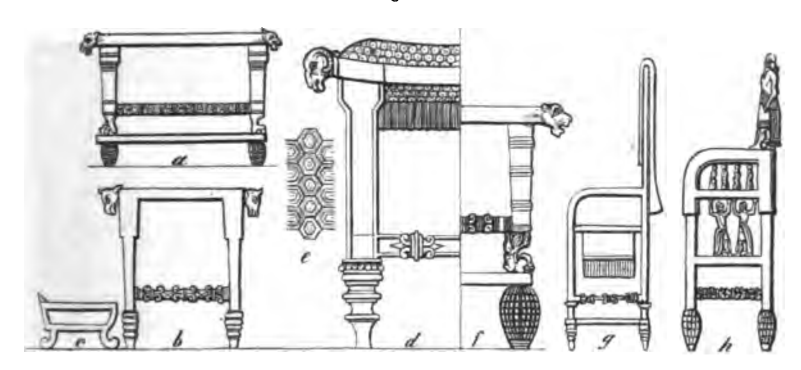
Die Möbel.

Sie trugen im Verhältniss zu den auf Wandgemälden des zweiten Jahrtausends verbildlichten vorderasiatischen Möbeln (*Fig. 37; 38*)

mehr ein Gepräge von starrer Ruhe. Bei jenen herrschte die geschwungene, bewegt wirkende Linie vor, bei den assyrischen Möbeln dagegen die gerade straff angezogene. Sie fast insgesammt bildeten senkrecht gestellte Stützen und damit rechtwinklig verbundene Zwischenglieder und Auflager.

Hiermit im Zusammenhang stand ihre verzierende Ausstattung. Die Beine wurden vorwiegend nur unterhalb mehrfach gegliedert. Nur gelegentlich gab man den Enden die Form von Thierklauen. Die bei jenen ältesten Möbeln für die Beine häufiger verwendete Nachbildung ganzer Thierschenkel zählte zu den seltensten Ausnahmen. An sonstigem Schmuck aber fehlte es nicht. Er äusserte sich vermuthlich vorwiegend in einem Aufwand an kostbaren Stoffen, wie auch insbesondere an Gold. Nachrichten von einem ausnehmenden Reichthum der assyrischen Könige an goldenen Lagerstätten, Tischen u. s. w. sprechen dafür. Auch die Altar-


Fig. 90.



tische und Sessel im Tempel des Belus waren von Gold. — Aufgefunden wurden zahlreich verschiedene Einzelzierrathen von Bronze; desgleichen einige kleine Zierstücke von Elfenbein und Perlmutter. Die Entdeckung eines Thronstuhls in einem Raum des Nordwestpalastes setzt die Anwendung von derartigen Arbeiten zu Möbelzierden ausser Zweifel. Dieser Thron, der nur bruchstückweise zu Tage gefördert werden konnte, hatte ganz die Form der auf den Denkmalen verbildlichten Thron- und Lehnstühle (*Fig. 90. g, h*). Er selbst war von Holz, eingefasst und reich belegt mit bronzenen Zierrathen; mit Füssen, geschnitzt aus Elfenbein. — Nicht selten schmückte man die Thronsessel, so bisweilen auch die Tische, gleichwie dies schon im zweiten Jahrtausend in Vorderasien üblich war, zwischen den senkrechten Stützen durch menschliche Figuren in tragender Stellung, und die Ecken der Auflager, namentlich der Sitzplatten, mit Thierköpfen von Metall; (*Fig. 90. a, b, d, f, h*). Die noch sonstige Ausstattung der Sitze bildeten

Teppiche und Polsterkissen. Diese waren häufig mit Troddeln besetzt, und wohl auch mehrentheils farbig gemustert (*Fig. 90. d, g*). Die Gesässe an sich waren theils ein-, theils zweisitzig; letztere gemeiniglich ohne Lehne. Ihre Höhe pflegte man durch ein Untergestell zu steigern (*Fig. 90. a, f*), was denn die Anwendung von Fussbänkchen mit sich brachte (*Fig. 90. c*). — Die Sitze der mittleren und niederen Stände bestanden hauptsächlich in Bänkchen und Schemeln und in sägebockförmigen Klappstühlen, ähnlich denen der Aegypter (*Fig. 37. n, o*).

Die Tische und Ständer wurden wie es scheint im Ganzen weniger reich verziert (*Fig. 91. a, d*). Es hatte dies vielleicht seinen Grund in einer durchgängigeren Verwendung von längeren Ueberdecken (*Fig. 91. b, c*). Bei einzelnen waren die Stützen über Kreuz angeordnet (*Fig. 91. b*). — Gleichwie die Sitze wurden auch

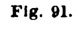
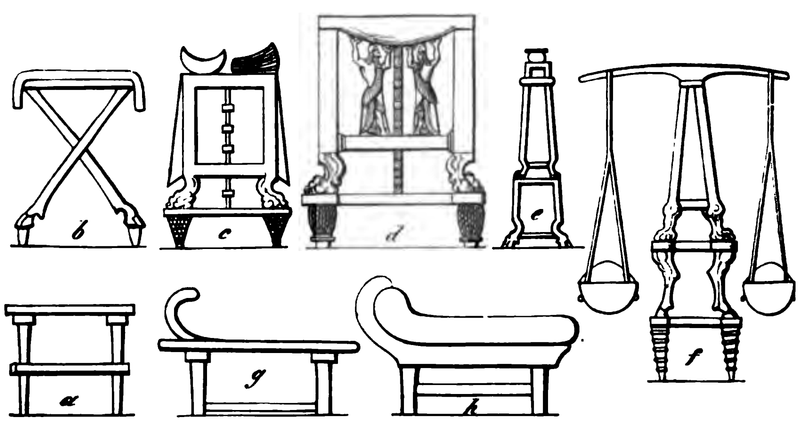


Fig. 91.



sie durch eigene Untergestelle erhöht. Ein solches Aufeinanderstellen war überhaupt sehr im Gebrauch. Je nach dem Zweck verwandte man dazu zwei und selbst mehr dergleichen Ständer zu einem förmlichen Etagenbau (*Fig. 91. e, f*).

Die Lagerstätten entsprachen den ägyptischen (*Fig. 91. g, h;* vergl. *Fig. 39. d*). Ihr Gestell war von Holz oder Metall; im ersteren Fall bei den höheren Ständen wohl gemeiniglich reich verziert durch Einlagen von Elfenbein, Perlmutter u. dergl. m., und überdies ausgestattet mit Polstern und Teppichen.

Zur Aufbewahrung und zum Verschluss von Gegenständen aller Art dienten kofferartige Laden. Aufgefundene Elfenbeinplatten mit geschnitzten figürlichen Darstellungen, und ebenso verschiedene metallene Beschläge, sind wahrscheinlich Schmucktheile von solchen. — Auch wird es wohl sicher nicht an kleineren, zierlich

gearbeiteten Behältern, wie etwa denn insbesondere zur Bergung von Putzgeräthschaften, wie Spiegeln u. dergl., gefehlt haben.

Musikinstrumente.

Der Prophet Daniel berichtet dass die Babylonier „den Schall des Horns, der Flöte, der Cither, der Sambuke, der Psalter, der Symphonie, und aller Arten Saitenspiele“ vernahmen. Mehre solcher Tonwerkzeuge finden sich, wenigstens andeutungsweise, namentlich in Kuijundschik verbildlicht. Es sind dies eine kurze Trompete, eine einfache und doppelte Flöte (*Fig. 92. d*), eine Lyra (*Fig. 92. a*), eine langhalsige Cither und einige Harfen von



Fig. 92.



verschiedener Form (*Fig. 92. a, c, e*); ausserdem eine Handtrommel. Die Saiteninstrumente spielte man theils unmittelbar mit den Fingern, theils vermittelst eines Stäbchens (*Fig. 92. a—c, e*). — Aufgefunden wurden bronzene Glocken von wechselnder, den Ton bestimmender Mischung, und von sonstigen Spielgeräthen einige Würfel von Bronze mit eingesetzten goldenen Augen.

Die Jagd.

Reissende Thiere, wie Löwen, Tiger, Leoparden u. s. w. jagte man zu Wagen und auch zu Ross mit dem Sper oder mit Bogen und Pfeil. Es waren dies die vornehmsten Jagdwaffen. Ausser einem Bogen führte jeder Jäger gewöhnlich zwei Spiesse. — Das dienende Jagdgefolge, namentlich das des Königs, erschien gemeiniglich zu Fuss, meist mit Schild und Schwert, und Einzelne überdies mit kurzen Handbeilen bewaffnet. — Zur Jagd auf Vögel bediente man sich auch, wie die Aegypter, eines Schleuderstocks. Hier hatte er die Form einer leicht geschwungenen Keule von etwa einem Fuss Länge mit zierlich geschnitztem Handgriff. Auch die Jagd vermittelst Falken wurde später sehr beliebt.

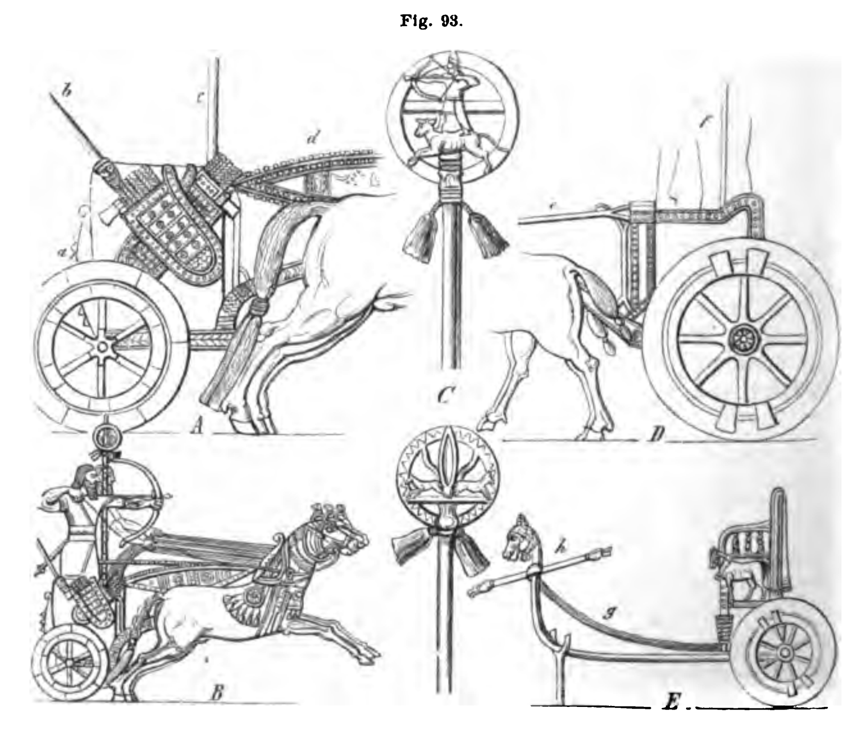
Das Kriegsgeräth.

Es hatte sich dies vermuthlich schon früh zu dem Umfange herausgebildet, den die bildlichen Darstellungen erkennen lassen. Sie zeigen den ausgedehntesten Gebrauch nicht allein des Kampfwagens, als des allen Asiaten eigenthümlichen Kriegsgeräthes, als auch, und zwar zuerst, den eines besonderen Belagerungsgeräthes. Dessen Beschaffenheit an sich lässt zugleich gewissermassen auf die Stärke des Festungsbaues der Vorderasiaten zurückschliessen.

Kriegswägen.

Die Wägen, vornämlich der älteren Zeit (*Fig. 93. A, B*), waren verhältnissmässig niedrig. Der Kasten, nur in einzelnen Fällen oberhalb abgerundet, ruhte unmittelbar auf der Axe. Die mit Naben befestigten Räder reichten kaum bis zur Hälfte desselben.

Fig. 93.



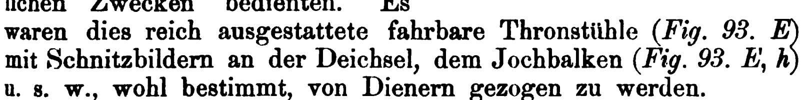
Sie waren plump, gewöhnlich sechsspeichig, ihre Felgen aus vier bis sechs gleichen Theilen zusammengesetzt. Die Deichsel erstreckte sich von der Mitte des Kastens. Sie trug, vermittelst eines Spannnagels, das Joch. Dies war ohne Ausnahme nur für zwei Pferde

eingerichtet. Es bestand, nächst dem Gestell, aus Gurten u. s. w. zum Anschirren. Eine eigenartige Verbindung des Kastens mit dem vorderen Ende der Deichsel bildete ein breiter Streifen, wie es scheint, von Zeug oder Leder (*Fig. 93. A, d; B*). Fast stets mit den Bildern von Sonne, Mond, den sieben Sternen u. s. w. abtheilungsweise besetzt, diente er vermuthlich, ausser zum Schmuck, auch dazu, dem Ganzen mehr Halt zu geben. Die übrigen Zierrathen beschränkten sich auf eine die Ränder des Wagenkastens verstärkende Einfassung von Metall, und eine theilweise Verstärkung der Flächen durch metallene Buckeln u. s. w. Vorn am Kasten, gewöhnlich zur Rechten, befanden sich Pfeil- und Beilbehältnisse, am hinteren Rande, in einer Hülse aufgesteckt ein Speer (*Fig. 93, A, b*), und vor seiner Oeffnung, zugleich als Verschluss derselben, ein Rundschild aufgehängt (*Fig. 93. A. a*).

Fig. 94.



Später, wie aus Skulpturbildern von Khorsabad und Kuijundschik hervorgeht, wurden der Kasten bedeutend erhöht, die Räder beträchtlich umfangreicher (*Fig. 93. D*), die Zahl ihrer Speichen auf acht vermehrt und die Felgen mehrfach verankert. An die Stelle des breiten Verbindungsstreifens trat ein starker, wohl metallner Stab; auch die Deichsel wurde vereinfacht und die Ausrüstung mehrentheils auf einen Pfeilköcher beschränkt (*Fig. 93. D. e*).

Im Uebrigen gab es kleine Wägen, deren sich aber nur die Könige, und auch nur zu privatlichen Zwecken bedienten. Es  waren dies reich ausgestattete fahrbare Thronstühle (*Fig. 93. E*) mit Schnitzbildern an der Deichsel, dem Jochbalken (*Fig. 93. E, h*) u. s. w., wohl bestimmt, von Dienern gezogen zu werden.

Dem Doppelgespann der Kriegswägen fügte man später gelegentlich ein Aushülfepferd hinzu. Auch scheint man etwa im fünften Jahrhundert vereinzelt Vier-, und mitunter selbst Achtgespanne angewendet zu haben.

Die Ausstattung der Pferde war von vorherein überaus prächtig. Sie schmückten kostbare Kopfaufsätze, mit edelem Metall bedecktes Riemenzeug, buntfarbiges Troddelwerk, farbige Decken, reiches Zaumzeug, Perlenbesatz u. A. m. (*Fig. 94*). Die Mähne wurde theils kurz zugestutzt, theils schlicht gekämmt oder

zierlich verflochten, der Schweif ähnlich behandelt, ausserdem mit bunten Bändern zu einer Schleife aufgebunden oder in Knoten geschürzt.

Zur vollständigen Bemannung eines Wagens gehörten zwei bis drei Personen. Es waren diese, ausser dem Kämpfer, entweder nur dessen Schildhalter oder dieser und ein Wagenlenker. An die Stelle des Schildhalters trat bei Königen auch wohl ein als Schirmhalter dienender Eunuche (*Fig. 93. D. f*). — Der Wagenlenker trug gewöhnlich eine kurze Peitsche oder Knute. Sie war meist am Handende in Form eines Thierkopfs geschnitzt. — Die Wägen der Anführer einzelner, besonderer Heeresabtheilungen zierte deren Feldzeichen. Es erhob sich, auf langer Stange befestigt, auf dem vorderen Rand des Wagenkastens in Form eines mit Troddeln verzierten, kreis- oder schildförmigen Sinnbildes (*Fig. 93, A. c; B; C*).

Neben diesen Schlachtwägen kamen bis zur Zeit Sanheribs auch einfachere Fuhrwerke, je für vier Krieger, in Anwendung. Es waren zweirädrige Karren ohne Wagenkorb mit hohen, zwölfspeichigen Rädern. Sie wurden von zwei Pferden gezogen und von einem Lenker geleitet.

Noch andere zwei- und vierrädrige, roh zusammengezimmerte Wägen von grösserem oder geringerem Umfange, dienten vornämlich zur Beförderung von Lasten.

Belagerungsgeräth.

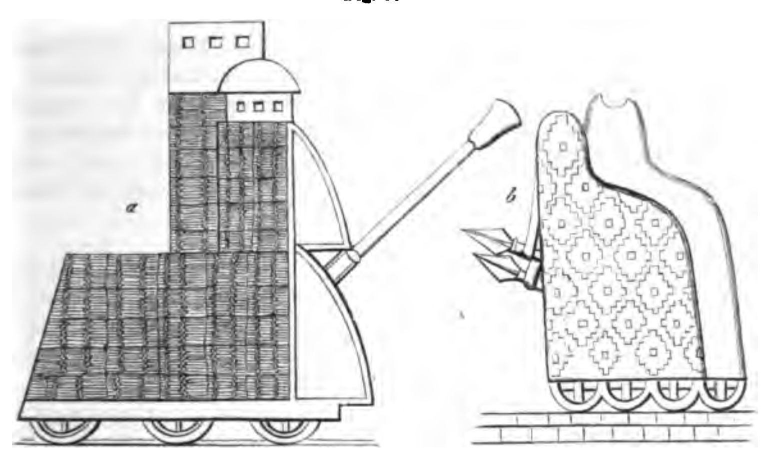
Zur Eroberung fester Plätze gab es grosse Wandelthürme und wagenartige Sturmböcke. Sie wurden gegen die Mauern geführt, je nach der Oertlichkeit, auf dazu geebneten Wegen oder eigens dafür gemauerten Dämmen.

Die Sturmböcke (*Fig. 95. b*) waren aus Holzwerk gezimmert und mit vermuthlich ledernen, durch Beschläge verstärkten Decken behangen; die Wandelthürme (*Fig. 95. a*) ebenso, ausserdem mit Flechtwerk belegt. Ihre Höhe entsprach je der Höhe der zu erstürmenden Mauern. In ihnen angebrachte Leitern führten von Stockwerk zu Stockwerk, von denen das untere nicht selten einen Mauerbrecher enthielt. Dieser hatte die Gestalt einer gewaltigen Keule, und bewegte sich, wie es scheint, zwischen zwei bogenartigen Flügeln (*Fig. 95. a*).

Die Mittel, welche die Angegriffenen diesen Geräthen entgegensetzten, waren verschiedener Art. Sie warfen Balken auf die Böcke, suchten diese durch Ketten und Zangen zu fassen und aus ihren Angeln zu heben, vor Allem aber die Geräthe selbst durch darauf geschleuderte Brander u. s. w. zu vernichten. — Die Folge derartiger Eroberungen war für die Ueberwundenen furchtbar. Mit grellen Farben schildert dies der Prophet Ezechiel: „Denn so spricht der Herr Jehovah: Siehe, ich bringe wider

Tyrus den König von Babel, Nebukadnezar, von Mitternacht her den König der Könige mit Rossen, und Wagen, und Reutern, und mit einem Heerhaufen, und mit vielem Volke. Deine Töchter auf dem Lande wird er mit dem Schwerte würgen, Bollwerke um dich aufwerfen, und einen Wallgraben um dich ziehen, und den Schild wider dich erheben. Und seine Mauerbrecher wird er stellen wider deine Mauern, und zertrümmern deine Thürme mit seinen Belagerungsgeräthen" — „Zerstampfen wird er mit seiner Rosse Hufen alle deine Strassen, niederwürgen mit dem


Fig. 95.



Schwerte dein Volk, und deine starken Säulen zerschmettern. Man wird deine Schätze rauben und deine Waaren plündern, und deine Mauern zertrümmern und deine Prachtgebäude niederreissen, und deine Steine und dein Holz, und deinen Staub ins Wasser werfen. Und ich will verstummen lassen den Klang deiner Lieder, und den Laut deiner Cither soll man ferner nicht mehr hören. Ich will dich machen zu einem ausgetrockneten Felsen, zu einem Platze, von wo aus man die Fischernetze (ins Meer) wirft. Nie sollst du wieder auferbauet werden!" —

Das Cultgeräth.

Zum Cultgeräth zählten wesentlich ein Gebilde in Form eines Pinienapfels und ein viereckiges, gehenkeltes Gefäss. Letzteres, wohl von edelem Metall, war theils mit symbolischen Zierrathen bedeckt (*Fig. 96*), theils in Art eines Flechtwerks behandelt. Wie Darstellungen wahrscheinlich machen, diente ersteres zum Sprengen von Weihwasser und das Gefäss als dessen Behältniss.

Fig. 96.



Das Opfergeräth.

Es umfasste dies hauptsächlich Messer zum Abschlachten der Opferthiere, Schalen zum Auffangen und Sprengen des Bluts, kannen- und kesselförmige Gefässe, Weihrauchpfannen, Schöpfkellen, Löffel, Tische und Altäre; dies Alles wohl jedenfalls aus kostbarem Stoff und, je den Zwecken angemessen, sinnbildnerisch ausgestattet. Die Altartische im Balstempel zu Babylon waren von Gold. Auf ihnen standen Becher- und Räuchergefässe theils von Silber und theils auch von Gold.—Einzelne der Altäre bildeten einen auf einem Untersatze ruhenden vierfüssigen Tisch mit schalenförmig vertiefter Deckplatte (*Fig. 91. d*), andere einen dreiseitigen Block, längs den Kanten geflacht, unterstützt von gemeisselten Thierfüssen, und wieder andere einen Pfeiler mit zinnenförmiger Umkrönung, ruhend auf stufenartiger Platte. Vor ihnen wurden aufgestellt die Sinnbilder der zu verehrenden Mächte. Es waren dies unter Anderem die Gestalt einer Schlange, die Mond- oder Sonnenscheibe und, wie es scheint, vorzugsweise ein loderndes Feuer in metallenem Becken.

Die Götterbilder.

Die Götterbilder im Tempel des Belus beschreibt Herodot als kostbare, aus Gold gearbeitete Statuen von beträchtlicher (12 Ellen) Höhe. Von der verschwenderischen Ausstattung solcher Bilder überhaupt wissen auch schon die Propheten zu erzählen. Voll Zorn über den Wahn des Götzendienstes ruft Jeremias aus: „Fürwahr, die Bilder der Heiden sind nichtig; Holz aus dem Walde sind sie, das man gefällt, ein Werk, das des Künstlers Hände mit dem Beile verfertigt haben; er ziert es mit Silber und Gold; mit Nägeln und Hämmern befestigt er es, dass es nicht wanke. Da stehen sie nun straff, wie ein Palmbaum, und reden nicht; sie müssen stets getragen werden; denn gehen können sie nicht. Fürchtet euch nicht vor ihnen; sie können weder schaden noch nützen.“ — „Breitgeschlagenes Silber holen sie von Tarschisch, und Gold von Uphas, eine Arbeit des Künstlers und ein Händewerk des Goldschmiedes; blaues und purpurfarbiges Zeug ist ihr Kleid; ganz sind sie ein Werk geschickter Künstler.“ — Und so auch Jesaias: „Ihr seid es, die Gold aus dem Beutel verschwenden, Silber auf der Waage wägen; den Goldschmied dingen, dass er einen Gott daraus mache, sich niederwerfen, und ihn anbeten; die ihn auf die Schulter heben, ihn tragen und an seinen Platz hinstellen. Da steht er nun und kann nicht von seiner Stelle weichen.“[1] — Aehnliche kostbare Bilder liess Nebukadnezar aufstellen, davon eins in der Ebene von Dura von 60 Ellen Höhe und 6 Ellen Breite, welches anzubeten Daniel sich weigerte.

[1] Zur Beförderung von kleinen Göttergestalten und sonstigen cultlichen Sinnbildern bei öffentlichen Umgängen dienten, gleich wie bei den Aegyptern, kostbare vorn offene Schreine, Schultertragen u. dergl. m.

Viertes Kapitel.

Die Meder und Perser[1].

Vorbemerkung.

Die Waideländer der weitgedehnten Hochebene Mediens, die, nach Norden aufsteigend, sich längs dem kaspischen Meere in reich bewaldeten Schluchten und mit Holzungen bedeckten Gebirgsabhängen verliert, mochten die Bevölkerung frühzeitig gefesselt und zu einem engeren Zusammenleben veranlasst haben. Die zum Theil wild romantische Natur der nordwestlichen Gegenden, in denen reich bewässerte Wiesen mit öden Gebirgsabfällen wechseln und sich stellenweis mit Naphthaquellen und Salzseen zu mannigfaltiger, landschaftlicher Gestaltung vereinigen, mussten in ihr eine geistigere Regsamkeit erwecken. In den tieferen Gegenden Mediens indess, die ein „fortdauernder Frühling" beglückt, wo unter milderer Sonne die edelsten Früchte gedeihen, hatte sie sich vermuthlich zunächst zusammengedrängt und ihre unstete Lebensweise gegen eine sesshafte umgetauscht.

Medien erscheint bereits in der Sage als ein staatlich geordnetes Reich. Aus ihr tritt, neben dem mythischen, assyrischen Könige Ninus, der Mederkönig Pharnos hervor. Sie gedenkt der zwischen beiden geführten Kriege und des Falles Mediens unter die Oberherrschaft Assyriens. — Um 700 v. Chr., mit der Befreiung der Meder von jenem Joch, treten sie in die Geschichte ein.

An der Spitze des Staates erscheint Dejoces. Während einer halbhundertjährigen Regierung gelang es ihm, Medien zur bedeutsamen Macht zu erheben. — Gleich der nächste Nachfolger, sein Sohn Phraortes („Fravartisch"), wagte es als Eroberer aufzutreten. Siegreich auch kämpfte dessen Sohn und Nachfolger Kyaxares. Seit dem dann durch ihn herbeigeführten Sturze Ninive's (S. 86) und seiner engeren Verbindung mit dem babylonischen Reiche bildete, nebst diesem, Medien die Hauptmacht von Vorderasien.

Da erhoben sich die Perser. — Das von ihnen besetzte Land

---

[1] Mongez. Mémoire sur les costumes des Perses etc. (Mém. de la classe de littérat. et beaux arts. Paris; an 7). — R. Ker Porter. Travels in Georgia, Persia etc. Lond. 1817—20. — E. Flandin et Coste. Voyage en Perse, pendant les années 1840 et 1841; publ. sous la direct. d'une commiss. de l'Instit. de France etc. Paris. (Perse ancienne. 5 vols. av. 260 pls.) — Ch. Texier. Descript. de l'Arménie, la Perse et la Mésopotam.; publ. sous les auspices des minist. de l'Inter. etc. Paris 1852. — X. Hommaire de Hal. Voyage en Turquie et en Perse exécuté par ordre du Gouvernem. franç. pendant les années 1846, 1847 et 1848. etc. av. 100 pls. dessin. d'après nat. par J. Laurens. Paris 1853. — W. Kennet Loftus. Travels and researches in Chaldea and Susiana. London 1857.

hatte sie vor Verweichlichung geschützt. Die starren Gebirgsabfälle im Norden, die bis zur medischen und parthischen Grenze sich hinziehenden unfruchtbaren Gebiete, die steilen, kaum zugänglichen Gebirgszüge im Westen, sammt den steinigen und sandigen Strecken längs dem Meere, waren nicht geeignet, ihre Bevölkerung zu entkräften. Nur im Innern, jedoch im Vergleich zum Gesammtumfange auf nur kleinem Raum, in den von Gebirgsterrassen begrenzten und reichlicher durchwässerten Thälern hatte eine Kultivirung sich überhaupt nur entfalten können. Das von der Natur hochbegünstigte Thal von Schiras aber, in dem allerdings die gesammte Vegetationsfähigkeit vereinigt erscheint, war im Verhältniss zur Gesammtbevölkerung auch wiederum zu wenig umfangreich, als dass es auf sie einen noch weiteren, als eben nur geistig erfrischenden Einfluss hätte ausüben können. Im Kerne verharrte das Volk in urwüchsiger Kraftfülle.

Die gleichsam dreifach, auch klimatisch verschiedene Beschaffenheit des Gebietes machte ihren Einfluss jedoch auch nach anderer Seite hin geltend. Die Perser, nachdem sie als Hirtenvolk jene Landschaften in Besitz genommen, hierdurch nun örtlich bedingt, verharrten theils bei ihrer Lebensweise, theils wandten sie sich dem Ackerbau zu, und gelangten zur Sesshaftigkeit. Dem grösseren Theile nach bestand die Bevölkerung aus Umzügler, die von dem Ertrage ihrer Herden oder auch nur von der Jagd lebten. — Ueber diese erhoben sich die sesshaften Stämme. Unter ihnen war aus den alten, patriarchalischen Verhältnissen heraus eine besondere Rangstellung, ein mehr oder minder angesehener Familienadel erwachsen. An seiner Spitze stand das Geschlecht der Achämeniden. Die medischen Könige hatten dessen Glieder, nach altpersischer Sitte, die Leitung des Landes überlassen und durch Geisseln aus ihm sich zu sichern gesucht. Unter solchen Verhältnissen war Cyrus („Khurush“) am medischen Hofe erzogen worden. Beseelt von dem Gedanken, sein Volk zu befreien, bekannt mit den Verhältnissen des medischen Reichs, gelang es ihm, dieses Reich zu stürzen und sich zum Alleinherrscher zu erheben (um 550 v. Chr.). Ermuthigt durch den Erfolg, drang er gegen die Westländer vor, unterwarf sich die nordwestlichen Landschaften sammt den Küstenländern des Mittelmeeres, fasste festen Fuss in Syrien und zertrümmerte Babylon. Hier jauchzten ihm die gefangenen Juden entgegen, denen er die Rückkehr in ihr Vaterland gestattete (um 538 v. Chr.). So, im Besitz von ganz Vorderasien, trieb es ihn zu den östlichen Ländern bis an die Ufer des Jaxartes.

Einen so weit ausgedehnten Staat überliess er seinem Sohne Kambyses („Kabyia“). Dieser kämpfte siegreich gegen Aegypten, doch unglücklich gegen Aethiopien. — Darius („Darjawus“), trat nun an die Spitze. Mit umsichtigem Geiste versuchte er die Stämme jenseits des schwarzen Meeres, die den Süden ewig

bedrohenden Wanderhorden, zu bändigen. Vom Meere aus glaubte er sie angreifen zu müssen. Bei Byzanz betraten zum erstenmale persische Völker den Boden Europas.

Der unglückliche Ausgang dieses Feldzuges vermochte nicht ihn zu entmuthigen. Mit einer neuen Heeresmacht wandte er sich gegen den Osten. Seine hier errungenen Siege verschafften dem Reiche den weitesten Umfang. — Gegen die Griechen kämpfte er fruchtlos. — Ihm folgte sein Sohn Xerxes. Dessen nächstes Ziel blieb Griechenland. Mit nie erhörter Heeresmacht betrat er die griechische Erde. Aber geistiges Uebergewicht siegte über die Masse. Zerstückt und zerstoben diente sie nur, den Boden zu düngen. Xerxes besass nicht die Kraft seines Vaters. Durch das Misslingen seines Planes geschwächt und auch geistig erdrückt, überliess er sich fortan einer durch die Schätze des Reiches begünstigten Ueppigkeit. Ihm folgten die Grossen und Kleinen des Hofes. Es begann nun für Persien das dem Orient überhaupt eigene Schauspiel, das einer entnervenden Verweichlichung bis zum Schwinden jeglicher Kraft. — Dareb II. (Darius Nothus) sah sich bereits zu Bündnissen mit dem Westen gedrungen. — Unter Alexander von Macedonien fiel der Osten an die griechischen Sieger. Die gegen Darius III. (Kodomannus) geschlagenen Schlachten bei Issus und Arbela machten der persischen Herrschaft ein Ende (336—330 v. Chr.).

Die Tracht.

Mit Ausnahme einer Bildnerei, der vermeintlichen Darstellung des Cyrus, an einem Pfeiler vom Palaste zu Pasargadä, die ihrer Behandlung nach wohl an assyrische Kunstweise erinnert, lässt die Behandlung der noch sonstigen bildlichen Ueberreste eine Verschmelzung verschiedener Stile wahrnehmen. Die Tracht dieser Figur (*Fig. 97*) ist theils assyrisch, theils ägyptisch. Und so auch bewegt sich die Darstellungsform eben jener Ueberreste gleichsam zwischen der assyrischen und der ägyptischen Darstellungsform. Wohl herrscht auch in ihr eine Verallgemeinerung der natürlichen Erscheinung vor, doch erscheint dies hier nicht, wie dort, als Ergebniss einer von aussen bedingt geforderten Ausdrucksweise, sondern vielmehr als ein Ergebniss des wesentlich den Verfertigern selbst eigenen Anschauungvermögens.

Fig. 97.



Die persische Bildnerei bezeichnet gewissermassen die Grenze zwischen einer nur handwerklichen und kunstgemässen Bethätigung. In ihr tritt zum erstenmal eine Herausbildung der Gewandfalte auf. Bei dem Bilde des „Cyrus“ begnügte sie sich, gleich wie die assyrische Kunst, mit der blossen Herausarbeitung einer faltenlosen Gewandung; an den Bildwerken von Persepolis dagegen zeigt sich ein besonderes Bestreben nach einer lebendiger wirkenden Gestaltung eben vermittelst der Falte selbst. So namentlich an bewegteren Figuren, wie denn bei mehrfachen Darstellungen von Kämpfen der Herrscher mit wilden Thieren, doch auch, wenngleich in minderem Grade, da wo es auf ruhige Bewegung ankommt. In diesen Fällen bestimmte dann die überhaupt übliche Anordnung der Kleidung auch die Form ihrer Verbildlichung.

Die Kleidung.

Sie beschränkte sich anfänglich, entsprechend der dem Volke ursprünglich überhaupt eigenen Beschäftigung mit der Viehzucht und der Jagd, wohl wesentlich auf eine nur rohe Bedeckung mit Thierfellen, Leder und gefilzten Stoffen. Eine ähnliche Bekleidungsart, bestehend aus einer Umwickelung der Beine und einem Umhang von Thierhäuten, vornämlich Lämmerfellen, behielten einzelne von fremden Einflüssen unberührt gebliebene Stämme zum Theil selbst bis auf die Gegenwart bei. Daneben indessen bildete sich schon frühzeitig, wohl zunächst bei der sesshaften Bevölkerung, zuvörderst mit Beibehaltung dieser Stoffe, eine besondere, nun gleichsam volksthümliche Kleidung aus, welche den Körper vollständig bedeckte.

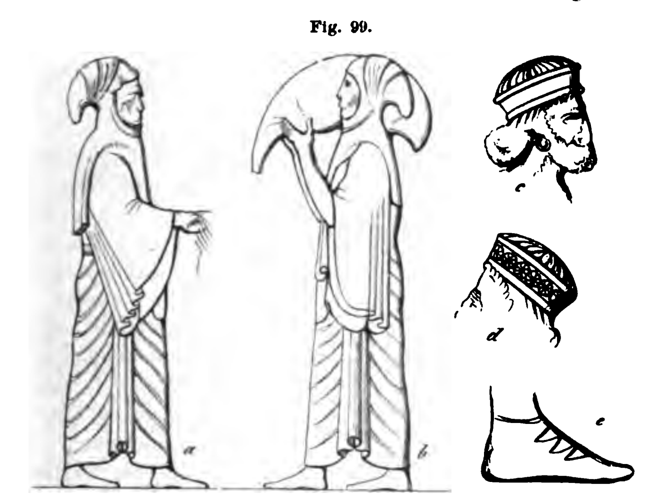
Fig. 98.



Diese Bekleidung bestand bei Männern in einer langen Hose, einem Ueberrock nebst Gürtel und in einer Kopf- und Fussbedeckung. — So verblieb sie im Allgemeinen, bis dass es Cyrus gelang die Meder zu bewältigen. Mit seiner Erhebung über sie führte er, ein Zögling ihres Hofs, an seinem Hof den medischen Brauch und die medische Kleidung ein. Fortan bildete nun diese die eigentliche Staatskleidung. Sie überwies er seinen Günstlingen, wie überhaupt wohl allen denen, welche dem Hofe näher standen, und trennte somit zugleich den Hofstaat von den übrigen Ständen auch äusserlich.

Die so nicht begünstigten Stände blieben auf die herkömmlich einheimische Kleidung verwiesen. Sie erhielt sich ausserdem auch in der nächsten Umgebung des Königs bei einer Anzahl von Beamten und einzelnen Truppentheilen (*Fig. 98. b*). — Wie nach dem Zeugnisse Herodots kein Volk zur Aufnahme fremder Sitte sich leichter neigte, als das persische, so auch liessen es seine Herrscher nicht nur bei der Einführung medischer Sitte und Tracht bewenden. Mit der Ausdehnung ihrer Macht mehrte sich die Gelegenheit dazu. Sowohl von den Lydiern und Phrygiern, so wie auch von den Assyriern, und selbst von den nordöstlichen Stämmen entnahmen sie nicht nur Geisseln und Diener, sondern auch Einzelheiten der Tracht. Sie nun mischten sich mit der medischen und mit der alt einheimischen Bekleidung. Zu ersterer dann bildeten sie zum Theil noch weitere Abzeichen von Rang und Würde.

Fig. 99.



Die heimische Kleidung wechselte im Stoff. Man fertigte sie bald allgemeiner, statt von Leder u. dergl., aus gewebten Zeugen. Zudem trat bei ihr nun mehrentheils an Stelle der alten Kopfbedeckung von der Form eines Bundhuts eine nach vorn geneigte, der phrygischen Mütze ähnliche Kappe, und an Stelle der engeren Beinkleider eine Art von Pluderhose in Verbindung mit knapperen bis zu den Knieen reichenden Stiefeln (*Fig. 98. a—b*).

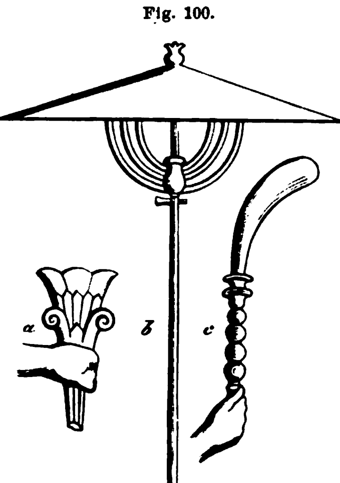
Die medische Kleidung bestand aus weiten, langen Ober- und Untergewändern, welche „die Mängel des Wuchses durchaus verbargen“, aus Schuhen und einer Kopfbedeckung, beides von besonderer Kostbarkeit. Darunter trug man, wie es scheint, die auch sonst üblichen Beinkleider. — Den Stoff der Gewänder bildete wohl zumeist eine feine Wolle, vielleicht ausserdem auch Seide. Ihre Farbe wechselte zwischen Purpur, Braun- und Dunkelroth.

Das Obergewand war vermuthlich geschlossen, hatte lange, sehr weite Ermel und eine so beträchtliche Länge, dass es, um darin schreiten zu können, aufgenommen werden musste. Es wurde um die Hüften gegürtet, an der rechten und linken Seite, seltener vorn und hinterwärts, unter dem Gürtel hinaufgezogen, also dass es sich von hier ab im ersteren Falle vorn und rücklings, im anderen Falle zu beiden Seiten zu bogenförmigen Falten gestaltete. Die Ermel waren zunächst dem Rücken zu gleichmässigen Langfalten geordnet (*Fig. 99. a, b; 102. a*). — Das Unterkleid war ermellos, fast ebensolang wie das Obergewand, und wurde, zumal wenn allein angewendet, ganz so wie dieses behandelt (*Fig. 102. b, c*). Nur in solcher Anordnung wurden diese Gewänder überhaupt getragen, wie von den Vornehmen, auch von den Königen. — Dazu kam, jedoch wie es scheint als einzig dem Herrscher zuständig, ein weiter, bis auf die Füsse reichender, purpurfarbiger Rückenmantel (*Fig. 101. a*; vergl. Taf. V).

Kennzeichnendes Verhältniss.

Die Umgebung des Königs bildeten, ihrem vornehmsten Theile nach, während der Herrschaft der Achämeniden die zu ihnen gehörenden Familien und die noch sonstigen Edelgeschlechter, im Weiteren aber eine grosse Zahl von eigentlich Beamteten. Zu diesen zählten die Garderobebewahrer, die Aerzte, Köche, Salbenbereiter, die Stall- oder Sattelmeister, Hundeknechte, Teppichausbreiter, Palastkehrer, Tafeldecker, Speisevertheiler u. s. w. Sie durften die herkömmlich heimische Kleidung nur dann gegen die medische vertauschen, wenn solche ihnen der König zusandte. — Die Auszeichnung der zum Geschlechte der Achämeniden Zählenden und die der ihnen gleichgestellten Titular-Verwandten des Königs bestand ausser in einem medischen, purpurfarbigen Gewande, in einem eigenartigen Kopfschmuck, wie solchen sonst nur noch der König trug. Es war dies ein aus blauem und weissem Stoff zusammengelegter Bund. Nur der so ausgezeichnete Adel bekleidete die höchsten Ehrenstellen. Ihm folgten dem Range nach wohl zunächst der königliche Wedel-, Schirm-, Stab- und Sesselträger, so wie auch die Verschnittenen zur Bewachung der Weiber, und dann diesen,

Fig. 100.



wiederum in langer Reihe, die eigentliche Kammerdienerschaft. Die Abzeichen aller dieser Beamten bestanden wohl neben einem vermuthlich weniger kostbar gefärbten Hofkleide und den von ihnen geführten Geräthen (*Fig. 100. b, c*) theils in Ehrengeschenken, goldenen Ketten, Armspangen, Waffen u. s. w., theils in medischen Schnürschuhen (*Fig. 99. e*) und in flachrundbodigen unterschiedlich verzierten Kappen (*Fig. 99. c, d*).

Durchaus üblich war es, auch am Hofe, bewaffnet zu erscheinen. Im Uebrigen gebot die höfische Sitte vor dem Könige die Hände mit den Ermeln des Gewandes zu bedecken, und wenn man zu ihm sprach, die Hand vor dem Munde zu halten, damit ihn der Athem nicht anwehe. Die in des Königs nächster Nähe verkehrenden Diener trugen stets eine den Mund mitverhüllende kapuzenförmige Kopfbedeckung (*Fig. 99. a, b*).

Fig. 101.



Jenen Auszeichnungen gegenüber bestand für die Könige, als Vergegenwärtiger höchster Macht, eine wieder besondere, überaus kostbare Staatskleidung. Das unbefugte Tragen einer solchen war bei strengster Strafe verboten. Sie, wohl ebenfalls von Cyrus eingeführt, ging dann, freilich nicht ohne inzwischen einige Veränderungen zu erfahren, auf dessen Nachfolger über. Selbst Alexander der Macedonier vertauschte, wenigstens zum Theil, seine heimische Bekleidung mit der Kleiderpracht der persischen Herrscher.

Abgesehen von der befremdlichen assyrisch-ägyptischen Tracht, wie solche die Portraitfigur zu Pasargadä veranschaulicht, gehörten zu dieser Staatskleidung ein purpurnes Untergewand, vorn, vom Hals bis zu den Füssen, mit einem breiten weissen Streif, ein purpurner Rückenmantel (Kandys), eine karmoisinrothe Bein-

bekleidung, ebenso gefärbte Beinschienen, kostbare Schuhe mit untergelegten, die Gestalt erhöhenden Sohlen, und eine aufrechtstehende Tiara (Mithra?). Die Gewänder zierte Goldstickerei, vorwiegend Falken und Habichte, die heiligen Vögel des Ahuramasda (vergl. Taf. V). — Dazu kam ein kostbarer Schmuck, bestehend in Hals- und Armgeschmeide, reich besetztem Gürtel, Kleiderspangen u. s. f., so dass man den Werth eines solchen Anzugs, namentlich zur Zeit höchstgesteigerter Pracht, auf 12000 Talente veranschlagte. — Bei besonders feierlichem Erscheinen traten überdies hinzu ein goldenes Scepter in Form eines Stabes (*Fig. 102. a*), ein auf assyrische Weise sorgfältig gekräuselter Bart, so wie auch namentlich die Begleitung des Schirm-, Wedel- und Waffenträgers, der gesammten Leibgarde und sämmtlicher höheren Hofbedienten. —

Fig. 102.



Als der König Ahasverus den Mardechai würdigte in seinem Namen zu handeln, da „ging er hinaus von dem Könige im königlichen Kleide, purpurblau und weiss, mit einer grossen goldenen Tiara, und einem Mantel, weiss und purpurroth; und die Stadt Susan jauchzete und freute sich“.

Von hellerer Farbe, wie die Gewänder, waren die Beinkleider und Beinschienen (*Fig. 101. e*). Sie scheinen sich durch alle Zeiten eben so erhalten zu haben; nicht so die Schuhe, die mitunter auch safranfarbig getragen wurden. — Seit ihren Besitzungen in Indien, liebten es die Könige sich in von dort bezogene Stoffe von „wunderbarem“ Glanze zu kleiden. Es waren dies vielleicht ungefärbte, überaus zarte baumwollene, wenn nicht etwa seidene Gewebe. Von Alexander wird erzählt, dass er das g l ä n z e n d w e i s s e Gewand nebst Gürtel, den Kopfbund und Schmuck der Perser, nicht aber deren Beinkleider und Mantel (Kandys) angelegt habe.

Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart. Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht Stuttgart. Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I

Der auszeichnende Kopfschmuck des Cyrus war eine aufrechtstehende Tiara mit darum geschlungenem Diadem. Sie glich höchst wahrscheinlich der späteren assyrischen Krone (*Fig. 76. c; 77. h*). Daneben bestand die „Kidaris". Mit dieser schmückte sich Darius. Sie bildete einen kegelförmigen zugespitzten gesteiften Hut, unten umgeben von einer Binde aus weissem und purpurnem oder blauem Stoff. Die Grundform dieser Zierden an sich blieb wohl dauernd eine solche. Auch noch Demetrios Poliorketes trug einen derartigen Hut, obschon nun mit goldgestickter Binde, deren Enden längs dem Nacken herabhingen.

Gleichwie von den assyrischen Königen wurde auch von den persischen die Jagd, so vor allem die mit Gefahr verbundene auf reissende Thiere, wie Löwen, Tiger u. s. w., mit besonderer Vorliebe betrieben. — Jeder der mit dem Könige jagte, und die Zahl der Genossen stieg oft ins Ungeheuerliche, musste, ausser mit Bogen und Köcher, mit zwei Speeren und dem Schwerte oder mit einer Axt und einem Handschilde bewaffnet sein. — Das Jagdgefolge gliederte sich in Fussgänger und Berittene. Der König erschien zu Pferde, umgeben von seiner Leibgarde. In besonderen Fällen indessen, namentlich wenn es galt Muth zu zeigen, verliess er das Ross um mit Schild und Schwert dem Thiere entgegenzutreten. Es überwunden zu haben, brachte ihm unvergänglichen Ruhm. So in der kräftigen Zeit. Darius Hystaspes selbst liess durch seine Grabschrift verkündigen, „dass er der beste Reiter und Schütze und der erste im Jagdkampfe gewesen sei".

Unter den Skulpturen von Persepolis nehmen darauf bezügliche Darstellungen eine hervorragende Stelle ein (*Fig. 102. b, c*).

Der Schmuck.

Wohl zugleich mit der medischen Kleidung hatte man den in Westasien auch sonst seit frühester Zeit herrschenden Gebrauch, die Augenbrauen schwarz zu färben und das Gesicht zu schminken, so wie auch die assyrisch-medische Haartracht angenommen. Der Kinnbart wurde dem ähnlich geordnet. Ihn trugen die Könige in ganzer Fülle, die Hofbeamten und Krieger kürzer. Auch die bei Aegyptern, Assyriern und Medern gebräuchlichen Kopf- und Bartperrücken eignete man sich an, ja ging hierin selbst noch weiter, indem man zum Schutz des Barts eine Umschlusshülle anwandte.

Die Schmucksachen bildeten vorzugsweise goldene Halsketten und Armspangen. Nächstdem Ohrgehänge. Solche, nebst anderem kostbaren Schmuck, fanden die Begleiter Alexanders im Grabe des Cyrus vor. Die Finger besteckte man gern mit Ringen. Ihrer bediente man sich zum Siegeln, zum Verschluss von Briefen und Laden.

Das Kriegswesen.

Dem Cyrus rühmten die Griechen nach, dass er einen grossen Theil seiner Krieger zu tüchtigen Reitern machte, diese als eine besondere Abtheilung dem Heere beiordnete, die nur schwach gebauten Kriegswägen verstärkte, und die Wagenkämpfer selbst mit starker Bepanzerung ausrüstete. Auch ward ihm zugeschrieben die Einrichtung einer Kameelreiterei im Kriege gegen die Lydier, und die Herstellung von kräftig wirkenden Belagerungsgeräthen.

Auch sah Cyrus gleich sich veranlasst, in den von ihm eroberten Ländern bestimmte Besatzungen zurückzulassen. Mit der stetigen Erweiterung des Reichs gewann auch dies an Ausdehnung. Eine Folge hiervon war die Herausbildung eines stehenden Heers, und als ein Ergebniss wiederum dessen eine gänzliche Neuordnung desselben. Durch sie trat an Stelle der seitherigen mehr willkürlichen Masseneintheilung eine weitgreifende Gliederung der Truppen in bestimmte, je gleichzählige Ober- und Unterabtheilungen.

Die Waffen

waren anfänglich überaus einfach. Bei einzelnen Stämmen bestanden sie in kurzen Messern und Fangseilen. So bei den Sagartiern, die, unberührter von fremden Einflüssen, auch noch in spätester Zeit nicht anders gerüstet erschienen. — Die kultivirte Bevölkerung führte Speere, Bogen und Pfeil.

Seit Cyrus, wesentlich durch ihn selbst, vervollständigte sich die Bewaffnung schnell. Eingeführt wurden nun, nächst der erwähnten Bepanzerung der Wagenkämpfer, auch bei einem Theil der Reiterei, zugleich für Mann und Ross, eine dem ähnliche Bepanzerung, und, wohl durchgängiger, für den Nahkampf geeignete Hiebwaffen. Hierbei schloss man sich zunächst der Ausrüstungsweise der Assyrier an, fügte dem dann aber auch von noch anderer Seite entlehnte Rüststücke hinzu. So unter anderen die bei den Aegyptern seit frühster Zeit üblichen Linnenpanzer. — Zufolge der heiligen Schriften der Perser gehörten zu den für einen Krieger nothwendigen Rüststücken ein Panzer, Schild, Helm, Gürtel und Beinschienen, ein Bogen mit 30 Pfeilen, eine Schleuder nebst 30 Schleudersteinen, ein Messer (Dolch oder Schwert), eine Keule und eine Lanze.

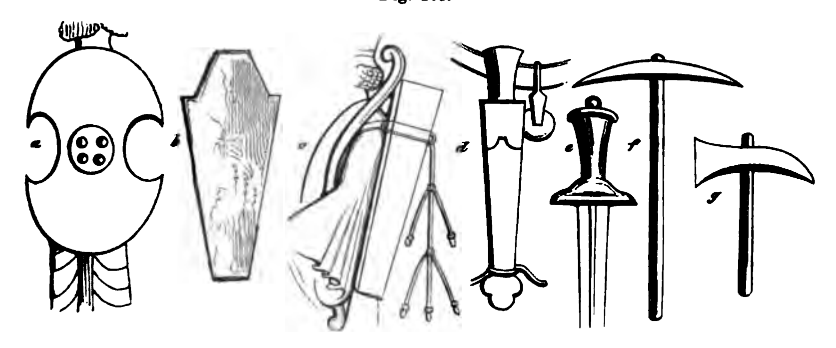
Von Schutzwaffen dargestellt findet sich einzig ein ovaler, an beiden Langseiten gleichmässig halbrund ausgeschnittener Schild von etwa 3 Fuss Höhe (*Fig. 101. a*). Derselbe war vermuthlich von Holz, überzogen mit starkem Leder, inmitten durch metallne Buckeln verstärkt. Solche Schilde führte jedoch nur ein Theil der Leib-

garde. Die noch sonst angewandten Schilde waren, wie die assyrischen, theils viereckt von Holz oder Ruthengeflecht, theils kreisrund, vorwiegend von Holz mit Leder oder Metall überdeckt. — Dazu trat, doch wie es scheint erst in spätester Zeit, ein mehr rautenförmiger Schild (*Fig. 103. b*).

Den Kopfschutz bildeten hauptsächlich rundliche, vermuthlich mit einer zur Befestigung dienenden Zugschnur versehene „Bundhüte“ (*Fig. 104. a, b*); nächstdem, bei einzelnen Abtheilungen, eine Art gesteifter Tiara (*Fig. 104. c, d*), bei anderen eine der phrygischen Mütze ziemlich ähnliche Kapuze, welche, die Ohren mitbedeckend, unter dem Kinn zugebunden ward. Sie hiess „Kirbasia“. — Zum Schutz gegen Staub und Wind pflegte man über oder unter einer dieser Kopfbedeckungen ein Tuch so zu binden, dass es Hals und Mund mit verhüllte (*Fig. 101. a—d*). — Nur die Schwergerüsteten und zum Theil die Befehlshaber scheinen Helme ge-



Fig. 103.



tragen zu haben. Sie waren von Erz oder Eisen, bei Vornehmen oft reich vergoldet und mit Büschen von weissen Federn oder von weissen Rosshaaren geziert. — Die Schutzbewaffnung der zum Gefolge des Königs gehörenden Reiterei bestand in einem ägyptisch-assyrischen Linnenpanzer oder einem assyrischen Schuppenharnische, einem Helme nebst Arm- und Beinschienen. Die Pferde schützten Stirn- und Brustschilde und eine erzene Schenkelbedeckung.

Der zum Fussvolk zählende Theil der Ehrengarde trug eine ähnliche, doch leichtere Rüstung; die niederere Truppenmasse dagegen gemeiniglich nur die altheimische Kleidung, sie nun mitunter schuppig bemalt.

Die ursprünglichen Angriffswaffen, der Speer und Bogen, erhielten sich ohne wesentliche Veränderung. Der Speer war ein 6—7 Fuss langer Schaft, meist aus einer Art Hartriegel, mit erzener oder eiserner Spitze von lanzettlicher Form, gleich geschickt zum Wurf und Stoss (*Fig. 104. a—d*). In der Folge

brachte man auch längere Lanzen in Anwendung, deren man sich dann, in spätester Zeit, fast ausschliesslich zu bedienen pflegte. Zu eben dieser Zeit kam auch eine eigene mit Stacheln besetzte Wurfwaffe auf (*Fig. 101. f*).

Der Bogen blieb Hauptwaffe. Gleich Cyrus hielt streng darauf, dass man in ihm sich beständig übe. Mit ihm auch erschien man am Hofe. Die Gewandtheit der persischen Pfeilschützen ward den Griechen selbst zum Sprichwort.

Der Bogen wurde aus Holz geschnitzt, wohl auch mit Horn belegt, oder aus Thiersehnen zusammengedreht (*Fig. 101. a*). Seine Länge betrug zwischen anderthalb bis drei Fuss. Man trug ihn theils frei, über der Schulter (*Fig. 103. c; Fig. 104. c*), theils in einem breiten Behälter, an der linken Seite am Gürtel hängend (*Fig. 104. a, b*). Dem Könige ward er in einem reichverzierten Behälter nachgetragen. Ungeachtet seiner Grösse hatte er doch nicht die Stärke und Wirkung der äthiopischen Bögen. Diese vermochten die Perser nicht zu spannen.

Bei den am Gürtel getragenen Bögen bildete deren Behälter vermuthlich zugleich den Pfeilköcher; bei der andern Art den Bogen zu tragen, war der Köcher ein selbständiges Futteral, das man vermittelst eines Riemens gleichfalls über die Schulter hing. An solchem Köcher pflegte man eine mehrsträhnige Geissel oder Karbatsche zu befestigen (*Fig. 103. c*; *104. c*). — Die Schäfte der Pfeile waren von Rohr mit Spitzen von Erz oder Eisen.

Nächst dem Speer dienten als Hieb- und Stosswaffen Streitkolben, ein- und zweiklingige Aexte, verschieden geschäftete Doppelhämmer (*Fig. 85. f; 103. f, g*), Schwerter und dolchartige Messer. — Die zweiklingigen Aexte insbesondere galten als eine Hauptwaffe der Saker.

Das Schwert war etwa einen Fuss lang, gerade, ziemlich breit, zweischneidig, mehr zum Stich als zum Hieb geeignet. Es wurde vermittelst eines Riemens an der rechten Seite getragen (*Fig. 103. d, e; 105. a*).

Die vornehmeren Truppen schmückten „goldene Medersäbel". Sie galten den Griechen im persischen Kriege als die vorzüglichste Kriegsbeute. Deren ausnehmende Kostbarkeit setzte sie selbst in Erstaunen. In der Schlacht bei Issus prangte Darius III. mit einem überaus reich mit Edelsteinen besetzten Schwert, das „gar weibisch" an einem silbernen Gürtel hing. Derartige Schwerter liess man sich im Frieden von einem Diener nachtragen. — Gerade Schwerter von der Form des makedonischen Schwerts soll der letzte Darius eingeführt haben.

Die dolchartigen Messer waren theils gerade, theils gebogen. Zu den letzteren gehörte vermuthlich die „Copis".

Die Schleuder und eine Fangschlinge, wie solche vor allen die Sagartier führten, überliess man meist den, dem Heere bei-

geordneten, rohen Hülfsvölkern und Gefangenen. Dem Perser galten diese Waffen als seiner unwürdig.

Das Reichspanier war ein goldener Adler. Er war das Feldzeichen der Achämeniden. Es wurde dem Heere vorangetragen. Nächstdem vermuthlich ordneten sich die einzelnen Abtheilungen je um besondere Bilder.

Die anderweitige Ordnung der Truppen wurde durch Hörner und Trompeten vermittelt. Mit einem solchen Instrumente gab man, vom Zelte des Königs aus, auch das Zeichen zum Aufbruch zur Schlacht.

Gliederung des Heeres.

Das Heer zerfiel in Abtheilungen von je 10,000 Mann; jede derselben in zehn Glieder je von 1000 Mann und wiederum jedes dieser Glieder in zehn Trupps je zu 100 Mann. Und dementsprechend auch folgten deren Anführer hinsichtlich der Rangstellung.

Fig. 104.



Die Gesammtmasse der Krieger bildeten, abgesehen von den in der Folge hinzutretenden Schiffsmannschaften, Fusstruppen, Reiterei und Wagenkämpfer, je theils leicht, theils schwer bewaffnet. Mit der Ausbildung der Reiterei kam, vornämlich seit Darius, der Kriegswagen immer mehr ausser Gebrauch, bis dass er dann nur noch den obersten Heerführern und dem Herrscher verblieb.

Die leichte und die schwere Reiterei führten einen Schild, Schwert und Bogen. Die weitere Ausrüstung der ersteren bildeten theils Linnenpanzer oder Schuppenröcke; die der letzteren eine

vollständige Bedeckung. Sie auch waren, wenigstens zum Theil, ausser mit den den leichten Truppen zugetheilten Hiebwaffen u. s. w., mit langen Lanzen bewehrt. Ihre Pferde trugen das schwere Rüstzeug.

Das Fussvolk führte ebenfalls durchweg Schild, Schwert und Bogen, auch zum Theil einen Speer und, als schwergerüstet, einen starken Brustharnisch, so wie auch einen Säbel oder eine Axt.

Die Bekleidung der Reiterei theils über theils unter den Rüststücken, unterschied sich nur wenig von der des Königs. Wie bei diesem bestand sie in doppelten, reichverzierten Beinkleidern, einem doppelten Ermelrock, der, bis zu den Knien reichend, farbig war und weiss gefüttert, dazu für den Sommer in einem hell- oder dunkelblauen, für den Winter in einem gemusterten Mantel, in kostbaren, doppelten Schuhen und in einem gemeiniglich überaus reichen goldenen Schmuck. Aeschylos nennt das Heer des Xerxes geradezu „das goldgeschmückte", und Kimon vermochte mit dem Schmuck der persischen Gefangenen die Bundesgenossen zu überlisten. Auch schrieb man den Reichthum der Aegineten den persischen Schmucksachen zu, die sie nach der Schlacht von Platäa von den Heloten erhandelt hatten.

Den Mittelpunkt eines solchen Prunks bildete die Leibgarde des Königs. Auch sie ward in Nachahmung medischer Sitte von Cyrus eingeführt, dann aber weiter ausgebildet. Der Zahl nach umfasste sie etwa den zehnten Theil des Heeres. Sie gliederte sich in 2000 Reiter, 2000 Lanzenträger zu Fuss und 10,000 Fusstruppen, die, unter dem Namen der „Unsterblichen", den König stets begleiteten. — Die 2000 Lanzenträger trugen theils die medische, theils die persische Kleidung (*Fig. 104. a — d*). Ihre besondere Auszeichnung bestand in Speeren, deren Fussenden silberne und goldene „Aepfel" schmückten; 9000 Mann der Unsterblichen führten Speere am Ende mit silbernen, die übrigen solche mit goldenen Granaten. Einzelne trugen goldene Scepter.

Mit zunehmender Verweichlichung wurden die kriegerischen Uebungen vernachlässigt. Die Reitsättel gestaltete man zu weichen Polsterkissen und die Hände schützte man durch Fingerhandschuhe von kostbarem Pelzwerk.

Die Stiftung der Magier.

Die Magier bildeten die höchste, priesterliche Macht und Würde. Sie nahmen neben dem Könige, der als Abbild des höchsten Gottes „Ormuz" göttliches Ansehen genoss, mit die wichtigsten Ehrenstellen ein. Sie leiteten und unterstützten die Opfer, die er dem Feuer und der Sonne täglich darzubringen verpflichtet war, und standen schon hierdurch, besonders aber auch durch die allein in ihren Händen ruhende richterliche Gewalt, in nächster

Beziehung zur Staatsverwaltung. Sie waren die Behörde zugleich der Gerichtsbarkeit und des Staatsraths.

Die Mitglieder dieser Körperschaft zerfielen je nach den Weihegraden in vollendete Meister (Destur Mobeds), Meister (Mobeds) und Lehrlinge (Herbeds). Hiernach auch waren sie durch gewisse, doch im Einzelnen schwer zu ermittelnde Abzeichen unterschieden. — Ein allen Klassen gemeinsames Zeichen bildete der „heilige Gürtel“ (Kosti). Ihre Kleidung war vermuthlich die medische. Während der Ausübung ihres Amtes erschienen sie in weissen Gewändern und ihr Gefolge bei Umgängen des heiligen Feuers u. A., namentlich später, in Purpurkleidern. Sie trugen weder Schmuck noch Gold, später gemeiniglich einen Rohrstab.

Bei cultlichen Verrichtungen, Opferungen u. s. w. gebot es die Ehrfurcht, dass man, ähnlich wie in Gegenwart des Herrschers (S. 123), Mund und Nase mit einer beutelförmigen, leinenen Binde (Padom) umwand. Dem ähnlich musste sich auch der Laie während des Gebetes verhüllen. Seine Auszeichnung bei Darbringungen und religiösen Feierlichkeiten bestand in einem um die Kopfbedeckung gewundenen Myrthenkranz.

Für eine Veranschaulichung der Tracht der Weiber fehlt es an Darstellungen. Anzunehmen indessen ist, dass solche mit der Einführung medischer Sitte auch eine der medischen oder assyrisch-medischen Tracht ähnliche Gestaltung erhielt. Diese Tracht selbst entsprach zufolge der schon erwähnten Sage (S. 89), sowie auch zufolge der Annahme, dass insbesondere die medische Kleidung eine Erfindung der Medea aus Kolchis sei, ja auch schon an sich einer Weiberkleidung. Einzelne, wenngleich griechische Darstellungen der Medea dürften somit vielleicht zumeist geeignet sein sie zu vergegenwärtigen (*Fig. 105*). Sie lassen im Wesentlichen eine Uebereinstimmung mit der medischen Gewandung der Männer erkennen. Aehnlich dieser bildet das Gewand der Medea ein langes weites Hemd mit Ermeln; letztere, ebenfalls weit, umschliessen entweder den ganzen Arm bis zum Handgelenk oder nur den Oberarm, in diesem Fall aussenwärts vernestelt. Das Gewand selbst ist vermittelst Gürtung ein- oder zweimal geschürzt; darüber eine Art von Ermeljacke. — Von den Weibern des Königs nahm, neben der Königin Mutter, die Lieblingsgemahlin

Fig. 105.

den ersten Rang ein. Sie trug purpurne, reich mit Gold durchwirkte Gewänder und die mit goldenem Diadem geschmückte königliche Tiara. — Zu reicherer Ausstattung überhaupt zählten bis in die späteste Zeit ein eigens kostbar verziertes Schuhwerk, eine gleichfalls kostbar geschmückte, kappenartige Kopfbedeckung und ein langer mit Gold durchwirkter Schleier. — Einzelne Könige überwiesen ihren Weibern als „Gürtelgeld" den Ertrag ganzer Landschaften.

Das Geräth.

Auf dem Reichthum der unterworfenen Staaten beruhte wesentlich der Reichthum der Perser. Mit der Ausdehnung ihrer Macht vermehrte sich zugleich ihr Schatz an Gegenständen aller Art. Zu den unermesslichen Tributen, die ihnen dauernd zuflossen, kamen unter Darius bereits von Indien Lieferungen an Goldsand und selbst vom fernen Aethiopien Sendungen, ausser an Gold, an Elfenbein, Ebenholz u. s. w. — Der von den Machthabern nach assyrischem Vorbilde fortgesetzte Brauch einer Verpflanzung überwundener Völker in Gebiete des engeren Reichs führte zu einer ähnlichen Verschmelzung der den verschiedenen Volksthümlichkeiten je eigenen Bethätigungen, wie solches in Assyrien der Fall war. Ihr Einfluss auf die Gestaltung der gewerklichen Erzeugnisse blieb somit auch hier nicht aus. Er zeigt sich selbst an den, überhaupt aber nur wenigen, dahinbezüglichen Verbildlichungen, wenn auch allerdings nur andeutungsweise.

Die Gefässe

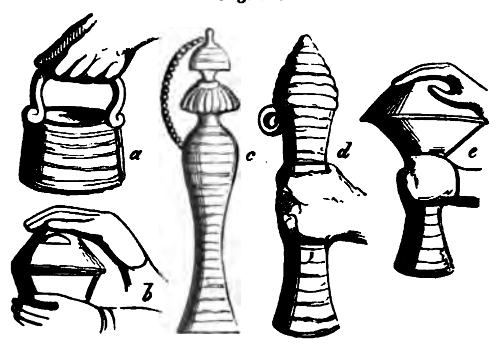
erscheinen am spärlichsten vergegenwärtigt. Im Ganzen lassen sie im Verhältniss zu den assyrischen Gefässen eine vorwiegend schlankere Form und eine mehrfache Gliederung als ihnen eigenthümlich erkennen. Es gilt dies insbesondere für einzelne Standgefässe, wie solche vermuthlich zum Räuchern dienten (*Fig. 106. c*), für grössere Trinkgeschirre (*Fig. 106. d*) und Speiseschüsseln nebst Untersatz (*Fig. 106. e*). Die noch sonstigen Darstellungen beschränken sich auf kleinere Schüsseln (*Fig. 106. b*), Weinschläuche (*Fig. 99. b*) und, wie vermuthet wird, das Weihwassergefäss „Havan" (*Fig. 106. a*).

Die Tafel des Königs war, wie dessen ganze Lebensweise, ceremoniel geregelt. Nur mit dem Köstlichsten ward er bedient. Für ihn musste das Salz von der Oase Sivah beschafft, da man dies für das beste hielt, und das Wasser aus dem Choaspes geschöpft werden. Letzteres wurde ihm auf seinen Zügen durch

die Provinzen u. s. w., wohlverwahrt in silbernen Gefässen, auf einer Menge von Wägen nachgeführt.

Die Anzahl derer, welche täglich aus der königlichen Küche Speisung erhielten, machte ein ausserordentliches Küchen- und Kochgeräth nothwendig. Jene ward auf 1500 Personen, und die Menge des täglich zu schlachtenden Viehes auf etwa 1000 Stück

Fig. 106.



veranschlagt. — Der Teller bediente man sich nicht, ebenso der Messer und Gabel; man griff eben unmittelbar in die Schüssel. — Auf dem Gastmahle, welches Ahasverus den Grossen des Reichs und dem Volke gab, waren die Trinkgefässe von Gold und wurden bei Tische mehrmals gewechselt; zudem erhielt Jeder, den der König zu seinem Tischgenossen ernannte, als Ehrengeschenk einen goldenen Becher.

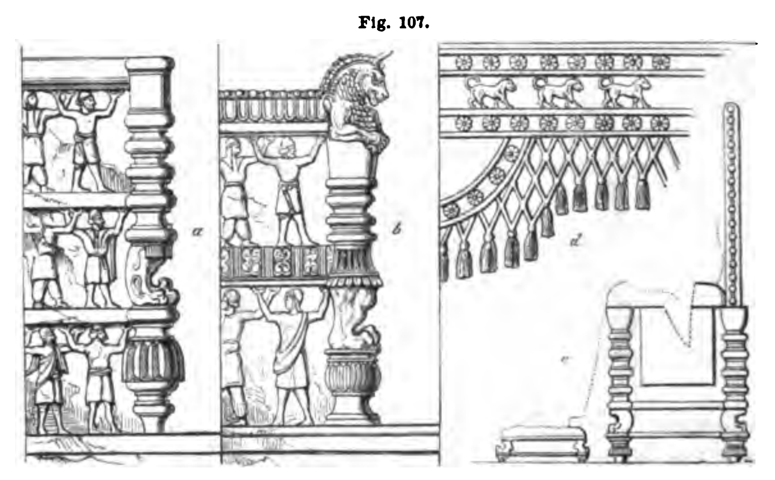
Die Möbel.

An den Möbeln äusserte sich, ähnlich wie an den Gefässen, ein Bestreben nach reicherer Wirkung. Es zeigte dies sich namentlich in der Behandlung der senkrechten Stützen. Sie wurden, im Gegensatz zu den durchaus geradlinigen, straffen Stützen der assyrischen Möbel, in mehrfachen Absätzen, wenn auch gleichmässig, doch lebendiger gegliedert, überdies innerhalb solcher Glieder mehrentheils besonders verziert. So auch wurden die sie verbindenden wagerechten Auflager, bisweilen selbst durchweg, mit zumeist gleichartigen Zierrathen in fortlaufender Reihe bedeckt. — Anderseits aber fand hier ebenfalls, wiederum nun wie bei jenen Möbeln, die Verwendung einer Darstellung von menschlichen tragenden Figuren als Füllung der Räume zwischen den Stützen, sowie auch als Endverzierung derselben eine Nachbildung von Thierfüssen statt (*Fig. 107. a, b*).

Den gewiss ursprünglichen Gebrauch sich zur Mahlzeit u. s. w. zu setzen, vertauschte man vermuthlich schon früh gegen den der Kleinasiaten, wie vor Allem der Lydier, sich auf Polster zu lagern.

Bei dem Feste des Ahasverus ruhten die Gäste auf kostbaren „Lagerpolstern von Gold und Silber.“ Auch die Bahre, welche im Grabe des Cyrus dessen Sarg unterstützte, war von Gold. Und die Lagerstätten, welche Xenophon im Zelte des persischen Unterfeldherrn „Tiribazus“ erbeutete, hatten silberne Füsse (*Fig. 107*).

Fig. 107.



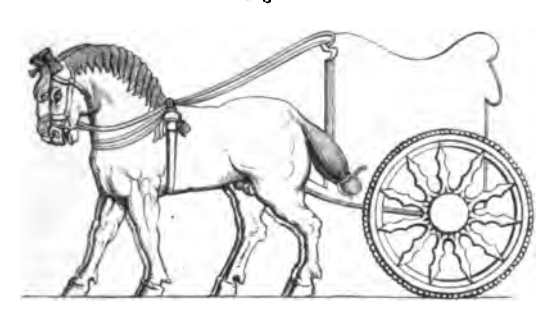
Der Stuhl blieb allerdings gleichfalls gebräuchlich, doch wesentlich mehr beim weiblichen Geschlechte und, insbesondere, als Herrscher-Thron. Als solcher bildete er einen hohen, mit Rückenlehne versehenen, reich ausgestatteten Sessel, nebst dementsprechendem Fussschemel (*Fig. 107. c*); beides bedeckt mit Polstern und Teppichen. Um und über ihn erhob sich ein purpurfarbener, mit Gold durchwirkter Baldachin, der ringsum geschlossen werden konnte (*Fig. 107. d*). —

Kriegsgeräth.

Die Beschaffung eines besonderen Kriegsgeräths ward dem älteren Cyrus zugeschrieben. Er führte zunächst, wie Xenophon erzählt, statt der seitherigen Kriegswägen fester gebaute Wägen mit stärkeren Rädern ein, geeignet, die nun durch ihn schwer gepanzerten Wagenkämpfer zu tragen. Diese Wägen waren anfänglich wohl mehr zweckgemäss als prunkend (*Fig. 108*). Folgends jedoch wurden auch sie, wie die Ausrüstung überhaupt, so namentlich die der Heerführer, zugleich Gegenstand des Prunks. Der Wagen, auf welchem Darius III. in der Schlacht bei Issus erschien, war reich mit silbernen und goldenen erhobenen Zierrathen bedeckt, und so auch sein Gespann kostbar ausgestattet. Im Uebrigen wurden die Wägen bemalt und deren Räder in späterer Zeit bis zum oberen Rand des Wagenkastens verbreitert (Taf. V).

Eine eigene Erfindung der Perser war ein Sichelwagen. Ein solcher Wagen unterschied sich von dem gewöhnlichen Kriegswagen dadurch, dass mehrentheils an der Spitze der Deichsel, mitunter auch am Wagenkasten, stets aber an der Axe, an jeder Seite inmitten der Nabe, scharfe sichelförmige Eisen, halb erdwärts gebogen, angebracht waren. Sein Gespann und dessen Lenker schützten völlige Bepanzerung. Derartiger Wägen bediente sich der jüngere Cyrus in beträchtlicher Zahl, bis zu 200 und darüber.

Fig. 108.



Sonstige Wägen, wie zur Beförderung von Kriegsgeräthen u. A., bestanden zumeist in vierrädrigen Karren.

Nächst der Verbesserung der Kriegswägen schrieb man dem Cyrus die Beschaffung von einzelnen Belagerungsgeräthen, so namentlich die von Wandelthürmen und von Sturmböcken zu. Hierin folgte er vermuthlich dem Vorgange der Assyrier. Maschinenbaumeister und Kriegszimmerleute mussten nach seinen Angaben arbeiten. Die Wandelthürme versah er mit Rädern; ihrem untersten Stock gab er eine Höhe von 3 Ellen; ihre übrigen Stockwerke erhielten schützende Brustwehren und Raum für etwa 20 Mann. Befördert wurden sie durch acht Paar Ochsen, je zwei zwischen zwei Deichseln gespannt.

Cultgeräth.

Mit Ausnahme eines wohl zum Opfern bestimmten heiligen Gefässes „Havan", das vermuthlich dem assyrischen Weihwassergefäss entsprach (vergl. *Fig. 106. a* und *Fig. 96*), fehlt es dafür sowohl an bildlichen, als auch an schriftlichen Zeugnissen. Vermuthlich bestand es wesentlich in goldenen, zum Libiren bestimmten Schalen, einem Bündel von Baumzweigen als Weihwedel zum besprengen, Räuchergefässen u. dergl.

Fünftes Kapitel.

Die Hebräer (und Phönicier). [1]

Vorbemerkung.

Wie die Araber von dem in Westasien eingewanderten Urstamme schon frühzeitig abzweigten (S. 61), so hatte dieser selbst sich allmälig zu vielen einzelnen Geschlechtsverbänden aufgelöst. Sie waren in den von ihnen eingenommenen Gebieten zu mehr oder minder zahlreichen Volksmassen erwachsen. Zu ihnen gehörten die im Süden des todten Meeres umherziehenden Edomiter, von denen sich wiederum Jakob, der den Beinamen Israel erhalten hatte, mit den Seinigen selbstständig sonderte. Auf ihn, den noch zu Abrams Zeiten gebornen, zweiten Sohn Isaaks leitet die hebräische Ueberlieferung insbesondere. Sie lässt ihn auf Veranlassung seines Sohnes Joseph, der am ägyptischen Hofe in hohen Ehren steht, im unteren Nillande, dem Gebiete Gosen, neue Waideplätze einnehmen und sein Geschlecht während eines mehrhundertjährigen Aufenthalts daselbst sich zu einem ansehnlichen Volke mehren. In der Erzählung von dessen Auszuge aus Aegypten, seiner langdauernden, vorbereitenden Wanderung durch die Wüste, und seiner endlichen Besitznahme des ihm verheissenen oder „gelobten“ Landes, gewinnt sodann die an sich sagenhafte Ueberlieferung einen mehr geschichtlichen Halt. —

Unter langen inneren und äusseren Kämpfen, welche das an die „Fleischtöpfe Aegyptens“ gewöhnte Geschlecht während seiner Wanderung theils mit sich, theils im kriegerischen Zusammenstoss mit den Stämmen der Wüste zu bestehen hatte, ward es unter der Führung Moses zu der ihm urthümlichen, patriarchalischen Lebensweise und seinem alten, einfacheren Cultus zurückgeführt. Verjüngt betrat es die Grenzen Syriens. Gestählt durch die Müh-

---

[1] An mehr oder minder umfassenden Arbeiten, welche die Alterthümer der Hebräer im Ganzen und Einzelnen behandeln, ist kein Mangel. Indem ich auf das Werk von B. Winer. Biblisches Realwörterbuch u. s. w. 3. Aufl. Leipzig 1847. 1848. und das demselben beigegebene „Schriftenverzeichniss“ verweise, beschränke ich mich darauf, hier nur folgende umfangreichere Werke namhaft zu machen: W. Brown. Antiquities of the Jews, carefully compiled sources, and their customs illustrated from modern travels. 2. Edit. Edinburgh, 1826. — S. Munk. Palestine. Descript. géographique, historique et archéologique. Paris 1845. — F. de Saulcy. Histoire de l'art Judaique tirée des textes sacrés et profanes. Paris 1858. — Da die in neuester Zeit stattgehabten Entdeckungen am Euphrat und Tigris zur Aufhellung namentlich des Besonderen im althebräischen Kostüm wesentlich beigetragen haben, so dürfen jene darauf bezüglichen Werke (S. 84 ff.) auch hier nicht unerwähnt bleiben.

seligkeiten der Wanderung, sittlich gekräftigt durch eine einheitliche religiöse Anschauung und, nach der Weise der Väter, in Stammverbände geordnet, kämpfte es siegreich gegen die nur von einzelnen Völkerschaften besetzten Gegenden Kanaans. Geführt von dem muthigen Vorkämpfer Josua, nahm es solche mit seinen Heerden in Besitz. — Diese Gebiete waren indess nicht geeignet, die Einheitlichkeit des Volkes zu befördern. Vielfach von Gebirgen durchschnitten und so gleichsam durch natürliche Grenzmauern in viele Einzelgaue geschieden, trugen sie vielmehr dazu bei die Stammgemeinden von einander zu sondern, die Kraft des Volkes zu zersplittern. Nur mit grösster Anstrengung vermochte es sich in seinen neuen Sitzen zu behaupten. Gedrängt von den zwischen und neben ihm in Schluchten oder festen Plätzen zusammengepressten feindlichen Stämmen, wurde es unausgesetzt zu kriegerischer Abwehr gezwungen. Selbst den von der Oertlichkeit begünstigteren Gemeinden gelang es erst nach länger denn zweihundertjährigen Kämpfen festeren Fuss zu fassen, sich nun neben dem Betrieb der Viehzucht auch dem Feld- und Ackerbaue, überhaupt aber einem sesshaften Leben zuzuwenden. Die Nothwendigkeit eines engeren Verbandes miteinander fühlend, vereinten sie sich zur Anlage einer gemeinsamen Cultusstätte nebst Bundeskasse, und zur Wahl des durch seine kriegerischen Erfolge ausgezeichneten Abimelech zum Oberhaupte ihres Bundes. Der Held Jephtha trat an die Spitze der weniger begünstigten Stämme im Osten, der am Gebirge Gilead, während die von den Philistäern zumeist bedrängte Bevölkerung des Südens in Simson einen an Körperkraft zwar gewaltigen, doch im Verfolg seiner Thaten weniger wirksamen Vorkämpfer fand.

War durch das Auftreten solcher Helden dem Volke auch einerseits eine Stütze gegen die Feinde geboten, so führte ein derartiges Verhältniss doch auch wiederum zu Zerwürfnissen. Sie fanden in den Stammgemeinden im nordwestlichen Theile Syriens, unter dem Einfluss der Küstenländer, eine nur zu günstige Nahrung. Gegenüber der drohenden Gefahr einer gänzlichen Auflösung, vermochte dann auch selbst Samuel nicht mehr, Israel gegen die Philistäer zu behaupten. Demnach eilte das Volk, sobald es durch den Heldenmuth Sauls vom drückendsten Joche errettet worden war, nunmehr ihn, zu „Gilgal am Jordan, zum Könige vor Jehova“ zu salben (1070). Er verharrte, trotz Kriegsglück und Beute, bei der altherkömmlichen, einfachen Lebensweise der Väter. Aber gleich mit dem Tode des Königs drohte der kaum gebundene Staat von neuem zusammenzubrechen. Da griff David ein. Durch Vernichtung des Geschlechtes Sauls suchte er den Thron zunächst sich und den Seinigen, dann aber gegen die Macht der Philistäer nun vollends zu sichern. Nachdem dies ihm gelungen, wendete er sich gegen die Nachbarländer, seine Herrschaft

von der Küste des rothen Meeres bis gen Damaskus ausdehnend (1040 v. Chr.).

In den von den Unruhen in Kanaan stets nur mittelbar berührten phönicischen Küstenländern entfaltete sich inzwischen der von hier aus betriebene Handel zu ungemeinem Umfange. Zu den Kolonien, mit denen die Phönicier die Inseln von der Südspitze Kleinasiens bis zu den Küsten Griechenlands besetzt hatten (S. 76), gelangten sie durch ihre nach Westen gerichteten Küstenfahrten nicht nur in den Besitz sicilischer und nordafrikanischer Plätze, als auch zu Ansiedelungen in den an Gold und Silber reichen Gebieten des südlichen Spaniens, und zu Handelsverbindungen selbst mit der Südküste Brittaniens. Was sie hierdurch an Schätzen gewannen, floss in den altberühmten Häfen von Sidon und Tyrus zusammen. Ihr Aussenleben gestaltete sich zunehmend reicher. Der Hof des tyrischen Königs Hiram vereinigte jeglichen Prachtaufwand. Ihre Kunstgewerklichkeit stand in vollster Blüthe. — An Hiram fand David eine Stütze. Nachdem er sein Reich nach Aussen befestigt, und Jerusalem zu seinem Hauptsitze erwählt, liess er hier, mit Hülfe tyrischer Meister, einen glänzenden Palast für sich erbauen und richtete auch sein Hofwesen, nun im Gegensatze zu dem volksthümlichen Brauch, nach tyrischem Vorbilde ein.

Ihm folgte Salomo. Er schloss sich den Aufwandbestrebungen seines Vorgängers an. Zu dem Könige Hiram trat er in noch engere Beziehung. Durch die Heirath einer Tochter des Pharaonen Psusennis verband er sich mit dem reichen ägyptischen Hof. Die Vortheile eines Anschlusses an den überseeischen Handel erkennend, griff er in denselben mit ein, gründete im eigenen Reiche Handelsplätze, wie Thadmor, und veranlasste so zugleich, vereint mit phönicischen Kauffahrern, die Entdeckung von Indien (Ophir). — Begünstigt durch solche Verhältnisse nahm der Prachtaufwand stetig zu. Neben kostbaren Befestigungen erstanden noch kostbarere Königspaläste, und ausser zahlreich anderen Anlagen, gefördert durch tyrische Baumeister, ein dem Jehova geweihter überaus reich ausgestatteter Tempel. Vom Hofe aus griff nunmehr der Aufwand in immer weiteren Kreisen um sich. Und machte so „Salomo in Jerusalem das Silber den Steinen gleich und die Cedern den Sykomoren", trat nun ein Gegensatz zwischen dem Reichthum dieser Stadt und den Provinzen, sowie auch zwischen den Vornehmen und dem niedereren Volke an sich, in voller Schroffheit hervor. Letzteres ward von Steuern erdrückt und zu schweren Frohndiensten herangezogen. Die Wirkung hiervon blieb nicht aus. Nach dem Tode des Königs erfolgte sofort eine Spaltung des Reichs.

Judäa, von vorherein begünstigt, hing dem rechtmässigen Nachfolger, dem Könige Rehabeam an; anderseits schaarte man sich um den nun eigens zum Könige erwählten, früheren Feld-

herrn Jerobeam. Es führte dies zu heftigen Kämpfen, genährt und vermehrt durch das Eingreifen der feindlich gesinnten Nachbarstämme. Jene erst endigten für Israel mit dem Auftreten Jerobeams II. (822—780) und für Judäa mit der Herrschaft des Königs Usia daselbst (808—758). Ihnen gelang es der Zerrüttung kräftig entgegen zu wirken, Ruhe und Ordnung herzustellen.

Dieser Zustand aber währte nicht lange. Mit ihm stellten sich alsbald die früheren Schäden abermals ein. Aufwand, Schwelgerei, und die Hinneigung zum syrischen Götzendienst kehrten wieder. Vergeblich blieb es, dass Einzelne, wie Amos und Hosea, dagegen eifernd auftraten. Die Zerfahrenheit wucherte fort. Wiederum erhoben sich beide Reiche zu hartnäckigem Gegenkampfe. Erschöpft, auch durch äussere Feinde bedrängt, stellte sich der König von Israel, Menahem (770—760), nun unter den Schutz des Königs Phul von Assyrien. Ihm folgte hierin, von Damascus gezwungen, dann auch Ahas, König von Judäa (742—726). — Israel namentlich blieb fortan dem Einflusse Assyriens ausgesetzt.

Das Bemühen der späteren Könige dieses Joch abzuschütteln, blieb ohne nachhaltigeren Erfolg. — Nachdem Salmanassar Phönicien und Philistäa sich zinsbar gemacht, bewältigte er Samaria, die Hauptstadt von Israel, und verpflanzte die Bevölkerung in Gebiete seines Reichs. Unter dem Nachfolger Salmanassars drohte Judäa ein gleiches Schicksal. Nur durch das Unglück Sanheribs blieb es davor noch bewahrt. — In Folge der fortdauernden Kämpfe zwischen Ninive und den medisch-babylonischen Bundesstaaten, trat dann für Judäa wiederum eine Zeit der Ruhe ein. Sie erhielt sich unter Manasse (698—642) bis zur Thronbesteigung des achtjährigen Josias. —

Ninive war gestürzt, Babylon an seine Stelle getreten. Hiermit wurde das Schicksal auch Judäas besiegelt. Nebukadnezar rüstete. Wie Jeremias vorher verkündigt, wurde Zion von ihm bewältigt, und der beste Theil der Bevölkerung nach Babylon abgeführt.

Hier, an den „Bächen von Babylon", lebten die Juden wohl ungehindert, ganz nach väterlichem Brauche, doch immerhin unter dem Einflusse der dortigen Sitten und Lebensweise. Dem sich zu entziehen vermochten sie nicht. Und als sie nach dem Fall Babylons unter persische Herrschaft in ihre Heimath zurückkehrten, brachten sie einen guten Theil der dort ererbten Unsitte mit. — Judäa verblieb unter persischer Herrschaft.

Unter dem Schwerte Alexanders fiel mit dem Osten überhaupt auch Judäa in die Hände des griechischen Eroberers. Unter seinen Nachfolgern ward es zum Spielball nun ihres Kriegsglücks. — Gelang es den Juden dann auch später, sich, wenigstens in Jerusalem, wiederum zu verselbständigen, war dies doch nicht mehr

von langer Dauer. — Im Jahre 37 v. Chr. wurde die Stadt durch den von Rom ihr als Statthalter zugewiesenen Herodes mit Sturm genommen, er von Augustus im Amte befestigt, sie dann von Titus aber nahezu gänzlich zerstört.

Die Tracht.

Unter dem harten Drucke, dem die Israeliten während ihres Aufenthaltes in Aegypten seit dem Tode ihres Beschützers Joseph ausgesetzt blieben, war es ihnen wohl nicht vergönnt gewesen an der dort herrschenden Verfeinerung Theil zu nehmen. Als umherziehende Hirten erschienen sie den an ein streng geordnetes, stetiges Leben gewöhnten Nilanwohnern „ein Greuel", den Pharaonen aber eine bedrohliche Masse, deren Knechtung zu Frohnarbeiten sie sich daher um so angelegentlicher sein liessen. —

„Eure Lenden gegürtet, eure Schuhe an euren Füssen und eure Stäbe in euren Händen", lautete die Verordnung über die Tracht des Volkes zum Paschah, dem blutigen Gedächtnissmahle seines Auszuges aus dem Lande Gosen. — Nackt oder, ähnlich der niedrigsten Bevölkerung Aegyptens, nur zum Theil mit Lendenschurzen dürftig bedeckt, „ihre Backschüsseln" und Habseligkeiten in Gewändern zusammengebunden, traten „die Söhne Israels" ihre Wanderung an; „begleitet von vielem Tross und einer gar grossen Heerde von Schafen und Rindern" entrannen sie dem ihnen von Pharao angedrohten Verderben. Gewiss nur mangelhaft mit Speeren, Messern, Bögen und Schleudern bewaffnet, sahen sie sich bald zu Kämpfen mit den Wanderstämmen der Wüste genöthigt.

Hatte das Volk sich bei seinem Auszuge gleichwohl mit „geraubten" Gegenständen, „goldenen und silbernen Geräthen", ja selbst Kleidungsstücken, auszustatten gesucht, so musste es bei der Dauer seines Zuges doch auch nach dieser Seite hin zu eigener Thätigkeit veranlasst werden. Fast einzig angewiesen auf den Betrieb der Viehzucht, verdankte es auch nun wesentlich diesem die dazu geeigneten Mittel. So zur Wiederaufnahme seines einstigen Hirtenlebens gedrängt, musste es sich wohl denn auch den dadurch bedingten Beschäftigungen wiederum zuwenden. — Eine von den Weibern vielleicht unter ägyptischem Einfluss besonders ausgebildete Geschicklichkeit im Spinnen und Weben, wie überhaupt die Erinnerung an den Betrieb der Aegypter, trugen indessen wohl dazu bei den nun eigenen Betrieb zu erleichtern. — In Erwägung solcher Zustände und der ihnen nicht widersprechenden volksthümlichen Ueberlieferung, lässt sich denn für die Tracht als ziemlich sicher voraussetzen, dass sie im Wesentlichen der den

wandernden Arabern noch gegenwärtig eigenen einfacheren Bekleidungsart sammt Bewaffnung und Schmuck entsprach.

Mit den Kämpfen um den Besitz des „gelobten“ Landes ward eine Aufnahme von Einzelheiten der Tracht der vorderasiatischen Stämme geboten. Wie einst Aron in der Wüste aus den goldenen Ohrringen das „goldene Kalb“ hergestellt hatte, so beschaffte jetzt Gideon aus solchen „Ringen der Midianiter, den silbernen Monden und Halzzierden ihrer Kameele und den Purpurkleidern der getödteten Fürsten“ ein goldenes Götzenbild und, zum Schmuck desselben, ein golddurchwirktes Schulterkleid (Ephod).

Seit der Befestigung des Königthums begann die Tracht sich im Einzelnen reicher und voller zu gestalten. Blieb auch Saul noch mehr der alten, einfachen Sitte getreu und einem Aufwande wenig geneigt, so scheint doch auch unter ihm bereits, namentlich in der kriegerischen Ausrüstung, eine gewisse Pracht geherrscht zu haben. Mindestens waren die Waffen des Königs selbst von den Feinden so gekannt, dass sie diese als Zeugniss seines Todes umhersenden konnten. Auch David erinnert in seiner Klage über den Verlust dieses Königs an die unter ihm stattgehabte reiche Ausstattung des weiblichen Geschlechts: „Töchter Israels weinet über Saul, der euch in Pupur kleidete mit Anmuth, der eure Gewänder schmückte mit goldenem Zierrath“.

Die auf Grund solcher Verhältnisse veranlasste Hinneigung zu der schmuckvolleren Tracht der Nachbarvölker, fand dann unter dem Scepter Davids eine wesentliche Förderung. Die Beziehungen, in die er zu Phönicien trat, hauptsächlich aber das von ihm nachgeahmte Formenwesen des üppigen tyrischen Hoflebens trugen vor Allem dazu bei. In der Prachtliebe Salomos fand es dann eine noch weitere Stütze.

Ungeachtet der folgenden auf dem Volke lastenden Schicksalsschläge, beharrte es in dieser Richtung. Willig überliess es sich den Einflüssen assyrischer Pracht, und die, welche nach Babylon abgeführt wurden, eigneten sich die dortige Tracht völlig oder doch theilweise an. Unter der Herrschaft der Griechen und Römer nahm man dann auch von diesen einzelne Besonderheiten an.

Die Kleidung.

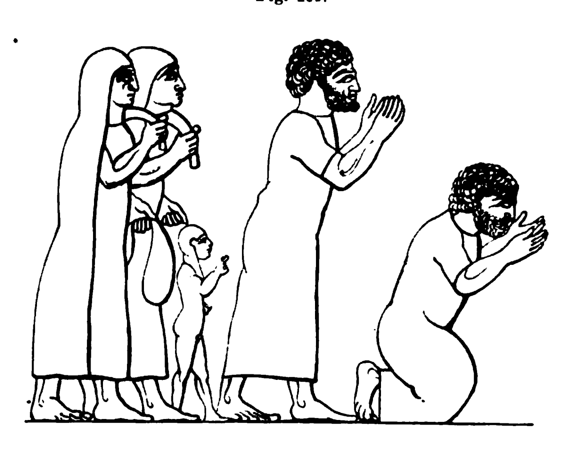
Das niedere Volk blieb im Allgemeinen auf eine der ältesten Bekleidungsart ähnliche Bekleidung beschränkt. Es waren dies für beide Geschlechter ein nur mässig langes Hemd, gelegentlich mit Halbermeln, eine Decke als Ueberhang, und eine einfache Fussunterlage (*Fig. 109*).

Von Einfluss auf die Fortdauer eben solcher urthümlichen Form war wohl insbesondere der Umstand, dass die Verfertigung von Gewändern, namentlich bei den unteren Ständen, sich von

vorherein innerhalb der Familie beim weiblichen Geschlechte forterhielt. Es war dies mehrentheils auch selbst in den höheren Ständen der Fall. Noch unter der Regierung des Herodes bethätigten sich in eben der Weise sogar fürstliche Frauen.

Die ärmere Klasse sah sich dauernd auf die Verarbeitung roherer Stoffe, der Wolle von Schafen, so wie der Haare von Ziegen und Kameelen, und des „ungerösteten" Flachses verwiesen. Den Reicheren boten sich ausserdem die theils einheimische, theils von Aussen zugeführte, feinere thierische und pflanzliche Wolle, theils auch das ägyptische Linnen dar. Die Gewebe wurden zumeist in ihrer Naturfarbe belassen. Die Fest- und Feierkleider vor Allem bedingten makellose Weisse; doch liebte man auch sich farbig zu kleiden. Namentlich blieben Purpurgewänder ein Haupt-


Fig. 109.



gegenstand der Begehrlichkeit. Sie, so wie überhaupt bunte Stoffe, schätzte man wohl noch um so höher, als vermuthlich im Lande selbst die Färberei nicht geübt wurde.

Gesetzlich verboten war es Wolle und Linnen miteinander zu verweben, dagegen jede Art der Verzierung, sei es durch Buntwirkerei oder Stickerei, gestattet. — Eine häufige Säuberung, hauptsächlich der wollenen Gewänder, machte das Klima nothwendig, um so mehr, als eben solche Gewänder bei längerer Vernachlässigung einer Art von Verschimmelung, einem „Kleideraussatz" unterlagen. Die Walker und Kleiderreiniger machten einen besonderen Stand aus, deren Werkstätten, so in Jerusalem, ausserhalb des Stadtbezirks lagen.

Die Bekleidung der Männer in den höheren Ständen bestand, wohl sicher schon vor der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, nächst voraussetzlich einzelnen hemdähnlichen Untergewändern, in einem oder zwei Ueberkleidern nebst dazugehörigem Gürtel, einem

rock- oder mantelartigen, bald engeren bald weiteren Ueberwurf, einer kappenförmigen Kopfbedeckung und in leichten Sohlen mit Spannbändern.

Für das Ueberkleid behauptete sich die seither dafür übliche Form bis in die späteste Zeit. Es blieb stets ein entweder mit kürzeren oder längeren Ermeln versehenes Hemd. Die Reicheren trugen es von solcher Länge, dass es als „Knöchelkleid" bis auf die Füsse reichte. — In Folge der babylonischen Gefangenschaft und der Oberherrschaft der Perser kamen daneben, doch wohl nur vereinzelt, theils der chaldäischen theils der persischen Tracht entlehnte weitfaltigere Oberkleider, letztere, ähnlich dem medischen Gewande, mit sehr weiten Ermeln in Anwendung.

Fig. 110.



Der Gürtel gestaltete sich zu einem Hauptbekleidungsstück. Anfänglich wurde er aus Leder oder gefilzter Thierwolle gefertigt. In solcher Gestaltung verblieb er den Aermeren. Die Reicheren eigneten sich schon frühzeitig aus der Fremde bezogene kostbare Gürtelschärpen an, wie solche der Handel darbot. Sie waren aus Wolle oder Linnen gewoben, zum Theil mit Gold durchwirkt, oder auch in Form einer Spange, und dann mit Edelsteinen besetzt. — Im oder auch am Gürtel trugen die Vornehmen Dolch und Messer, und die Schreiber ihr Schreibgeräth. Auch diente er, aufgebauscht, als Tasche.

Die als zweites Oberkleid verwendeten Umhänge und Röcke hatte man ebenfalls schon frühzeitig, vermuthlich von den Tyriern, und, so namentlich die Röcke, von den Damascenern angenommen. Die Umhänge bildeten theils ein halbbogenförmiges Tuch, das, über die Schultern angelegt, wesentlich nur den Rücken bedeckte (*Fig. 111. e*), theils eine sehr langovale oder viereckige Decke, inmitten, zum Durchlass des Kopfs, rundlich ausgeschnitten, so dass

sie, umgehängt, den Körper eben nur mit Ausschluss der Seiten, als ein eigentliches „Schulterkleid“ bis über die Kniee hin umgab (*Fig. 111. a, b*). — Die Röcke reichten meist kaum bis zum Knie, blieben vorn ziemlich weit offen, und hatten enge Halbermel (*Fig. 111. c*). Sie dienten vielleicht als „Winterkleid“, und wurden dann wohl auch dementsprechend mit Pelzwerk gefüttert oder besetzt. Die Umhänge schmückte gemeiniglich längs den Rändern ein Besatz mit Streifen, Franzen u. dgl. Sie sowohl als auch die Röcke beliebte man insbesondere von bunter, hauptsächlich karmoisinrother Färbung. — Ein dem „Schulterkleid“ ähnliches Gewand zählte unter dem Namen „Ephod“ zur amtlichen Tracht des Hohenpriesters.

Zufolge eines eigenen Gesetzes sollten, zur Erinnerung an die Satzungen Jehova's, die Ecken der Obergewänder durch „Quasten

Fig. 111.



mit purpurfarbigen Schnüren“ ausgestattet sein. Diese Quasten, die mithin auch die blossen Umwürfe erhalten konnten (*Fig. 112*), wurden, namentlich in späterer Zeit, den Pharisäern und Schriftgelehrten zu einem geeigneten Mittel, sich, durch Vergrösserung derselben, den Schein von Frömmigkeit zu geben.

Zu diesen Obergewändern traten dann während der Zeit der Ptolemäer, doch wohl nur zum kriegerischen Gebrauche, noch der griechische Reitermantel („Chlamys“), und, während der römischen Oberherrschaft, das römische Regenkleid, die ringsumgeschlossene „Pänula“ hinzu.

Eine hosenförmige Bedeckung der Beine fand, obschon durch die Perser bekannt, doch nur ausnahmsweise Aufnahme. So selbst bei den Juden in Babylon. Nur die, welche von ihnen dort zu höheren Ehrenstellen gelangten, scheinen sich solcher bedient zu haben.

Den Kopf schützte und schmückte man durch eine engere oder weitere turbanartige Umwickelung mit Binden (*Fig. 111. a—c*; *Fig. 112*) und kapuzenartige Kappen (*Fig. 110*). Die Aermeren begnügten sich das Haar mit einer Schnur zusammenzufassen oder mit einem einfachen, grobwollenen Tuche zu bedecken.

Fig. 112.

Von einer Fussbekleidung machten nur die Vornehmeren Gebrauch. Sie bestand in ganz ähnlichen Sohlen, wie solche bei den Aegyptern, Assyriern und Persern üblich waren und, vielleicht, in Halbschuhen. Nicht selten liessen sich auch die Reichsten, so auch noch in spätester Zeit, die Schuhe vom Sklaven nachtragen.

Die Bekleidung der Weiber der höheren Stände bildeten, wohl bereits zur Zeit Davids, gleichfalls, wie die der Männer, mehrere Unter- und Obergewänder und, jedoch verschiedenere Kopfzierden; nächstdem aber, ausser mancherlei Schmuck, eine eigens kostbare Fussbedeckung und ein bald längerer bald kürzerer Schleier. Schon zu dieser Zeit, und namentlich dann unter der Regierung Salomo's, fanden die dünnstoffigen Gewebe aus Baumwolle und Leinwand, welche der ägyptische und indische Handel lieferte, so wie auch die tyrischen Purpurgewänder und das Stickwerk der Assyrier zunehmend weitere Verbreitung.

Bei aller Kostbarkeit dieser Stoffe wurden sie vom weiblichen Geschlechte doch vorzugsweise in Anspruch genommen. Und ein solcher Aufwand erstreckte sich dann auch selbst auf das Untergewand, dessen man sich eben im Hause einzig zu bedienen pflegte.

Ein solches Gewand hatte die Form eines bis zu den Füssen reichenden weiten Hemds mit ganzen Ermeln. Sein hauptsächlicher Schmuck bestand in einem Besatz der Ränder durch zierliche Buntstickerei, und in einem kostbaren Hüftgürtel. Legte man ein Gewand darüber an, so ward dieser Gürtel durch einen einfacheren Gurt ersetzt.

Das zum überziehen über dieses Gewand bestimmte Oberkleid überbot jenes in jeder Weise. Es war von beträchtlicher Weite, und gemeiniglich so lang, dass es auf dem Boden nachschleppte; mehrentheils ebenso die Ermel. Der Halsausschnitt und die Ränder der Ermel waren zumeist reich besetzt mit Verzierungen von Perlen, ausgeschnittenen goldenen Blechen, Edelsteinen u. a. m. Zur Befestigung um die Hüften diente dann wiederum ein Gürtel, eine breite Schärpe oder Spange. Dahinter ward das Kleid straff herabgezogen, so dass sich die Form des Oberkörpers völlig kennzeichnete. — Besonders kostbar waren die Spangen. Sie zierten goldene Kettchen, mit Edelsteinen besetzte goldene Buckel u. s. w. Die Schärpen bildete man aus bunt gewirkten Binden von be-

deutender Länge und Breite. Sie wurden nicht selten ziemlich hoch, unter der Brust, umgelegt. An ihnen, sowie auch an den Spangen pflegte man kleine zierliche Beutel vermittelst Kettchen zu befestigen.

Ueber diese Gewänder legte man mitunter noch ein zweites Oberkleid an. Es war dies theils ein bald längerer bald kürzerer vorn offener Rock mit längeren oder kürzeren Ermeln, theils eine sehr weite Decke, die als Umwurf behandelt ward; beides reich ausgestattet und zumeist purpurfarbig oder durchweg bunt gemustert. Jene anderen Gewänder liebte man von glänzender Weisse.

Die Kopfbedeckung bildeten vorwiegend goldene, mit Perlen, Edelsteinen und Flitterwerk besetzte Netzhauben, auch purpurne goldgeblümte Binden, und den Haarschmuck überdies Schnüre von Perlen, Steinen, Korallen und Metallblechen. Darunter oder darüber wand man, zumeist das Gesicht mitbedeckend, einen zartstoffigen Schleier, gemeiniglich von solchem Umfang, dass er die Gestalt fast völlig umschloss.

Nicht minder schmuckvoll war die Fussbekleidung. Sie bestand in Schnürsohlen oder Bänderschuhen von rothem, auch safrangelbem Leder, mit zierlichem Riemenwerk und goldenen Hafteln. Wohl sicher ahmten die Hebräerinnen den Brauch der „tyrischen“ Jungfrauen nach, „mit dem Purpurkothurne sich hoch die Wade zu gürten“. Und auch Judith versäumte nicht, um Holofernes zu gefallen, „Sohlen an ihre Füsse zu binden“.

Zum Ausgange warf man über den Anzug, wie noch gegenwärtig im Orient, ein feines, oft schleierartiges Tuch von dunkler (jetzt schwarzer) Färbung.

Einem solchen Aufwande gegenüber vermochten die Propheten nicht zu schweigen. Unter Jerobeam II. (822—780) traten Amos und Hosea, und unter der Herrschaft Jothams (758—742) noch entschiedener Jesaias dagegen auf. Mit grellen Farben schildert er die Ueppigkeit und die Kleiderpracht, mit vernichtenden Gegensätzen suchte er sie zu bekämpfen: „Weil stolz sind die Töchter Zions, mit hochmüthig aufwerfenden Hälsen und geschminkten Augen und mit kurzen Schritten daherkommen, und Spangen an ihren Füssen tragen; so wird der Herr ihren Scheitel kahl machen und Jehova entblössen ihre Scham. Vertilgen wird der Herr allen Schmuck, den Schimmer der Fusskettchen, die kleinen Sonnen und die kleinen Monde, die Ohrengehänge, die Armbänder, die Schleier, den Kopfputz, die Ketten, die Gürtel, die Riechfläschchen, die Amulette, die Finger- und Nasenringe, die Unterkleider, und die Mäntel, die weiten Gewänder, und die Beutel, die Spiegel, Hemden, Kopfbinden, und die Obergewänder. Und statt Balsamduft wird sein Modergeruch, statt Gürtel Stricke, statt Haargeflecht Kahlheit, statt eines weiten Mantels ein enger

Sack, und statt der Schönheit Brandnarben." — Jeremias eiferte: „Obschon du dich in Purpur kleidest, Goldschmuck anlegest und mit Schminke deine Augen färbest, so putzest du dich doch vergeblich. Die Buhlen verachten dich." — „Die sonst nur Leckerbissen assen, verschmachten auf den Strassen, die sonst auf Purpur getragen wurden, umschlingen den Koth." — Und so auch zur Zeit da sich für Judäa von Osten her, durch Nebukadnezar, das Verderben vorbereitete, wies Ezechiel auf solchen Aufwand hin, indem er Judäa nun selbst mit einem ehebrecherischen Weibe vergleicht: „Und ich wusch dich mit Wasser, und spülte von dir dein Blut und salbte dich mit Oel. Ich kleidete dich in gestickte Kleider und machte dir köstliche Sohlen, ich umhing dich mit zarten Geweben und umschleierte dich mit Flor. Ich zierte dich mit Schmuck, gab dir Arm- und Halsgeschmeide; ich schenkte dir Nasen- und Ohrgehänge, und setzte eine köstliche Krone auf dein Haupt. Und du warest geschmückt in Gold und Silber, gekleidet in zarte Stoffe und in Flor und in gestickte Gewänder." —

Der Schmuck.

Sämmtliche, so von den Propheten hervorgehobenen Schmuckmittel, entsprachen mithin der Sache nach wesentlich den bei den Aegyptern und Assyriern üblichen. In wie weit sie sich von diesen etwa der Form nach unterschieden, lässt sich bei jeglichem Mangel an Zeugnissen dafür nicht ermessen. Höchst wahrscheinlich glichen sie im Ganzen den assyrischen. Als eine Besonderheit erscheint die Anwendung von Nasenringen und die Vorliebe für kleine Kettchen nebst klingenden Gehängen. Ersteres stammt aus frühster Zeit, und war recht eigentlich volksthümlich (S. 96). Die Kettchen nebst Gehängen zierten, vermuthlich zugleich als spielendes Beiwerk, Arm- und Knöchelspangen. — Den Schmuck der Männer bildeten hauptsächlich ein wohl zumeist geschmückter Stab, und ein goldener Siegelring.

Anordnung des Haars.

Nächst einer glänzenden Schwärze schätzte man am weiblichen Haar eine langwallende Fülle. Sie besingt das „Hohe Lied": „Siehe schön bist du, meine Freundin! siehe schön bist du. Deine Augen, gleich Tauben-Augen, blicken aus lockendem Haar. Es gleichet dein Haar dem glänzenden Haar der Ziegen, die da weiden am Gileads-Berge". — Vornehme Weiber, besonders Jungfrauen, pflegten es in Ringellocken zu kräuseln oder zu Zöpfen zu verflechten und diese frei hängen zu lassen, oder um den Scheitel zu ordnen. Seinen Glanz steigerte man durch „köstliche" Salben und Oele.

Sowohl bei Weibern als auch bei Männern galt der Verlust des Haars als schimpflich, während die Sitte bei gereiften Männern nicht allzulanges Haar gebot. Doch liebte man solches bei Jünglingen, und „in ganz Israel war kein so schöner Mann als Absalom“. In spätester Zeit galt langes Haar bei Männern als ein Zeichen weibischer Gemüthsart. Indessen gab es auch da Stutzer, die nicht nur mit langen Haaren prunkten, sondern es auch vom Haarkräusler zierlichst ordnen liessen. Der Bart galt als die höchste Zierde des Mannes, und ward dementsprechend durch Salben u. s. w. sorglichst gepflegt. Er sammt dem Haupthaar unterlag einem besonderen Gesetz. Es gebot einerseits den Laien „ihr sollet eure Haare nicht ringsum (an den Schläfen) abscheren und von den Enden des Bartes nichts abnehmen“, andrerseits den Priestern „dass sie keine Glatze scheren auf ihrem Haupte und den Bart an den Enden nicht stutzen“. — Der Bart war so zugleich ein geheiligtes Abzeichen. Ein gewaltsames abschneiden des Barts wurde als grösste Beschimpfung, ihn zu küssen als Ehrenbezeigung erachtet.

Kennzeichnendes Verhältniss.

Bei der dem Volke eigenen Erregbarkeit war die erste Aeusserung des Schmerzes von den heftigsten Geberden begleitet. Händeringend, Kopf und Brust schlagend, wälzte man sich im Staube oder bestreute den Kopf damit, zerkratzte auch wohl Gesicht und Körper. „Und Thamar nahm Asche auf ihr Haupt, und das bunte Kleid, das sie anhatte, zerriss sie und legte ihre Hand auf ihr Haupt und ging und schrie.“ — „Und Mägde seufzen wie die Tauben, und schlagen auf ihre Brüste.“ — „Und von Sichem, Silo und Samaria kamen achtzig Männer mit abgeschorenen Bärten, zerrissnen Kleidern und mit aufgeritzter Haut, und hatten Speiseopfer und Weihrauch, um sie in's Haus Jehova's zu bringen. — Ein solches wüthen gegen sich, veranlasste selbst ein Gesetz dagegen. Es liess durch Jehova verordnen „um eines Todten willen keine Einschnitte in die Haut und keine Schur über den Augen zu machen“. Während der Todtentrauer kleidete man sich durchaus einfach, entfernte allen Schmuck, entsagte auch der Fussbekleidung, vernachlässigte überhaupt die äussere Erscheinung. Zudem legte man ein grobes, härenes, sackförmiges Gewand von dunkler, brauner oder schwarzer Farbe an, und gürtete es mit einem Stricke, umhüllte auch mit einem Tuche das Kinn oder das Haupt. Letzteres geschah vornämlich von Weibern und bildete, wie es scheint, zugleich die auszeichnende Tracht der Wittwen. Des Ehebruchs beschuldigte Frauen mussten, wenigstens in späterer Zeit, vor dem priesterlichen Richter völlig schmucklos, in schwarzem Gewande, mit einem Strick umgürtet, erscheinen.

Um so glanzvoller wohl war der bräutliche Schmuck. Ihn bildeten, nächst kostbarem Geschmeide von Gold, Perlen und Edelsteinen, eigene „Feierkleider“. Sie vermuthlich waren für die Braut weiss, langschleppend, und darüber ein reicher kaftanartiger Rock, für den Bräutigam vorwiegend farbig oder doch zum Theil gemustert.

Aehnlich vielleicht schmückte sich Judith zum Besuch des Holofernes: „Sie nahm das Trauerkleid ab, welches sie angezogen hatte, und zog ihre Wittwenkleider aus, und wusch ihren Leib mit Wasser und salbte ihn mit Myrrhenöl und ordnete die Haare ihres Hauptes und setzte einen Kopfbund darauf und zog ihre Freudenkleider an, womit sie bekleidet gewesen in den Lebenstagen ihres Mannes. Und band Sohlen an ihre Füsse, und legte Halsgeschmeide an, und Armbänder und Fingerringe, und Ohrgehänge, und ihren ganzen Schmuck, und machte ihr Gesicht sehr schön zur Lockung der Augen der Männer, welche sie sehen würden.“ — Ein wesentliches Stück des bräutlichen Anzuges war ein dichter, wohl purpurfarbner Schleier. In ihm erschien die Braut eingehüllt, wenn sie, begleitet von ihren Freundinnen, Nachts unter Musik und Tanz, beim Scheine der Fackeln heimgeführt wurde. Beim Hochzeitsmahl schmückte den Bräutigam ein Kranz.

Mit der Herausbildung staatlicher Verhältnisse gewann die Tracht auch nach dieser Seite ein bestimmteres Gepräge. Schon die frühsten Vorkämpfer galten nicht nur als thatkräftige Führer, sondern auch als Vollstrecker des Rechts. Als solche bildeten sie zugleich einen Stand der „Aeltesten“. Sie waren es, „denen willig folgte das Volk, die da ritten auf scheckigen Eselinnen und auf Teppichen sassen,“ — „und die da hielten des Führers Stab in den Händen“.

Das durch den Priester Samuel an Stelle der reinen Theokratie eingesetzte Königthum führte zu einer besonderen Vergegenwärtigung desselben. Indessen blieb solche, zufolge der damit verknüpften Anschauungsweise, zunächst ziemlich beschränkt. Man forderte von dem zu Erwählenden wesentlich, dass er mächtig gebaut, überhaupt körperlich makellos sei; eine Forderung, die auch die Phönicier an ihre Könige stellten. Nur ausnahmsweise fand „eine Salbung“ oder „Krönung“ statt. So unter Athalja, der Mutter Ahasjas, bei der Einweihung des jungen Joas: — „Und der Priester gab den Obersten über Hundert die Spiesse und die Schilde des Königs David, die im Hause Jehova's waren. Und die Läufer stellten sich jeder mit seinen Waffen in der Hand, von der rechten Seite des Hauses bis zur linken Seite des Hauses, längs dem Altar und dem Hause, rings um den König her. Dann führte er den Königssohn heraus, und setzte ihm die Krone auf und gab ihm die Verordnung; und sie machten ihn zum Könige, und salbten ihn, und klatschten in die Hände und sprachen:

Es lebe der König! — Da stand der König auf seiner Stätte nach dem Gebrauche, und die Sänger mit den Trommeten bei dem Könige, und das ganze Volk des Landes war fröhlich und stiess in die Trommeten."

Der Gebrauch der „Aeltesten" auf Zaumthieren zu reiten, erhielt sich fort. — Hinsichtlich der kleidlichen Erscheinung folgten dann aber Salomo, und so nun auch die Könige nach ihm, vor allem dem Prunke des tyrischen Hofs, und entlehnten den „Fürsten des Meeres die Mäntel und gestickten Kleider" auch für sich, insbesondere „das Purpurkleid des Königs von Tyrus," — „das bedeckt war mit kostbaren Steinen, mit Karneol, Topas, Diamant, Türkis, Onix, Jaspis, Sapphir, Amethyst, Smaragd und Gold" und dessen Gewänder, „die von Myrrhe, Aloë und Kassia dufteten"; dessgleichen den goldenen Scepterstab und die „goldene, mit Steinen besetzte Krone", sowie auch deren noch sonstige Ausstattung mit Diadem, Armspangen und Fingerringen.

Ausnehmend prunkvoll war die Tracht auch der königlichen Weiber, deren Zahl seit Salomo in's abenteuerliche sich steigerte. „Er selbst hatte siebenhundert Weiber, die Fürstinnen waren, und dreihundert Nebenweiber," — „denn der König liebte viele ausländische Weiber, nebst der Tochter Pharao's". Ihrer gedenkt der Psalmist:

„Töchter der Könige sind unter Deinen Theuren; es steht die Gemahlin Dir zur Rechten in Gold von Ophir." — „Die Tochter Tyrus mit Geschenken, die Reichen des Volks schmeicheln Dir. Lauter Pracht ist die Königstochter im Gemach, mit Gold gewirkt ist ihr Kleid. In buntgewirkten Gewändern wird sie dem Könige zugeführt, Jungfrauen hinter ihr her."

Die männliche Umgebung des Königs, sein Hofstaat im engeren Sinne, wurde von ihm durch Ehrengeschenke, bestehend in Feierkleidern, Schmuck und Waffen ausgezeichnet; ingleichem der „Oberhofmeister," der „Frohnmeister," der „Schatzmeister," die „Kämmerer" und „Mundschenke," die „Garderobebewahrer" u. s. f., und so auch die eigentlichen Staatsbeamten, die „Räthe" oder „Kanzler," die „Geheimschreiber" und „Schriftgelehrten". — Die „Richter" zeichneten sich durch das ihnen angestammte Recht den „Richterstab" zu führen aus. Sie sprachen Recht auf öffentlichen Plätzen oder unter den Thoren der Stadt, wo sich dann die streitenden Parteien, nicht selten in Trauerkleidung, einfanden.

Wohl früher, als die staatlichen Beziehungen, wirkte der Cultus auf die Tracht zurück. Moses, eingeweiht in die Mysterien des ägyptischen Priesterthums, nahm wahrscheinlich bereits manche Aeusserlichkeiten desselben auf. Entlehnte er doch seine Gebote zum Theil der ägyptischen Sittenlehre.

Ein Vergleich der Ausstattungsweise der ägyptischen Priester mit der des hebräischen Priesterthums, wie solche die allerdings

bis auf Moses zurückgeführte Verordnung feststellt, lässt jedoch einen Unterschied zwischen beiden wahrnehmen. Auch mit der Bekleidung der syrischen Priester, die, mit Ausnahme des Purpurmantels für den Oberpriester in Tyrus, überhaupt mehr der ägyptischen entsprach, hatte sie nur sehr weniges, absichtlich aber wohl nichts gemein; dessgleichen mit der Amtstracht der medisch-persischen Magier. Sie selbst vielmehr erscheint wesentlich als eine Verschmelzung assyrischer Pracht mit einer eigen ausgebildeten einfachen Hemd- und „Schulterkleidung". Sie dürfte somit eine festere Gestaltung wohl überhaupt erst seit der näheren Verbindung Israels und Judäas mit dem assyrischen Reiche, seit Einführung assyrischer Culte unter Menahem erhalten haben. — Samuel diente unter Elis noch in einem nur einfachen „linnenen Schulterkleide".

Mit der Einweihung in den Priesterstand war zunächst eine Reinigungsfeierlichkeit, eine Waschung des Körpers und theilweise Salbung verbunden. Hierauf erfolgte die Einkleidung, an die sich Opferungen anschlossen.

Die priesterlichen Gewänder selbst durften nach einer und hierfür vielleicht auf ägyptischer Ueberlieferung beruhenden Verordnung nur aus reinem, weissen Linnen bestehen. Im Uebrigen umfassten sie, wie das Gesetz ausdrücklich verfügt, eine Binde zur „Umwickelung der Scham von den Hüften bis zu den Lenden," ein darüber anzulegendes hemdförmiges Gewand nebst buntgewirktem Hüftgürtel, und eine linnene Binde zu blumenkelchförmiger (?) Umwindung des Hauptes. Das Tragen einer Fussbekleidung während des Dienstes war nicht gestattet, auch nicht sich eine Glatze zu scheren, noch sich den maasslosen Trauergebräuchen hinzugeben; dahingegen geboten, sich ausseramtlich gewöhnlich zu kleiden.

Ueber die Beschaffenheit dieser Gewänder spricht sich Josephus bestimmt aus. Demnach bildete zu seiner Zeit, um die Mitte des ersten Jahrhunderts, die Verhüllung der Scham („Menachasen") ein Kleid von Byssus (Leinwand), in das man, wie in eine Hose eintrat, und das über den Hüften fest zusammengehalten ward. Das darüber zu ziehende Hemd („Chetomene") war aus (gezwirntem) Byssus, knapp anschliessend bis auf die Füsse reichend, mit engen Ermeln, am Halsausschnitt vorn und hinten tief geschlitzt und längs den Schultern mit Schnürriemen (Zügen) versehen. Der Gürtel, anfänglich „Abeneth", später „Emian" genannt, bestand aus einem kostbaren blumenförmig gemusterten Gewebe, in dessen Einschlag von reinem Linnen Scharlach, Purpur, Hyazinthen eingewirkt waren. Man wand ihn ziemlich hoch unter der Brust mehreremale um, doch stets so, dass seine Enden lang genug blieben, um mindestens bis auf die Fussknöchel hinabzureichen. Beide Enden warf man beim opfern über die linke

Schulter rückwärts, woraus hervorzugehen scheint, dass sie längs der linken Seite hingen.

Die Kopfbedeckung war eine zwiefache. Etwa zwei Dritttheil des Hauptes umgab man mit einer linnenen Binde („Masnaemphtes“), die einem Geflechte glich. Darüber setzte man einen den ganzen Schädel umschliessenden Bund, der vermittelst einer Schnur befestigt wurde, so dass er nicht herabfallen konnte.

Sämmtliche vorerwähnten Stücke gehörten auch zur Amtstracht des Hohenpriesters. Ihn indessen zeichneten noch, ebenfalls gesetzlich bestimmt, ein sehr reiches Obergewand, ein „Schulterkleid“, ein kostbarer Brustschmuck und eine eigene Kopfbedeckung aus. — Das Allerheiligste durfte auch er nur barfuss betreten, diese Kleidung aber überhaupt nur bei feierlichen Verrichtungen an hohen Festtagen anlegen. An dem „Buss“- und „Versöhnungstage“ erschien er, wie die Gemeinde, nur in weissen Linnengewändern. Ausseramtlich trug auch er, gleich den übrigen Priestern, die sonst allgemein übliche Tracht.

Diese Prachtstücke nun, die gleichfalls Josephus näher beschreibt, wurden in folgender Ordnung angelegt:

Ueber das mit der Schärpe gegürtete, bis auf die Füsse reichende, allgemeine Priestergewand kam zunächst das Oberkleid („Meil“). Dieses, vermuthlich kürzer als jenes, war aus dem Ganzen gewebt, hatte nur einen Halsausschnitt und Oeffnungen für die Arme. Es war purpurfarben, längs seinem unteren Rande mit dreifarbigen (Quasten in Form von) Granatäpfeln und regelmässig dazwischen vertheilten, goldenen Glöckchen geziert. Sie dienten dazu, durch ihren Klang die Aufmerksamkeit an den Priester zu fesseln. Dann folgte das „Schulterkleid“ oder „Ephod“. Es wiederholte dies in schmuckvoller Durchbildung den seit früher Zeit auch sonst gebräuchlichen Schulterumhang, nur dass es aus zwei einzelnen Theilen, einem Vorder- und Rückenstück bestand, und nur bis zur Mitte der Lenden reichte. Gefertigt war es von gezwirnter, mit purpurblauen, purpurrothen, karmesinrothen und goldenen Fäden künstlich durchwirkter Leinewand. Das Vorderstück hatte vom Halsansatz aus einen tiefen viereckten Brustausschnitt, umsäumt in drei Reihen mit Edelsteinen. Beide Stücke wurden auf den Schultern je durch eine goldene, gleichmässig mit Steinen besetzte Spange, an den unteren Ecken durch gewirkte Bänder, und über den Hüften durch einen reich durchwirkten Gürtelbund zusammengefasst. — Hiernach ward auf den Brustausschnitt das „Urim und Thummim“ befestigt. Es war dies der bedeutsamste Schmuck. Hervorgegangen aus einer Tasche zur Verwahrung der „heiligen Loose“, welche in älterer Zeit die Priester auf der Brust trugen, bildete es eine kostbare, länglich viereckte Kapsel von Gold, aussen mit zwölf Edelsteinen in etwa folgender Ordnung geziert:

Smaragd,	Topas,	Karneol,
Onix,	Saphir,	Rubin,
Amethyst,	Achat,	Hyazinth,
Jaspis,	Berill,	Chrysolith.

In jeden Stein dieses Schildes, das vielleicht in naher Beziehung zu dem ihm ähnlichen Schmucke stand, mit dem der Oberrichter bei den Aegyptern während der Ausübung seines Amts erschien (S. 22. *Fig. 20. d*), war der Name eines der zwölf Stämme des Volkes eingegraben. In der Kapsel selbst befand sich das eigentliche (?) „Urim und Thummim“, vermuthlich bestehend in diamantenen Würfeln, bestimmt um in wichtigen Entscheidungsfällen von dem Hohenpriester (auf der Bundeslade) befragt zu werden. — Befestigt wurde das Schild an den Schulterspangen und unterhalb am Gürtel. Zu dem Zweck war es an seinen vier Ecken mit Bändern oder goldenen Ketten, Ringen und Haken versehen.

Die Kopfbedeckung bildete ein Bund oder Turban. Die Stirnseite zierte ein Diadem von Gold, mit purpurblauen Schnüren gebunden. In diesen waren die Worte קרש לרהרה „Jehova geheiligt“ eingegraben.

Nach den Angaben des Josephus hatte — also zu seiner Zeit — das „Schulterkleid“ oder „Ephod“ die Gestalt eines Rocks mit Ermeln, und die Kopfbedeckung die Form einer, wohl gesteiften, Tiara, umgeben von einer dreifachen Krone mit goldenen blumenkelchförmigen Knöpfchen.

An grossen Festtagen, bei Processionen und Opferungen, erschien auch der Laie in „Feierkleidern“; auch schmückte er sich wohl, wie überhaupt bei freudigen Gelegenheiten, mit einem (Epheu-) Kranze. Auf Grund mosaischer (?) Andeutungen legte man beim Gebet theils um die Hände, theils an die Stirn, theils auch an den linken Arm in die Gegend des Herzens, mit Sprüchen beschriebene Pergamentstreifen oder „Denkzettel“, um sich der Worte Jehova's um so eindringlicher zu erinnern: „Und was sie noch thun“ — lässt Mathäus Jesus sprechen — „das geschieht nur, um sich damit sehen zu lassen; sie tragen breite Denkzettel und die Saumquasten ihrer Kleider sind gross.“

Das Kriegswesen.

Seit der Ankunft des Volkes Israel auf dem Gebiet der Wüstensöhne, hauptsächlich aber seit seinen Besitznahmen in Kanaan, sah es sich unausgesetzt zu kriegerischer Abwehr genöthigt. Durch seine Trennung in einzelne Stamm- oder Gaugemeinden ward seine Kraft zersplittert, sein von Josua geleitetes Zusammenwirken aufgelöst. Bis zur Zeit einer Wiedervereinigung unter einem gemeinsamen Oberhaupte mussten mithin seine Kämpfe auch ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Noch unter der Führung Abimelechs, selbst nach der Stiftung des Städtebundes, dauerten diese Verhältnisse fort. Obschon man ihm „siebenzig Seckel Silbers aus dem Tempel (-Schatze) Baal Beriths“ zur Besoldung von Kriegern gegeben hatte, „kaufte er dafür doch nur schlechte und freche Gesellen, die ihm nachfolgten“. Und vereinigten sich die Verbündeten wirklich einmal zu einem Kriege, so war dies doch nie von längerer Dauer. Nach beendigtem Kampfe „gingen die Söhne Israels (wiederum) von dannen, ein Jeder zu seinem Stamm und zu seinem Geschlechte; Jeder in sein Erbtheil“. — Erst mit dem kraftvollen Auftreten Sauls gewann auch das Kriegswesen festere Gestalt. — „Und zwei Jahre hatte er geherrscht über Israel, da erwählte sich Saul dreitausend Mann aus Israel; und zweitausend waren bei Saul zu Michmasch, und auf dem Gebirge Bethel; und tausend waren bei Jonathan zu Gibea Benjamin; und das übrige Volk liess er gehen, Jeden zu seinen Zelten.“ „Und die Philister versammelten sich, um zu streiten gegen Israel, dreissigtausend Wagen, und sechstausend Reiter, und Volk, wie Sand am Ufer des Meeres an Menge, und sie rückten aus und lagerten sich bei Michmasch, östlich von Bethaven.“ „Und es war ein starker Krieg gegen die Philister alle Tage Sauls, und wann Saul einen starken und tapfern Mann sah, so nahm er ihn zu sich.“ —

Die Beute, welche diese Kämpfe dem Heere durch seine Siege einbrachten, übte wohl jedenfalls einen Einfluss auf die Bewaffnung. Ueberhaupt war man vor dieser Zeit, unter dem Drucke jenes Volkes, in dem Punkte nur schwach bestellt, so „dass sich kein Schmied im ganzen Lande Israel befand, welcher Schwerter oder Spiesse hätte anfertigen können“.

Die Waffen.

Eine geordnetere Ausrüstung fand vermuthlich erst unter David, eine reichere Ausbildung der Bewaffnung an sich aber erst seit Salomo statt: — „Und Asa hatte ein Heer, das Schild und Speer trug, aus Juda dreimalhunderttausend, und aus Benjamin, die Schilde trugen und den Bogen spannten, zweimalhundert und achtzigtausend, Alle streitbare Männer.“

Der Schild, unter den Schutzwaffen die zumeist verbreitete, entsprach vermuthlich im Wesentlichen dem assyrischen und babylonischen Schilde. Man führte, nächst den Armschilden, auch grosse Standschilde. Diese wie jene waren wohl anfänglich viereckig, erstere folgends ausserdem kreisrund und oval. Ihrer sonstigen Beschaffenheit nach bestanden sie theils aus Ruthengeflecht, theils, vorwiegend, aus festem Holze, überzogen mit starkem Leder und entweder stellenweise oder ganz mit Metall bedeckt, theils, doch seltener, durchaus von Metall. Derartige, ganz metallne Schilde, besassen höchstens die Heerführer. Solche Schilde liess Salomo zweihundert von Gold anfertigen. Diese indessen dienten, als besondere Prachtstücke, einzig zu mehr auszeichnender Zierde der Könige und deren Leibgarde.

Die Schutzbewaffnung des Königs Saul bildeten „ein eherner Helm und ein Panzer". Sie war David zu schwer, als dass er es vermocht hätte sich in ihr frei zu bewegen. Der Helm war jedoch nicht immer von Erz, sondern gemeiniglicher, namentlich in früherer Zeit, von starkem Filz oder Leder; auch muss es zweifelhaft bleiben, ob man ihn, wie die Assyrer (*Fig. 99. b—d*), mit Büschen u. s. w. zierte. — Die Panzer umschlossen Brust und Rücken vom Hals bis zu den Hüften vollkommen, waren mit erzenen Schienen oder Platten besetzte Jacken, und, zur Zeit der Makkabäer, auch eine Art von Ringelhemden. Diese Panzer insgesammt wurden mit einem durch Metallbuckel verstärkten Riemen (?) fest gegürtet.

Die Unterschenkel schützte man durch metallne Platten (vergl. *Fig.* 7. *a*). Sie waren den Schienbeinen angepasst. An sie schloss sich ein starker Schnürschuh an, der vermuthlich anfänglich die Form der assyrischen Halbstiefel, später die der römischen Soldatenschuhe hatte (*Fig. 79. f. Fig. 86. e, f*). —

Schwert, Speer, Bogen und Pfeil waren die hauptsächlichsten Angriffswaffen. Das Schwert war bald kürzer bald länger, meist spitz und zweischneidig, und wurde, geschützt durch eine Scheide, an einem besonderen Gürtel hängend, an der linken Seite getragen. Man bediente sich seiner zu Hieb und Stich. Daneben eignete man sich später den etwas gekrümmten Dolch (sica) der römischen Truppen an.

Der Speer, zum Stoss und Wurf gleich geschickt, glich dem der Assyrier und Perser (*Fig. 84. h—l. Fig. 104. a, d*). — Der Bogen ward theils aus hartem Holze, Horn oder Thiersehne, theils gänzlich aus Metall in verschiedenen Grössen hergestellt. Zu seiner Verwahrung ausser Gebrauch diente eine eigene Kapsel (*Fig. 84. a—c. Fig. 104. a, b*). — Die Pfeile waren gemeiniglich von Rohr mit erzner Spitze, zuweilen vergiftet, und die Pfeilköcher meist reich verziert (*Fig. 84. e—g. Fig. 122. o, n*). — Zudem machte man von der Schleuder, oft selbst massenhaft Gebrauch.

Eine Anwendung von bestimmten Fahnen als Versammlungszeichen der Stammverbände fand schon in frühster Zeit statt. Dennoch bleibt es zweifelhaft, ob auch das Heer solche geführt habe. Dieses beschränkte sich vermuthlich auf eine Bezeichnung von Sammelplätzen durch Aufstellung von besonderen Stangen, und, für die Nacht, auf Feuerzeichen. — Zum zeichengeben während der Schlacht diente das Horn oder die Trompete.

Die Gliederung des Heeres.

Bis zur Zeit Davids bestand das Heer lediglich aus Fusstruppen. Er zuerst führte daneben eine Abtheilung Wagenkämpfer und, aus Fremden erwählt, eine besondere Leibgarde („Chreti und Plethi“) ein. Zugleich theilte er das Heer in zwölf Hauptmassen, je zu 24,000 Mann. Dazu kam unter Salomo eine nicht unbeträchtliche Reiterei. — Eine neue Anordnung stellte dann Usia auf: „Er hatte ein Heer von Kriegern, welche zum Heere auszogen in Schaaren, nach der Zahl ihrer Musterung durch Jegiel, den Schreiber, und Maaseja, den Vorsteher, unter der Leitung Hananja's, eines von den Heerführern des Königs. Die ganze Zahl der väterlichen Häupter der starken Helden war zweitausend und sechshundert. Und unter ihrer Leitung war eine Heeresmacht von dreimalhunderttausend und siebentausend und fünfhundert Kriegern von starker Kraft, um dem Könige beizustehen wider den Feind. Und Usia stellte ihnen, dem ganzen Heere, Schilde und Lanzen, und Helme und Panzer, und Bogen und Schleudersteine“. — Ueber das gesammte Heer, falls es der König nicht selbst befehligte, stand der „Oberfeldherr“; ihm untergeordnet waren die Führer, die zusammen als „Oberste“ den Kriegsrath bildeten.

Das Geräth.

Ueber die Geräthbildnerei der Hebräer und ihr Verhältniss zu der der Nachbarvölker sprechen sich bestimmende Zeugnisse nur dürftig aus. — Dass vor der Gründung des Königthums das Handwerk nur in geringem Masse geübt wurde, lassen die bis dahin bestehenden Zustände voraussetzen. Was die mosaischen (?) Urkunden über eine Kunstfertigkeit während der Wanderung berichten, gehört theils der Sage an. Auch lässt dies weniger auf hebräische als vielmehr auf ägyptische und phönicische Handwerker schliessen. Ueberhaupt scheinen vor allem die Hebräer die letzteren nie erreicht zu haben. Sie begnügten sich vermuthlich, die künstlichere Arbeit diesen überlassend, mit Herstellung mehr des Nothwendigen.

Dem gegenüber denn lernten sie, zumal bei ihrer stets wachsenden Neigung zu ähnlicher reicher Ausstattung, wie solche bei den Küstenvölkern und den Assyriern bestand, das Handwerk nur um so höher achten. Und „wer seinen Sohn kein Gewerbe lernen lasse, der lehre ihn stehlen", war sprüchwörtlich. — Wohl jedenfalls bei weitem die Mehrzahl der unter ihnen angesessenen eigentlichen Kunsthandwerker war altkanaanitischen (philistäischen) und phönicischen Stamms.

Als Kunsthandwerker besonders geschätzt waren die Metallarbeiter, die Goldschmiede, die „Schmiede und Schlosser". — Die Rohstoffe lieferten ihnen vor allem der phönicisch-europäische Handel und die nordöstlichen Länder. Durch ersteren erhielt man hauptsächlich Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei, aus jenen Ländern, ausser Gold, theils rohes theils zu Stahl verarbeitetes Eisen und vielleicht selbst Platin. Das Mischen von Kupfer und Zinn zu Bronze, vón Gold und Silber zu „Electron" wurde von ihnen geübt, und ebenso in jüngerer Zeit das Mischen von Erz, Gold und Silber zu „korinthischem Erz". — Ihr hauptsächlichstes Handwerksgeräth waren Ambos, Hammer und Zangen, sowie auch, zum schmelzen, eigene Oefen, nebst Blasebälgen und Schmelztiegeln: — „Der Künstler ermuthigte den Goldarbeiter, und der, der die Platten glättet, trieb den, der den Ambos schlägt, mit diesen Worten an: Es ist gut zum löthen (schweissen?). Er heftet es mit Nägeln fest, dass es nicht wanke." — „Man schmiedet aus Eisen eine Axt, bearbeitet sie bei Kohlenfeuer, formt sie mit dem Hammer und macht sie fertig mit seines Armes Kraft." — „Der Blasebalg bläst, vom Feuer ist das Blei verzehrt, vergebens läutert man." — „Wie man Silber, und Erz, und Eisen, und Blei, und Zinn in die Mitte des Ofens sammelt, um Feuer darunter anzublasen, und zu schmelzen; so will ich meinen Zorn und meinen Grimm auch sammeln, hineinwerfen und schmelzen." — „Der Schmelztiegel ist für's Silber, und der Schmelzofen für's Gold."

Nächst den Metallarbeitern bildeten die Holzarbeiter einen vermuthlich zahlreichen Stand. Zu ihnen gehörten die Zimmerleute, die Tischler, Wagenbauer, Korbmacher und Bildschnitzer. Auch sie bezogen einen Theil ihres Rohstoffs aus der Fremde. So unter anderem das Almuggim- oder rothe Sandelholz, das Elfenbein u. s. w. — Unter ihren Werkzeugen waren die Axt, das Beil, die Säge, der Hobel (?) und der Bohrer die hauptsächlichsten.

Ebenfalls zahlreich waren die Gerber. Sie blieben des übeln Geruches wegen, den ihr Handwerk mit sich brachte, auf Plätze ausserhalb der Städte angewiesen. Ihre Werkzeuge dürften von denen der ägyptischen Lederarbeiter wohl kaum verschieden gewesen sein (S. 32 ff).

Die Thonbildner und Töpfer machten schon frühzeitig eine Art Innung (?) aus. In Jerusalem war selbst ein Thor eigens nach ihnen benannt. Sie arbeiteten auf der Scheibe gemeiniglich unmittelbar mit der Hand. Die Arbeiten wurden zumeist glasirt und sodann im Ofen gebrannt: — „So ist auch der Töpfer, der bei der Arbeit sitzt, und die Scheibe mit seinen Füssen dreht, der beständig wegen seines Werkes in Sorge ist, und dessen Arbeit ihm zugezählt ist. Mit seinem Arme verarbeitet er den Thon, und biegt die Masse vor seinen Füssen. Er richtet seine Aufmerksamkeit darauf, die Glasur zu vollenden, und seine Sorge ist, den Ofen rein zu machen."

Die Gefässe.

Die Gefässe im Allgemeinen werden wesentlich den assyrischen geglichen haben. Entscheiden lässt sich bei dem Mangel dahin bezüglicher Ueberreste über deren etwaige Gestaltung nicht. — Zum kochen dienten seit frühester Zeit kleinere und grössere

Fig. 113.



„Kessel, Töpfe, Häfen, Pfannen und Tiegel". Sie waren zum Theil von Metall, ruhend auf Untersätzen. Nächstdem hatte man „thönerne Flaschen", sowie auch, zum auftragen von Speisen, irdene „Näpfe und Schalen", und, zur Verwahrung von Flüssigkeiten, umfangreiche „thönerne Krüge" (*Fig 113. a—c*). — „Und sie brieten das Paschah am Feuer nach dem Gebrauche, und was geheiligt war, das kochten sie in Töpfen, Kesseln und Pfannen." — „Und Gideon ging hinein und machte ein Ziegenböcklein zurecht, und aus einem Epha Mehl ungesäuerte Kuchen; das Fleisch legte er in einen Korb, und die Brühe goss er in einen Topf."

Zur Verwahrung von Flüssigkeiten verwendete man thönerne Geschirre, vor allem aber lederne Schläuche. Sie vertraten die

Stelle hölzerner Fässer. — „Und Isia nahm einen Esel mit Brod, und einen Schlauch Wein.“ — „Und (Judith) gab ihrer Gefährtin einen Schlauch Wein, und ein Gefäss mit Oel, und füllte einen Reisesack mit Gerstenmehl und Feigenkuchen, und reinem Brod, und wickelte alle ihre Gefässe ein.“

Das eigentliche Speisegeschirr beschränkte sich auf verschiedene Schüsseln, Näpfe, Borde, Platten und Körbe von Thon, Holz und Metall. — Die Speisen wurden zerlegt aufgetragen, und nur mit der Hand zum Munde geführt.

Der kostbaren Mischgefässe der Sidonier wurde bereits gedacht (S. 82). Dass die hebräischen Könige, sowie auch die Vornehmen überhaupt, ähnliche derartige Prunkgeschirre besassen, liegt wohl ausser Frage: — „Und alle Trinkgefässe des Königs Salomo waren von Gold und alle Geräthe des Hauses vom Walde Libanon waren von gediegenem Gold; da war gar nichts von Silber; dieses war zu Salomo's Zeiten für nichts geachtet.“ — Nächst Schalen und Bechern, aus denen man trank, bediente man sich zu gleichem Zwecke theils oft reichverzierter Thierhörner, theils auch Nachbildungen von solchen aus Thon und Metall; ebenso, als vorzüglich geschätzt, phönicischer gläserner Gefässe und, als Giessgeschirre, verschiedener Kannen, zum Theil aus Gestein (*Fig 113. d*).

Die Möbel.

Die Vornehmen und Reicheren hatten Sessel, Lagerstätten, Tische, Laden, Beleuchtungs- und Heizungsgeräth. Letzteres bildeten „Feuertöpfe“ oder metallne Kohlenbehälter. Sie wurden zur Vermeidung des Rauchs mit einem durch Teppiche verhängten Holzgestell überdeckt. — Die Lampen waren theils thönerne, theils steinerne, theils metallene Schalen mit und ohne Ständer.

Die Sessel, Lagerstätten, Tische und Laden wurden gemeiniglich aus Holz, wohl nur selten ganz aus Metall gefertigt, mehrentheils ausgelegt, und auch sonst reich ausgestattet, zum Theil mit Teppichen u. dgl. bedeckt. So insbesondere die Lagerstätten: „Mit Schnüren werden sie eingefasst, mit bunten Decken, mit ägyptischen Stoffen, und besprengt mit Myrrhe, Aloë und Zimmt“. Sie hatten Kopf- und Rückenpolster und, zum stützen des linken Arms, eigens weich gepolsterte Kissen. — Folgends, doch erst ziemlich spät ward es üblicher, namentlich während des Speisens, statt zu sitzen, auf Polstern zu liegen.

Die Tische waren niedrig und bestanden vermuthlich zumeist, ähnlich den noch gegenwärtig im Orient gebräuchlichen, aus einem vierseitigen Gestell mit darauf ruhender runder Platte.

Der Thronstuhl.

Der Thron, den Salomo, ohne Zweifel mit Hülfe tyrischer Künstler, in prachtvollster Ausstattung anfertigen liess, glich wohl zum Theil den ägyptischen und assyrischen Thronstühlen (S. 39; *Fig. 38. c, d*; S. 199; *Fig. 90. g, h*). Er war durchaus von Elfenbein und mit reinem Golde überzogen, hatte eine oberwärts abgerundete Rückenlehne, von Löwen getragene (?) Seitenlehnen, und einen goldenen Fussschemel davor. Sechs Stufen führten zu ihm empor. Zu beiden Seiten der Stufen standen, als Sinnbild der Stärke (?), je sechs Löwen; — „dergleichen noch in keinem Königreiche vollendet worden war“.

Anderer, doch minder kostbarer Thronstühle bedienten sich die Könige, namentlich der späteren Zeit, bei besonderen Gelegenheiten. Sie wurden, eben je nach dem Zweck, mitunter auch auf freien Plätzen, auch unter den Thoren der Stadt aufgestellt, und Teppiche davor ausgebreitet. — „Und der König von Israel, und Josaphat, der König von Juda, setzten sich ein Jeder auf seinen Thron, angethan mit (Feier-)Kleidern, auf einer Tenne am Eingange des Thores von Samaria; und alle Propheten weissagten vor ihnen.“

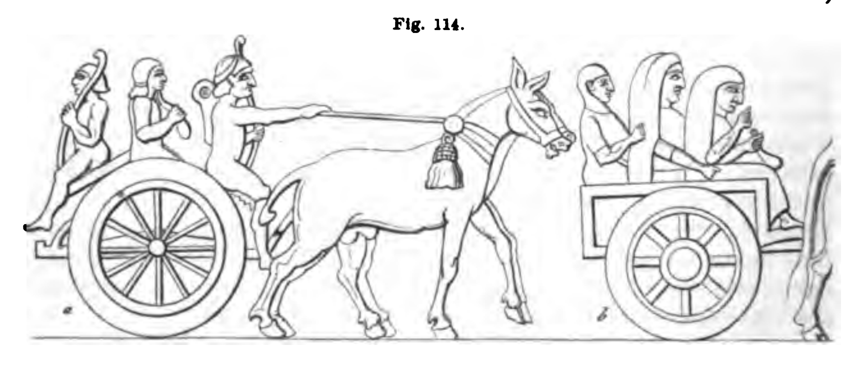
Kriegsgeräthe.

Derartige Geräthe entlehnte man, doch erst später, den Nachbarvölkern; zunächst wohl den kanaanitischen Stämmen, dann aber den Phöniciern und Assyriern.

Streitwägen.

„Obgleich Jehova mit Juda war, dass er das Gebirg in Besitz nahm, konnte er dennoch die Thalbewohner nicht vertreiben,

Fig. 114.



weil sie eiserne Wägen hatten.“ — David, nachdem er durch seinen Sieg über das zahlreiche Heer der Syrier eine überaus reiche Beute, auch an Streitwägen gewonnen hatte, ordnete diese

seiner Kriegsmacht bei und legte hiedurch zugleich den Grund zu einer eben solchen Abtheilung im Heere.

Diese Wägen glichen wohl sicher den ägyptischen, und folgends den assyrischen Wägen (*Fig. 114. a, b*). Schon um Vieles früher dagegen besass man anderweitige Wägen zur Beförderung von Personen und Lasten. Sie waren ziemlich plump, zwei- oder vierräderig, mit einfachen Sitzen, und wurden von Rindern oder Maulthieren, seltener von Pferden gezogen.

Belagerungsgeräth.

Zur Erstürmung von Mauerwerk bediente man sich zunächst starker Leitern und Thürme (?) und, um Bresche zu legen, der Sturmböcke. — Der König Usia dann beschaffte ausserdem Schleudermaschinen, mit denen er die Eckthürme seiner Hauptstadt besetzte. —

Das Cultgeräth

war von vorherein verhältnissmässig umfangreich. Es entfaltete sich seit David, namentlich aber unter Salomo, zu ausnehmender Pracht. Und verdankte nun solche der Kunstfertigkeit phönicischer Künstler, so vor allem dem Meister Hiram Abif.

Ausstattung der Stiftshütte.

Die Einrichtung der Stiftshütte wurde den Meistern Bezaleel und Oholiab zugeschrieben.

Letztere galten als Verfertiger auch der Bundeslade. Sie, bestimmt zur Aufstellung im „Allerheiligsten“, enthielt die Gesetzestafeln. Ihre Form und sonstige Beschaffenheit war durch eine Verordnung besonders festgestellt: „Machet eine Lade von Akacienholz, zwei und eine halbe Elle lang und eine Elle breit und eine und eine halbe Elle hoch. Und überziehe sie mit reinem Golde innen und aussen, und mache (ausserhalb) daran (als Kranzleiste?) einen goldenen Rand ringsum. Und giess dazu vier goldene Ringe und setze sie an die vier Ecken (oder Kanten?); zwei Ringe an der einen Seite und zwei Ringe (jenen gegenüber) an der andern Seite. Und mache Stangen aus Akacienholz, und überziehe sie mit Gold. Und stecke die Stangen in die Ringe an den Seiten der Lade, die Lade an ihnen zu tragen. In den Ringen der Lade sollen die Stangen sein, sie sollen nicht herauskommen. Und lege in die Lade die Verordnung, die ich dir geben werde. Und mache einen Deckel von reinem Golde, zwei und eine halbe Elle lang, und eine und eine halbe Elle breit. Dann mache zwei Cherubim[1] von Gold, glänzend mache sie an

[1] Den zu näherer Veranschaulichung der genannten Gestalten häufig angezogenen Stellen bei Ezech. I, 5 ff. u. X, 1 ff. kann ich dafür keinen

beiden Enden des Deckels. Und mache den einen Cherub an diesem Ende, und den andern Cherub am andern Ende, über den Deckel mache die Cherubim, an beiden Enden. Und die Cherubim sollen die Flügel darüber hin ausbreiten, mit ihren Flügeln den Deckel bedecken, und ihre Gesichter sollen einander zugewendet, gegen den Deckel zu die Gesichter der Cherubim gerichtet sein.[1] Und lege den (so geschmückten) Deckel auf die Lade oben auf; und in die Lade lege die Verordnungen, die ich dir geben werde."

Zur Aufstellung im „Heiligen" wurden beschafft ein Schaubrodtisch, ein Leuchter, dazwischen ein Rauchaltar, und verschiedene Opfergeräthe.

Der Schaubrodtisch, auf dem, nach der Zahl der Stämme, zwölf ungesäuerte Brode in zwei gleichzähligen Schichten übereinander niedergelegt und als Sinnbild der dem Jehova geweihten Speise wöchentlich (am Sabbath) erneuert werden sollen, so wie auch das Opfergeräth, mussten in folgender Weise hergestellt werden: „Und mache einen Tisch von Akacienholz, zwei Ellen lang und eine Elle breit und eine und eine halbe Elle hoch. Und überziehe ihn mit reinem Golde und mache daran an die (Kranz-) Leiste einen goldenen Rand ringsum. Und mache daran vier goldene Ringe und setze die Ringe an die vier Ecken, die über seinen vier Füssen sind. Neben der Leiste sollen die Ringe sein, zur Aufnahme der Stangen, um den Tisch zu tragen. Und mache die Stangen von Akacienholz, und überziehe sie mit Gold, weil daran der Tisch getragen wird. — Und mache für ihn Schüsseln, und Becher, und Platten, und Schalen, aus denen man Opfer giesst; aus reinem Golde sollst du sie machen." —

Unmittelbar an diese Bestimmung schliesst sich die über den Leuchter an: „Und mache einen Leuchter von reinem Golde, glänzend sollst du den Leuchter machen, seine Stange und seine Aerme, seine Kelche, seine Knäufe und seine Blumen seien an ihm. Und sechs Aerme sollen von den Seiten (der Hauptstange) ausgehen, drei Leuchterröhren aus der einen Seite, drei Leuchter-

---

grossen Werth beilegen. Die erstere Stelle scheint sich durchaus auf die Form der steinernen Kolossalthiere an den Pforten assyrischer und persischer Paläste zu beziehen; die letztere aber giebt ein vollauf verworrenes Phantasiebild ohne irgend welchen inneren Zusammenhang, ganz einer Anschauungsweise entsprechend, wie solche bei einem der Bildnerei sogar gesetzlich abgewandten Volke, wie dem israelitischen, wohl Platz greifen musste.

[1] Mit zu Hülfenahme der auf assyrischen Bildnereien dargestellten Götterfiguren dürfte es kaum mehr misslich erscheinen, nach der gegebenen Beschreibung ein annähernd zuverlässiges Bild der Cherubims zu entwerfen. Man vergl. dafür die Abbildg. bei Dorow. Die assyrische Keilschrift erläutert u. s. w. Wiesbaden 1820. Tab. I. J. Bonomi. Nineveh and its palaces. S. 134 ff.; Fig. 117; Fig. 160; Fig. 255. u. a.; H. Gosse. Assyria. S. 105 ff. —

röhren aus der anderen Seite. Drei mandelähnliche (?) Blüthenkelche seien an der einen Röhre, (abwechselnd) Knauf und Blume; und drei mandelähnliche (?) Blüthenkelche seien an der anderen Röhre, (abwechselnd) Knauf und Blume. So sei es an den sechs Röhren, die aus der Hauptstange am Leuchter hervorgehen. Und (an dieser Hauptstange) am Leuchter seien (ebenfalls) vier mandelähnliche (?) Blüthenkelche, (abwechselnd) mit ihren Knäufen und ihren Blumen. Und unter zwei Röhren an demselben sei (je) wieder ein Knauf;[1] so sei es an den sechs Röhren, die vom (Mittel-) Leuchter ausgehen. — Und mache seiner Lampen sieben, und bringe seine Lampen auf ihn und lass sie von vorn zu leuchten;[2] und seine Lichtputzen (?) und seine Feuerbehälter (oder Lampen) mache von reinem Golde. Aus einem Talente reinen Goldes mache ihn, mit allen jenen Geräthen."[3]

Von dem Rauch- oder Räucheraltar sagt die Verordnung: „Und mache einen Rauchaltar zum räuchern, aus Akacienholz mache ihn. Eine Elle lang und eine Elle breit, geviert sei er, und zwei Ellen hoch. An ihm (den vier Ecken) seien seine Hörner. Und überziehe ihn mit reinem Golde, seine Oberfläche und seine Wände ringsum, und seine Hörner, und mache um ihn einen goldenen Rand ringsum. Und zwei goldene Ringe mache an ihn, unterhalb seines Randes, an seinen beiden Wänden; mache sie (je) an seinen beiden Seiten, zur Aufnahme der Stangen, um ihn daran zu tragen. Und mache die Stangen aus Akacienholz, und überziehe sie mit Gold".

Die für die Aufstellung im „Vorhof" zu beschaffenden Geräthe waren ein Brandopferaltar nebst den zur Opferung von Thieren erforderlichen Opfergefässen und ein Waschbecken.

In Betreff des Altars war verordnet: „Und mache einen Altar aus Akacienholz fünf Ellen lang und fünf Ellen breit; geviert sei der Altar, und drei Ellen seine Höhe. Und mache ihm Hörner an seinen vier Ecken; und überziehe ihn mit Erz. Und mache für ihn ein Gitter von netzförmiger Arbeit aus Erz; und mache an dem Gitter vier Ringe von Erz, an seine vier Enden. Und hänge (?) es unter den Rand des Altars, von unten an, dass das Netz bis an die Mitte des Altars gehe. Und mache Stangen für den Altar; Stangen von Akacienholz, und überziehe sie mit Erz.

---

[1] Dies ist unzweifelhaft der Sinn der etwas dunkelen Stelle (v. 35), wenn man mit ihr die weiter unten zu erwähnende Abbildung des „herodianischen" Leuchters (Fig. 115. a) vergleicht. Sämmtliche Arme gingen nämlich je aus einem starken Knauf hervor, die zusammen den Untertheil der Haupt- oder Mittelstange bildeten. — [2] D. h.: Setze auf jeden Arm eine Lampe und zwar so, dass sie dem in das Heiligthum Eintretenden entgegenleuchte. — [3] Auf Anschauung und Ueberlieferung mag die in etwas davon abweichende Darstellung des heiligen Leuchters bei Joseph. Ant. III, 6 [7] beruhen.

Und man bringe seine Stangen in die Ringe, dass die Stangen an beiden Seiten des Altars seien, ihn damit zu tragen". — „Hohl von Brettern mache ihn".

Zum Gebrauche wurde dieser Altar bis zum oberen Rande mit Erde gefüllt. Die Hörner an ihm, und so auch die am Räucheraltar, bildeten vermuthlich eine Verzierung in Form eines Stier- oder Widderhorns.

Das Waschbecken war für die Priester bestimmt zum reinigen der Hände und Füsse, bevor sie das Heiligthum betraten. Es „wurde sammt seinem Gestelle von Erz gebildet, wozu die Weiber, die zum Dienste an der Thüre des Versammlungszeltes aufzogen, ihre metallnen Spiegel hergaben".

Die Opfergeräthe

bestanden in erzenen „Aschentöpfen und Schaufeln, und Schalen und Gabeln, und Kohlenpfannen"; ausserdem in verschiedenen Messern. Diese waren, wie bei den Aegyptern, anfänglich von Stein, später von Erz oder Eisen und, so namentlich die Opfermesser, mit reichverzierten Griffen versehen.

Die Besorgung, Aufstellung und Verpackung aller der zum Zelttempel gehörigen Geräthschaften u. s. w. gehörte wesentlich mit zu den Obliegenheiten der dienstthuenden Leviten. „Wenn das Lager aufbricht," redete Jehova zu Mose und Aron, „dann kommen Aron und seine Söhne, und nehmen den Vorhang ab, und bedecken damit die Lade der Verordnungen. Und legen darauf eine Decke von Tachasfellen, und breiten darüber einen ganzen purpurblauen Ueberzug, und legen ihre Stangen an. Und über den Schautisch breiten sie einen purpurblauen Ueberzug, und legen darauf die Schüsseln, und die Becher, und die Schalen, und die Platten, und das beständige Brod sei darauf. Dann breiten sie darüber eine koccusfarbige Decke, und bedecken sie mit einer Decke von Tachasfellen, und legen seine Stangen an. Und nehmen einen purpurblauen Ueberzug, und bedecken damit den Leuchter, und seine Lampen, und seine Lichtputzen, und seine Feuerbehälter, und all seine Oelgefässe, die dazu gebraucht werden. Und legen ihn und all seine Gefässe in eine Decke von Tachasfellen, und legen ihn auf das Traggestell. Und über den goldenen Altar breiten sie einen purpurblauen Ueberzug, und bedecken ihn mit einer Decke von Tachasfellen, und legen seine Stangen an. Und nehmen alle Dienstgeräthe, womit man im Heiligthume Dienst thut, und legen sie in einen purpurblauen Ueberzug und bedecken sie mit einer Decke von Tachasfellen, und legen sie auf das Traggestell. Alsdann reinigen sie den Altar von Asche, und breiten darüber einen purpurrothen Ueberzug. Und legen auf ihn alle seine Gefässe, womit man auf ihm

Dienst thut, die Feuerbehälter, die Gabeln und die Schaufeln und die Schalen, alle Geräthe des Altars, und breiten darüber eine Decke von Tachasfellen, und legen seine Stangen an. Und wenn Aron und seine Söhne fertig sind, und das Heiligthum, und alle Geräthe des Heiligthums bedeckt haben, wenn das Lager aufbrechen soll, alsdann kommen die Söhne Kehaths, um es zu tragen, sie sollen aber das Heiligthum nicht berühren, sonst werden sie sterben. Dies ist das Traggeschäft der Söhne Kehaths im Versammlungszelte."

Ausstattung des Jehovatempels.

Mit Ausnahme der einmal altgeheiligten Bundeslade liess dann Salomo für den von ihm nun errichteten Tempel jene Geräthe durch ihnen ähnliche, doch noch kostbarere, ersetzen.

Die Bundeslade erhielt ihre Stelle wiederum im „Allerheiligsten". Diesem selbst aber fügte man, wie es scheint im Hinterraume, zwei kolossale aus Holz geschnitzte und vergoldete Cherubimgestalten hinzu.

Der im „Heiligen" errichtete Rauchaltar war, wie der frühere, mit Gold überzogen, nun jedoch von Cedernholz. — Statt des nur einen Schaubrodtisches und nur einen Leuchters wurden jetzt zehn Tische und zehn Leuchter aufgestellt, diese wie jene theils von Gold theils von Silber, und die Tische, ausser je mit der bestimmten Anzahl Brode, noch mit hundert goldenen, mit Wein gefüllten Schalen besetzt.

Die Leuchter waren reich verziert, die „Lichtputzen", so wie überhaupt die noch sonst hierher gehörenden Geräthe: „die Becken und die Messer, und die Schalen, und die Rauchpfannen und die Kohlenpfannen aus gediegenem Golde".

Der im inneren Vorhof befindliche Brandopferaltar war von Erz, „zwanzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und zehn Ellen hoch", das Waschbecken oder „Handfass" nun aber ganz besonders kunstvoll behandelt. „Und er (Hiram) machte das „Meer" — so nannte man jetzt dies nun riesige Becken — „gegossen, zehn Ellen weit von einem Rande zum andern (oder im Durchmesser), ringsum gerundet, und fünf Ellen war seine Höhe und dreissig Ellen sein Umfang (am oberen Rande). Und Koloquinten zogen sich unterhalb seines Randes ringsherum, je zehn auf einer Elle umfassten im Umkreise das Meer; zwei Reihen waren die Koloquinten, gegossen aus einem Gusse mit demselben. Es (das Becken) stand auf zwölf Rindern, drei sahen gegen Mitternacht und drei sahen gegen Abend und drei sahen gegen Mittag und drei sahen gegen Morgen. Und das Meer ruhte auf diesen und sie alle standen mit dem Rücken nach innen gekehrt. Die Dicke (des Gusses) war eine Hand breit, und sein Rand, wie der Rand

eines Bechers, ähnlich einer Lilienblume (nach aussen umgebogen): es hielt zweitausend Bath (Wasser).“ — Nächst diesem Becken, das „auf der rechten Seite des Hauses, gegen Morgen zu, dem Mittag gegenüber“ aufgestellt wurde, fertigte Hiram „fünf Gestelle für die rechte Seite des Hauses und fünf für die linke Seite des Hauses“. — „Diese zehn Gestelle machte er (ebenfalls) von Erz, vier Ellen war die Länge eines Gestelles, und vier Ellen seine Breite, und drei Ellen seine Höhe. Sie hatten Leisten und (wagerechte) Leisten waren zwischen den (senkrechtstehenden) Eckleisten angebracht. Und auf den Leisten, welche zwischen den Eckleisten waren, sah man (ob als Stützen der Borde?) Löwen, Rinder und Cherubim und auf den Eckleisten ebenso oberhalb, wie unterhalb der Löwen und Rinder waren (als die Leisten miteinander verbindende Verzierung) Kränze herabhängenden Werkes. Und jedes Gestell hatte vier eherne Räder, und eherne Axen und an seinen vier Ecken waren Schultern,* [1] gegossen, zur Seite von jedem Kranze.† Und die vier Räder waren unterhalb der Leisten, und die Axen der Räder an dem Gestelle, und die Höhe eines Rades war eine und eine halbe Elle. Und das Werk der Räder war wie das Werk der Wagenräder, ihre Axen und ihre Felgen, und ihre Speichen und ihre Naben, alles war gegossen. Und die vier Schultern (Handhaben) waren an den vier Ecken eines jeden Gestelles, aus dem Gestelle (hervorstehend) waren seine Schultern. Und oben an dem Gestelle war eine halbe Elle Höhe gerundet ringsum; [2] und an dem Gestelle waren seine Seiten und seine Leisten aus ihm.[3] Und er (Hiram) grub auf die Tafeln seiner Seiten und auf seine Leisten Cherubim, Löwen, und Palmzweige, nach dem

---

[1] Vermuthlich waren es hervorstehende Handhaben, an denen das Gestell, während es gezogen wurde, zugleich geschoben werden konnte. — [2] D. h. das Gestell hatte oben, auf dem obersten Bord, ringsum einen Rand von einer halben Elle Höhe? — [3] Aus jenem Rande gingen also die Seiten und die daran befindlichen Eckleisten hervor? Der Berichterstatter kommt auf sie noch einmal zurück, um daran die anderweitige Ausstattung, wie folgt, anzuknüpfen. — Es mag dem nicht an Beschreibung plastischer Werke gewöhnten Berichterstatter sauer genug geworden sein, diese ihm seltsam erscheinenden, fortbewegbaren Opfer-Waschbecken, ruhend auf Fachgestellen mit Rädern u. s. w., zu beschreiben. Mehrfach greift er daher dem im Gange seiner Darstellung vor; so an den durch * und † bezeichneten Stellen, wo er von der Einrichtung der Becken spricht, ohne ihrer vorher gedacht zu haben. Die Auslassung dieser Stellen erleichtert die Veranschaulichung der in Rede stehenden Gestelle durch die Beschreibung ungemein. In der ersten * Stelle heisst es, anschliessend an „Schultern“ und so den Sinn vollständig verwirrend: „unterhalb des Beckens waren die Schultern“, in der zweiten †, anschliessend an „Kranze“: „Und seine Mündung war von Innen des Säulenhauptes (?) und aufwärts eine Elle, und sein Mund rund, das Werk eines Gestelles, eine Elle und eine halbe Elle; und auch an seinem Munde war Gravirung, seine Leisten aber waren viereckig, nicht rund“, — was sich wohl nur auf eine Art Hahn oder Ausfluss am Becken, da von letzterem kurz vorher die Rede war, beziehen kann!



Raum einer jeden und Kränze (Kranzleisten) ringsum. So machte er zehn Gestelle; sie hatten alle einerlei Guss, einerlei Maass, einerlei Gestalt. Und er machte zehn Becken von Erz; jedes Becken hielt vierzig Bath, jedes Becken hatte vier Ellen (im Durchmesser oder Umkreis?); je ein Becken war auf je einem Gestelle von den zehn Gestellen." — Und noch ferner fertigte Hiram ebenfalls für den inneren Vorhof „die Becken und die Schaufeln und die Schalen, und die Töpfe", aus Erz und Gold.

Das Geräth des nachexilischen Tempels

bestand dann, nun ausser der inzwischen zerstörten Bundeslade, wohl wesentlich aus den seitherigen Geräthen, wenn allerdings auch nur insoweit, als solche sich bei seiner Einrichtung dann im Schatze des Cyrus noch vorfanden: — „Und Cyrus, der König der Perser, holte sie hervor durch Mithredath, den Schatzmeister und zählte sie Scheschbazar, dem Fürsten Judas vor. Und dies ist ihre Zahl: dreissig goldene Becken, tausend silberne Becken, neunundzwanzig Messer; dreissig goldene Becher, vierhundert und zehn silberne Becher zweiter Gattung, tausend andere Geräthe. Alle goldenen und silbernen Geräthe waren fünftausend und vierhundert. Sie sämmtlich nahm Scheschbazar mit, als die Gefangenen aus Babel nach Jerusalem hinauf geführt wurden." — Ihnen nun fügte man wiederum einen (goldenen) Leuchter mit sieben (?) Lampen hinzu.

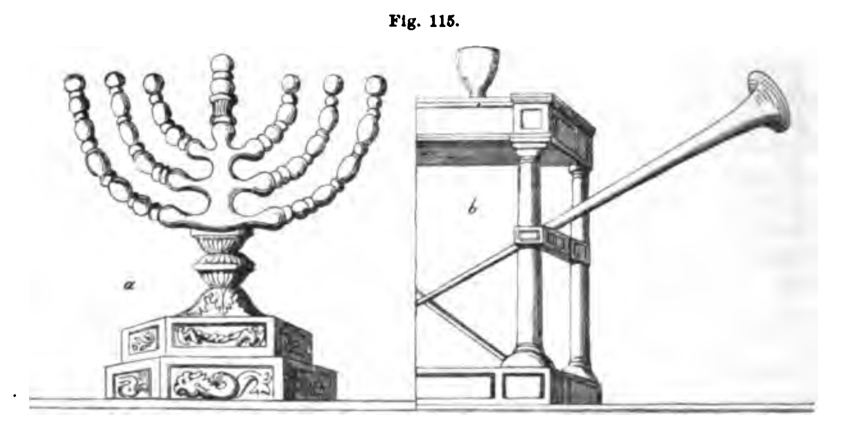
Ausstattung des herodianischen Tempels.

Sie stellt sich im Allgemeinen als eine durchaus neue dar. In der Halle des Tempelhauses standen zwei Tische: der eine von Marmor, der andere von Gold, auf welchen der Priester bei seinem Ein- und Ausgange aus dem Heiligen die Schaubrode wechselte. — Nur als zum alten Tempel gehörig gedenkt Josephus des grossen Waschbeckens und jener zehn ehernen Gestelle. Ob sie oder ihnen ähnliche Geräthe auch in diesem Tempel bestanden, muss als zweifelhaft dahingestellt bleiben. Dagegen wird von ihm als hier vorhanden eines Brandopferaltars gedacht. Sein Umfang, von Verschiedenen unterschiedlich angegeben, betrug zwischen 40 (30?) und 50 Ellen im Geviert. An seinen vier Ecken befanden sich hörnerartige Verzierungen. Ein von Mittag aufsteigender Weg führte zu ihm oder, wohl richtiger, zu einem Absatze, aus dessen Mitte sich erst der eigentliche Opferherd erhob. Den Bau umgab, als Grenzscheide (?), ein steinerner Kranz von etwa einer Elle Höhe.

Deutlicher lautet der Bericht über den siebenarmigen

Leuchter und den goldenen Schaubrodtisch, Geräthe, welche dann Titus fortführte. Er stimmt genau mit deren Abbildung am Triumphbogen des Titus zu Rom überein (*Fig. 115. a—b.*)

Fig. 115.



Musikinstrumente.

Als hauptsächlichste Schlaginstrumente erscheinen frühzeitig die „Aduffe", eine Art von Tamburin oder eine Handtrommel („Pauke"), und, zur Belebung des Takts bestimmt, Klapphölzer (Kastagnetten), metallne Becken oder „Cymbeln", so wie auch das „Menaanim, vielleicht das von den Aegyptern angewandte Schellen-Sistrum (*Fig. 41. b*) und die „Schalischim" oder Triangel.

Zu den ältesten Blasinstrumenten („Ugab") zählten die Trompete und verschiedene Pfeifen und Flöten. Erstere kam, namentlich seit David, zunehmend in Anwendung. Die Trompeten, deren Form in spätester (?) Zeit am Triumphbogen des Titus sich dargestellt findet (*Fig. 115. b*), waren gleich anfänglich auch dem Tempeldienste gewidmet, und in dieser Eigenschaft von Silber. Verschieden hiervon scheinen die zu kriegerischem Gebrauch bestimmten Trompeten, sowie auch wohl jedenfalls die „Posaunen" und das „Horn" gewesen zu sein. — Die Pfeifen und Flöten glichen sicher den einfachen ägyptischen. Ihre Erfindung schrieb man Jubal, dem „Vater Aller, die auf Pfeifen oder Saiten spielten", zu. Sie unterschieden sich im Ganzen wohl wesentlich nur durch ihre Grösse und die Zahl ihrer Schalllöcher. Auch kannte man vermuthlich die Doppel-Flöte.

Als Saiteninstrumente waren üblich die Kithara oder Cither und, wie mindestens für die spätere Zeit anzunehmen ist, unterschiedliche Lyren und Harfen. So das „Nablium", das „Psalterium" und die „Sambuka". Das Instrument Davids

war die Cither. Sie aber dürfte mehr einer Lyra denn einer Harfe entsprochen haben (*Fig. 44. k, l;* vergl. *Fig. 92*).

Bestattungsgeräth.

Die Leiche wurde, nachdem sie gewaschen, vornämlich in späterer Zeit, in ein Tuch eingeschlagen und vermittelst Binden mumienartig umwickelt. Zu ihrer Beförderung diente gemeiniglich eine Tragbahre. Bestattet ward sie entweder nur so oder, jedoch seltner, in einem einfachen Schrein. Kriegern gab man ihre Waffen, Vornehmen und Fürsten auch Kostbarkeiten, wie Schmuck u. dergl. mit ins Grab. Letztere setzte man auch in steinernen Sarkophagen bei.

Sechstes Kapitel.

Die Völker Kleinasiens.[1]

Vorbemerkung.

Kleinasien ist die natürliche Brücke zwischen den Ländern des Ostens und Europa. Im Norden, Westen und Süden von Meeren umspült, ward das Land vermuthlich theils durch arische, theils durch semitische Einwanderer in Besitz genommen. Jene, von Osten kommend, breiteten sich wahrscheinlich im Innern; diese, von Süden aufsteigend, längs den Küstengebieten aus. Ein Zusammenstoss dieser östlichen Ankömmlinge mit europäischen, griechischen und thracischen Ansiedlern, die, zum Theil den Inseln gefolgt, den Westrand, zum Theil über den Bosporus vor-

[1] Ch. Fellows. A. Journal written during an excursion in Asia minor. Lond. 1839; derselbe: An account of discoveries in Lycia. Lond. 1841. (Dieselben: Ein Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien von Charles Fellows. Uebersetzt von Dr. J. Zenker. Leipzig 1853); Ders.: Travels and Researches in Asia minor, more particularly in the Province of Lycia. New Edition. — Ch. Texier. Description de l'Asie Mineur. Ordonné par le Gouvernement etc. 3 Vols. Paris 1849. — L. Ross. Kleinasien und Deutschland. Reisebriefe und Aufsätze u. s. w. M. Abbildgn. Halle 1850. — P. de Tchihatscheff. Asie Mineur. Descript. physique, statistique et archéologique de cette contrée. Paris 1855. — Eine Auswahl bezüglicher Trachtenfiguren nach Vasenbildern u. s. w. bei Thom. Hope. Costume of the Ancients. Vol. I. Lond. 1841. — Aufführung nach den Quellen nebst theilweiser Abbildung der den „troischen Heldenkreis" u. s. w. behandelnden Kunstwerke des Alterthums s. bei Dr. J. Overbeck. Gallerie heroischer Bildwerke der alten Kunst. T. I. Braunschweig 1853. Mit Atlas in Folio. — H. Schliemann. Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. Leipzig 1874. —

gedrungen, Gebiete im Norden besetzt hielten, führte dann wohl auch hier, ähnlich wie in Vorder-Asien, zunächst zu einer vielgliedrigen Spaltung der Bevölkerung in zahlreiche Stammverbände. Sie indess unterschieden sich noch schärfer durch die ihnen eigenen, nach ihren Ursitzen je verschieden bedingten Kulturanlagen.

Die das Land, namentlich im Westen fast gleichlaufend durchschneidenden Gebirgsketten, wie die wechselnde Naturbeschaffenheit der von ihnen umgrenzten Gebiete, waren einer derartigen Trennung förderlich. Diese Trennung sammt den örtlichen Bedingnissen mussten die fernere Kulturentwickelung wesentlich mitbestimmen. Während es den mehr begünstigten, zumeist von Griechenland eingewanderten Stämmen vergönnt war, schon frühzeitig zu höherer sittlicher und gewerblicher Ausbildung zu gelangen, verblieb ein grosser Theil der Bevölkerung in ursprünglicher Rohheit.

Wie in Vorderasien, so erhoben sich auch hier zuerst die Küstenlandschaften und die ihnen zunächst gelegenen Inseln zu eigentlichen Kulturgebieten. Bereits in ältester Zeit erscheint das Volk der Karer als ein mit Phöniciern enger verbundener Stamm im Besitz mannigfacher, handwerklicher Künste. Sie waren über fast alle Inseln und einen Theil der Südküste verbreitet, von wo aus sie eine, wenn auch seeräuberische, doch weitgreifende Handelsvermittlung zwischen den Ost- und Westländern unterhielten.

In den dem europäischen Festlande angrenzenden Landschaften schlug die Kultur am frühesten Wurzel. Homer, obschon auf ein „heroisches“ Zeitalter nur dichterisch rückblickend, schildert das Land zwar noch als ein unter viele Völkerschaften vertheiltes, diese selbst aber als miteinander, wenn auch nur locker verbundene Stammgemeinden. Von diesen zeigen sich vor allem die Troer als mächtig und selbstständig. Ihnen stellen sich, als ziemlich gleich gebildet, die Mäonen, Cilicier, Lycier, und Karer, Solymer und Phrygier zur Seite. Sie sämmtlich sind im Besitz ausgedehnter Gebiete im Westen der Halbinsel und, im Verhältniss zu den von Homer ebenfalls erwähnten Stämmen der Alizonen, Paphlagonen u. a., welche theilweis die nordöstlichen Länder inne hatten, auf weit vorgerückter Stufe stetiger Entwickelung.

Aus dem Helldunkel homerischer Ueberlieferung erscheinen erst um Jahrhunderte später hauptsächlich die Cilicier, Lycier, Karer, Phrygier und Lydier und das bis dahin ungenannte Volk der Kappadocier oder Leucosyrier in dem aufdämmernden Lichte der Geschichte. In ihm gewinnen allmälig die Phrygier, als ein die Mitte der zum Theil fruchtbaren und waldreichen Hochebenen bewohnendes Kulturvolk, eine festere Form. Neben diesen, die westlichen Abdachungen der vom Mäander durchflossenen Landschaften einnehmend, treten sodann die Lydier als das Hauptvolk herrschend hervor. Dem lydischen Stamme, auf dessen frühes

Dasein der im alten Testamente verzeichnete Name „Lud“ hinzudeuten scheint, war es vorbehalten die Geschicke der kleinasiatischen Reiche zu bestimmen. Abgesehen von den kriegerischen Einflüssen, denen die Länder schon in ältester Zeit (um 1200?) durch die östlichen Staaten, insbesondere durch die Assyrier und später durch pontische Eindringlinge ausgesetzt waren, und einer immerhin halb sagenhaften Midas-Dynastie der Phrygier nebst dunkeln Nachrichten von einem selbstständigen Königthum der Lycyer und Cylicier, wurden seit dem Auftreten des Lydierkönigs Gyges (um 700 v. Chr.) bis auf den Lydierkönig Alyattes (620—563) fast sämmtliche Staaten der Halbinsel zu einem lydischen Reiche vereinigt. — Nur die schon früh zu hoher Blüthe gelangten griechischen Kolonien längs der Westküste hatten mit wenigen Ausnahmen den lydischen Waffen widerstanden. Wesentlich mitunterstützt durch die unter ihnen ausgebrochenen Zerwürfnisse gelang es endlich dem Sohn des Alyattes, Krösus, auch sie seinem Scepter zu unterwerfen und so dem Reiche die weiteste Ausdehnung zu geben.

Mit dem gewaltigen Vordringen der Perser ward indess auch dem lydischen Reiche der Stab gebrochen. Seit dessen Eroberung durch Cyrus sank es zur persischen Satrapie herab. Um 380 v. Chr. fiel das ganze westliche und nördliche Kleinasien einwandernden, gallischen Völkerschaften anheim. Unter dem Schwerte Alexanders (331 v. Chr.) und der dann römischen Herrschaft theilte die Halbinsel zum grossen Theil das Geschick der in gleicher Weise bedrängten vorderasiatischen Länder.

Die Tracht.

Die frühesten Andeutungen über die Gewerklichkeit kleinasiatischer Völker liefern die homerischen Gesänge. Dass ihren Schilderungen eine genaue Kenntniss griechisch-asiatischer Kulturverhältnisse zu Grunde liegt, giebt eine vergleichende Prüfung mit altorientalischen Zuständen, wie solche insbesondere die assyrischen Denkmale und die alttestamentlichen Schriften vergegenwärtigen, zu erkennen. — Sie lassen die Troer und viele der mit ihnen verbündeten Stämme im Besitze eines bereits weit vorgeschrittenen handwerklichen Betriebs und als handelsthätig erscheinen.

In Bezug auf die Tracht verrathen sie eine besondere Vorliebe für köstliche Gewänder, reichen Schmuck und kunstvoll gearbeitete Waffen. Ausdrücklich gedenken sie der Geschicklichkeit in Bearbeitung der Metalle, der Fertigkeit der troischen Frauen in Herstellung trefflicher Gewebe und der den mäonischen und karischen Weibern eigenen Kunst das „Elfenbein schön mit Purpur zu färben“.

Bei dem regen Verkehr der westlichen Bevölkerung mit ihren europäischen Nachbarstämmen konnte es ihr wohl nie an hinreichenden Stoffen fehlen. Das Land selbst lieferte thierische und pflanzliche Erzeugnisse, so wie auch Metalle in genügender Menge. Vor allem boten die zahlreichen phrygischen und cilicischen Herden Schafwolle und Ziegenhaar in besonderer Güte dar; auch liess man sich den Anbau des Flachses, hauptsächlich in den nordwestlichen Ländern, schon sehr früh angelegen sein. Bereits in den homerischen Gesängen geschieht der linnenen Gewänder, auch besonders ihrer Feinheit und glänzenden Weisse, häufiger Erwähnung.

Seit dem geschichtlichen Auftreten der Lydier und der folgends näheren Beziehung der Griechen zu Kleinasien werden die Nachrichten zunehmend bestimmter. An die Stelle der von Homer geschilderten einfacheren Lebensverhältnisse traten Verweichlichung und Prunksucht. Die Schätze, die dem lydischen Reiche in Folge seiner erobernden Herrscher aus den unterworfenen Ländern, so wie nicht minder auch durch den Betrieb ergiebiger Goldbergwerke zuflossen, wirkten vor allem dahin zurück. Auch die griechischen Kolonisten nahmen allmälig daran Theil, bildeten nun aber, wie es scheint, die ihnen überkommenden Formen wesentlich künstlerischer aus, und theilten sie wohl in solcher Gestaltung dann auch wiederum den Lydiern mit.

Die Kleidung.

Die Herstellung der Gewandstoffe, so wie auch der Gewänder an sich, geschah in älterer Zeit lediglich innerhalb der Familien seitens des weiblichen Geschlechts. Spinnen und weben gehörte mit zu seinen hauptsächlichsten Beschäftigungen, und wurde auch, nächst Buntstickerei, selbst von Fürstinnen betrieben. Mit dahin verweisenden Worten lässt Homer den trojanischen Helden zu seiner Gattin sprechen:

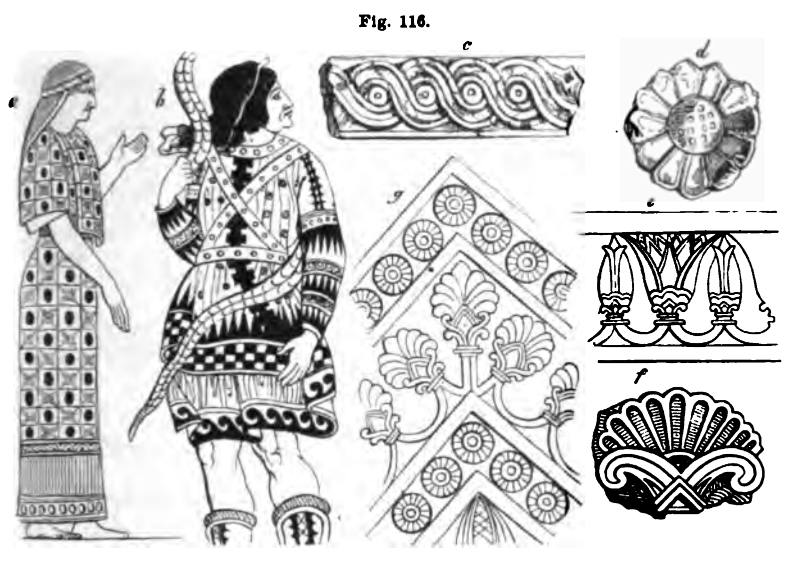
„Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern
Fleissig am Werke zu sein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg ob.“

Mit dem steigenden Aufwand indessen seit der Oberherrschaft der Lydier entfaltete sich denn solcher Betrieb zu einem mehr selbstständigen Gewerbe. Und so nun auch die damit verbundenen sonstigen Handtierungen, wie vor Allem die Stickerei, Wirkerei, Bunt- und Purpurfärberei. In letzterer insbesondere thaten die Lydier sich hervor, und scheinen schon bald selbst den vielberühmten phönicischen Purpurfärbereien den Rang streitig gemacht zu haben. — Die Blüthe des Sandixbaums verwendete man zu hellrother Färbung; „sardisches Roth“ ward hochgeschätzt, und eben seines Glanzes wegen bei den Griechen sprüchwörtlich.

Unter den eigen gefertigten Zeugen bildeten kurzgeschorne, wohl dem „Plüsch“ ähnliche Teppiche von Sardes, vorzüglich aber, als Handerzeugnisse der Inseln Kos und Amorgos, äusserst feine, durchscheinende Gewebe von Linnen oder seidenartigem Stoffe, weithin begehrte Waaren. Sie jedoch wurden ihrer Kostbarkeit wegen nur zu Prachtkleidern verwendet.

Daneben ward die Buntwirkerei und goldenes Stickwerk stark betrieben. Vorzugsweise liebte man nächst purpurnen Ober- und Untergewändern, durch welche sich die vornehmsten Lydier zur Zeit des Krösus auszeichneten, auch mehrfarbige, buntgemusterte Kleider. Einem vielleicht den thracischen Völkern eigenen Geschmacke folgend, wählte man entweder durchweg oder doch theilweis gewürfelte Stoffe (*Fig. 116. a, b*).

Fig. 116.



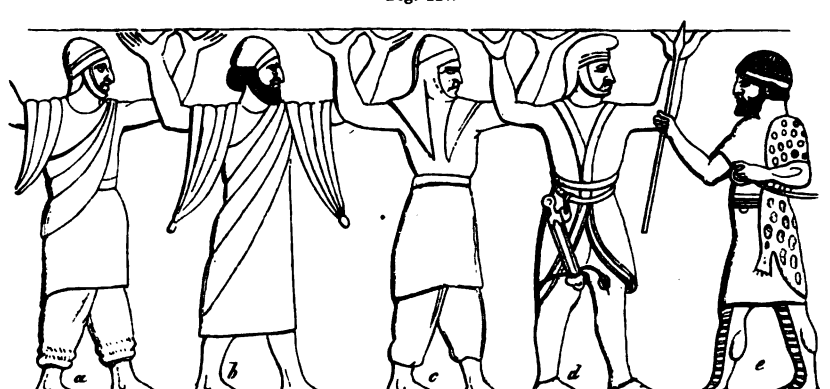
Eine besondere Art der Ausstattung, wie solche auch bei den pontischen Stämmen und vor allem bei den mit den griechischen Kolonisten verbundenen Skythen statt hatte, bildete, ausser eingestickten goldenen Verzierungen, ein benähen mit bald grösseren, bald kleineren goldenen Rundblechen. Sie schmückte mehrentheils eine flacherhobene Darstellung, wie die von Köpfen, Thieren u. a., theils auch hatten sie die Form von Sonnen, Sternen u. dgl. (*Fig. 116. d;* vgl. *b*).

Werth legte man namentlich auf einen schmuckvollen Besatz der äussersten Kanten der Gewänder. Die Vorbilder hierfür entfalteten sich dann, vorwiegend unter griechischem Einflusse, zunehmend reicher und zierlicher. Anfänglich sich bewegend, mehr anlehnend an assyrischen Geschmack (*Fig. 116. c—g*), hauptsächlich

in schwereren zickzack- und rautenförmigen Gestaltungen, wurden nun diese sowohl zu grösserer Feinheit durchgebildet, als auch durch mancherlei kunstvoller behandelte Formen, wie unter anderem durch die der „Palmette“ und die der nach dem gekrümmten Laufe des durch Lydien fliessenden Mäanders benannten Linienverschlingungen bereichert. Auch die von den Assyriern als Zierform vielfach beliebte einfache und doppelte Schneckenwindung (*Fig. 127. h*) kam, in nun noch schwungvollerer Durchbildung, allgemeiner in Aufnahme.

Die Form der Kleidung dürfte sich, so namentlich zur Zeit Homers, von der achäisch-griechischen nur unwesentlich unterschieden haben. Beide Geschlechter trugen hauptsächlich ein längeres oder kürzeres hemdförmiges Untergewand, gemeiniglich über den Hüften gegürtet, und darüber bald einen weiteren bald engeren

Fig. 117.



mantelartigen Umwurf. Eine Auszeichnung des Frauenanzuges bestand theils in mehrer Feinheit des Stoffes und einer den Körper völliger bedeckenden Fülle, theils in Gegenständen des Schmuckes: in Gold- oder Silbergeschmeide, in reicher Fuss- und Kopfbedeckung, und einem langwallenden Schleier.

Die Bekleidung der Männer in älterer Zeit war der assyrischen nicht unähnlich. Die nach dem Zeugnisse Herodots den Lydiern eigene Scheu vor der Nacktheit, die sie mit allen nichtgriechischen Völkern theilten, führte auch sie von vorherein zur Anwendung längerer Unter- und Obergewänder (vgl. *Fig. 117. b*). Ein solcher Anzug, in reichster Ausstattung vermuthlich in Abbildungen von Bacchusfiguren erscheinend, bestand aus einem weitfaltigen, meist reichgemusterten Ermelhemde, das, tief unter der Brust gegürtet, nicht selten auf dem Boden nachschleppte, und in einem ringsum verzierten, faltenreichen Umwurfe. Der Name dieser Gewänder war Bassarae. In Bezug zu dem thracischen

„Bassarim“ (Felle) deutet er wohl ebenso auf deren nordwestlichen Ursprung, als auch auf die frühste Art der Bekleidung, auf die mit Thierfellen, hin. Zudem war eine Verwendung von Fellen, namentlich als Rückenbehang, auch der homerischen Zeit nicht fremd. Mit einem Pantherfell erschien Paris, mit einem Löwenfell Menelaos, und auch noch unter Xerxes trugen die ihm dienenden Lycier um die Schultern Ziegenfelle (vergl. *Fig. 117. e*).

Eine selbständige Bekleidung der Beine wird mit Ausnahme von metallnen und ledernen Unterschenkelschienen von Homer nicht erwähnt. Sie zeigt sich an Darstellungen vermuthlich kleinasiatischer Stämme, zunächst auf persischen Bildnereien, in Form von weiteren Hosen. Nicht unwahrscheinlich somit ist es, dass

Fig. 118.



man solche, wenn nicht etwa in Folge thracischen Einflusses, von den Persern selbst entlehnte (*Fig. 117. a, c, d*).

Vielleicht mit veranlasst durch die Aneignung eben einer solchen Beinbekleidung, da nun sie den Unterkörper völlig bedeckte, kamen dann statt der langen Gewandung auch mehr gräcisirende, kürzere Uebergewänder auf. Sie wurden zunehmend üblicher, so dass sie jene, wie es scheint, nahezu gänzlich verdrängten. Nebenher ward es zum Theil beliebt sowohl diese Gewänder, als auch die Beinbekleidung an sich, beträchtlich zu verengern, und nun beides nach Form und Farbe in reichster Weise zu verzieren. Auch blieb man hierbei nicht stehen, sondern fügte dem noch einzelne besondere Bekleidungsstücke, wie Ermeljacken u. A. hinzu.

Zu einem vollständigen lydischen oder lydisch-phrygischen

Männer-Anzuge gehörten denn nunmehr, nächst Hosen und Schuhen und einer eigens gestalteten Kappe, zwei bis drei Obergewänder. Bei ausnehmender Pracht war solche Kleidung oft durchaus gemustert (*Fig. 118. b*). Das Beinkleid bedeckte das ganze Bein eng oder in leichten Falten. Daran schloss sich eine Jacke an mit ganzen bis zur Hand reichenden Ermeln, ebenfalls eng oder faltiger. Der darüber zu ziehende Rock glich einem ermellosen Hemde. Ihn schmückten gelegentlich vorn, längs der Mitte herab, ein breiter gemusterter Streif, seine Ränder gemusterte Einfassungen, und auch sonst, regelmässig vertheilt, eingestickte Zierrathen, Palmetten, Sterne u. dergl. — Der Rock selbst ward zusammengefasst vermittelst eines Hüftgürtels. Seine Ausstattung


Fig. 119.



entsprach dem Uebrigen. Hinter ihm pflegte man den Rock mässig in die Höhe zu ziehen und dann herabfallen zu lassen (*Fig. 118. a*). Und dazu kam eben nun mehrentheils noch eine kurze, weitere Jacke mit langen ziemlich weiten Ermeln, die häufiger jedoch nicht angezogen, sondern nur leicht umgehängt ward (*Fig. 118. a*). — Für die faltiger belassenen Gewänder, so auch namentlich für diese Jacken, beliebte man vorwiegend einen Besatz mit jenen vorerwähnten, kleinen goldenen Rundblechen (*Fig. 118. a*). — Die hierbei vorherrschenden Farben waren wohl jedenfalls zumeist ein dunkler und hellerer Purpur, Safrangelb und Weiss. Ebenso bei den Schuhen, die überdies besonders reich mit goldenem Zierrath besetzt wurden. Statt ihrer bediente man sich in der Folge nicht selten zierlicher Schnürstiefel, ähnlich den assyrischen. — Die Kopfbedeckung

bildete theils eine schmuckvolle Binde, oft von ziemlicher Länge (*Fig. 118. c*), theils jene eigene Art von Mütze.

Diese Mütze in ihrer Besonderheit blieb vorzugsweise ein Abzeichen des phrygisch-lydischen Volks. Sie erhob sich mit nach vorn rundlich überfallender Wulst und endigte unterhalb in drei oder auch vier breiten Laschen, so dass sie, mit Ausnahme des Gesichts, den Kopf sammt Genick vollständig umschloss. Sie konnte unter dem Kinne verknüpft oder vermittelst der Seitenlaschen fest zusammen gebunden werden. Zumeist jedoch liess man diese Laschen entweder frei herabhängen, oder rollte sie längs den Wangen empor, oder verband sie über der Stirn (*Fig. 118. a, b; Fig. 119. a, b*). Ihre Höhe scheint, vornämlich später, ziemlich beträchtlich gewesen zu sein. Wenigstens konnte hieran Ovid die scherzhafte Bemerkung knüpfen, dass ihrer sich Midas bedient habe, um die ihm von Apollo verliehenen Eselsohren zu verbergen.

In weiterem Verlaufe machten sich europäisch-griechische und folgends auch römische Einflüsse geltend. Beharrte man gleichwohl in bunter Pracht, so dass noch Virgil sagen konnte

„Euch ist mit Safran gefärbt und leuchtendem Purpur die Kleidung" —
„Auch hat Ermel der Rock, auch prangt mit Binden die Haube" —,

so fand doch immerhin ein Wechsel in der Form der Gewänder statt. Abgesehen von einzelnen, wohl mehr willkürlichen Darstellungen des Paris als des „mädchenbeäugelnden" Hirten (*Fig. 119. a*), zeigt sich die Gewandung an Bildwerken eben aus dieser späteren Zeit, im Gegensatz zu früheren Darstellungen, um vieles faltenreicher.

Statt des sonst allgemein üblichen engeren Uebergewands ohne Ermel, trug man fortan gemeiniglicher ein weites langermeliges Ueberhemd, mehrentheils von solcher Länge, dass man es, freierer Bewegung wegen, bis über die Kniee aufschürzte und nicht selten überdies ziemlich dicht unter der Brust vermittelst eines zweiten Gürtels noch einmal zusammenfasste; und dazu einen nun ebenfalls faltenreichen langen Umhang, auf der rechten Schulter durch eine Spange verbunden. — Die Beinbekleidung behielt man bei, doch auch wesentlich nur die weiteren Hosen; und ebenso die „phrygische Mütze". Sie scheint ihre Form, als eben zumeist volksthümlich, am wenigsten geändert zu haben (*Fig. 119. b*). —

Die Kleidung der Weiber unterlag keinem durchgreifenderen Wechsel. Sie entsprach, auch noch in spätester Zeit, der von Homer geschilderten. Ihren Haupttheilen nach bestand sie aus einem langen weitfaltigen hemdförmigen Ueberkleide mit weiten ganzen oder halben Ermeln, theils auch ohne Ermel, und einem verschieden umfangreichen viereckten Gewande als Ueberwurf. — Das Hemd wurde vorwiegend ungefärbt, in der Weisse des Stoffs belassen, doch auch farbig, eintönig oder bunt gemustert beliebt.

Eintönig gefärbt waren wie es scheint insbesondere die äusserst feinen koischen und amorgischen Gewebe, die bei selbst mehrfacher Uebereinanderordnung den Körper dennoch durchschimmern liessen (*Fig. 120. d*). — Den vorzüglichsten Schmuck des Hemds bildete eine Verzierung der Kanten. Es wurde einfach, auch doppelt gegürtet, seltener ungegürtet getragen.

Nächst solchen an sich leichteren Gewändern, bediente man sich engerer Röcke vermuthlich von dichterem Stoffe. Sie reichten mindestens bis auf die Füsse, hatten lange, ebenfalls enge Ermel, und waren, vielleicht mit Ausnahme eines zur Erleichterung des anziehens rücklings angebrachten Schlitzes, zu den Seiten völlig geschlossen (*Fig. 121. b, c*). Ihr Schmuck bestand vorzugsweise, ausser in einer Verzierung der Kanten bei wahrscheinlich ein-


Fig. 120.

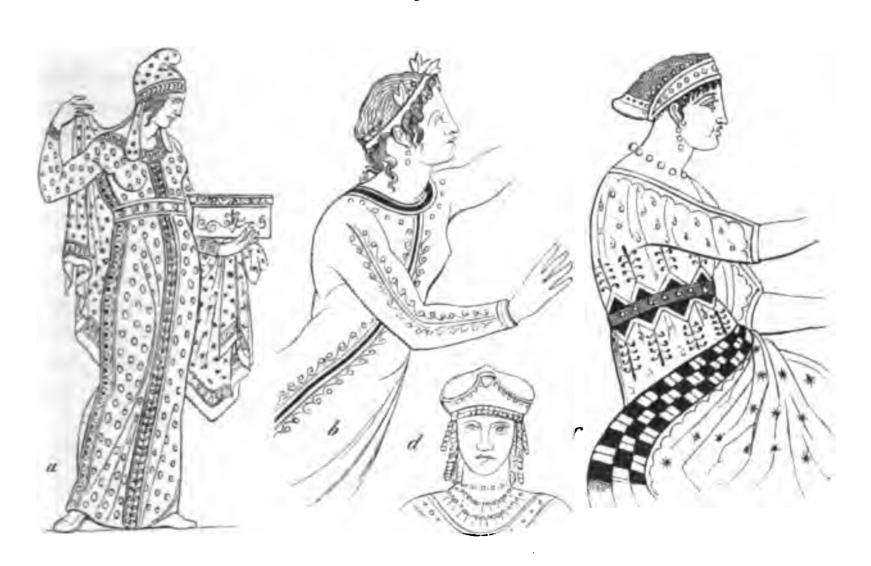


töniger Färbung, in einer durchgängigeren Musterung zum Theil wohl in Bunt- und Goldstickerei, so wie auch in einem oft reichen Besatz mit den zum Schmuck auch der Kleidung der Männer mehrfach verwendeten, kleinen goldenen Rundblechen. (*Fig. 120. a*). Auch diese Röcke pflegte man gegürtet und ungegürtet zu tragen, zu ihrer Gürtung aber zumeist eine metallne verzierte Spange oder doch ein breiteres dem ähnlich geschmücktes Band von Leder u. dgl. zu wählen. — Die Gewänder zum überwerfen erhielten gelegentlich gleichen Schmuck, allgemeiner jedoch nur, bei wohl vorwiegend eintöniger Färbung, eine Verzierung längs den Kanten.

Als Kopfputz blieben dauernd beliebt nächst einer jener „phrygischen Mütze“ durchaus ähnlichen Kappe (*Fig. 121. a*), Bänder mit daran befestigten Blumen, breite diademförmige Stirn- und Hinterhauptzierden von Gold- oder Silberblech, zuweilen mit

Steinen besetzt (*Fig. 121. c*), zierlich gearbeitete Netzhauben, Binden und verschiedene, theils aufgesteifte Rundkappen (*Fig. 121. d*). Die Fussbekleidung bewegte sich in mancherlei Formen von Bindeschuhen, Sohlen und leichten Halbschuhen, nicht minder zumeist reich ausgestattet.

Fig. 121.



Der Schmuck.

Von den Männern wurde der Bart, von beiden Geschlechtern aber das Hauptbaar mit besonderer Vorliebe gepflegt. Jünglinge liessen es in Ringellocken in den Nacken herabfallen und salbten es mit kostbaren Oelen (*Fig. 118. a—c*). Mit den „Wohlgerüchen des Tmolus" durchduftete man die Gewänder; die Handgelenke und den Hals schmückte man reich mit Geschmeide, und den Hals insbesondere mit langen die Brust mitbedeckenden goldenen Ketten oder „Halsfesseln". — Ein auch den Männern eigener Zierrath bestand in kostbaren Ohrgehängen. Es war dieser bei ihnen so allgemein, dass die Griechen einen Jeden der sich mit einem solchen Schmuck zeigte spottweise verglichen einem „Lydier, dem die Ohren durchstochen sind".

Kennzeichnendes Verhalten.

Als ein Abzeichen der lydischen Könige wird eine Doppelaxt („Labris") genannt. Ausserdem stand den Machthabern die Führung eines goldenen Scepterstabs und die unbeschränkte Ver-

wendung purpurner Gewänder zu. — Die königlichen Würdezeichen trugen zum Theil auch die Oberpriester. So wenigstens bei den Kappadociern oder Leucosyriern, den Phrygiern und den Ciliciern.

Das Kriegswesen.

Die von Homer geschilderte Weise der Kriegsführung entsprach im Wesentlichen der im Orient überhaupt üblichen. Die Mehrzahl der kleinasiatischen Stämme war, zumal in älterer Zeit, von kriegerischem Geiste erfüllt. Noch während der Regierung des Krösus galt „kein Volk so tapfer als das lydische". Und wie bereits Homer der „kühnen, rossebändigenden" Mäonen gedenkt, so auch galten die Lydier stets als ausgezeichnete Reiter.

Unter der kraftvollen Herrschaft des Gyges ward dann durch ihn wohl auch das Kriegswesen gefördert. Mit der Ausbreitung des Reichs wuchs zugleich die Masse der Krieger, so dass, wie Xenophon berichtet, nun Krösus ein Heer zu stellen vermochte, das, ungerechnet die Hülfsvölker, von lydischer Seite 10,000 Reiter und 40,000 Fusstruppen, Schildträger und Bogenschützen, von phrygischer Seite 8000 Reiter und 40,000 Lanzenträger, und von Kappadocien 6000 Reiter und 30,000 Bogenschützen umfasste.

Waffen.

Einen vollständigen Waffenschmuck lehrt die homerische Schilderung von der Rüstungsweise des Paris kennen:

„Eilend fügt' er zuerst um die Beine sich bergende Schienen,
Blank und schön, anschliessend mit silberner Knöchelbedeckung;
Weiter umschirmt' er die Brust ringsher mit dem ehernen Harnisch
Seines tapferen Bruders Lykaon, der ihm gerecht war;
Hängte sodann um die Schulter das Schwert voll silberner Buckeln
Eherner Kling', und darauf den Schild auch, gross und gediegen;
Auch das gewaltige Haupt mit stattlichem Helme bedeckt er,
Von Rosshaaren umwallt, und fürchterlich winkte der Helmbusch;
Nahm dann die mächtige Lanze, die ihm in den Händen gerecht war." —

Aus der Reihe der Schutzwaffen tritt der Schild „gross und gediegen" als eine der wichtigsten hervor. — Der im Heere der Troer gebräuchlichste Schild bestand theils aus Holz, bedeckt entweder mit Metallblech oder mehreren Lagen von Thierhäuten mit metallener Umrandung, theils gänzlich von Metall, und war zumeist kreisrund oder oval, nicht selten von solchem Umfange dass er den ganzen Körper deckte. Im Innern hatte er zwei Handhaben: eine Erfindung, welche man, so wie auch das Bemalen der Schilde, auf die Karer zurückführte. Von den Handhaben diente die eine zum durchstecken des Armes, die andere als Handgriff.

Daneben führte man, namentlich im lydisch-phrygischen Heere, verschiedene, vielleicht den Thraciern oder ostasiatischen Stämmen entlehnte kleinere Handschilde von absonderlicher Form. Sie deckten nur den Oberkörper, bedingten zu diesem Zweck eine wagerechte Haltung, und gestatteten dann so den Augen je zur Seite freien Ausblick (*Fig. 122 a, b*).

Der Helm entsprach nach Stoff und Form zumeist wohl dem assyrischen Helm. Man fertigte ihn in Gestalt einer Kappe mit festem oder zum Theil beweglichem Genick- und Wangenschutz nebst starkem Kinnriemen, entweder von Leder, indem man

Fig. 122.



ihn nur stellenweise mit Metallblech beschlug, oder durchaus von Metall. Als Schmuck erhielt er, nebst sonstigem Zierrath, einen wohl häufig gefärbten langen oder gestutzten Busch, gemeiniglich von Rosshaaren, und, zu dessen Befestigung, einen besonderen „Kamm“ oder Bügel: eine Art der Ausstattung, die man auch, wie die Handhabe der Schilde, von den Karern herleitete (*Fig. 122. c—h*).

Abweichend von solcher Form trugen die Lydier und Phrygier, vornämlich in späterer Zeit, auch reichverzierte metallne Helme in Gestalt der „phrygischen Mütze“. Bei diesen wurde der zur Aufnahme des Rossschweifs bestimmte Bügel stets unmittelbar auf der Kappe befestigt, und die sonst gemeiniglich feste

Genickplatte nun vorwiegend durch Kettengeflecht und bewegliche Schuppen ersetzt (*Fig. 122. d—g*).

Der Brust- und Rückenharnisch bedeckte den Körper vom Halse bis unter den Hüften. Er bestand wesentlich in einer anschliessenden, entweder mit metallnen Schuppen oder mit metallnen Schienen, Buckeln u. dergl. bedeckten, wahrscheinlich ledernen oder filzartigen Jacke, ähnlich den assyrischen Panzerjacken, oder auch, nach griechischem Vorgang, aus zwei metallnen, je aus dem Ganzen getriebenen Platten. In diesem Fall wurden beide Platten da wo sie zusammenstiessen, längs den Seiten unter den Armen, wahrscheinlich durch Haken verbunden, im Uebrigen

Fig. 123.



aber, und so auch die Jacken, zumeist durch besondere Schulterstücke von gleicher Beschaffenheit wie der Harnisch, und einen Gürtel zusammengefasst; der Gürtel ebenfalls von Metall oder von Leder mit Metall beschlagen. Auch „Linnenpanzer“ waren bekannt, scheinen aber im Ganzen nur sehr selten angewendet worden zu sein (*Fig. 123*; *Fig. 126*).

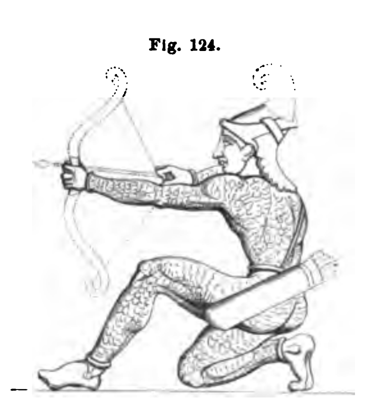
Unter dem Harnisch, namentlich wenn gänzlich aus Metall bestehend, pflegte man mit zur Verminderung des Drucks eine etwas längere starkstoffige Jacke zu tragen. Damit sie die Bewegung nicht hemme wurde der Theil derselben, der unter die Hüften hinabreichte, zu Laschen oder „Flügel“ gegliedert und gelegentlich ebenfalls durch metallne Beschläge verstärkt; auch

brachte man derartige Laschen unmittelbar am Harnisch an (*Fig. 123*). Zudem schützte man mehrentheils den Unterleib noch durch eine Binde. Auch sie war mit Metallblech benäht:

„— Stürmend traf das Geschoss den festanliegenden Leibgurt,
Sieh' und hinein in den Gurt, den künstlichen, bohrte die Spitze;
Auch in das Kunstgeschmeide des Harnisches drang sie geheftet,
Und in das Blech, das er trug zur Schutzwehr gegen Geschosse,
Welches zumeist ihn schirmte; doch ganz durchbohrte sie dies auch;
Und nun rizte der Pfeil die obere Haut des Atreiden —"

Die Beinschienen waren ein- oder zweitheilig. Im ersteren Falle bedeckten sie nur die Schienbeine, vom Knie abwärts bis zum Spanne, und wurden vermittelst Riemen geschnallt (*Fig. 125*), im anderen Falle schloss sich der vorderen Schiene eine hintere Schiene an, und wurden beide durch Spangen verbunden. Die Schienen waren von Erz oder Zinn; die Knöchelränder nicht selten von Silber. Letztere bedeckten zum Theil die Riemen, welche die Sohlen festigten.

Fig. 124.



Zu den Angriffswaffen zählten, als Wurfgeschosse, die Lanze, der Wurfspeer, der Bogen nebst Zubehör und die Schleuder, und, als Hieb- und Stosswaffen, nächst der auch zum Stoss verwendeten Lanze, das Schwert und verschiedene Aexte und Keulen. — Die Lanze und der Wurfspeer waren hauptsächlich von Eschenholz, zwischen 6 bis 11 Fuss lang, oben wie unten mit erzener Spitze. Ihrer bediente man sich am liebsten, gleich wie zum Massenkampf, so auch bei Zweikämpfen. — Der Bogen wurde aus Horn geschnitzt oder, wie der Bogen des Pandaros, aus zwei Thierhörnern (hier des Steinbocks) zusammengesetzt, glich somit mehr den skythischen als den grossen assyrischen Bögen (vergl. *Fig. 122. n; Fig. 124*). — Die Pfeile waren von Holz oder Rohr mit erzener, oft widerhakiger Spitze, und am unteren Ende befiedert (*Fig. 122. o; Fig. 123*). Man pflegte sie theils für sich, theils aber nach persischem Brauch (*Fig. 104. a, b*) sammt dem Bogen in einem Köcher zu bergen (*Fig. 122. p, q*). Ihn hing man vermittelst eines Riemens über die rechte Schulter, so dass er sich, dem Griffe gerecht, quer unter den Rücken legte (*Fig. 124*).

Das Schwert trug man an einem Riemengehänge an der linken Seite. Griff und Scheide waren von Metall, auch der Griff nicht selten von Elfenbein und die Scheide von Leder mit Metall beschlagen, beides zumeist reich verziert. An der Scheide befand

sich gelegentlich eine kleine Scheide mit einem Messer als Handwerksgeräth. Die Klinge war von Erz, zweischneidig und spitz.

Unter den **Aexten** stand obenan, als zum Hieb und Wurf geschickt, die auch bei den östlichen Völkern frühzeitig gebräuch-

Fig. 125.



liche Doppelaxt (*Fig. 122. l*). Ihr schlossen sich schlanker gestaltete Aexte, Beile und, vielleicht den assyrischen Streitkolben ähnliche, mit Metall beschlagene Keulen an (*Fig. 122. k, m*). —

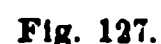
Fig. 126.

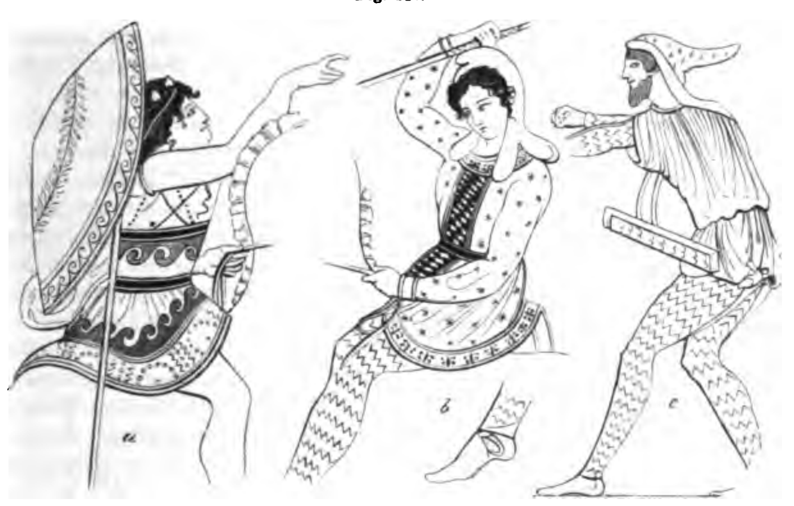


Unter der Rüstung trug man die überhaupt übliche Kleidung. Bei deren Länge in älterer Zeit ward sie eben zu dieser Zeit nun mehrentheils hochaufgeschürzt. Zudem legte man bisweilen über

die Rüstung ein grosses Thierfell oder einen mässig langen, knappen Rückenmantel an, beides mitunter reich geschmückt (*Fig. 125*).

Seit der dann allgemeineren Anwendung der den Ober- und Unterkörper enger anschliessenden Bekleidung und eines kurzen Ueberhemds kamen dann auch den ganzen Körper bedeckende Schuppenbepanzerungen auf, wie solche noch bis in die späteste Zeit sarmatische Stämme auszeichneten. Und behielt man solche Bekleidung nun auch wiederum unter der Rüstung bei, letztere aber nun mehrentheils wesentlich vereinfachend. So wurden fortan insbesondere die Beinschienen immer seltener getragen (*Fig. 126*). Auch zogen es fortan Viele vor in der Schlacht als Schutzwaffe nur einen Schild zu führen, auch wohl selbst nur in schmuckvoller Kleidung, ohne Schutzwaffe, zu erscheinen (*Fig. 127. a—c*).


Fig. 127.



Neben einer so wechselnden, doch stets schmuckvollen Ausstattung namentlich der höher gestellten Krieger, blieben die niedereren Truppen auf mehre Einfachheit beschränkt. Mit Erweiterung des lydischen Bundesheeres durch Einreihung der seit Gyges unterworfenen Stämme, gewann dies dann aber hinsichtlich der Tracht, auch demgemäss, immerhin an Buntheit. Sie erhielt sich und vermehrte die Buntheit dann des persischen Heeres, das Xerxes gegen die Griechen führte.

In diesem Heere dienten fast sämmtliche Volksthümlichkeiten des Ostens, darunter von Kleinasiaten, nächst den Lydiern und Phrygiern, die vom Pontus herangezogenen Chalyber und paphlagonischen Stämme, die Thracier (Bithynier), die Cilicier, die Lycier, die Myser u. A. m.

Von ihnen waren die Lydier, nun zum Theil nach griechischer Weise, jedenfalls am besten bewaffnet. Sie fochten mit langen Lanzen, zu Pferde. — Die Phrygier trugen fast ganz die paphlagonische Kriegstracht. Diese bestand in absonderlichen, vermuthlich den nach vornüber geneigten „phrygischen" Mützen ähnlichen Helmen, in kurzen, bis zur Mitte der Unterschenkel reichenden (Schnür-?) Stiefeln, kleinen Schilden, grossen Lanzen, Wurfspeeren und kurzen Messern. — Die Mossinoiken, am schwarzen Meere hausend, trugen sackförmige Hosen und einen ledernen Helm, den ein hochstehender Haarbusch schmückte, geflochtene, mit weisshaarigen Ochsenhäuten überzogene Schilde, und Spiesse von sechs Ellen Länge. — Die Chalyber (?) erschienen, die Unterschenkel mit rothen Binden umwickelt, mit bebuschten Helmen von Erz, an denen Hörner und Rindsohren von gleichem Metall angebracht waren, kleinen Schilden von Ochsenhaut und Speeren von lycischer Arbeit. Einzelne trugen linnene Harnische, an denen zur Deckung des Unterleibs, statt Panzerflügel, geflochtene Schnüre hingen, Helme, Beinschienen und krumme Schwerter. — Die Cilicier trugen wollene Röcke und rindslederne Schutzdecken darüber, Helme nach „Landessitte", Schwerter und Wurfspeere, ähnlich den ägyptischen. — Die Myser hatten „landesübliche" Helme, kleine Schilde und Wurfspiesse von Holz mit im Feuer gehärteter Spitze. — Die Thracier (Bithynier) schützten den Kopf mit Fuchsbälgen, während sie im Uebrigen ganz ähnlich wie die Lydier erschienen mit bunten Ober- und Unterkleidern, hirschledernen Schuhen oder Halbstiefeln, Wurfspiessen, Schilden und kleinen Schwertern. — Die Lycier hatten befiederte Mützen, Panzer und Beinschienen, Bögen nebst Pfeilen von Rohr, sichelförmige Schwerter, kleinere dolchartige Messer und um die Schultern Ziegenfelle; die Milyer schliesslich, statt der letzteren, wirkliche Schultermäntel, die von Spangen gehalten wurden. — Fast alle diese Völker galten als vorzüglich geschickte Reiter. — Unter der Zahl der Inselvölker, die sich dem Heere ebenfalls, doch zumeist als Bemannung der von ihnen gestellten Schiffe anschlossen, war theils die persische, theils die griechische Rüstungsweise bei weitem die gebräuchlichste.

Das Geräth.

Die Mehrzahl der im homerischen Epos hervorgehobenen Prunkgeräthe wird von diesem als ein Ausfluss ausheimischer Kunsthandwerklichkeit bezeichnet. Es sind theils kostbare Gefässe von Gold und Silber: Körbe, Wannen und Dreifüsse aus Aegypten, theils cyprische Arbeiten von Metall, theils silberne Mischkrüge

mit Gold verziert von „unvergleichlicher Arbeit" aus Sydon. Dies, und was das Epos noch sonst an geräthlichen Gegenständen nennt, darunter sich mehres allerdings auch als Ergebniss eigener einheimischer Bethätigung darstellt, entspricht der Sache nach wesentlich dem vorder- und mittelasiatischen Geräth. Es ist somit wohl vorauszusetzen, dass sich die heimische Gewerbthätigkeit, so wie auch insbesondere die der griechischen Ansiedler, auf ganz ähnlicher Grundlage bewegte wie die der Assyrier und Phönicier.

Die geschichtlichen Nachrichten über die Schätze der lydischen Könige, wie über die beträchtliche Anzahl von goldenen und silbernen Geräthen, welche sie nach und nach dem Tempel des Apollo zu Delphi weihten, lassen auf eine nicht unbedeutende Bildnerei in Metall schliessen, die im eigenen Lande geübt wurde. Schon frühzeitig galten den Griechen die Lydier als geschickte Metallarbeiter, und fand auch zwischen beiden ein Austausch von kostbaren Geräthen statt. Die Griechen selbst rühmten ihnen die Fortbildung mancherlei Kunstfertigkeiten, so auch die Erfindung der Metallprägung, und den Kleinasiaten überhaupt eine besondere Geschicklichkeit in feineren Metallarbeiten nach.

Aus dem Dunkel der Sage indessen treten als frühste Hauptwerkstätten eines mehr künstlerischen Betriebs die Inseln Samos und Chios hervor. Auf ihnen hatte sich, vielleicht auf Grund einer hier bereits von Phöniciern oder Karern ausgeübten Kunsthandwerklichkeit, eine förmliche Schule von Metallarbeitern herausgebildet. An ihrer Spitze stehen die Namen Glaukos, Rhökos und Theodoros, ersterer von Chios, letztere von Samos. Jenen ward die Erfindung des Löthens und der eingelegten Metallarbeit, diesen die des Erzgusses in Formen und eine vorzügliche Fertigkeit im schneiden von Edelsteinen zugeschrieben. Daneben entfaltete sich auf eben diesen Inseln, wohl mitveranlasst durch eine hier in besonderer Güte vorhandene bildsame Thonerde, nicht minder früh die Töpferei zu ausnehmend hoher Blüthe. — Zufolge griechischer Ueberlieferung ward Glaukos durch den lydischen König Aliattes, und Theodoros durch Krösus beschäftigt, mithin denn wohl anzunehmen sein dürfte, dass die einheimische Geräthbildung auch zum Theil unter asiatisch-griechischem Einflusse stand. — Als der erste unter den „Barbaren", welcher nächst Midas, dem Könige Phrygiens, Weihgeschenke nach Delphi gestiftet, wird der König Gyges genannt. Auch Krösus sandte nach dort Geschenke. Unter diesen zeichneten sich als Goldarbeiten insbesondere eine drei Ellen hohe Bildsäule, ein Löwe und hundert und siebzehn grosse Halbziegel aus.

Für eine Beurtheilung der Formen fehlt es an genügenden Zeugnissen. Einige auf dem vermeintlichen Gebiete des alten Troja aufgefundene goldene und irdene Geräthe sind von so urthümlich einfacher Gestaltung, dass auch sie keinen Anhalt dafür

bieten. Wesentlich nur einzelne frühgriechische Darstellungen, sofern eben solche der Sache nach den homerischen Schilderungen entsprechen und zugleich an altasiatische Formenbildung anklingen, möchten dafür, obschon immerhin auch nur beispielsweise, noch zumeist geeignet sein. Solche Anklänge selbst bestehen in einer den vorderasiatischen und assyrischen Grundformen ähnlichen Grundgestaltung und in Nachbildung der damit verbundenen Zierformen, wie namentlich der von Thierfüssen, der einfachen und doppelten „Schnecke“, der „mäanderförmigen“ Verschlingungen, von Kreisen, Sternen u. A. m.

Die Gefässe.

Zu den schon in frühester Zeit allgemeiner üblichen und besonders geschätzten Gefässen gehörten vor allem „Mischkrüge“ von Metall und von gebranntem Thon. Diese, hauptsächlich bestimmt zur Aufstellung einer grösseren Menge von mit Wasser gemischtem Wein, um aus ihnen das Getränk in die Trinkgefässe überzuschöpfen, waren oft ziemlich umfangreich, meist hoch-rundbauchig, und hatten theils feste Füsse, theils, statt ihrer, ein für sich selbständiges Untergestell, auch bisweilen Doppelhenkel. Bereits unter den vom Könige Gyges nach Delphi gestifteten Weihgeschenken befanden sich sechs solche Gefässe von Gold, dreissig Talente an Gewicht. Sie wurden durch ein ähnliches Geschenk des Königs Aliattes noch übertroffen. Es bestand dies, als ein Kunstwerk des Glaukos, in einem grossen Mischkruge von Silber mit eisernem Untersatz, reich bedeckt mit eingelötheten oder wohl eingeschmolzenen metallnen Verzierungen. Auch zu den dem delphischen Gotte von Krösus übersandten Geschenken zählten, ausser den bereits erwähnten, ein silberner und ein goldener Mischkrug, ersterer sechshundert Amphorä umfassend, letzterer acht und ein halbes Talent und zwölf Minen wiegend; nächstdem aber noch vier silberne langeiförmige Fässer, ein goldenes und ein silbernes Gefäss zum sprengen von Weihwasser, und eine Anzahl silberner Kannen oder Giessgeschirre. — Noch fernere Geschenke desselben Königs sah Herodot im böotischen Theben, in Ephesus und im Milesischen. So im Tempel des ismenischen Apollo zu Theben einen goldenen Dreifuss, der sich vor allem auszeichnete.

Diesen Geräthen entsprechende Geräthe kennt auch das homerische Epos. Dies aber hebt noch ausserdem als nicht minder geschätzt und als gleichfalls verbreitet hervor silberne und goldene Waschbecken und Kannen, silberne und „wohlgeglättete“, vielleicht steinerne Badewannen, so wie auch zum Zweck der Aufbewahrung und zur Beförderung von Flüssigkeiten, neben metallnen oder irdenen Fässern und tragbaren gehenkelten Krügen, Schläuche aus Rinds- oder Ziegenleder, und ferner, zur Aufstel-

lung von Speisen, kupferne, goldene und silberne so wie auch aus Rohr geflochtene Körbe und verschiedene Trinkgefässe, diese zum Theil von edelem Metall.

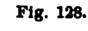
Die Trinkgefässe waren wie es scheint, bei allerdings wohl mannigfach wechselnder Grösse und Ausstattung, vorwiegend becherförmig. Auch hatte man, doch mehr nur als Besonderheit, kunstvoll gefertigte Doppelbecher. Einen solchen beschreibt Homer. Hier ist es ein „stattlicher Pokal“,

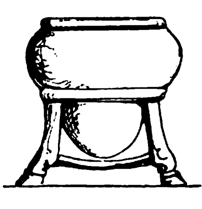
> „Den rings goldene Buckeln umschimmerten; aber der Henkel
> Waren vier, und umher zwo pickende Tauben an jedem,
> Schön aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Boden.
> Mühsam hob ein Andrer den schweren Kelch von der Tafel,
> War er voll. —“

Eine andere beliebte Form war die von flacheren und tieferen Schalen. Ueberdies ist es nicht unwahrscheinlich, dass man, insbesondere in den lydischen und phrygischen Ländern, auch aus wirklichen Thierhörnern trank, so wie auch dass dann an solche schon früh die Kunsthandwerklichkeit anknüpfte, indem man nun sie theils eigens verzierte, mit Metall u. dgl. beschlug, theils aber auch in Metall, Thon und Holz nach- und umbildete.

Die Möbel.

Eine wesentliche Rolle spielte der Dreifuss. Als ein nur einfaches metallnes Gestell, eingerichtet zur Aufnahme von Kesseln, Becken u. s. w., bildete er seit ältester Zeit eines der hauptsächlichsten Küchengeräthe (*Fig. 128*). Im Dienste des Cultus als Untersatz von Weih- und Opferkesseln, erhob er sich aus der jenem Zwecke dienenden schmucklosen Gestaltung, und damit dann überhaupt zu einem besonderen Prunkgeräth. In dieser wie in jener Eigenschaft war er den Kleinasiaten bereits zur Zeit Homers bekannt. Ihm zufolge ward er zugleich bei Wettspielen und sonstigen Festen als ein hochgeschätzter Preis ausgesetzt, auch für die „silbernen“ Waschbecken, in denen man sich während der Mahlzeit die Hände zu säubern pflegte, vielfach als Untergestell verwendet. Und wie Homer namentlich ihrer vollendeten Arbeit wegen die sydonischen Dreifüsse rühmt, so lässt er den Hephästos selbst kunstvolle Dreifüsse verfertigen, ausgestattet mit goldenen Rädern und mit prächtigen Handhaben.


Fig. 128.



Die im Epos bezeichneten Sitze sind der „Thronos“ und der „Klismos“. Zu beiden gehörten Fussschemel. Der Thronos wurde vornämlich von den Herrschern eingenommen, galt überhaupt als Ehrensitz. Er war — ob mit oder ohne Rückenlehne?

— von auszeichnender Höhe (*Fig. 129. d, e*). Der Klismos war niedriger, vielleicht theils mit einer Lehne versehen, theils sägebockförmig, zum zusammenklappen (*Fig. 129. b, c*; vergl. *Fig. 37. h, k, n, o; Fig. 38. c*; *Fig. 57. c*). Beide Gesässe sammt den Fussschemeln wurden nicht selten mit Goldblech beschlagen, auch wohl mit silbernen Buckeln verziert und mit Silber und Elfenbein ausgelegt, so auch häufiger mit buntgewirkten oder purpurfarbigen Tüchern und mit wolligen Fellen belegt. — Später, vermuthlich doch erst im Verlauf der persischen Oberherrschaft, ward es dann üblicher während der Mahlzeit, statt zu sitzen, auf Polstern zu liegen.

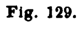
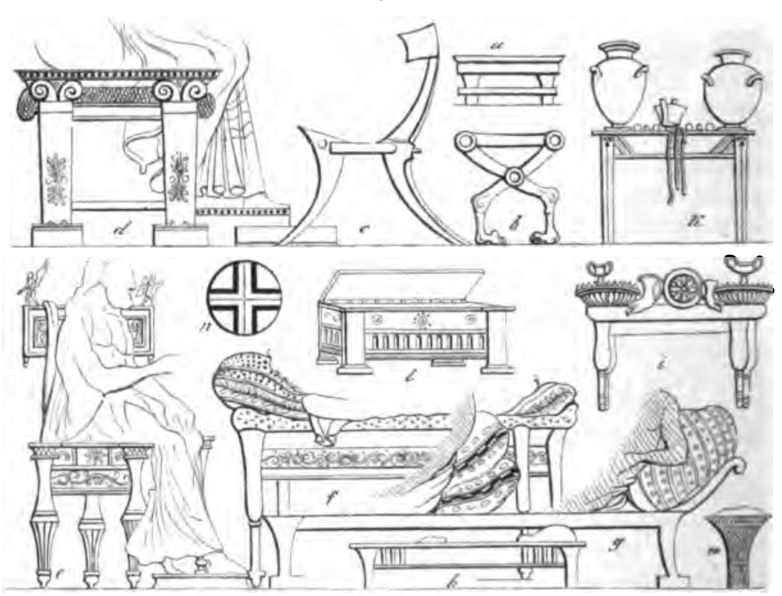


Fig. 129.



Das homerische Epos kennt Lagerstätten nur für den Schlaf bestimmt. Das Gestell derselben wurde als ein flaches vierfüssiges Behältniss zumeist aus Holz hergestellt, dessen Boden gelegentlich durch ein Spannwerk von Riemen gebildet, und das Ganze dann mehrentheils, ähnlich wie die Sitze, mit Gold, Silber, Elfenbein u. dergl. verziert. Ueber den Boden oder das Spannwerk wurden zunächst Thierfelle, darüber kostbare Teppiche nebst einem linnenen Ueberzug, und darüber, als Oberdecke, ein dichter wolliger Mantel gebreitet (*Fig. 129. f, g*).

Die Tische unterschieden sich nach ihren besonderen Zwecken. Theils waren es, zum anrichten von Speisen u. s. w., „Fleischbänke“ oder Borde (*Fig. 129 h*), theils höhere oft zierliche

Speisetische (*Fig. 129. i, k*). Letztere bildeten häufiger „schöngeglättete Tafeln mit stahlblauem Untergestell". Zu ihrer Säuberung pflegte man sich eines Schwamms zu bedienen.

Zur Aufbewahrung von allerlei Schätzen, Kleidungsstücken u. s. w., besass man verschiedene Kisten oder Laden. (*Fig. 129. l*). Sie waren mit verschliessbaren „zierlich" gearbeiteten Deckeln versehen und wohl zumeist von fester Bauart. Einzelne der lycischen, kofferähnlichen Steingrabmale dürften vielleicht geeignet sein, in ihrem oberen Theile eine etwa spätere Form derselben zu vergegenwärtigen (*Fig. 130*).

Fig. 130.



Die künstliche Erleuchtung geschah entweder durch Holzspähne, die man in einem schalenförmigen metallnen Gefässe brennend erhielt, oder durch einen öligen Brennstoff in einer, zuweilen goldenen Lampe, oder, wie im Palast des Alkinuos, durch eigens hergerichtete Fackeln.

Spiele.

Unter den im homerischen Epos beschriebenen Belustigungen sind, abgesehen von kriegerischen und sonstigen körperlichen Uebungen, das Würfel- oder Astragalenspiel, das Ball- und ein Brettspiel die hauptsächlichsten. Die Würfel pflegte man vorzugsweise aus den Fussknöcheln von Thieren, die Bälle aber wohl namentlich aus Wolle oder Leder herzustellen und gemeiniglich bunt zu umkleiden. Eine solche Umkleidung ward mitunter „künstlich aus Purpur gewirkt" (vergl. *Fig. 129 n*). — Das Brettspiel bildete eine Art Wurfspiel. Es ward auf einem bestimmten Brette vermittelst mehren darauf eigens geordneten Steinen vollzogen.

Während die Lydier die Erfindung dieser und anderer Spiele, ausser dem Brettspiel, sich selbst zueigneten, gestanden ihnen und den Phrygiern die Griechen den Ruhm willig zu, die Tonkunst vor ihnen geübt zu haben.

Musikinstrumente.

Den Lydiern wurde die Erfindung der dreisaitigen Kithara, den Phrygiern die der Syringe oder vielröhrigen Hirtenflöte, der Cymbeln und Pauken zugeschrieben, und dem Phrygier Marsias nachgesagt, dass er der erste gewesen sei, welcher die Töne der Syringe durch die der einfachen Flöte und so jene durch diese

ersetzt habe. Auch gaben die Griechen selber an, dass sie sich im siebenten Jahrhundert phrygische Blasinstrumente und Tonweisen angeeignet hätten. — Von der Kriegsmusik wird erzählt, dass die des lydischen Königs Sadyattes aus Pfeifen, Flöten und Saiteninstrumenten, und die der roheren, thracischen Stämme aus Trompeten von gegerbter Rindshaut bestand.

Von Blase-Instrumenten erwähnt Homer eine mit einem Mundstück versehene Flöte, die Syringe und die „Salpinge“, vermuthlich eine Art Trompete; von Saiten-Instrumenten die „Phormix“ und die „Kitharis“. Beide glichen einer zweiarmigen Laute, deren Arme, vom Kasten aufsteigend, ein Wirbelsteg miteinander verband (vergl. *Fig. 44. k, l*). Der Phormix hauptsächlich bediente man sich zu musikalischen Vorträgen. Sie galt von vorherein als Lieblingsinstrument des Apollo.

Kriegsgeräth.

Von Belagerungs- und Vertheidigungsgeräthen ist im Epos nicht die Rede. Solche eignete man sich, wenn überhaupt, erst um Vieles später, und dann wohl zunächst von den Vorderasiaten und von den Griechen an. Im Epos erscheint als Kriegsgeräth einzig der Streitwagen. Seiner bedienten sich die Kämpfenden, obschon des Reitens nicht unkundig, gleichsam statt des Rosses. Der Form und sonstigen Beschaffenheit nach, glich er den vorderasiatischen und ägyptischen Streitwägen. Als besonders reich ausgestattet wird der Wagen der Here geschildert:

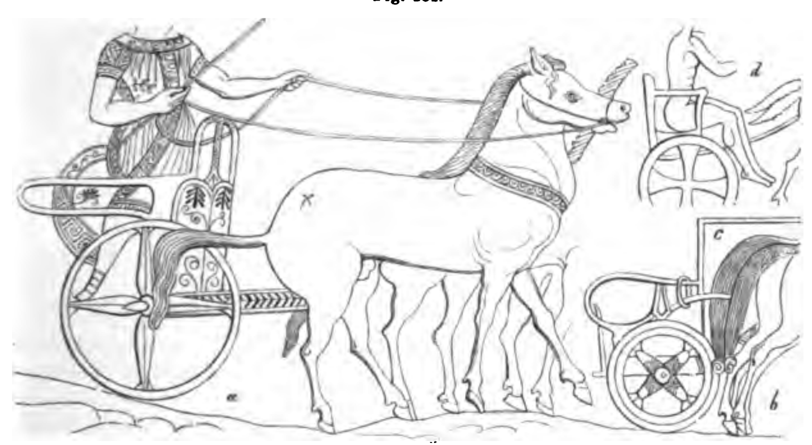
„Here fügt' um den Wagen ihr schnell die geründeten Räder,
Mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Axe.
Gold ist ihnen der Kranz, unaltendes; aber darauf sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt, und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön, umschlang. In das Joch nun fügete Here
Ihr schnellfüssig Gespann, und brannte nach Streit und Getümmel.“

Die Wägen waren leicht, doch fest gebaut. Sie wurden meist von Pappelbaum- oder Feigenbaumholz gezimmert und mit Erz oder Eisen beschlagen. Im Wagenkasten befand sich ein Behälter zur Aufbewahrung von Peitschen. Das Joch, stets für zwei Pferde bestimmt, war rund und mitunter aus Buchsbaumholz zierlich geschnitzt. Neben den Jochpferden spannte man meist, jedoch mit nur einem Riemen, ein Aushülfepferd (seltener zwei) an. — Die Aufzäumung bildete ein zuweilen purpurfarbnes mit Gold und Elfenbein ausgestattetes Riemenzeug. Dies bestand in

Wangenbändern mit einem Stirnbande sammt einem der Trense ähnlichen Gebiss und den Leitseilen oder Zügeln.

Ausserdem gab es zweirädige, nur zum sitzen eingerichtete ein- und zweisitzige Reisewägen (*Fig. 131. d*), so auch vierrädrige, mehrentheils umfangreichere Karren mit kistenförmigem Wagenkorbe. Letztere dienten insbesondere zur Beförderung von Lasten. Sie wurden meist mit Maulthieren bespannt.

Fig. 131.



Mit der Herausbildung einer lydischen oder lydisch-phrygischen Reiterei seit der Oberherrschaft der Lydier kam, wie es scheint, der Streitwagen zu kriegerischen Zwecken mehr ausser Gebrauch. In der geschichtlichen Zeit bildete den Kern des lydischen Heeres, so auch bereits unter Krösos, nur noch Reiterei. In dem Heere dieses Königs erschienen mit Streitwägen ausgerüstet einzig Araber und Assyrier.

Cultgeräth.

Die Mehrzahl der kleinasiatischen Stämme war vermuthlich den syrischen Culten ergeben. Ihr dahinbezügliches Geräth dürfte somit wesentlich dem der Assyrier entsprochen haben. Zu dem Cultgeräth der griechischen Ansiedler zählten, auch schon in früher Zeit, nächst bekleideten Götterfiguren, verschiedene Weih- und Opferaltäre und ein den Arten der Opfer je angemessenes Kleingeräth.

Indessen da es bei den Griechen von vorherein Jedem gestattet war den Göttern selbstthätig zu opfern, so auch blieb die Beschaffung mindestens des eben hierzu Erforderlichen dem Einzelnen selbst überlassen. Zudem aber trugen die Thieropfer, die der Sache nach überhaupt fast allein ein Geräth beanspruchten, fortdauernd das Gepräge zugleich eines allgemeinen Festmahls:

„Stratios führt' am Horne die Kuh, und der edle Echefron.
Wasser der Weih' auch trug im blumigen Becken Aretos
Aus dem Gemach in der Hand, mit der anderen heilige Gerste
Haltend im Korb'. Auch trat der streitbare Held Thrasymedes
Her, die geschliffene Axt in der Hand, das Rind zu erschlagen.
Perseus hielt die Schale dem Blut. Der reisige Nestor
Nahm Weihwasser und Gerst', als Erstlinge; viel zu Athene
Betend, begann er das Opfer, und warf in die Flamme das Stirnhaar.
Aber nachdem sie gefleht, und heilige Gerste gestreuet:
Nahete Nestors Sohn, der muthige Held Thrasymedes,
Eilend, und schlug mit Gewalt: dass die Axt die Sehnen des Nackens
Alle durchschnitt, und die Kuh hintaumelte. Dann mit Gejammer
Flehten die Töchter und Schnür', und die ehrsame Lagergenossin
Nestors, Euridike selbst, des Klymenos ältere Tochter.
Jene, das Haupt aufhebend vom weitumwanderten Erdreich,
Hielten; da schlachtete schnell Paisistratos, Führer des Volkes.
Schwarz nun strömte das Blut, und der Geist entfloh dem Gebeine.
Jene zerlegten das Rind, und sonderten eilig die Schenkel,
Alles der Sitte gemäss, umwickelten solche mit Fette
Zwiefach umher, und bedeckten sie dann mit Stücken der Glieder.
Jetzo verbrannt' es auf Scheiten der Greis, und dunkeles Weines
Sprengt' er darauf; ihn umstanden die Jünglinge, haltend den Fünfzack.
Als sie die Schenkel verbrannt, und die Eingeweide gekostet;
Jetzt auch das Uebrige schnitten sie klein, und stecktens an Spiesse,
Brieten es dann, in den Händen die spitzigen Spiesse bewegend.“ —
„Als nun jene gebraten das Fleisch, und den Spiessen entzogen,
Setzten sich Alle zum Schmaus; da erhuben sich wackere Männer,
Welche des Weins einschenkten umher in die goldenen Becher.“
(Od. III. 439 ff.)

Die östlichen Ländergebiete Kleinasiens, vom Halysfluss ostwärts bis an die Gebirgsgrenze Armeniens, nördlich bis zum schwarzen Meere, südlich bis zu den Schluchten des Taurus, waren zunächst wohl von Syrien aus bevölkert worden. Ueber die kaukasischen Gebirge niedergestiegene Wanderhorden des Nordens mögen die Küstenlandschaften eingenommen und sich in deren Gebirgsthälern zu mehren Verbänden gegliedert haben. In beständig kriegerischer Abwehr verbreiteten dann sie sich allmälig über das später pontische Reich.

Die so wieder nach Süden zurückgedrängte, ältere Bevölkerung hatte sich nunmehr ebenfalls zu einem gebietlich fester begrenzten Volke herausgebildet. Von den Persern inschriftlich als „Kathpaduka“ bezeichnet, tritt es als „Kappadocier“ in die Geschichte ein. — Nach der Erzählung Herodots waren die Kappadocier bereits vor der Herrschaft der Perser den Medern unterworfen gewesen, sie selbst aber von den Hellenen als „Syrier“ bezeichnet worden.

Die Einwanderung gallischer Völker hatte dann eine abermalige Beschränkung zur Folge. Sie nahmen die nördlichen Gebiete ein, und gründeten hier das gallatische Reich. Hiernach blieben

jene Syrier auf ein um so kleineres Gebiet angewiesen. Seine Grenzen bildeten im Norden Gallatien, im Osten und Süden die armenischen Berge, und im Westen Lykaonien.

Die Bevölkerung aller dieser Ländergebiete, durch deren zumeist schwer zugängliche, gebirgige Beschaffenheit von den Völkern des Westens geschieden, wurden von der Kultur derselben in nur sehr geringem Maasse berührt. Auch die nach dem kleinasiatischen Pontus stattgehabten Ansiedelungen der Phönicier in frühester Zeit und die dann späteren der Griechen blieben auf die hier hausenden Stämme im Ganzen ohne nachhaltigen Einfluss. Noch unter römischer Herrschaft verharrte der bei weitem grössere Theil bei seiner urthümlichen Lebensweise.

Von den die Gestade des schwarzen Meeres bewohnenden Völkern hatte bereits Homer eine dunkele Kunde. Von dort

„Fern aus Alybe her, allwo des Silbers Geburt ist“

lässt er die „Halizonen“ den Troern zu Hülfe kommen, und so auch die „Hord' amazonischer Männinnen“, das in den Sagen der Griechen gepriesene kriegerische Weibervolk.

Eine zuverlässigere Nachricht über die dortige Bevölkerung giebt erst die herodotische Erzählung von den den Persern unterworfenen und von Xerxes seinem Reichsheere eingereihten Zweigen derselben.[1] In diesem Heere befanden sich von pontischen

[1] S. oben S. 185 ff.; S. 126. G. Niebuhr (Vorträge über alte Geschichte; herausgegeben von M. Niebuhr. I. S. 387 ff.) zweifelt an einer historischen Wahrheit für die von Herodot gelieferte Beschreibung der im Heere des Xerxes auftretenden Völker, indem er die Bewaffnung u. s. w. derselben, wie sie jener schildert, eine „seltsam wunderliche und fratzenhafte“ nennt. Vergleicht man indess die Darstellung Herodot mit den auf den persischen Monumenten enthaltenen Skulpturbildern der den Persern unterworfenen Stämme (Texier. Pl. 113. 126), ferner die Erwähnung derselben bei Xenophon (Anabas.), so gewinnt gerade die Beschreibung des Herodot durchaus das Gepräge der Wahrheit, um so mehr, als viele von den dort aufgeführten Völkern in ähnlicher Weise bekleidet und bewaffnet erscheinen, wie die noch gegenwärtig jene Gebiete durchstreifenden Horden. Dass es aber noch heut im Oriente, wie auch im russischen Reiche Gebrauch ist, bei Zusammenziehung der Reichsarmee, Truppen aus den entferntesten Gegenden herbeizuholen, ist bekannt. Somit dürfte eine ähnliche Zusammenziehung zur Zeit des Xerxes doch wohl nicht als ein so grosser „Unsinn“ betrachtet werden, wie Niebuhr (S. 403) will. Da die persischen Herrscher, wie ältere Schriftsteller einstimmig bezeugen, stets von einer grossen Anzahl von Schreibern umgeben waren, die alles, was nur irgend auf sie Bezug hatte, aufschreiben mussten, so lässt sich überdies annehmen, dass von dem Heere des Xerxes, das er es ja selbst hatte abzählen lassen, ein genaues Verzeichniss angefertigt und im persischen Archiv niedergelegt worden war. Ob dies nun Herodot selbst benutzte oder ob es vor ihm Chörilos von Samos benutzt hatte und jener dann erst nach diesem berichtete, lässt sich allerdings nicht ermitteln; keinenfalls aber an der Wahrheit der herodotischen Schilderung zweifeln.

Stämmen die Kaspier, Paktyer und Utier, die Myker und Parikanier, die Moschier, Tibarener, Sarangen, Makronen und Mossinöken, die Maren, Saspiren u. A.

Die Tracht dieser Stämme war mehrentheils ziemlich urthümlich. Die Kleidung der Kaspier, Paktier und Utier, der Myker, Parikanier und Makronen bestand in härnen Gewändern; bei den Makronen ausserdem in einer hosenartigen, sackähnlichen Beinbekleidung. Die Sarangen trugen bunte Gewänder und bis zum Knie reichende Stiefel. Und diesen glichen im Allgemeinen wiederum die Moschier, Tibarener und Mossinöken.

Die Bewaffnung war durchweg höchst einfach. Die Kaspier, Paktyer u. s. w. führten theils Bögen von Rohr und Schwerter, theils, statt der Schwerter, kurze Messer; die Sarangen medische Bögen und Spiesse; die Tibarener, Moschier, Mossinöken und Makronen einzig sechs Ellen lange Spiesse; die Kolchier kürzere Spiesse und Schwerter. — Die Schutzwaffen beschränkten sich bei den Makronen und Moschiern auf geflochtene, bei den Kolchiern, Skythinen u. A. auf mit Rindshaut überzogene Schilde, und zumeist hölzerne, theils mit Zeug umwundene Kappen. —

Ihr Geräth umfasste nur das zur Bereitung und Aufbewahrung von Lebensmitteln nothwendigste, mithin höchstens, nächst einigen einfachen Gestellen von Holz, wenige einfache hölzerne, irdene und metallne Gefässe. Eine dem ähnlich dürftige Ausstattung lernte Xenophon im Pontus, ausser bei jenen Stämmen, auch bei den Taochen, Phasianen u. A. kennen. —

Auf wohl schon höherer Kulturstufe, wenn nach den Verzweigungen auch wiederum verschieden, befanden sich die Kappadocier. Die hauptsächlichste Beschäftigung der minder kultivirteren bestand in ausgedehnter Viehzucht. Vorzugsweise lagen sie der Pflege des Pferdes ob, das bei ihnen trefflich gedieh. In Pferden zahlten sie ihren Tribut, und in dem Heer, welches ihr König zur Zeit Xenophons zu stellen vermochte, bildeten den eigentlichen Kern nicht weniger als 6000 Reiter.

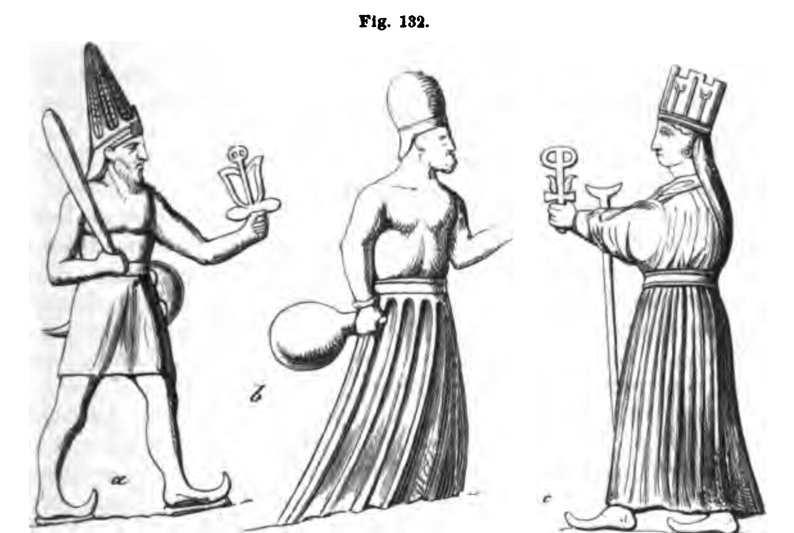
Die Tracht des Volks im Allgemeinen glich wesentlich der paphlagonischen. So wenigstens stellte sie sich bei den dem Heere des Xerxes eingereihten syrisch-kappadocischen Kriegern dar. Sie trugen, nebst den vorauszusetzenden Ober- und Unterkleidern (Rock und Hose), bis zur Mitte des Schienbeins reichende Stiefel, turbanartig umwundene Helme, kleine Schilde, lange Spiesse, Wurfspeere und dolchartige Messer.

Wenig übereinstimmend hiermit erscheint die Verbildlichung einer Tracht auf einer Felsenskulptur im nördlichen Kappadocien, dem später gallatischen Reiche (*Fig. 132*).

Dem Inhalte nach scheint diese Bildnerei die Einwanderung feindlicher Stämme und deren Friedensvermittelung zu vergegenwärtigen. Der Ausführung nach glaubt man sie in die Frühzeit

asiatischer Kultur, spätestens aber in die Zeit der medischen Oberherrschaft setzen zu müssen. Da Herodot den Sakern oder Skythen „hohe zugespitzte Mützen, kurze Hosen und Doppeläxte“ zuschreibt,

Fig. 132.



so hat man geschlossen, dass das eine der so verewigten Völker Saker oder Skythen (*Fig. 132. a, b*), das andere, das lange Gewänder trägt, Meder oder Assyrier vorstellen soll (*Fig. 132. c*).

Armenien ist noch bei weitem dichter von Gebirgszügen durchsetzt wie Kappadocien. Von Kappadocien sich ostwärts fast bis zum kaspischen Meere, südwärts bis zu dem Gebirgswall der eigentlich syrischen, assyrischen und medischen Länder hin ausdehnend, bildet es gewissermaassen das Uebergangsland Kleinasiens zu den vorder- und mittelasiatischen Reichen.

Von Einfluss auf die Kulturentwickelung der Bevölkerung der südlichen Gebiete wurden die grossen Wasserstrassen des Euphrat, Tigris und Araxus. Schon frühzeitig veranlassten sie zu einem sich nach Osten und Süden zunehmend ausbreitenden Handel. Bereits zur Zeit des Propheten Ezechiel besuchten Kaufleute „aus dem Hause Thogarma's“ die Märkte des weitentfernten Tyrus; auf Nachen fuhren sie nach Babylon, um hier wie dort ihre einheimischen Erzeugnisse, Pferde, Maulesel, Palmwein u. s. w. zu verwerthen.

In Folge einer solchen stetigen Verbindung wurden dieser Bevölkerung auch fremde Bräuche zugeführt. Sie nahm allmälig

theils medische, theils persische Sitte an, und huldigte selbst dem persischen Cult, dem Dienste der Anaitis (Tanais; Artemis).

Anders dagegen verhielt es sich mit den in den Gebirgen im Norden und Osten hausenden Zweigen. Sie nahmen an jenem Handel nicht Theil, wurden von aussen her kaum berührt, und verharrten somit zumeist, ähnlich den pontischen Taochen, Phasianen u. s. w. theils als wandernde Hirten, theils als Räuberhorden, auf verhältnissmässig niederer Stufe.

Die Tracht entsprach diesem Verhältnisse. Die Bevölkerung der südlicheren Gebiete eignete sich mit den Sitten der Meder und Perser, mindestens mehrentheils, auch deren Bekleidungsweise an. Eine wohl aus frühster Zeit herrührende Bildnerei in der Nähe des Van-Sees zeigt, dies bestätigend, eine Anzahl zum Theil bärtiger Figuren, in weiten sehr langen Ermelhemden, einem darüber geordneten Mantel und helmkappenförmiger Kopfbedeckung. Einige führen, vielleicht als Rangbezeichnung, einen langen keulenartig endigenden Stab.

Unter den Stämmen, die Xenophon bei seinem Durchzuge kennen lernte, zeichneten sich die „Karduchen" (Kardaker; Kurden) als treffliche Bogenschützen aus. — Ihre Waffen bildeten, nächst gewaltigen Schleudersteinen, fast drei Ellen lange Bögen nebst Pfeilen von nahezu zwei Ellen Länge, Lanzen, verschiedene Schilde von Flechtwerk und, vereinzelt, Doppeläxte.

Das Geräth, welches die von Xenophon geführten Griechen in den Ortschaften vorfanden, war nicht unbeträchtlich. Es bestand in vielen Geschirren von Erz, darunter überall sehr grosse mit „Gerstenwein" (Bier) gefüllte Kessel, aus denen man die Flüssigkeit vermittelst Röhren in sich sog, eine wesentliche Rolle spielten.

Siebentes Kapitel.

Die Inder.[1]

Vorbemerkung.

Die von den Alten unter dem Namen Ariana mit inbegriffenen östlichen Satrapien des persischen Reiches trennten Indien von der westlichen Welt. Als eine dem grösseren Umfange nach wasser-

[1] Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde. Bonn 1847 ff. nebst der Karte von Alt-Indien, gez. von H. Kiepert. — Mit specieller Beziehung auf das Monumentale der vorliegenden Epoche s. Einzelnes in den „Transactions of the Literary Society of Bombay. Lond. 1819", ferner in den

arme und wüste Ländermasse, lehnt es ostwärts an mächtige, von Norden nach Süden fortlaufende Gebirgszüge. Sie sind zunächst für das jenseitige, eigentliche Indusland die Grenzscheide; für „Indien“ überhaupt aber eine natürliche Mauer im Westen. Die Nordgrenze bestimmen die „Schneepaläste“ des Himâlaja (Paropamisus), während sich das Land — Vorder-Indien — gegen Süden in das Weltmeer halbinselartig erstreckt und, bevor es sich in diesem verliert, noch einmal, als umfangreiche Insel (Ceylon; Taprobane; Lanka) über die Fluth emportaucht.

Die so vom Meere und von Gebirgen nach aussen umschlossene Erdscholle, deren Flächenraum dem von Europa mit Ausschluss Russlands ziemlich entspricht, stellt sich als ein von Norden nach Süden abfallendes Stufenland dar. Ein Stromsystem, das den nordischen Gebirgen, doch auch den mittleren Tafelländern in fast überreichem Maasse entquellt, durchschneidet sie nach allen Richtungen. — Nicht so gewaltige, doch ebenfalls beträchtliche Ströme entspringen im Innern der südlicheren Länder. Die grössere Zahl dieser Flüsse, der natürlichen Senkung folgend, strömt der östlichen Küste zu. Auch da, wo der Gebirgswall des Westrandes sich allmälig abflacht, im nördlichen Abzuge desselben, findet sich ein ausgedehntes üppig quellendes Stromgebiet.

In Folge einer so ausserordentlichen allseitig vertheilten Wassermasse und der klimatischen Verhältnisse besteht eine Erzeugungsfähigkeit, wie solche auf der östlichen Erdhälfte nicht ihres Gleichen hat.

Von den Eisfeldern des Himâlajas abwärts gewinnt der Pflanzenreichthum eine kaum zu beschreibende Mannigfaltigkeit. In den von den Gebirgszügen geschützten, von der Sonne durchglühten Gangesthälern entfaltet sich jene wunderbare, unheimlich fortwuchernde Kraft, die selbst das Abgestorbene stetig wieder belebt.

Im Einklange hiermit bietet die Thierwelt ebenfalls eine Ueberfülle der mannigfachsten Erscheinungen dar. Ausser dem Pferd, das nur stellenweis, so zu Lahore, besonders gedeiht, finden sich fast sämmtliche bekannten Hausthiere im wilden Zustande. Den Mangel des Pferdes aber hat man seit ältester Zeit durch den Elephanten und durch den Büffelochsen ersetzen gelernt.

Und ganz ähnlich verhält es sich auch mit den leblosen Schätzen. Kein Land ist so reich an seltenen und vielfarbigen Edelsteinen. Von dem weisslichen Diamanten, der nur hier in

„Transactions of the royal asiatic Society of Great Britain and Ireland. Lond. 1829 ff.“, sodann bei L. Langlès. Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan, décrits sous le double Rapport archäolog. et pittoresque etc. 2 Vols. Fol. Paris 1821, hauptsächlich aber Alexander Cunningham. The Bhilsa Topes; or Buddhist Monuments of Central India: comprising a Brief historical sketch of the Rise, Progress, and Decline of Buddhism. etc. Illustr. with 32 Plates. Lond. 1854.



voller Schöne gefunden wird, umfassen sie eine nach allen Tönen sich abstufende Farbenreihe. Geringer ist der Bestand an Metallen. Zu den verbreitetsten gehört das Eisen. Zudem liefert das Meer das reizvollste aller neptunischen Gebilde, die Perle, in vorzüglicher Pracht.

Ein so reich ausgestattetes Land konnte den handeltreibenden Völkern des Westens nicht verborgen bleiben. Bereits um das Jahr 1000 v. Chr. waren es die Phönicier, welche in Verbindung mit Salomo einen Seeverkehr nach hier einleiteten. Eine etwa nähere Kenntniss von dem Lande und seiner Bewohner indessen wurde hierdurch wohl kaum schon gewonnen. Dies blieb den Griechen vorbehalten. Im siegreichen Vordringen gegen die Perser unter der Führung Alexanders ward dann ihnen mindestens der Blick in die Vorhalle der Gangesländer, in das Gebiet des Indus geöffnet.

In Anbetracht der Bevölkerung bietet das Land ähnliche Erscheinungen, wie die afrikanische Halbinsel. Aehnlich wie deren Bewohner zerfällt sie in eine Menge von Stämmen, die durch Körperbildung und Sprache, wie auch nach ihrer Kulturfähigkeit wesentlich von einander verschieden sind. Und so auch stehen hier wie dort dunkelfarbigen Völkerschichten Völker von hellerer Hautfarbe und edler Gesichtsbildung als die eigentlichen Träger der Kultur herrschend gegenüber. Aus einer gewissen Uebereinstimmung in der cultlichen Anschauungsweise eben dieser letzteren mit der der Arier hat man auf einen in ältester Zeit stattgehabten innigen Zusammenhang dieser beiden Stämme geschlossen.

Die örtliche Beschaffenheit bestimmte die Herausbildung von schärfer begrenzten Einzelstaaten. Für die innere Entwickelung derselben ward das Verhältniss, in welches Sieger zu den Besiegten zu treten pflegen, in entschiedenster Form maassgebend. Die Eroberer erachteten die von ihnen Bezwungenen als eine ihnen untergeordnete, niedere Masse („Sûdrâ"), sie selber aber erhoben sich rangweise übereinander. Sodann bildete sich eine feste Volksgliederung bis zum Kastenwesen aus. — Wohl den ersten Rang nahmen zunächst, zugleich als die herrschende Macht, die Krieger („Kshatrija") ein. Neben ihnen dann gelangte die Masse der Eingewanderten („Vaiçja") zu weiterer Geltung. Sie mag sich bald, ihrer Beschäftigung nach, zu Landbebauern, Handwerkern und Kaufleuten gesondert haben. Die Priester blieben vermuthlich als vorerst mehr vereinzelt noch längere Zeit je auf sich selbst verwiesen, bis dass es auch ihnen dann gelang, sich als Körperschaft zusammenzuschliessen. Hiermit aber war zugleich auch ihre Vorherrschaft entschieden. Unter noch strengerem Festhalten an der bestehenden Gliederung lehrten nun fortan sie, dass „das in der Natur lebendig wirkende Wesen „Brahma" die Priester aus seinem Munde, die Kshatrija aus seinen Armen,

die Vaiçja aus seinen Schenkeln, und die Sûdrâ aus seinen Füssen habe hervorgehen lassen."

In Folge der dem Lande eigenen natürlichen Reichthümer entfaltete sich das äussere Leben der Grossen zunehmend glanzvoller. Auf Grund jener Lehre indessen, aus der etwa seit 700 vor Chr. ein eigenes Gesetzbuch, „Manu", hervorging, blieb jeder freieren geistigen Regung eine unübersteigliche Schranke gezogen. Und während einerseits die theologische Grübelei der Brahmanen selbst kaum zu etwas anderem als zu einer haltlosen Scholastik und einer durch leeres Formenwesen sich geltend machenden, Sinn und Geist ertödtenden Askese führte, unterlag anderseits das Volk allseitig dem härtesten Drucke.

Unter solchen Zuständen erstand in dem Sohne des Königs Cuddhodana ein für das Wohl der Menschheit begeisterter tiefsinniger Reformator. Nach etwa zwanzigjähriger Wanderung, geschützt von dem mächtigen Könige Bimbisara von Magadha, trat er zwischen 600—550 v. Chr. der zu drückendem Hochmuth erstarrten Lehre der Brahmanen entgegen. In heftigem Kampfe beider Lehren drang endlich die seinige, der „Buddahismus", siegreich durch. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts ward sie, vornämlich in den Staaten, von wo aus sie sich zuerst verbreitet, so in Magadha von dem Könige Açoka, zur Staatsreligion erhoben. Erst im fünften Jahrhundert n. Chr. wurde sie dann wiederum vom Brahmaismus verdrängt. —

Bis zu dem Eintreten der Griechen in die Gangesländer war die Bevölkerung sich wesentlich selbst überlassen geblieben. Ihre früheren Beziehungen zu den Assyriern und Persern hatten auf sie wohl um so weniger nachhaltig eingewirkt, als solche nur die westlichsten Gebiete, und auch nur gelegentlich berührt haben mochten. Die in das Land hineingetragenen Grundzüge griechischer Kultur fanden daselbst einen günstigen Boden. Die durch die cultlichen Wirren erweckte Lebendigkeit im Volke erschloss dessen Sinn zugleich nach anderen Richtungen hin. Bald nach dem Siege der neuen Lehre begann es diese durch bauliche Denkmale zu verherrlichen, dann aber unter griechischem Einfluss sich überhaupt einer kunstgemässeren Bethätigung zuzuwenden.

Die Tracht.

Die Griechen versuchten es die Kultur des indischen Volkes bis zu ihren Anfängen zu verfolgen. Ausgehend von dem Gesichtspunkte eines allmäligen Vorschreitens, nahmen sie einen Urzustand an, in welchem es sich lediglich von den rohen Erzeugnissen des Landes genährt und nur mit den Fellen der von ihnen

erlegten Thiere bekleidet habe. Bei dem Mangel geschichtlicher Stützpunkte liessen sie es sich genügen das Weitere durch eine Verknüpfung der eigenen Sage mit der indischen Mythe zu begründen und zu erklären: „dann aber“ — so erzählten sie — „habe zuerst Dionysos und etwa fünfzehn Menschenalter später Herakles die Völker mit Krieg überzogen, sie unterworfen und mit allen Einrichtungen eines höher gesteigerten Kulturlebens bekannt gemacht“.

Wären die bis in die frühste Zeit hinabreichenden Schriftwerke, die Vêdâ's, und die ihnen sich anschliessenden Epopöen, das Mahâbhârata, Râmâjan'a u. a., nicht durch stetig fortgeführte Ueberarbeitungen getrübt worden, so würden deren Schilderungen sicher geeignet sein ein Bild fortschreitender Entwickelung zu geben. Sie indessen tragen vorwiegend den Stempel einer auf ausgebildeten Sittenzuständen beruhenden, märchenhaften Darstellung. Den anfänglich gemeinsamen Zustand eines kriegerischen Hirtenlebens lassen die Vêdâ's wohl noch, wenn auch in nur dürftigen Umrissen erkennen. Im Ganzen zeigen auch sie bereits das äussere Leben so reich entfaltet, wie solches eben überhaupt nur auf Grund schon seit lange bestehender geordneter Verhältnisse geschehen kann. Das Gesetz des „Manu“ aber lässt das indische Wesen an sich als bereits abgeschlossen erscheinen. Mit seinen Bestimmungen für das cultliche, staatliche und bürgerliche Verhalten blieben einer noch weiteren Entfaltung festere Schranken gezogen. Wenn somit griechische Berichterstatter die Tracht ihrer äusseren Beschaffenheit nach, wie sie sich ihnen darstellte, schildern, so deuten anderseits die darüber in dem Gesetz enthaltenen Maassnahmen auch wiederum nur das Verhältniss an, in welchem sie zu dem Volke selbst stand.

Von Bedeutung für deren frühzeitige Ausbildung war der durch die Kastengliederung geförderte handwerkliche Betrieb. Seine verschiedenen Zweige vererbten sich je in bestimmten Klassen, und mussten denn somit wohl bald zu höchster Vollkommenheit gedeihen. — In den Gesetzen Manu's nehmen die über Handel und Gewerbe sich erstreckenden Verordnungen keine unwichtige Stellung ein, und zu den seit den Ophirfahrten der Phönicier von Indien den Westländern zugeführten Waaren zählten insbesondere kostbare Kleiderstoffe, Gegenstände des Schmucks und Waffen.

Die Kleidung.

Zumeist verbreitet waren baumwollene Stoffe. Der Beginn ihrer Herstellung aus der Frucht der einheimischen Baumwollenstaude (Karpâsî), so wie auch der der Weberei, verliert sich in der ältesten Zeit. Man beliess diese Stoffe entweder in der den Arten der Baumwolle je eigenen, weissen, gelblichen und röth-

lichen Farbe, oder man färbte sie, theils eintönig, theils bunt gemustert. Zu dem Zwecke bediente man sich namentlich des Indigo, des „Drachenbluts“ (Cinnabaris), und der einem helleren Purpur nicht nachstehenden Cochenille. — Auch fertigte man frühzeitig die verschiedenartigsten Gewebe, bis zu äusserster Feinheit (Monache), und verstand es mit ihnen Gold- und Silberlahn zu verbinden.

Ebenso kannte man die Verwendung des Flachses zu linnenen Geweben. Doch wurden solche, wie es scheint, nicht in gleichem Umfange getragen. Nur ausnahmsweise als Abzeichen einzelner, besonderer Stände gedenkt das Gesetz derartiger Gewänder. Nicht zu Gewändern verwebt wurde, mindestens wie zu vermuthen steht vor dem christlichen Mittelalter, irgend welche thierische Wolle. Dagegen bekleidete man sich schon früh mit mannigfachen seidenen Stoffen. Ungeachtet der Seidenwurm im südlichen Indien einheimisch ist, erhielt man diese wahrscheinlich zunächst aus dem nördlichen China. — Getragen auch wurden, doch nur vereinzelt, so von Büssern und „Heiligen“, die Felle von gewissen Thieren und rohe Hüllen aus Baumrinde. — Ausserdem aber lieferte ein wohl auch schon in ältester Zeit bestehender Austausch zwischen den Stämmen der nördlicheren Länder und den Ariern am Ganges grosse Mengen edelen Metalls, besonders kostbare Edelsteine, seltene Hölzer, Gewebe und Kleider, Lasten von Pelzwerk, Waffen und Schmuck, rothe Korallen u. a. m. Zu dem Pelzwerk, das mitunter zum besetzen von Kleidern gedient haben mag, gehörten vermuthlich vorwiegend Häute von Zobeln, Hermelinen, Bibern, Mardern und Füchsen.

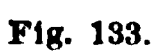
Trotz dem Allen blieb die eigentliche Volkskleidung höchst einfach. Das, wenn auch nach der Lage der Landschaften wechselnde, doch im Ganzen milde Klima, trug hierzu wesentlich bei. Die auf niederen Stufen der Kultur stehen gebliebenen Stammvölker bekleiden sich noch gegenwärtig in derselben urthümlichen Weise, mit Binsenmatten, Thierfellen, wollnen Tüchern u. s. w., wie zur Zeit Alexanders des Grossen, und auch die in den Epopöen enthaltenen Schilderungen sammt den Nachrichten des Megasthenes u. A. von der höher gebildeten Bevölkerung, wie auch von der des Reiches Magadha, deuten entschieden darauf hin, dass die in den Gangesstaaten noch übliche, einfachere Gewandung bis in die älteste Zeit hinabreicht.

Die gegenwärtige Bekleidung[1] besteht, in ziemlicher Ueber-

---

[1] Doyley, the costume and customs of modern India from a collect. of drawings. Lond. (o. J.) With engr. col. Fol. Grindlay Scenery, costumes and architecture, chiefly on the western side of India. Lond. 1826—1830. V. Jacquemont Voyage dans L'Inde. Publ. sous les auspices de M. Guizot. (av. 300 pl.) Paris 1844.

einstimmung mit der altägyptischen, im Ganzen ohne Unterschied des Geschlechts, theils einzig aus einem längeren oder kürzeren, bald schurz- bald hosenartig um Hüften und Schenkel geschlungenen Tuche, theils aus einem mehr oder minder feinen hemdförmigen Untergewande und einem Umhang oder Umwurf. Wie einzig der Schurz, so auch wird mitunter nur das Hemd oder nur der Umhang, oder dieser und der Schurz getragen. Das Hemd reicht theils bis zur Mitte der Oberschenkel, theils bis zu den Füssen. Der Mantel, ein weites oblonges Stück Zeug, wie es vom Webestuhl zu kommen pflegt, wird beliebig angelegt, zuweilen mit dem einen Zipfel vom Rücken aus über die linke Schulter, mit dem andern unter dem rechten Arm nach vorn ge-


Fig. 133.



zogen und hier durch Verknotung der Zipfel gehalten. Zu seiner ferneren Befestigung, wie auch zur Schürzung des Hemdes, dient ein einfacher oder buntgewirkter Gürtel. Den Anzug vollendet eine Kappe oder eine turbanähnliche Umwindung des Kopfes mit bunten Tüchern, Schleiern u. s. w., und eine Fussbekleidung von Leder in Form von Schuhen oder Sohlen, nächstdem, vornämlich beim weiblichen Geschlecht, eine Ausstattung mit allerlei Schmuck.

Und ganz dem entsprechen nun eben auch, zugleich in Uebereinstimmung mit alten Bildwerken (*Fig. 133; Fig. 134*), die frühsten Nachrichten der Griechen. Letztere besagen insgesammt, dass, während sich die in den Gebirgen hausenden Stämme gemeiniglich in Hirschfelle zu kleiden pflegen, die Städtebewohner lange, weisse,

seltner farbige, gemusterte Ober- und Untergewänder von Baumwolle („Sindones“) oder von „Byssos“ (? Leinewand), eine Kopfbinde, Schuhe von weissem Leder mit hohen gefärbten Absätzen, viel Gold und Edelsteine tragen. Nach Arrian bestand die Gewandung aus einem bis auf die Mitte der Wade herabreichenden Unterkleide und aus einem Oberkleide, das theils um die Schultern geworfen, theils über den Kopf gehängt wurde (vergl. *Fig. 134*). — Den Schilderungen des Râmâjana zufolge trugen die Vornehmen Bürger, insonderheit die Fürsten von Ajodhja, seidene mit Kermes gefärbte Gewänder; ihre Weiber, neben kostbarem Schmuck und ähnlichen, vielfarbigen Kleidern, zarte wollne Brusttücher, Leibchen, und seltenes Pelzwerk. Ausserdem erwähnt das Gedicht der auch von den Griechen bemerkten, weissledernen Fussbekleidung, und, als den Aermeren eigen, aus Bast oder Schilf geflochtener Schuhe.

Fig. 134.



Der Schmuck.

Sämmtliche Berichterstatter bestätigen, dass kaum ein anderes Volk so viel auf körperliche Schönheit und deren Pflege halte, als das indische. Neben der ausgedehntesten Anwendung von Abreibungen des Körpers, Waschungen und Einsalbungen, waren und sind seit frühster Zeit verschiedene Schminken bei ihm im Gebrauch. Eine aus Spiessglanz bereitete Schwärze diente zur Färbung der Augenbrauen, und der Kermes oder ein aus dem Sandelholze gewonnenes Roth zur Färbung der Fusszehen, Fingernägel, selbst der Hände, Füsse und Brustwarzen.

Das Haar liessen Männer und Weiber, wie ebenfalls noch üblich ist, lang wachsen. Die Männer pflegten es zu flechten, auch mit einer der persischen Mitra ähnlichen Kappe zu bedecken, den Bart aber verschiedentlich, weiss, grün, dunkelblau und purpurroth zu färben. — Auch die Weiber flochten ihr Haar, hauptsächlich zu breiten Flechten, die sie im Nacken frei hängen liessen (*Fig. 135. a. b*). Jungfrauen kennzeichnete eine Verknotung des Seitenhaares unmittelbar über der Stirn, die öffentlichen Mädchen eine Anzahl um Wangen und Schultern flatternder Locken. Während der Trauer ward das Haar, vornämlich von ehrbaren Frauen, gänzlich schmucklos zu nur einer frei hängenden Flechte vereinigt.

Als Schmucksachen bedienten sich Männer und Weiber

ziemlich gleichmässig reich verzierter Hüftgürtel, Ohr- und Fingerringe, Armspangen, Fussknöchelspangen, Hals- und Brustgehänge, und die öffentlichen Dirnen noch insbesondere zur Umwindung der Hüften mehrfacher Schnüre von Perlen, metallnen Blechen u. A. m. (*Fig. 135. a;* vergl. *Fig. 14. a*).

Zu den hierzu verwendeten Stoffen zählen seit frühster Zeit vor allem Elfenbein, Schildpad und Gold. Da hinzu traten wohl gleichfalls schon früh, zum Theil mit in Folge des sich steigernden Handelsverkehrs, vorzugsweise Silber, Korallen, Perlen und Edelsteine. — In dem Gesetzbuche des Manu wird bereits der Goldschmiede gedacht.

Fig. 135.



Die Ohrringe der Vornehmen waren gemeiniglich sehr gross, mit kostbaren Steinen besetzt, auch mehrentheils mit Anhängseln verziert. Die Arm- und Fussknöchelspangen bestanden, sehr verschiedentlich, aus Horn, Elfenbein und Metall, auch meist mit Steinen geschmückt, die Fingerringe vorzugsweise aus Gold oder Silber. — Die Armspangen bedeckten nicht selten als ein- oder mehrtheilig den ganzen Unterarm (*Fig. 136. c—e*), die Fussspangen zumeist nur die Knöchel (*Fig. 136. g, f*). Die Fussspangen beliebte man, namentlich als Zierde junger Mädchen, mit Schellen oder Glöckchen zu behängen. — Die Aermeren trugen ähnlichen Schmuck, doch hauptsächlich von Holz, Horn und Blei, und Schnurgehänge von kugeligen oder walzenförmigen Steinchen, bunten Glasflüssen u. s. f. — Wie das Râmâjana erzählt, befand sich in Ajodhja „Keiner ohne Ohrgehänge, ohne Kranz, ohne Halskette, ohne Wohlgerüche, und Keiner ohne kostbare Gewänder.“

Kennzeichnendes Verhalten.

Nach Megasthenes war das Volk insgesammt in sieben Stände getheilt. Das Gesetzbuch des Manu indessen kennt nur die bereits erwähnten vier Kasten: Brâhmanâs (Priester), Kshatrijas (Krieger), Vaiçja (Handwerker, Kaufleute u. s. f.) und Sûdrâs (Diener).

Von diesen Kasten war die der Sûdrâs nicht aus arischem Blute entsprossen. Zu ihr zählte die gesammte unterworfene Stammbevölkerung. Ein die übrigen Kasten unterscheidendes Abzeichen bildete, ähnlich wie bei den Persern, eine als heilig geltende Schnur. Sie ward dem Knaben bei der Einweihung in seine

Fig. 136.



Kaste umgehängt. Diese Schnur bestand bei den Brahmanen aus drei Fäden Baumwolle, bei den Kshatrijas aus drei hanfenen Fäden und bei den Vaiçjas aus drei Fäden Schafwolle. Sie wurde über die linke Schulter um Brust und Rücken getragen. Die Umgürtung mit derselben fand bei den ersteren im achten, bei den Kriegern im elften und bei den Vaiçja's im zwölften Jahre statt.

Ueber die Kleidung der Sûdrâs enthält das Gesetz keine Bestimmungen. Ihre Stellung versagte ihnen die Mittel zu irgend welchem Aufwande. Sie selbst wiederum unterschieden sich; wenigstens achtete man die in den Städten lebenden betriebsamen Glieder derselben bei weitem nicht so gering, als die in den

Wäldern hausenden. Zu diesen gehörten die schwarzen Sûdrâs, und vor allem die grosse Zahl der als unrein erachteten Stämme, die Parias, Chandâlas, Nischâdas und andere.

Die sesshaften Sûdrâs, welche sich in den Dienst der Priester begaben, empfingen dafür theils Naturerzeugnisse, theils alte, halbverbrauchte Kleidungsstücke u. dergl. —

Ein Theil der schwarzen Sûdrâs bewohnte ursprünglich die Ufer des Indus. Sie lieferten als Tribut „mit Baumwolle bekleidete, langhaarige Sklavinnen von schmaler Statur und schwarzer Farbe". —

Die Parias, Chandâlas u. s. w. blieben von jedem Verkehr mit den reineren Kasten ausgeschlossen. Das Râmâjana schildert sie: „ihre Haut ist kupferfarbig oder affenbraun, ihre Augen sind geröthet und feurig; über ein blaues Untergewand tragen sie ein schmutziges Oberkleid oder ein dicht verhüllendes Bärenfell; ihr Schmuck ist von Eisen." —

Zu den dienenden Klassen, deren das Gesetzbuch sieben unterscheidet, gehörte auch die der Kriegsgefangenen. Sie bildeten den Stand der eigentlichen Sklaven. Als Zeichen der Unterwürfigkeit wurde ihnen das Haar bis auf fünf Büschel geschoren. —

Die oberen Kasten sollten sich, nach Verordnung des Gesetzes, je eigens kennzeichnen. Bestehen soll die Tracht der Vaiçjas aus einem wollnen Hemde und der Haut eines Bocks, einem Gurt von Hanf und einem Stabe von Feigenholz, der, mit der Rinde bedeckt, bis zur Nasenspitze reicht, die der Kshatrijas aus einem linnenen Hemd und der Haut eines Hirsches, einem Gurt von Bogensehnen und einem Stab von unbeschältem Bananenholz, der sich bis zur Stirn erhebt, und die der Brahmanen aus einem Hemd von feinem Hanf nebst der Haut der Gazelle, einem Gurt aus Zuckerrohr und einem bis zum Haar hinaufreichenden Bambusstab.

Wie streng man nun auch dieser Verordnung im Einzelnen folgen mochte, liess sie immerhin eine Verwendung aller der Gegenstände zu, über welche sie nicht verfügt.

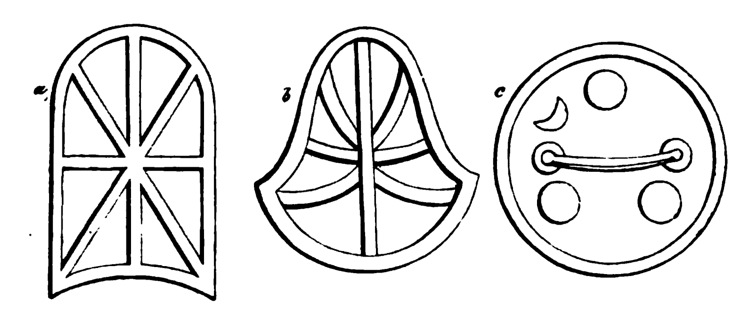
Die Waffen.

Die Waffen wurden von eigens damit beauftragten Schmieden angefertigt, theils von (gehärtetem?) Kupfer, theils, hauptsächlich, von Eisen, welches das Land in grösserer Fülle und von vorzüglicher Güte darbot. Bekannt war, wie es scheint schon frühzeitig, die Bereitung des Stahls. — Ihre besondere Ausstattung besorgten die Gold- und Silberschmiede. Ihnen lag die Herstellung von Schwertgriffen u. dergl. aus Elfenbein und edelen Metallen, überhaupt die Verzierung der Rüststücke im Ganzen ob. Man pflegte

sie gemeiniglich mit Gold und Silber zu beschlagen, nicht selten auch, ausserdem, mit Edelsteinen zu besetzen.

Mit zu den ältesten Schutzwaffen gehörte vor allem der Schild. Dem Stoffe nach bestand er zumeist aus Holz mit Lederüberzug oder einzig aus dickem Leder, stellenweise durch Metall verstärkt. In den Dichtungen, welche den Kampf der „Pandu“ und „Kuru“ schildern, erscheinen die Krieger vorwiegend mit „grossen, bemalten Schilden von Thierhaut“; und im Râmajâna die Ehrengarden des Königs ebenso beschildet. — Seine Hauptform war die kreisrunde, nächst dieser, neben anderen selteneren Gestaltungen (*Fig. 137. a, b*), die länglich viereckte. Seine Grösse wechselte. Zufolge griechischer Berichte führten den Rundschild nur die Reiter, den Langschild die Fusstruppen. Diese Langschilde waren schmal, von ungegerbter Stierhaut, durchweg von Mannshöhe. — Vielleicht zeichnete die Truppengattungen je eine besondere Schildform aus.

Fig. 137.



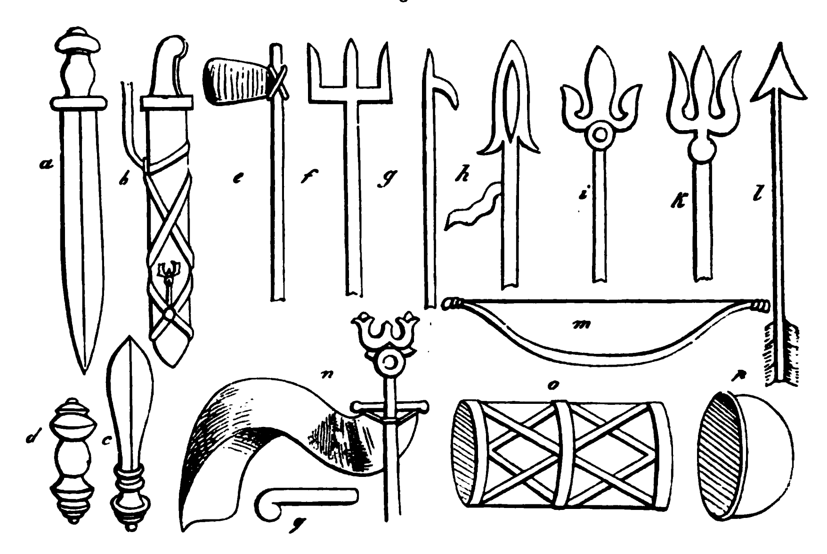
Ueber noch sonstige Schutzwaffen fehlt es an näheren Berichten. Nach den dichterischen Schilderungen von den Kriegsthaten der arischen Helden trugen diese Brustpanzer, welche jedoch zu schwach waren um den Pfeilen zu widerstehen. Die unter Xerxes dienenden Inder waren nur in (baumwollene) Gewänder gekleidet. Und bei dem Stamme der „freien“ Inder (Aratta) bestand der ganze Anzug in langflatternden Hüllen mit rothem Saum, einem doppelt darüber gelegten Schaffell, nebst turbanähnlicher Kopfbinde (*Fig. 136. b*), und auch selbst bei dessen Anführern, ausser in silbernem Schmuck, ebenfalls nur in Gewändern, hier von brauner Färbung. — Nicht unwahrscheinlich ist es indessen, dass schon im hohen Alterthume vornehme Streiter in ähnlicher, reicher Weise gerüstet erschienen, wie gegenwärtig unter den Vornehmeren bei einzelnen Stämmen üblich ist. [1]

---

[1] Die bei den Sikhs, in Kabul u. a. O. übliche Rüstung besteht zunächst entweder aus einer Panzerjacke oder einem Rocke zumeist von derbem Stoff,

Die hauptsächlichste Angriffswaffe war der Bogen (dhanus). Dem Sprachgebrauch nach bezeichnet die Lehre von der Handhabung desselben zugleich die Kriegswissenschaft (dhanurvêda) überhaupt. Nach der Mythe entsendet Indra seine Pfeile „mit gewaltigem Bogen, den er nach geendetem Kampfe als Regenbogen den Sterblichen zeigt“. — In den Epopöen werden die Helden als „Bogenträger“ oder „Bogenkundige“ ausdrücklich hervorgehoben. — Die Bögen hatten Mannshöhe. Beim spannen stellte man die Waffe (*Fig. 138. m*) mit dem einen Ende auf den Boden gegen die Spitze des linken Fusses, hielt sie mit der linken Hand und zog mit der rechten den Pfeil langsam an. — Die Pfeile waren von Holz oder Rohr, befiedert, mit eiserner

Fig. 138.



Spitze (*Fig. 138. l*), nahezu drei Ellen lang. Sie vermochten jede noch so starke Schutzwaffe zu durchbohren. — Das Vergiften der Spitze war gesetzlich verboten, ebenso die Anwen-

mitunter von metallnen Ringen (Kettengeflecht) mit darauf befestigten Rund- und Langblechen zum Schutz der Brust, des Rückens, seltner der Schultern, und des Ober- und Unterarmes; statt der befestigten Armbleche wohl auch aus besonderen, Hand und Unterarm deckenden Halbschienen; sodann aus einer Bepanzerung der Hosen: für Ober- und Unterschenkel ebenfalls mit viereckten Halbschienen, für das Knie mit einem Rundblech; ferner aus einem bespitzten, beckenförmigen Stahlhelm nebst beweglichem Nasenriegel und langem, vom Helmrand sich rings um den Kopf (ausgenommen das Gesicht) erstreckenden Maschenpanzer; vergl. die vorzüglichen Darstellungen bei Rockstuhl. Musée d'armes rares anciennes et orientales etc. (Pl. XIII; LIV; XCI; CXXXI).

dung von Brandpfeilen, was die Bewohner von Sindomana jedoch nicht abhielt, gegen die Griechen mit vergifteten Pfeilen zu kämpfen.

Die demnächst verbreitetste Waffe war der Speer oder die Lanze. Auch sie erscheint in den Epopöen als eine Hauptwaffe des Gottes Indra. Bereits in den ältesten Kriegsgesängen wird dieser als „Speerträger“ bezeichnet, und auch noch in spätester Zeit führte die grössere Zahl der Truppen nur den Bogen oder den Speer. Seine Spitze war verschieden gestaltet, doch, wie es scheint, zumeist lanzettlich (*Fig. 138. g—k*). — Unter den im grossen Epos aufgeführten kriegerischen Stämmen geschieht vor allen der Gandhâra und Sindhu-Sauvîra als besonders geübt „im Kampfe mit gezackten Spiessen“ Erwähnung (*Fig. 138. f, i, k*). In der Mythe gilt der Dreizack als ein Sinnbild des Gottes Siva. —

Zu den vorzüglichsten Hieb- und Stichwaffen gehörten verschiedene Schwerter und Dolche (*Fig. 138. a—c*). Nach Arrian trugen sämmtliche Truppen ein sehr breites, drei Ellen langes Schwert, das sie mit beiden Händen führten. Nächst dem Schwerte gedenkt das Râmajâna vielfach schwerer, wohl mit Metall beschlagener Keulen, goldgezierter Streitkolben, der Streitäxte u. s. w. Letztere hatten theils einfache Beilform (*Fig. 138. e*), theils entsprachen sie den altägyptischen Schlachtbeilen (*Fig. 44. d*).

Als zum Wurf bestimmt werden im Râmajâna scharfgerandete Metallscheiben (oder Schleuderringe?)[1] und lange Schlingen genannt. Die Schlingen dienten dazu, dem Feinde um den Nacken geworfen zu werden.

Gliederung des Heers.

Nach der im Gesetzbuche vorgeschriebenen Ordnung zerfiel die gesammte Heeresmacht in sechs, je wiederum bestimmt gegliederte Abtheilungen: in gerüstete Elephanten, Wagenkämpfer, Reiter, Fussvolk, Befehlshaber und Tross. Ihre Aufstellung entsprach der alten Anordnung der Figuren auf dem Schachbrette. Zu den Seiten des Königs und seiner Räthe hielt bald die Wagenburg, bald die Reiterei (Springer und Läufer). Die Flügel deckten die Elephanten (Thürme), die Stirnlinie bildeten Fusstruppen (Bauern).

Die Ausrüstung der Truppengattungen hing, wie aus griechischen Berichten hervorgeht, von der beabsichtigten Ver-

[1] Eine eigenthümliche Art von Schleuderringen ist bei den Sikhs im Gebrauch: „Es ist ein flacher, eiserner Ring von 8—14 Zoll im Durchmesser, dessen äussere Kante scharf geschliffen ist und den sie um den Finger oder um einen Stab wirbelnd so geschickt und kraftvoll zu drehen und zu werfen wissen, dass, trifft er den Hals des Gegners, er den Kopf desselben vom Rumpfe trennt.“

wendung derselben ab. Sie sämmtlich waren mit dem Schwerte, einzelne ausserdem mit Bogen und Speeren oder auch nur mit dem Bogen, oder mit zwei Speeren bewaffnet. In letzterer Weise hauptsächlich die Reiter, die zugleich einen kleinen Rundschild führten, während das Fussvolk Langschilde trug. — Die Aufzäumung der Pferde bestand nur aus einem spiessförmigen Gebiss nebst daran befestigtem Zügel und einem Maulkorbe von Leder, inwendig mit ehernen oder elfenbeinernen Stacheln besetzt; ohne Sattelung. — Auf jedem Streitwagen befanden sich in alter Zeit, ausser dem Lenker, ein, später stets zwei Krieger; auf jedem Elephanten drei. Sie, vorzugsweise zum Fernkampfe bestimmt, waren mit Wurfgeschossen versehen.

Die Bekleidung der vornehmen Reiter zeichnete sich durch reichen Schmuck aus. Der König erschien während des Kampfes auf einem reichverzierten Streitwagen oder, wie zur Zeit Alexanders, auf einem kostbar aufgeschirrten Elephanten. Den König selbst schützte und schmückte ein Panzer von ausnehmender Festigkeit und Pracht.

Die Ordnung ward durch tönende und sichtbare Merkzeichen aufrecht erhalten. Zu den letzteren gehörten eine mit einem Drachen ausgestattete Reichsstandarte und zahllose bunte Fahnen und Fähnchen (*Fig. 138. n*). Diese waren theils einzelnen Anführern des Fussvolks anvertraut, theils an den Kriegswägen befestigt. — Zu tönenden Zeichen dienten Muscheltrompeten, vielleicht auch Hörner und Doppelflöten, und zur Belebung der Truppen ausserdem grosse Trommeln, Pauken (*Fig. 138. o—q*) und metallne Becken.

Das Königthum.

Hervorgegangen aus der Gesammtheit der arischen Eroberer, des Stammadels der Kshatrijas, ward das Königsthum von vorherein durch die Priesterschaft gestützt. Nach ihrem Ausspruch war der König „gleich Indra, dem glänzenden Firmament, der alle Sterblichen an Glanz übertrifft“ und „gleich Surja, dem Sonnengott, der in alle Augen und Herzen strahlt, dass Niemand ihn anzuschauen vermag“.

Die mit seiner Einsetzung verbundenen Feierlichkeiten schildert das Râmajâna: „Aus der Mitte eines überreich bekleideten Hofstaates erhob sich der goldene Thron des einzuweihenden Herrschers. Auf ihm empfing er, unter dem lauten Jubel der Menge, die königliche Weihe und mit dieser zugleich die Insignien der Herrschaft. Ausser reich gestickten Kleidern von gelbfarbigem Seidenstoff (Gelb war die Farbe des Königthums) zeichnete ihn ein goldenes Scepter (*Fig. 138. d.?*), ein kostbarer Turban nebst Stirnbinde, ein mit Edelsteinen gezierter Dolch,

buntfarbige oder goldene Schuhe, ein gelber oder weisser Sonnenschirm und ein Fliegenwedel von Büffelschwänzen aus." Wedel, Schirm, Schwert und Bogen wurden ihm nachgetragen.

Die Beschreibung des Megasthenes von der zur Zeit Alexanders des Grossen überaus prunkvollen Lebensweise der Fürsten von Magadha stimmt mit den Schilderungen, welche die indischen Dichtungen von der Lebensweise der Könige geben, im Wesentlichen überein. Sie heben deren unermessliche Schätze edelen Metalles u. s. w. hervor; gedenken deren Gewänder und Schuhe als seiden, überreich mit Gold, Purpur und Edelsteinen geschmückt, ihres goldenen Scepterstabes und kostbaren Schmuckes aus Perlenschnüren um Hals, Ober- und Unterarme. — „Bei der Tafel wird der König von seinen reichgeschmückten Weibern bedient; hält er öffentliche Sitzung, so wird er, während der Dauer derselben, von eben diesen gesalbt und geschmückt."

Jedes Heraustreten des Königs aus seinem Palast in die Oeffentlichkeit glich einem Festzuge. Ihm voran schritten Diener mit silbernen Räucherbecken, überall Wohlgerüche verbreitend. Er selbst ruhte, angethan mit kostbaren goldgeblümten Gewanden, auf einem mit einem Tigerfell belegten und mit Perlen besetzten goldenen Palankin. Dieser war von wiederum kunstvoll hergegerichteten Wägen und schliesslich von der glänzend gerüsteten Leibwache gefolgt.

Beamten- und Priesterthum.

Die Staatsverwaltungsordnung beruhte auf polizeilicher Ueberwachung. Regelnd und sichtend griff sie in alle Lebensverhältnisse ein. Das hierzu erforderliche vielgliedrige Beamtenthum ward vermuthlich aus dem Staatsschatz erhalten, und empfing zu gewissen Zeiten, je nach der Rangstellung zwei- bis sechsmal im Jahre, ein neues Ober- und Unterkleid. Diese Gewänder waren wahrscheinlich nach den Aemtern verschieden, so dass sie diese kennzeichneten. Eine dem ähnliche Farbenbezeichnung bestand mindestens schon in früher Zeit. Gelb galt als Abzeichen der Könige, und roth als die Farbe des Tods. Ein Eid durfte nur in rothen Kleidern und in rothblumigem Kranz auf dem Haupte, dies mit Erde bestreut, geleistet werden. Die zum Tode Verurtheilten mussten zu ihrer Hinrichtung reichgeschmückt erscheinen. Und den Scharfrichter kennzeichnete eine blaue Kleidung. —

Die Brahmanen vor allen waren verpflichtet den ihre Kaste betreffenden Bestimmungen streng nachzuleben. Ihre Anschauung, dass allein ein ausschliessliches Versenken in die Erforschung der höchsten Dinge, ein gänzliches Entsagen aller weltlichen Beziehungen, zur endlichen Erkenntniss führe, wies sie von vorherein auf eine strenge Bussübung hin. Im Verfolg ihrer Regel und des

unausgesetzten Bestrebens der Befreiung des Geistes vom Körper, gelangten sie zur Feststellung eines darauf abzweckenden, weitgreifenden Formenwesens.

„Die Kleider des Brahmanen“ — so lautet das Gesetz — „müssen stets rein und von weisser Farbe sein; kein Anderer darf sie getragen haben. Nägel, Bart und Haupthaar (dieses bis auf einen Scheitelzopf) soll er sich von einem Diener abschneiden lassen. Die Ohren schmücke er mit glänzenden Ringen und das Haupt mit einem Kranz. In der einen Hand trage er seinen Bambusstab, in der anderen den, zu seinen Waschungen erforderlichen Wasserkrug und einen Büschel von Kusagras.“ — „Während des Lesens in den heiligen Schriften, desgleichen beim Essen, lasse er den rechten Arm unbedeckt. Nie wasche er seine Füsse in einem messingnen Becken; weder bade er nackt, noch schlafe er nackt auf der Erde,“ u. s. f.

Neben diesen und zahlreich andern Vorschriften, ergeht sich das Gesetz in nicht minder umständlichen Bestimmungen über eine auszeichnende Tracht der verschiedenen Weihegrade.

Während der Dauer des Unterrichts trage der Schüler (Brahmatschari) nächst der ihm zukommenden Tonsur und heiligen Schnur von Baumwolle, ein Kleid von Hanf, ein Gazellenfell und ein Bambusrohr von bestimmter Grösse (S. 208), doch weder Schuhe noch Sonnenschirm.

Besass der geschulte Brahmane die Kenntniss von zwei bis drei Vêdas, so stand es ihm frei das Haus seines Lehrers zu verlassen: — Er mache diesem dann ein Geschenk, sei es an Land, Gold, Gethier oder Kleidungsstücken, nehme ein Bad und suche sich nun eine Frau aus seiner Kaste, damit er „Grihastha“ (Familienvater) werde.

„Schrumpft die Haut des Grihastha zusammen, fangen seine Haare an zu bleichen, sieht er den Sohn seines Sohnes, dann verlasse er sein Weib und seine Kinder und ziehe sich mit seinem heiligen Feuer und seinen heiligen Geräthen in die Einsamkeit des Waldes zurück. Hier lebe er, unter unausgesetzten Bussübungen und Kasteiungen, das beschauliche Leben eines Waldsiedlers. Seine Nahrung bestehe in Wurzeln und in Früchten, die auf die Erde herabgefallen. Der Erdboden sei sein Bett; eine Hülle von Baumrinde oder die Haut der schwarzen Gazelle sein Kleid. Bart und Nägel lasse er wachsen.“

Erst nach einer solchen Prüfungszeit wurde ihm als wahrer „Jati“ oder „Bezähmer seiner Begierden“ die Fähigkeit zugestanden, als ein auf alles Verzichtender, als „Sannjâsi“, die letzte Stufe, die der Vollendung, zu betreten. Er ward jetzt ein „Pariwrâdshaka“ oder „Herumirrender“: — Seine Waldwohnung verlassend, ziehe er betteInd im Lande umher, beständig, mit niedergeschlagenem und in sich gekehrtem Blick, Worte aus den hei-

ligen Schriften murmelnd. Sein Gewand bestehe in einem schlechten, kaum die Scham bedeckenden Stück Zeug. Sein Kopf- und Barthaar sei geschoren und seine Nägel beschnitten. Sein ganzes Besitzthum beschränke sich auf einen Stab, einen irdenen Krug, einen aus Bambusrohr geflochtenen Korb und eine hölzerne Schüssel.

Abweichend hiervon gestaltete sich dann das Verhalten aller der Priester, welche der Lehre Buddha's folgten. Mit dieser nun nahmen sie allmälig auch die Abzeichen ihres Begründers an. Diese bestanden, gegensätzlich zu denen der Brahmanen, aus einer vollständigen Schur des Haupthaars und dem gelben, königlichen Kleide, das Buddha von allen den ihm gebührenden Zeichen seines Königsthums beibehalten hatte.

Auch den Schülern der neuen Lehre wurde es zur Pflicht gemacht, sich wie ihr Meister zu kleiden: Kopf- und Barthaar abzuscheren, mit gelbfarbigen Lumpen sich zu bedecken und so, nur mit einem Stabe und einem Topf zum sammeln von Almosen im Lande umherzuziehen.

Das Geräth.

Die Förderung des handwerklichen Betriebes beruhte wesentlich auf der Kastenstellung der Gewerbtreibenden. Sie unterschied sich nur wenig von der, welche die Handwerker im ägyptischen Reiche einnahmen. — An verarbeitungsfähigen Stoffen fehlte es nicht. Mit dem sich steigernden Bedürfniss musste die Kenntniss von deren Anwendbarkeit und, bei steter Uebung zweckentsprechender Verarbeitung, auch das handwerkliche Geschick in gleichem Maasse zunehmen. Dass dieses frühzeitig einen Höhepunkt erreicht, deuten die einheimischen Schriftwerke an; welche Ausbildung es aber erlangt, als die Griechen das Land betraten, lassen dann deren Schilderungen, wenigstens im Allgemeinen, ermessen.

Zufolge der in dem Gesetzbuche ausgesprochenen Bestimmungen bildeten die Gewerbtreibenden einen nach aussen geschlossenen, doch nach ihren Beschäftigungen vielfach gegliederten Stand: die Sûdrâs. Diesen wenigstens war es gestattet sich mit jeglichen Gewerben, Handwerken und Künsten zu befassen; auch waren sie für steuerfrei erklärt. In den Epopöen bereits geschieht der Vorsteher der Zünfte Erwähnung. Anderweitig wird berichtet, dass es den erblichen Oberhäuptern, als Zunftmeistern, zur Pflicht gemacht war, für die Reinheit des Gewerbes zu sorgen, das Uebergreifen eines andern Standes in dasselbe zu verhüten.

Mit einer so ausgebildeten, körperschaftlichen Ordnung war vermuthlich von vorherein eine ebenfalls ordnungsmässige Vertheilung von Handwerkern über die einzelnen Gebiete verbunden. Für die kleineren Ortschaften genügte eine nur kleine Zahl. In neuerer Zeit beläuft sie sich gemeiniglich auf höchstens sechs. Es sind dies „der Schmied und der Zimmermann, der Silberschmied, Wäscher und Barbier". — „Man muss bewundern" — erzählt ein neuerer Reisender[1] — „wie die Inder die schönsten Arbeiten mit den dürftigsten Werkzeugen machen; die Feinheit ihrer Gewebe ist ausserordentlich; der Weber baut sich seinen Webestuhl aus Allem, was ihm in die Hände fällt, hat einen grobgearbeiteten Cylinder, und jeder Ort ist ihm zu seiner Arbeit recht. Wer etwas von einem Schmiede gemacht haben will, muss sich mit Eisenerz, das man auf dem Markte kaufen kann, und mit Ambos versehen; der Ambos ist ein grosser Stein, und wenn er so schwer ist, dass man ihn nicht fortbringen kann, so legt man die Schmiede neben ihm an. Ist nun Alles bereit, so kommt der Schmied, trägt auf seinen Schultern einen Blasebalg und zwei Zangen, und hat in den Händen einen oder zwei Hämmer; er fängt an das Eisen zu reinigen, um es schmiedbar zu machen, und hat am Ende ein eben so schönes Stück Schlosserarbeit fertig, als ob er in Paris gelernt hätte." — Der Reisende Haafner „sah Betelkästchen, sowie überhaupt alle Arten von kleineren und grösseren, mit Elfenbein eingelegten Kunstarbeiten, auf der ganzen Küste von Orissa nirgend so schön und künstlich verfertigt, wie zu Wizagapatnam; denn dort versteht man nicht nur die Kunst, mit Elfenbein auf Büchsen, Kästchen, ja in Tafeln, Stühle, Kanapees, Palankins und andere grosse Möbel sehr schön einzulegen und dieselben so damit zu bedecken, dass die Zusammenfügungen daran nicht zu sehen sind, sondern bringt auch Blumen, Früchte, Landschaften und andere Figuren mit dauerhaften Farben darauf an."

Das Hausgeräth.

In dem Gesetzbuche „Manu" werden als in jedem Hause befindlich vorausgesetzt ein „Feuerherd, ein Mahlstein, Besen, Mörser nebst Stösser, und ein Wasserkrug". — Das Besitzthum der Aer-

[1] Perrins Reise durch Hindostan. Bearb. von Hell. Lpzg. 1810. Auszugsweise bei Th. Kruse. Indiens alte Geschichte u. s. w. S. 152; vergl. Sonnerat. Reise nach Ostindien und China (1774—1781). Zürich 1783. I. S. 88 ff., mit zahlreichen Abbildungen von arbeitenden Handwerkern. Sie entsprechen sowohl in der Weise der Thätigkeit, wie in Bezug auf das von ihnen angewendete Handwerksgeräth, durchaus den auf altägyptischen Grabgemälden dargestellten Handwerkern und erläutern diese somit vollständig. Dasselbe gilt von dem Betriebe des Ackerbaues und den dazu benutzten Geräthen, insbesondere von dem indischen Pfluge.



meren beschränkt sich auf das Nothdürftigste. Selbst die Wohlhabenderen, so die Bewohner der Küste von Malabar, begnügen sich mit einigen Matten, auf denen sie schlafen und essen, einigen kupfernen Töpfen und Schalen für die Küche und den Tisch, und wenigen Kästen oder Laden zur Aufbewahrung von Gewändern u. dergl. — In den älteren Schilderungen dagegen wird stets der Prunk hervorgehoben, mit welchem sich die Vornehmen, wie insbesondere die Fürsten umgaben. Das Tafelgeschirr war von Gold und Silber, und ebenso selbst die Waschgeschirre, die Badewannen u. s. f.

Gefässbildnerei.

Zufolge griechischer Nachrichten scheint gerade dieser Betrieb, wenigstens hinsichtlich der Behandlungsweise, minder ausgebildet gewesen zu sein. So vor allem in Betreff der Herstellung von

Fig. 139.



solchen Geschirren, wie mannigfachen Arten von Kesseln, Töpfen, Schalen und Schüsseln, die zu niedereren Zwecken bestimmt waren. Sie wurden theils aus Thon, theils aus Kupfer gefertigt, letztere jedoch vorwiegend nicht aus dem Ganzen gehämmert, sondern in Formen gegossen, und waren mithin leicht zerbrechlich. — Von thönernen Geschirren der älteren Zeit haben sich nur wenige erhalten. Es sind dies mehr oder minder flache schachtel- und urnenförmige Behälter theils von gefälligem Umriss, meist aber nur einfach verzierte Töpfe, Näpfe und Schüsseln (*Fig. 139*). Erstere deuten, wenn auch nur schwach, auf einen Einfluss von griechischer Seite; letztere zeigen Formen, wie solche sich bei allen Völkern des Ostens seit frühster Zeit forterhielten. Mit Aus-

nahme einzelner, künstlicher behandelten Doppelgeschirre (*Fig. 139. k, c*), bieten sie insgesammt nichts dar, was sie als indisch kennzeichnete.

Die Herstellung des Glases kannte man wohl nicht. Selbst noch in römischer Zeit gehörten gläserne Geschirre mit zu den wenigen Waaren, welche durch fremde Kaufleute eingeführt wurden. Dagegen verfertigte man schon frühzeitig allerlei Gefässe aus Stein, und wird im Râmajâna bereits der Krystallarbeiter gedacht. Zu derartigen Gefässen zählten, als in den Westländern besonders hochgeschätzt und im römischen Reiche mit unglaublichen Summen bezahlt, die „murrhinischen". Sie bestanden vermuthlich aus farbigem Fluss- oder Feldspath, Kalk- oder Adalurspath, und wurden zuerst durch Pompejus (um 61 v. Chr.) nach Rom mitgebracht. Es waren theils Trinkgefässe in Gestalt von Bechern, theils, später nach dort gleichfalls verführt, Teller, Schüsseln, Schalen und selbst kleine Speisetafeln.

Möbel.

Für die Gestelle zu Möbeln lieferten das seiner Härte wegen gerühmte Tickholz (Têk) und eine Fülle noch anderer Nutzhölzer ein vorzügliches Material. Auch das Bambusrohr, das Leichtigkeit mit Stärke verbindet, wurde dazu verwendet. Als besonders geeignet zur Auszierung boten sich zahlreich farbige Hölzer, Schildpad und Elfenbein dar. Beliebt war nicht minder metallischer Schmuck, so wie auch, für Prachtmöbel, eine Ausstattung mit Edelsteinen: „Im Mahâbharata bringt der König von Prâgg'jôtis als Geschenk Schwerter mit Griffen von Elfenbein; die Könige des Ostens sehr werthvolle Sitze, Wagen und Betten, bunt von Edelsteinen und Gold, mit Elfenbein eingelegt." Im Manu geschieht, nächst dem Goldarbeiter, ausdrücklich des Tischlers Erwähnung, und heute zählen in Indien die Goldschmiede, Schmiede, Tischler und Weber mit zu den geachtetsten Handwerkern.

Die Tische waren klein. Bei den Gastmählern der Vornehmen erhielt jeder Gast seinen besonderen Tisch, auf den, in goldner Schale, zuerst Reis, dann die anderen Speisen gestellt wurden.

Unter den Sitzen zeichnete sich vor Allem der königliche Thronstuhl aus. Dieser war aus Feigenholz geschnitzt, reich mit Gold überzogen und von Löwenbildern unterstützt. Ein über ihm emporgehaltener, wohl stets gelber Sonnenschirm, vertrat die Stelle eines Baldachins. — Im Einklange mit seiner Pracht, die ohne Zweifel noch durch kostbare, verzierte Teppiche erhöht ward, stand die der königlichen Tragbahre. Einen wesentlichen

Schmuck eben dieser bildeten darauf ausgebreitete Ruhekissen, Tigerfelle u. s. w., und eine darüber sich erhebende reich verzierte Schirmbedachung.

Diese königlichen Möbel kamen mit anderen Prunkgeräthen auch bei gewissen Festzügen, so bei den alljährlich stattfindenden grossen Opferfesten, öffentlich zur Schaustellung. In solchen Fällen erschien der Herrscher in prachtvoll ausgestatteter Umgebung: „Ihm voran zogen Paukenschläger und Glockenspieler; diesen folgten mit Gold und Silber gezierte Elephanten, sodann je mit zwei Rindern bespannte Wägen u. s. f. Im Zuge selbst wurden Goldgeräthe, grosse Kessel und Schalen, wohl einen Klafter im Durchmesser, ferner Tische, Sessel und Waschbecken aus indischem Kupfer, welche mit Edelsteinen, Smaragden, Berillen und Karfunkeln besetzt waren, getragen. Es wurden Büffelochsen, Panther, Löwen und Tiger vorgeführt. Auch grosse, vierrädrige Wägen reihten sich an, welche Bäume mit grossen Blättern trugen, auf denen sich verschiedene Arten gezähmter Vögel befanden, von denen sich einige durch den Glanz ihres Gefieders, andere durch ihren Gesang auszeichneten.“ Ueberall ertönte der Schall aller Arten von Tonwerkzeugen, während die Strassen umhergestreute Blumen, die Wege und Häuser Sonnenschirme, Standarten und bunte Fähnlein schmückten.

Musikinstrumente.

Ueber die etwaige Beschaffenheit von Tonwerkzeugen fehlt es an Nachricht. Eben nur genannt werden, nächst den schon erwähnten Trommeln, Pauken, Becken, Trompeten, Hörnern und Flöten, verschiedene Glöckchen oder Schellen, Cymbeln, und mehre Arten von nicht zu bestimmenden Saiteninstrumenten. Zur Verfertigung von Lyren bediente man sich häufiger der Schalen gewisser Schildkröten. — Ein Vergleich der gegenwärtig gebräuchlichen Tonwerkzeuge mit den altassyrischen und ägyptischen Darstellungen von solchen, lässt auf eine zwischen mehren von ihnen in frühster Zeit stattgehabte Uebereinstimmung zurückschliessen.

Glücksspiele

wurden von allen Ständen mit besonderer Vorliebe geübt. Gleich bei Feststellung des „Manu“ erachtete man es für geboten, gesetzlich dagegen einzuschreiten. Vor Allem beliebt war das Würfeln. Seiner geschieht bereits in den ältesten Schriften Erwähnung. Man betrachtete es gleich dem Schach, das selbst als indische Erfindung gilt, wie eine Kunst die erlernt werden könne.

Das Kriegsgeräth.

Nach den im Manu gegebenen Vorschriften über die Kriegsführung, verfügte man über Maschinen, Schlachtwägen und Kriegselephanten. Der letzteren wird in den Veda's noch nicht, sondern erst in den epischen Dichtungen gedacht.

Der Schlachtwagen wurde wahrscheinlich von den arischen Einwanderern in die Gangesländer mit eingeführt. Er mag denn wohl im Ganzen zunächst den altpersischen Wägen entsprochen, später vielleicht, etwa auf Grund griechischen Einflusses, eine leichtere Gestaltung erhalten haben. Ihn schmückten zu den Seiten des Kastens angebrachte dreieckige Fähnlein, oder, wie die assyrischen Wägen, eine daran befestigte Standarte und, als Beleg oder Behang, grosse Tigerfelle. — Bei der Kostbarkeit der Pferde, suchte man diese möglichst zu schonen. Demnach schirrte man sie erst kurz vor dem Beginn des Kampfes an. Auf dem Marsche begnügte man sich mit einer Bespannung von Stieren. Die Rosse waren mit kostbaren Decken und zwischen den Ohren mit einem Aufsatz, einem auf vergoldetem Stab befestigten Schweif des tibetanischen Ochsen, geschmückt.

Die Kriegselephanten waren „harnischgeziert". Ihr Rüssel ward zur Verstärkung der Schlagkraft mit einer eisernen Kette versehen, sie selber aber schmückten, wie die Wägen, zahlreich buntfarbige Fähnlein. Auf dem Rücken trugen sie, befestigt vermittelst eines Leibgurts und gehalten von Stricken und Ketten, ein hölzernes thurmähnliches Gerüst. Nach den Angaben der Griechen hatten in einem derartigen Thurm zehn bis fünfzehn, nach Plinius nur drei bis vier Mann Platz. So in Reihen aufgestellt, bildeten sie für die dahinter angeordneten Fusstruppen gleichsam eine feste Mauer.

Frühzeitig schon brachte man Feuergeschosse in Anwendung. Im Râmajâna bereits werden „Feuerwerfer" und „Hunderttödter" genannt, auch „fliegende Bälle", die den Ton einer Donnerwolke mit sich führen. Es waren dies höchstwahrscheinlich theils grosse Brandpfeile, theils mit einer dem „griechischen Feuer" ähnlichen Mischung gefüllte Töpfe, die vermittelst besonderen, vielleicht armbrustförmigen Geräthen gegen den Feind geschleudert wurden. — Ueber eine etwaige Anwendung von eigentlichen Belagerungsmaschinen finden sich keine näheren Angaben. —

Die Last- und Reisewägen waren verschieden umfangreich und zumeist vierräderig. Sie wurden mit Stieren oder Mauleseln, seltner mit Pferden bespannt. Vornehme pflegten vierspännig zu fahren.

Cultgeräth.

Gleich wie die alten Perser, priesen die Indo-Arier am Ganges die Sonne als „Erzeuger und Nährer der Menschen"; neben dieser

den Geist des Feuers (Agni; Ignis) als einen „speiseverleihenden, Reichthum spendenden Gott“: — Im Blitze steigt Agni vom Himmel zur Erde. Durch Reiben des „Doppelholzes“ wird er erzeugt. Ihm sowohl wie den übrigen Göttern opferte man vorzugsweise seinem Grundwesen zumeist zusagende, butterartige Stoffe, dagegen dem „Geist des hohen Himmels“, dem „blitztragenden, grossarmigen Indra, dem Donnerer, dessen Kraft so gross wie der Himmel selbst ist“, den Saft einer Bergpflanze: Sôma. Dieses Opfer erforderte, zunächst zur Bereitung des Safts, zum auspressen bestimmt, zwei Steine; zu dessen Läuterung einen Durchschlag aus Haaren des Widderschweifs; um ihn aufzufangen ein Becken, und zu dessen Darbringung selbst, eine goldene Schale.

Mit der allmäligen Umgestaltung dieses Opfers durch die Brahmanen bis zu der Ungeheuerlichkeit ihrer Anschauung von der Götterwelt, nahm auch der Dienst an Umfang zu. Schon frühzeitig trat an die Stelle des Sômaopfers allein ein Feueropfer. — Von den in ältester Zeit stattgehabten Thieropfern ward nur ein Pferdeopfer beibehalten. Doch auch allein schon die Vorbereitungen nur zu diesem Opfer waren eben so weitschweifig als glänzend: „Am Ufer eines Flusses, am besten des Ganges, soll ein Platz dafür ausgesucht werden. Der vom Könige bestimmte Opferpriester nimmt mit seinem Weibe ein Sesam- und ein Safranbad. Die vier Brahmanen, welche ihm assistiren, reinigen sich in Sandelholzbädern, nachdem sich alle bereits durch Fasten zur heiligen Handlung vorbereitet haben. Der Oberpriester setzt sich auf einen erhöhten, mit Edelsteinen geschmückten Sitz und beginnt nunmehr, im Namen des Königs, zunächst durch Anrufungen der Elementargötter u. s. w., die heilige Handlung. Er verspricht, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen und alles zu reinigen, dem Indra sechs Monate lang zu opfern. Unter vielfachen Dank-, Gebet- und Begrüssungsformeln, von denen die letzteren an jedes zum opfern erforderliche Geräth u. s. w. besonders gerichtet werden, wird das Opferfeuer in einer Grube entzündet. Um diese werden, wiederum unter mehrfachen Anrufungen, vier Bögen aufgestellt. Hierauf nimmt die Darbringung an Indra ihren Anfang. Sie besteht in einer Steigerung, so dass am letzten Monat an jedem Tage 360mal mit neun verschiedenen Holzarten, Butter und Honig ins Feuer geopfert wird. Am letzten Tage erscheint der König zur Libation. — Nach Beendigung dieser sechsmonatlichen Feier beginnt eine viermonatliche für Jama, den Gott des Todes. Sie wird dadurch vollzogen, dass der Oberpriester täglich 1000mal gereinigte Butter in die Flammen schüttet. Daran schliesst sich eine fünfmonatliche Opferung für Varuna (Uranos), wobei zugleich, unter mannigfachen Ceremonien, das Sprengwasser gereinigt werden muss. Ist dieses (in fünfzehn Monaten) alles glücklich

vollbracht und schliesslich ein reines Opferthier — ein nach vorgeschriebenen Gebräuchen gebornes Füllen, ein Hengst, makellos von durchaus weisser Farbe!! — gefunden, worüber ebenfalls Monate, ja selbst Jahre verfliessen können, so wird dieses sorgfältigst mit Oel und Sandel abgerieben, mit einer goldenen Schnur geschmückt und einem weissen Schleier bedeckt unter bestimmten, weitschichtigen Anreden u. s. w. nach Norden freigelassen. Ihm folgt, zum Schutze, eine berittene Schaar von Kriegern. Kehrt das Pferd innerhalb Jahresfrist nicht zurück, so war alles umsonst und die Ceremonie beginnt, in noch umständlicherer Weise, von neuem. Findet es sich indess ein, dann nimmt das eigentliche Opfer seinen Anfang, doch ebenfalls erst, nachdem das Ross durch Reinigungsceremonien opferungsfähig und durch lange, an dasselbe gerichtete Sühngebete, günstig dafür gestimmt worden ist. Nun erst beginnt die Abschlachtung desselben, indem ihm ein Brahmane vermittelst des Opfermessers den Kopf spaltet, zugleich aber auch eine langdauernde Ceremonie der Wiederbelebung. Endlich wird alles, was bei der Opferung gebraucht worden — die Schalen u. s. w., ja selbst die Gewänder der Priester verbrannt und das lodernde Feuer „mit Milch aus tausend Krügen" gelöscht. Den Beschluss des Ganzen macht eine Speisung der Priester durch den König und ein „Vollendungsbad" des zuletzt genannten." — Die bei den Opferungen der Brahmanen angewendeten Libationsschalen erhielten in der Folge, je nach einer daran geknüpften, sinnbildlichen Beziehung, bald die Figur einer Lothusblüthe, bald die eines Schiffes u. s. f. —

Da der Buddhaismus keine Götter als solche anerkennt, so fielen in ihm die Opferungen, mithin auch ein Opfergeräth fort. Dagegen gab er im Verfolg seiner Reliquienverehrung zur Beschaffung eines besonderen Geräths, des Weihrauchfasses, Veranlassung. Auch kamen durch ihn, als geeignet zur Zusammenberufung der Gläubigen, grosse metallne Glocken, und, zur Abzählung der Gebete, lange Perlenschnüre („Rosenkränze") cultlich in Gebrauch.

China.

Die Erwähnung des Landes „Sinim" beim Jesaias so wie das Vorkommen der „K'ina" in den frühesten Schriften der Inder und deren alte Handelsbezüge zu ihren nordöstlichen Nachbarn, lässt doch nicht mehr vermuthen, als dass man bereits in alter Zeit Kenntniss eben nur von dem Bestehen eines chinesischen Volkes hatte. Und nicht viel mehr wussten davon auch die Griechen und Römer. Nur so viel war ihnen bekannt, dass im äussersten Nord-

osten der Erde das Land Sinä und das Volk der Serer zu suchen sei und dass man von diesem, durch stummen Handel, die „serischen (seidenen)“ Zeuge beziehe. Ueber eine Gesandtschaft, die Mark Aurel (um 166 n. Chr.) nach dorthin gesendet haben soll, fehlt es an bestätigenden Zeugnissen. Erst Ptolemäus, im zweiten Jahrhundert nach Chr., wusste von mehreren Völkern zu erzählen, welche Serica bewohnten und theils als reiche Seidenhändler, theils als Kaufleute, geschickte Steinschneider, Gold- und Silberarbeiter bekannt wären. — Nicht minder dürftig, wie über die Serer, lauten dessen Nachrichten über das Land der Sinä, während ein anderweitiger, früherer Bericht die „Sesatä“ in einer Weise schildert, die sie als mongolischen Stammes erscheinen lässt.

Das dem Volke eigene Abschliessungssystem, das in der Umgrenzung seines Reiches, der seit 214 v. Chr. bestehenden „sinesischen Mauer“, den entschiedensten Ausdruck findet, trug wesentlich dazu bei es vor fremden Einflüssen zu bewahren. Erst der Neuzeit ist es gelungen diese Schranke zu überschreiten.

Seine Geschichte, nach einheimischen Jahrbüchern bis in ein mythisches Zeitalter hinabgerückt, gewinnt doch erst mit dem Auftreten des gefeierten Sittenlehrers Confucius (Kung-fu-tse), um die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr., mehrere Glaubwürdigkeit. Unter den vielen von ihm verfassten oder doch ihm zugeschriebenen Werken nimmt der Schu-king, als eine in geschichtliche Form gebrachte Sammlung von Ueberlieferungen, eine Hauptstelle ein. Fasst man die hierin und in seinen übrigen Schriften enthaltenen Lehren für das irdische und himmlische Wohl zusammen, so muss allerdings vorausgesetzt werden, dass das Volk schon in frühster Zeit eine hohe Kultur erreicht hatte.

Dem genannten Buche zufolge, das mit der Dynastie des Jao (um 2357 v. Chr.) anhebt, soll das Reich bereits zur Zeit dieses Kaisers in höchster Blüthe gestanden haben: „Die von Hoangti angeordnete Eintheilung des Volkes war auf vier Klassen — Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute — festgestellt. Das Reich zerfiel in neun Provinzen und brachte Gold, Silber, Eisen, Stahl, Zinn, Kupfer, Edelsteine, Perlen, Schildpad, Seide, Baumwolle, Hanf, verschiedene Holzarten, Pflanzen und Thiere in Fülle hervor, wodurch eine ausserordentliche Gewerblichkeit ins Leben gerufen ward. Man beschäftigte sich mit der Herstellung vielfarbiger seidener Zeuge, man fertigte aus Hanf und Baumwolle feine Gewebe zu Kleidern, malte mit Firniss und Tongholzöl u. s. f.“ „Das Land wurde von Fremden besucht, die Flussschifffahrt in weiterer Ausdehnung betrieben. Die Bewohner der Inseln lieferten Tribut in Thierfellen und Gewändern. Dem Himmel, den Berg- und Flussgeistern brachte man Opfer, und den verstorbenen Eltern zollte man die höchste Verehrung“ u. s. w.

Aehnliche Schilderungen finden sich auch in noch anderwei-

tigen ältesten Schriftwerken. Mit ihnen stimmen die gegenwärtigen inneren und äusseren Zustände im Allgemeinen überein. Ohne deren Entwickelung irgend zurückverfolgen zu können, bleibt denn freilich nur anzunehmen, dass solche sich eben seit Jahrtausenden ziemlich gleichförmig forterhielten.

Ob der seit unbestimmbarer Zeit stattgehabte Wechselverkehr mit einzelnen indischen Völkern einen Einfluss darauf ausgeübt, lässt sich ebenfalls nicht ermitteln. In Bezug auf die Tracht dürfte es kaum geschehen sein, um so mehr als das Klima, die Rauheit in den nördlichen Gebieten, die viel Schnee und Eis mit sich führt, und der schnelle Wechsel von Hitze und Kälte in den südlicheren Landschaften, von vorherein dafür bedingend war. Die beiden Geschlechtern eigenen vielen übereinander zu ziehenden rock-, westen- und jackenförmigen Kleider werden bei ihnen mithin vermuthlich auch schon in ältester Zeit gleichmässig üblich gewesen sein.

Bei einem wesentlich für das Nützliche empfänglichen, überhaupt aber nüchternen Sinn, war das Volk zur Ausbildung der Kunst als solcher nur wenig befähigt. Erwachsen in stetem Anschauen der eigenthümlichen Gestaltungen seiner Thier- und Pflanzenwelt, wie auch selbst der todten Natur, entfaltete sich bei ihm eine mehr auf das Absonderliche hinneigende Geschmacksrichtung. Trotz einer vollkommenen Beherrschung in Behandlung jedweden Stoffs, vermochte es sich in seiner Bethätigung dennoch nicht über die Grenze des mehr Künstlichen zu erheben. Und so denn auch tragen alle seine, sowohl baulichen als auch geräthlichen Erzeugnisse, ein eben solches Gepräge.

Dritter Abschnitt.

Das Kostüm der Völker von Europa.

Erstes Kapitel.

Die Völker des nordöstlichen Europas

(und des nordwestlichen Asiens).[1]

Vorbemerkung.

Die zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere lagernden hohen Gebirgswälle des Kaukasus bilden „gleich einer Mauer" die natürliche Grenze zwischen Westasien und den nordosteuropäischen und innerasiatischen Flachländern. Sie sind für den Westen, wie die Gebirgsketten des Himâlaja für den Osten, zugleich eine grosse „Völkerscheide" und von jeher der Sitz vieler Einzelstämme.

Von allen diesen Stämmen weiss die alte Geschichte indess kaum mehr als die Namen anzugeben. Besser unterrichtet dagegen war man über die nördlich vom Kaukasus sich vielfach verzweigenden Wanderhorden. Von diesen hatten schon Hesiod und Homer eine dunkle Kunde. Beide gedenken, wenn gleich

---

[1]) Frédéric Dubois de Montpéreux. Voyage au Caucase chez les Tscherkesses et les Abkhases en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée. Atlas (Série d'Architecture ou III. Série. 1840; Série d'Archéologie ou IV. Série. 1843). Neuchatel en Suisse et Paris. — Alexis Ouvaroff. Recherches sur les Antiquités de la Russie méridional et des cotes de la mer noir. Mit Atlas in Imp. Fol. Paris 1855. Derselbe. Antiquités du Bosphore Cimmérien, conservées au Musée Impérial de l'Erimitage. Ouvrage publ. par ordre de Sa Majesté l'Empereur. 3 Vls. Fol. St. Petersburg. 1858.; vergl. auch: J. K. Bähr. Die Gräber der Liven. Ein Beitrag zur nordischen Alterthumskunde und Geschichte. Nebst 21 lithogr. Tafeln u. 2 Holzschnitten. Dresden 1850. F. Kruse. Necrolivonica. Mosk. 1842. —

noch als halb fabelhafter Völker, der Hippomolgen oder Rossemelker; letzterer ausserdem der in geschichtlicher Zeit als ein zahlreiches eroberndes Volk auftretenden Kimmerier. Aeschylos bezeichnet als den zum „Saum der Erde“ führenden Weg die „Strasse der Skythen“ und versetzt diese selbst „nah dem fernsten Geländ der Welt am See Maiotis“, an das asowsche Meer. Er schon hatte zuverlässigere Nachricht auch von der Lebensweise jener Horden,

„— — — — — — — die in geflochtenen
Korbhütten wohnen hoch auf Rädern wagengleich,
Ferntreffende Bogen ihren Schultern umgehängt.“

Die Kenntniss von diesen Völkern beruhte wesentlich auf einer durch sie etwa seit dem siebenten Jahrhundert vor Chr. nach den Küsten des schwarzen Meeres unterhaltenen Handelsverbindung. Die im Verfolg derselben nach dort stattgehabten griechischen Ansiedelungen, denen die dann bald zu hoher Blüthe sich entfaltenden Handelsstädte Olbia, Pantikapäus, Phanagoria, Tanais, Dioskurias, Sinope, Heraklea, Amisus ihre Entstehung verdankten, trugen ferner dazu bei, die auch entlegensten Völker und Länder des Nordostens näher kennen und unterscheiden zu lernen. Auch hier war es zunächst wiederum Herodot, welcher, mehrfach als Augenzeuge, alles darauf Bezügliche mit Sorgfalt sammelte.

Die von ihm erwähnten Länderstrecken bildeten, fasst man seine Angaben darüber zusammen, eine nur durch eine weitgedehnte Waldung (Hyläa) durchzogene „unübersehbare Ebene“. Er beschreibt sie als öde, nur zum kleineren Theil ackerbaufähig, von mächtigen, jedoch weit von einander getrennten Strömen durchschnitten, nur spärlich durch Höhenzüge gegliedert. Hiermit stimmt ihre Beschaffenheit im Wesentlichen überein. Nur in Bezug auf die von ihm wiederholt angedeutete höhere Bewaldung scheint eine Wandelung stattgefunden zu haben. Es gilt dies namentlich für die nordpontischen Küstenländer und die Gegenden des mittleren Russlands. Letztere waren vermuthlich zur Zeit der griechischen Ansiedelungen mit umfangreichen Wäldern bedeckt, die sich ziemlich tief nach Süden erstreckten und sich mit ebenfalls ausgedehnten Waldungen vereinigten, welche sich einst von den taurischen Gebirgsketten nordwärts bis tief in die Ebenen hinabzogen. Alles übrige Land indessen, etwa mit alleiniger Ausnahme der fruchtbaren Thalufer der grossen Ströme (des Dniepr u. s. w.), trägt seit ältester Zeit sein gegenwärtiges Gepräge, das einer anmuthlosen Steppe, deren Einförmigkeit einzig durch den Wechsel der Jahreszeiten, doch in schroffster Weise, unterbrochen wird. Bei vorherrschend niederer Temperatur ist das Pflanzenleben von nur kurzer Dauer. Es beginnt, mit scharf eintretender Wärme, erst

zu Anfang Juni und währt kaum bis zu Ende September. In dieser Zeit bedecken sich die sonst nur mit Gräsern und Kräutern grünenden Ebenen mit einem Flor buntfarbiger Zwiebelgewächse. Ueberall sprossen Krokus, Tulpen, Hyacinthen u. s. w. in unermesslicher Fülle auf. Aber auch dies bietet dem Auge keine andere Abwechselung als die einer immer wieder von neuem auftauchenden, endlich zur völligen Einerleiheit verschwimmenden Färbung. Die Bäche und Steppenflüsse sind versiegt, die sich einstellenden Regenschauer nur kurz und wenig erfrischend. Dann mit dem Eintritt des Septembers verwandelt sich die ganze Landschaft zur völlig farblosen Einöde. Es verschwinden bald selbst die kleineren Kräuter und an die Stelle der Regen tritt ein verheerendes Schneetreiben.

Nach den auf den herodoteischen Nachrichten beruhenden Untersuchungen war das Land zunächst nördlich von den kaukasischen Bergen, zwischen dem kaspischen und asowschen Meere, von Sauromaten-(Sarmaten-)Horden besetzt. Sie verbreiteten sich über die Steppen zwischen dem Tanais (Don) und der Rha (Wolga), bis in unbestimmbare Fernen ostwärts und jenseits des kaspischen Meeres. Es waren kampfgeübte Reitervölker, die sich allmälig auch über die osteuropäischen Flachländer ergossen und so auch auf diese, seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr., ihren Namen übertrugen. Die Weiber theilten das kriegerische Leben der Männer. Und scheinen denn vorzugsweise sie die seit den ältesten Zeiten bei den Griechen herrschende Ansicht von dem Bestehen kriegerischer Weiberreiche — der Amazonen — veranlasst zu haben.

Alles Land westlich von den Ufern des Tanais (Don) bis zu den Mündungen des Istros (Donau) und südlich bis zum schwarzen und asowschen Meere war seit unbestimmbarer Zeit von Skythen eingenommen. Sie erstreckten sich bis in die Steppen der Krim. Auf dieser Halbinsel wohnte das skythische Volk der Taurier, das, von einem Könige beherrscht, als roh und wild geschildert wird. — In den östlich vom kaspischen Meere und dem Aral-(Oxiana-)See bis zu den westlichen Ausläufern des Imaus sich weithin dehnenden Gebieten breitete sich das Volk der Massageten aus. Es entsprach in Tracht und Sitten den Skythen, mit denen es wohl stammverwandt, wenn auch zum Theil mit Sakenstämmen, die ihre Sitze südlich von ihnen hatten, vermischt gewesen sein mochte. — Nordöstlich über diese hinaus erstreckte sich die Kenntniss der Alten nicht. Zwar wussten Herodot und Andere von den harten, acht Monate währenden Wintern des hohen Nordens und der langen Nächte daselbst zu erzählen, über die dortige Bevölkerung aber hatten sie keine weitere Kunde. Nach den Meinungen der Griechen sassen hier „bis an das äusserste Meer“ die Hyperboreer: „Ein von den Früchten der Bäume

lebendes Volk, das fern von Sorge und Kampf weder Krankheit noch todbringendes Alter kannte".

Die Naturbeschaffenheit dieser Ländergebiete bestimmte wesentlich die Lebensweise ihrer Bevölkerung. Nur an den fruchtbareren Gebirgsausläufern und in den einst durch Waldungen auch klimatisch begünstigteren Gegenden war es ihr überhaupt geboten, sich dem Betriebe des Ackerbaues und einem mehr stetigen, sesshaften Leben zuzuwenden. Es waren denn auch vorzugsweise die Anwohner der Küstenländer und die der fruchtbaren Stromgebiete, die sich von vorherein zu einer höheren Gesittung erhoben. Bald nach den Ansiedelungen der Griechen an der nordpontischen Küste wurde dann diese selbst „eine der wichtigsten Kornkammern für die übervölkerten Landschaften des eigentlichen Hellas". — Die Bewohner der Steppe hingegen blieben nothgedrungen auf ein unstetes Hirtenleben angewiesen. Im steten Zusammenstoss dieser Stämme musste sich vor allen bei ihnen ein kriegerischer Sinn entwickeln. Hierbei kam ihnen die Natur überdies hülfreich entgegen, indem sie ihnen das Pferd als treuen Genossen zur Seite stellte. Dieses, hauptsächlich in jenen Steppen ursprünglich einheimisch, bildet seit den ältesten Zeiten, neben dem Rind und Schaf, den Mittelpunkt ihrer Pflege und Sorgfalt. Was den Arabern das Kameel, war den Sarmaten und Skythen das Pferd. Noch heut ist es der Hauptbestandtheil des Besitzthums der diese Ebenen durchstreifenden mongolischen Hirtenvölker.

Die Tracht.

Die Bewohner der Steppe, durch deren Bodenerzeugnisse zur Fristung ihres Daseins einzig auf die Pflege zahmer Thiere angewiesen, blieben zur Beschaffung auch aller anderweitigen Erfordernisse wesentlich auf den Ertrag ihrer Herden, auf die Gewinnung und Verarbeitung thierischer Stoffe beschränkt. Wenn von späteren römischen Schriftstellern erzählt wird, „dass die Skythen den Gebrauch der Wolle nicht gekannt und sich nur mit den Fellen von wilden Thieren bedeckt hätten", so beruht dies auf falscher Vorstellung oder auf einer Verwechselung mit einzelnen nördlicheren Völkern, von denen allerdings schon Herodot, so von den Budinen und Melanchlänen, [1] Aehnliches berichtete.

[1]) Die Vermuthung, dass die „Melanchlänen" (Schwarzmäntler) ihren Namen einer dunkelen (Fell)bekleidung verdankten, liegt nicht fern. Andere, so namentlich F. Kruse (Urgeschichte des esthnischen Volksstammes, S. 26; S. 81), vermuthen dagegen in ihnen Zweige des allerdings noch heut durch einen schwarzen, jedoch wollenen Kittel besonders sich auszeichnenden esthnischen Stammes.



Letzterer bereits wusste dagegen, zum Theil wohl aus eigener Anschauung, dass bei den umherziehenden Skythen das Gerben der Felle zur Anfertigung lederner Kleidungsstücke gebräuchlich war und dass sie sich zum zusammennähen derartig zubereiteter Häute eines Pfriemens und dünn geschnittener Lederstreifen oder starker Hanffäden bedienten. Es entspricht dies völlig der Weise, in der noch gegenwärtig die mongolischen Wanderhirten ihre Bekleidung herrichten. Und ist denn wohl vorauszusetzen, dass, wie eben jetzt diese Hirten auch ganze Schafpelze tragen und die wenn gleich harte Wolle zu Kleidern verweben und verfilzen, auch dieses seit frühster Zeit besteht. Die Skythen selbst verachteten jede handwerkliche Beschäftigung und überliessen solche vermuthlich entweder ihren Weibern oder ihren zu Sklavendiensten angewiesenen Kriegsgefangenen.

Die Kleidung.

Die Kleidung aller dieser Wanderstämme gewann auf Grund klimatischen Einflusses und der ihnen wesentlich gemeinsamen Lebensweise, wie es scheint schon in ältester Zeit, eine fast durch-

Fig. 140.



weg gleiche Form. Sie waren nahezu insgesammt, zufolge der Schilderung Herodots, nur in Waffen und Schmuck unterschieden, durchaus nach skythischer Weise bekleidet.

Die Bekleidung der Skythen aber entsprach jenen Bedingungen auch vollkommen. Dem Stoff nach bestand sie zumeist aus Leder. Ganz dem überwiegend kälteren Klima angemessen, bedeckte sie, gleich einer Winterkleidung, den Körper vollständig.

Die an sich nur kurze Dauer einer wärmeren Jahreszeit übte keinen Einfluss darauf. Wechselkleider kannte man nicht.

Zu der Kleidung der Männer zählten vor allen weite Beinkleider und ein den Oberkörper bedeckendes rockförmiges Gewand mit langen Ermeln (*Fig. 140; 142*). Erstere, den Griechen besonders auffallend, wurden von diesen als ein Ergebniss des rauhen Klimas gedeutet, das Obergewand jedoch, welches wohl den bei den Kalmücken üblichen, mit Kreide weiss geriebenen Röcken geglichen haben mag, vielleicht eben desshalb von Herodot als aus gegerbter Menschenhaut verfertigt bezeichnet. Dieses Gewand hatte vorwiegend die Form einer bald längeren bald kürzeren Jacke (*Fig. 140. a. d. Fig. 142. b*), wurde, wie noch heut bei den Mongolen, vorn übereinander geschlagen und mit einem ledernen Gurt zusammengenommen, an dem vermittelst eines Riemens eine Trinkschale befestigt war.

Den Kopf schützte man mit einer ihn hinterwärts ringsum bedeckenden, zumeist spitzen Mütze[1] und die Füsse mit ziemlich weiten Halbstiefeln. Sie trug man theils über theils unter den Beinkleidern, oberhalb der Knöchel zusammengeschnürt (*Fig. 140. a, b, c; Fig. 142. a, b*).

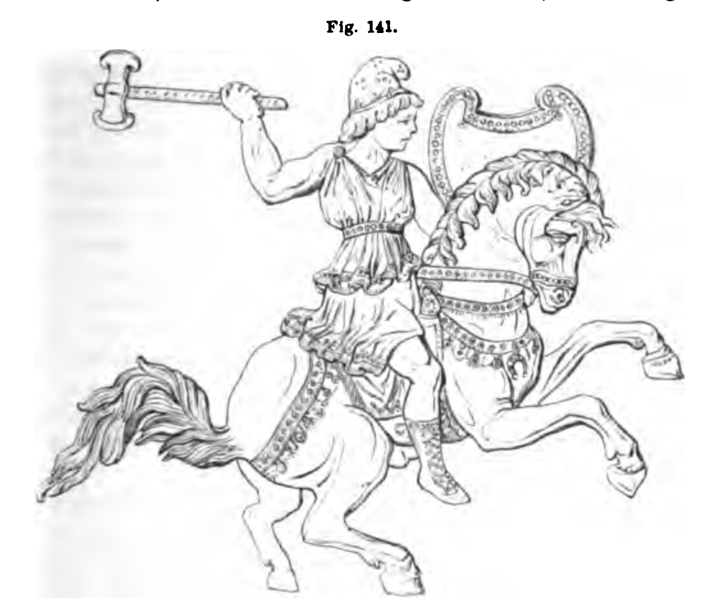
Von der Kleidung der Weiber wird berichtet, dass sie von der der Männer verschieden sei, ohne jedoch anzugeben, worin der Unterschied bestand. Im Ganzen wird sich der Unterschied wohl wesentlich darauf beschränkt haben, dass die Obergewänder der Weiber länger, auch vielleicht von weniger derbem, etwa wollenem Stoffe und zum Theil zierlicher gearbeitet waren; die Frauen der Sauromaten erschienen gleich ihren Männern gerüstet. — Folgt man den griechischen Darstellungen aus dem Sagenkreise der Amazonen, namentlich in Vasenbildern, so würde hiernach die Weiberkleidung allerdings minder der Kleidung der Skythen, als vielmehr der der lydisch-phrygischen männlichen Bevölkerung entsprochen haben (vergl. *Fig. 118. a, b; Fig. 119. b, c*). Mit dieser haben jene Darstellungen sowohl die mehrlaschige „phrygische Mütze“ (*Fig. 140. e*), als auch die sich engeranschmiegenden Röcke, Hosen, Schuhe oder Schnürstiefel und weiten Schultermäntel gemein; ebenso, hinsichtlich der Bewaffnung, einen mondsichelförmigen Schild, Bögen, Doppeläxte und Speere (*Fig. 141*). — Indessen ist gerade demgegenüber, da diese Tracht zu der skythischen mehrfach durchaus im Widerspruch steht, um so eher anzunehmen, dass diese Darstellungen überhaupt nicht die Wirklichkeit wiederspiegeln, sondern wesentlich auf einer mehr willkürlich-künstlerischen Verwerthung eben der lydisch-phrygischen

[1] Die auf griechischen Bildwerken dargestellte Kopfbedeckung entspricht wiederum ziemlich genau der noch heut bei den mongolischen Stämmen üblichen „Wintermütze“. Sie ist durchaus mit Pelz gefüttert und beiden Geschlechtern gemeinsam.



Tracht, nur als einer nichtgriechischen, also „barbarischen“, beruhen. Sahen sich doch gleichmässig griechische und auch römische Bildhauer veranlasst, auch die ihnen eigene Tracht, mit nur geringen

Fig. 141.



Veränderungen, gleichfalls auf Darstellungen jener Mann-Weiber zu übertragen.

Der Schmuck.

Eine Reinlichkeitspflege beschränkte sich, ähnlich wie bei den noch gegenwärtig herumziehenden Mongolen, fast einzig auf Schwitz- und Dampfbäder. Ihrer bedienten sich die Männer statt jeder anderweitigen Waschung. Die Weiber wandten zum Ersatz von Seifen einen hauptsächlich von Wachholder bereiteten klebrigen Teig an. Mit diesem bestrichen sie von Zeit zu Zeit ihren ganzen Körper sammt dem Gesicht. Am folgenden Tage nahmen sie ihn ab und erschienen dann rein und glänzend.

Aus der Reihe der fernhin verzweigten Stämme werden von den Alten vorzugsweise die Massageten, Issedonen, Arimaspen und Argippäer als diejenigen, durch deren Hände seit frühsten Zeiten Massen von Gold nach Vorderasien wanderten, sowie auch als die eigentlich schmucktragenden hervorgehoben. — Von den Massageten erzählt Herodot, dass bei ihnen Gold und Erz in Menge sei, sie aber des Eisens und Silbers ermangeln, so dass sie sich überhaupt nur jener Metalle, des Goldes aber namentlich zur Verzie-

rung ihres Kopfputzes, ihrer Gürtel, Schulterspangen u. s. w. bedienten.

Nächst den Arimaspen, in derem Lande das Gold, wie man märchenhaft dichtete, von Sphinxen und Greifen bewacht werde, gedenkt derselbe Schriftsteller auch noch der Agathirsen als eines üppigen, mit goldenem Schmuck ausgestatteten Volks. Eine besondere Zierde eben dieses Volks, welche vermuthlich auch die Gelonen, Budinen und andere mit ihm theilten, bestand ausserdem in einer nach Rang verschiedenen Färbung des Körpers und der Haare, hauptsächlich vermittelst eines helleren oder dunkleren Blau.

Ungeachtet die Skythen bestrebt waren von fremden Einflüssen sich frei zu erhalten, so vermochten von ihnen dennoch die, welche in der Nähe der griechischen Ansiedelungen feste Sitze inne hatten, einem Einflusse von dort her dauernd nicht zu widerstehen. Bei diesen, den „Königs-Skythen“, bestand ein mehr geregelter, staatlicher und religiöser Verband. Sie wurden von Fürsten beherrscht, von denen stets einer die Obergewalt, wahrscheinlich zugleich über die gesammte skythische Bevölkerung führte. Die Fürsten hatten einen förmlichen Hofstaat, und heiratheten mehrere Weiber. Diese wurden durch freie Skythen bedient. Die übrigen Geschäfte liessen sie von eingeborenen Sklaven besorgen.

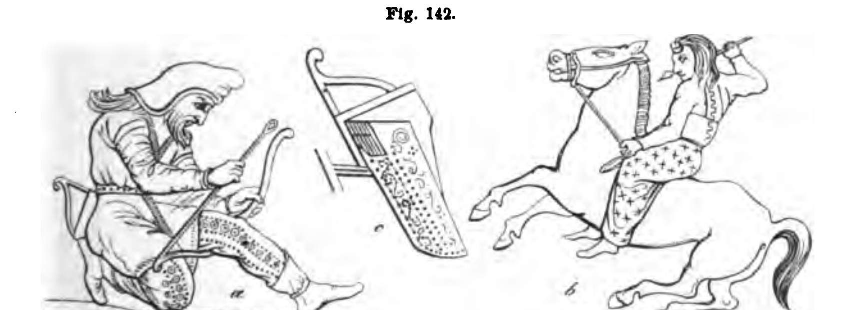
Diese Oberhäupter wurden von der griechischen Kultur zunächst berührt. Von dem Könige Skiles wird erzählt, dass er in der Stadt der Borystheniten, in Olbia, einen reich geschmückten Palast besass, und dass er, wenn er sich daselbst befand, seine volksthümliche Tracht gegen die dort herrschende, griechische, gewechselt habe, dies aber seinen Stammgenossen verheimlichte und ihnen gegenüber stets in skythischer Weise bekleidet erschien. Hieraus, wie auch aus dem Umstande, dass der Skythe Anacharsis seine Bestrebungen das Volk zu hellenisiren, mit dem Tode büssen musste, lässt sich denn auch trotz mancher Verschwägerung skythischer Fürsten mit griechischen Familien immerhin wohl voraussetzen, dass ein derartiger Einfluss doch wesentlich nur auf die Fürsten selbst und deren etwa nächste Umgebung von nachhaltigerer Wirkung war. Dass dies bei den tauroskythischen Fürsten in der That stattgehabt, bezeugen die in alten Grabstätten der Chersonesus taurica, in der heutigen Krim, zahlreich entdeckten Gegenstände, wie insbesondere ein einem Grabe von Kul-Obo enthobener königlicher Schmuck für Mann und Weib.

Das künstlerische Gepräge dieser Alterthümer, wie auch deren Behandlungsweise, lässt sie als griechische Arbeiten einer hochgesteigerten Kunstfertigkeit, ihre Form im Einzelnen aber als aus einer „nichtgriechischen, barbarischen Anschauungsweise hervorgegangen“, erscheinen. Demzufolge hat man geschlossen, dass sie

zu einer Zeit verfertigt wurden, in der im Chersones die Skythen noch die Obermacht ausübten, die Griechen aber bereits einen Gipfel ihrer Kunst erreicht hatten, und mithin nicht angestanden ihre Entstehung zum Theil in das vierte Jahrhundert v. Chr. zu setzen.

Im Hinblick auf diese Alterthümer und zugleich auf einzelne gleichzeitige Darstellungen bosporanischer Fürsten (*Fig. 142*), muss deren Tracht in Wirklichkeit überaus prunkend gewesen sein. Ueberreste von Gewändern haben sich allerdings nicht erhalten. Aus jenen Abbildungen indessen geht auch dafür als sicher hervor, dass solche hier nicht, wie bei den Steppenbewohnern, vorzugsweise aus Leder, vielmehr zumeist aus feineren Stoffen, wie Wolle oder Linnen bestanden, und dass man sie mehrentheils mit Flittern oder Blechen von Gold verzierte (vergl. *Fig. 142. a, b*). Die Anwendung eines derartigen Schmucks, selbst in ausgedehntem Maasse, wie solcher ja bei den Kleinasiaten ebenfalls üblich war

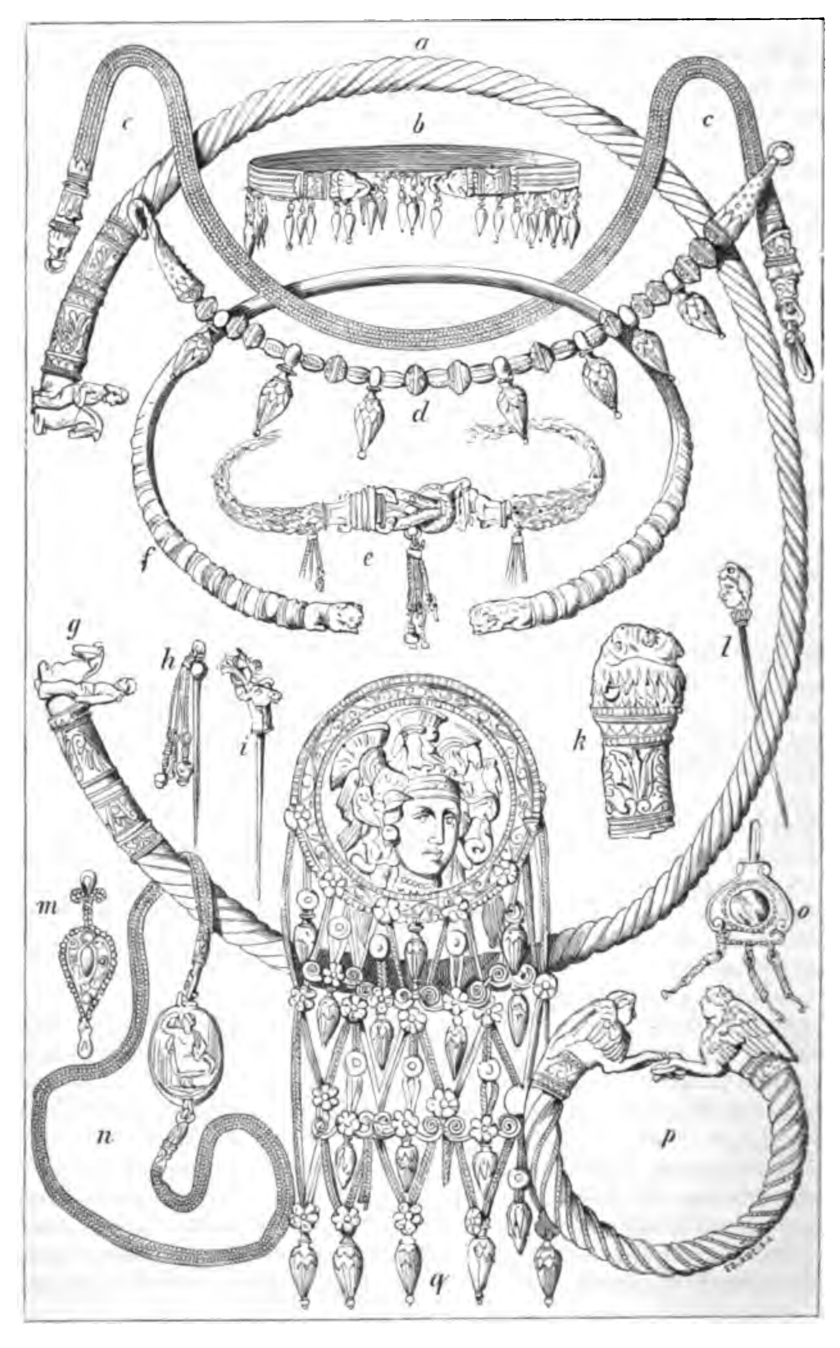
Fig. 142.



(S. 173), setzt überdies eine in jenem Grabe aufgefundene grosse Menge von kleinen Goldplättchen ausser Zweifel. Diese sind von den verschiedensten Formen, je zu ihrer Befestigung mit einem Loch versehen, und mit Reliefs verziert, welche, in vorzüglicher Arbeit, Frauenköpfe, sarmatische Krieger, Jagdscenen, Löwen u. s. w. darstellen.

Die noch sonst entdeckten Schmucksachen sind mehrentheils gleichfalls von Gold, zumeist ziemlich stark und voll. Die der männlichen Leiche bestehen in Zierden einer Kopfbedeckung und in Hals-, Arm- und Handgelenk-Spangen. Jene Zierden bilden zwei mit Blumen und Greifen geschmückte diademförmige Reifen. Der Lage nach, in der man sie fand, dürfte die Mütze, die sie einst umgaben, ziemlich ähnlich der persischen Mithra oder Tiara gewesen sein (S. 125), vielleicht auch den Kappen geglichen haben, die sich an einigen ebenfalls hier gefundenen Schmucksachen dargestellt finden (*Fig. 140. c*). — Der Halsschmuck hat die Form eines starken, nach Art eines Seiles gedrehten, offenen Rings.

Fig. 143.



Seine Enden sind je in Gestalt eines skythischen Reiters voll ausgearbeitet und mit Schmelzfarben bedeckt (*Fig. 143. a*). Er entspricht somit im Ganzen dem Halsschmuck der späteren persischen Könige (*Fig. 101. a*). — Von den Armringen ruhte einer über dem Ellbogen des rechten Arms, zwei andere waren je unterhalb der Ellbogen angebracht; jener aus Gold, diese aus Elektrum (einer Verschmelzung von Gold und Silber). — Die Reifen der Handgelenke sind von feinstem Golde und offen. Ihre Schlussenden laufen in geflügelten Sphinxen aus (*Fig. 143. p*). Diese halten eine dicke Goldschnur. Sie diente vermuthlich zu einer Befestigung, wie die Schnur an den Schussschienen der Aegypter und Assyrier (vergl. *Fig. 27. f; Fig. 83. h*).

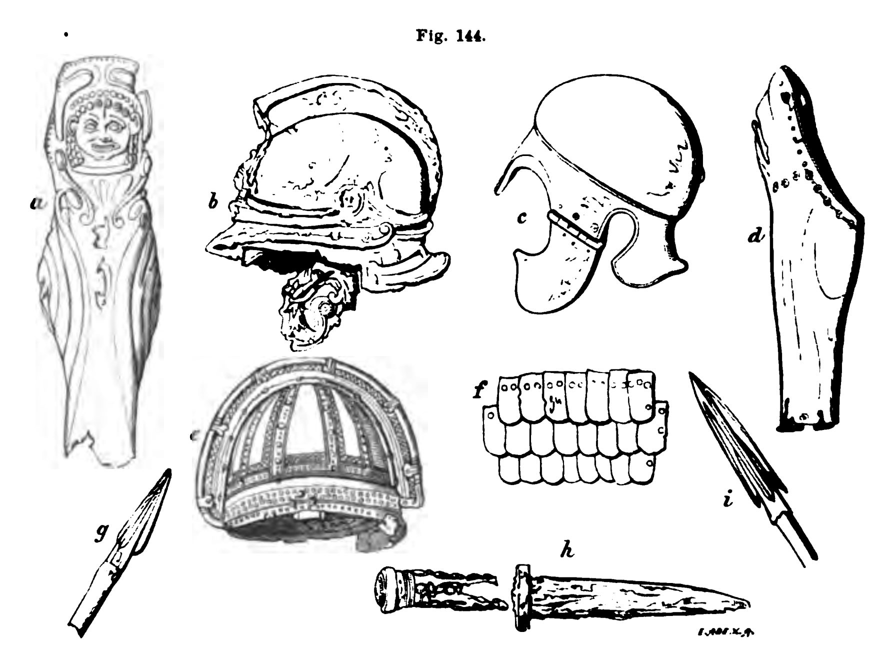
Der Schmuck der weiblichen Leiche steht weder in Hinsicht der Kostbarkeit noch der darauf verwendeten Kunst hinter dem des Mannes zurück. Auch bei ihr wurden Reste einer Kopfbedeckung gefunden, die eine Uebereinstimmung mit der fraglichen Gestalt der Mütze des Mannes voraussetzen lassen. Ihr Hals- und Brustschmuck übertrifft selbst den des letzteren. Hier besteht er aus einem doppelten, einem engeren und einem weiteren goldenen Ringe, der erstere, an beiden Enden mit einem liegenden Löwen geziert (*Fig. 143. f, k*), der andere aus Goldfäden gefertigt und mit kleinen Kettchen versehen, an denen Fläschchen von Gold hängen (*Fig. 143. d*). — Ein dritter Schmuck bedeckte die Brust. Er ist aus fünf Rundstücken zusammengesetzt, welche kleine mit ähnlichen Anhängseln ausgestattete Kettchen verbinden. Er erinnert somit an den königlichen Halsschmuck der Assyrier. Von den Rundstücken zeigen zwei je den Kopf der Minerva ziemlich erhoben, von den flaschenförmigen Anhängseln ist eines um das andere blau und roth ausgeschmelzt (*Fig. 143. g*). — Auch fanden sich nächst Gegenständen zum Aufputz, einem bronzenen Spiegel u. dergl., zwei goldene Armspangen, ähnlich denen der männlichen Leiche (*Fig. 143. b, e*), Ketten, Nadeln, Einhängsel u. a. (*Fig. 143. c, h, i, l, m—o*).

Die Waffen.

In und neben dem Sarg des Manns lagen mehre Rüststücke von ebenfalls griechischem Kunstgepräge. Auch sie sind zumeist, insoweit es ihr Zweck nicht anders bedingt, von Gold, mit erhobenen Darstellungen verziert. Es gilt dies letztere namentlich von einem epaulettförmigen Schilde von 8 Zoll 3 Linien Länge, 7 Zoll 9 Linien Breite und der Dicke etwa eines Fünffrankenstücks. Zunächst seinem Mittelpunkt zeigt es Delphine und andere Fische, dann Medusenköpfe und menschliche Gesichter mit langem Bart und spitziger Kappe (*Fig. 140. c*). Wozu es gedient, ob nur zur Zierde oder ob zugleich zum Schutz, muss dahin gestellt bleiben. So viel indessen scheint gewiss, dass es unabhängig von der Ge-

wandung getragen wurde. — Neben dem Schilde, zunächst der Leiche, lag ein eisernes Schwert. Die Klinge war vom Roste zerstört. Sie steckte in einem Griff, den goldenes Laubwerk und Thierfiguren, Hasen und Füchse, schmücken (*Fig. 144. h*). — Zur Seite des Schwertes ruhte eine mit Blattgold umwundene Knute; unweit von ihr ein in einem Futteral eingeschlossener Bogen, wovon sich jedoch nur eine metallne Platte, als Schmuck des Behälters, erhalten hat. Diese besteht aus Elektron, ist 19 Zoll lang und, ähnlich dem Schwertgriff, mit erhobenen Thierbildern bedeckt. Sie stellen Kämpfe zwischen einem Tiger und

Fig. 144.



einer Ziege, einem Hirsch und einem Greifen, denen ein Löwe zuschaut, dar. — Nächstdem wurden, abgesehen von nicht minder kostbaren geräthlichen Dingen, die Ueberreste von zwei Lanzen und einer Anzahl von Pfeilen entdeckt, davon aber nur die Spitzen zu Tage gefördert werden konnten. Die Spitzen der Lanzen sind von Eisen, nahe an 15 Zoll lang, die der Pfeile von Bronze, dreieckig, je mit drei Widerhaken (*Fig. 144. i, g*). — Noch anderweitige Waffen wurden in anderen Grabstätten vorgefunden. Es zählen hierzu, als namentlich jene Rüststücke ergänzend, bronzene Helme, Beinschienen, Reste eines Schuppenrocks (*Fig. 144. a, b, c, d, e, f*), und ein grosser goldener Schild. —

Mit Ausnahme der Massageten und weniger anderen Stämme,

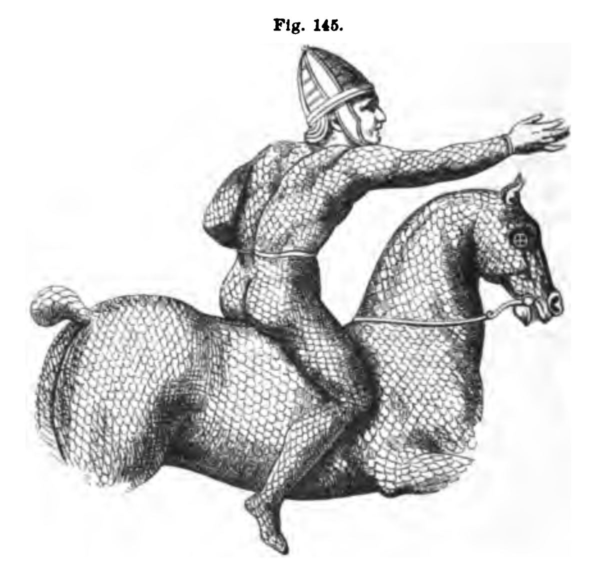
welche, durch die Nähe goldreicher Gebiete begünstigt, neben goldenem Schmuck wohl auch goldverzierte Waffen trugen, scheint die Bewaffnung der Skythen dennoch, auch selbst die der „königlichen", mehr zwecklich als schmückend gewesen zu sein. Von eigentlichen Schutzwaffen, deren sie sich etwa bedienten, ist bei älteren Schriftstellern kaum die Rede. Ihre an sich starke Lederkleidung mochte ihnen genügen, so dass sie vielleicht nicht einmal einen Schild führten. Abbildlich nur findet sich solcher bei einzelnen in den erwähnten Gräbern entdeckten Figuren skythischer (oder sarmatischer?) Krieger (*Fig. 140. b*). Erst jüngere römische Schriftsteller, so Aelian, sprechen von skythischen, aus Elennshaut gefertigten Panzern und Schilden. Sie indess hatten hierbei vermuthlich vorwiegend die Schutzbewaffnung der zu ihrer Zeit bereits über fast alle osteuropäischen Länder ausgebreiteten, sarmatischen Reitervölker vor Augen.

Die Rüstung der letzteren bestand allerdings und zwar gerade im Gegensatz zu der Schutzlosigkeit der Skythen, welche freilich von römischen Autoren mit den Sarmaten mehr und mehr zu einem Volke verschmolzen wurden, in ausnehmend starken, künstlich hergestellten Hüllen. Sie entsprachen der seit ältester Zeit bei der arischen (und parthischen) Bevölkerung üblichen Bepanzerung in dem Grade, dass die Römer, nachdem sie jene Stämme näher kennen gelernt, nicht anstanden sie eben deshalb als diesen stammverwandt zu bezeichnen.

Diese Rüstung nun, die überhaupt bei fast sämmtlichen asiatischen Völkern schon frühzeitig zur höchsten Ausbildung gelangte und so auch den alten Aegyptern und selbst den Aethiopiern eigen war, zeigte sich hier noch in spätester Zeit als eine in urthümlichster Weise hergestellte Schuppenbepanzerung (*Fig. 145*). Am genauesten beschreibt sie Heliodor. Mit Ausnahme dessen, was er über den Helm sagt, das sich vermuthlich auf eine späte, willkürliche Zuthat bezieht, bestand sie, Mann und Ross vollständig bedeckend, aus ehernen und eisernen Plättchen in Gestalt von Schuppen, je eine Spanne im Geviert, die so auf einer Unterlage von Linnen oder Leder aufgenäht waren, dass sämmtliche Platten, reihenweis untereinander geordnet, mit den Rändern aneinanderstiessen, also dass nirgend eine Fuge entstand. Sie schloss den Gliedern ziemlich eng an, und war, damit sie beim reiten nicht hindere, zwischen den Schenkeln, im Gesäss, geschlitzt. Die Beine schützte zuweilen je noch besonders eine Schiene, den Kopf aber stets ein Helm. Dieser war wohl zumeist von Leder, durch metallene Reifen verstärkt, seltener ganz von Metall (*Fig. 145*). — Nach Pausanias und Ammian steht zu vermuthen, dass einzelne Stämme statt metallner Schuppen geglättete Hornplättchen anwendeten. — Nächstdem erwähnen, als gleichfalls sarmatisch, Tacitus kleiner Schilde, wobei er aber zugleich bemerkt, dass sie

nur wenig benützt würden, und Strabo mit Fell überzogener Schilde und starker Helme von Rindsleder.

Fig. 145.



Als Angriffswaffe führten Sarmaten und Skythen vorzugsweise den Bogen. Und wie Ovid von ersteren hervorhebt

„In dem Geschosse, da liegt ihr Muth, im strotzenden Köcher
Und in dem Rosse, das lang dauert im schärfsten Galopp“,

ebenso rühmt er die den Skythen eigene Gewandtheit im Pfeilschiessen, hierbei gedenkend deren Gebrauch, die Pfeile mit Schlangengalle zu vergiften,

„Um in tödtliche Wund' ein gedoppeltes Sterben zu strömen“.

Der skythische Bogen, dessen Form ältere Schriftsteller häufig mit dem Laufe der Nordküste des schwarzen Meeres verglichen, bestand nach Ammian aus zwei sichelförmig gebogenen Stücken und einem sie verbindenden geraden Mittelstab. Er glich somit den von arischen (parthischen), wie auch von einzelnen kleinasiatischen Kriegern geführten Bögen (*Fig. 142. a*; vergl. *Fig. 66. c, Fig. 67. d, Fig. 122. n, Fig. 124*). Aehnlich den Bögen der heutigen Kalmücken und anderer mongolischen Völker ward er in der eben beschriebenen Weise vermuthlich nicht selten aus zwei Hörnern, so namentlich der Ziege oder des Steinbocks, durch Verleimung und Umwickelung gebildet.

Beim spannen, darin beide Stämme rechts und links gleiche Gewandtheit besassen, „zogen sie die Sehne nicht, wie die Araber

und andere Völker, gegen die Brust, sondern gegen die Schulter."
— Bogen und Pfeile wurden in einem wohl von Leder gefertigten Köcher verwahrt und ersterer, mitunter reich verziert, an der linken Seite am Gürtel getragen (*Fig. 140. a*; *Fig. 142. a, c*). Fünf Pfeile bildeten ein Köcherbesteck. Die Pfeile der Skythen hatten zumeist kupferne, die der Sarmaten knöcherne Spitzen. Auch waren die Bögen der letzteren an den Enden gleichfalls durch Knochen verstärkt, deren Pfeile sonst aber gemeiniglich, wie die skythischen, widerhakig und nicht selten vergiftet.

Nächst dem Bogen führten die meisten Stämme Lanzen, Wurfspeere, kurze Schwerter und, ähnlich den Sagartiern, Indern u. A., starke und lange Wurfschlingen; einzelne, so die Massageten, ausserdem Aexte (Doppelbeile), mit Metall beschlagene Kolben, gekrümmte Schwerter und Dolchmesser. Diese auch trugen goldgezierte Helme, und ihre Pferde, ausser vergoldetem Reitzeug, eine eherne Brustbepanzerung. Allen Stämmen, wie es scheint, war eine Knute oder Peitsche gemeinsam. Sie diente nicht nur zur Züchtigung der Pferde, vielmehr auch als Strafmittel gegen Sklaven.

Die Heeresmacht der Skythen bestand aus reitenden Bogenschützen und Tross. Der Tross scheint namentlich das Fussvolk (die Speermänner) mitbegriffen zu haben; ebenso bei den Sarmaten, wo auch die Weiber beritten waren. Beide Völker gaben, zum kriegerischen Gebrauch, den Stuten den Vorzug; die Hengste verschnitten sie, um sie lenk- und gehorsamer zu machen. Sie sammt den übrigen Reitervölkern galten als tapfer und kriegerisch; die Sarmaten als „unzugängliche Barbaren", denen nur mit äusserster Anstrengung zu begegnen sei. Ovid schildert sie als

„Wild in Stimm und Gesicht, des Mars leibhaftiges Bildniss,
Weder das Haar noch der Bart irgend von Händen verkürzt."

Im Uebrigen lebte das Volk ohne geregelten Kriegszustand, von Trift zu Trift umherziehend, hauptsächlich von Raub und Beute. — Von den skythischen Stämmen erzählt Herodot, „dass sie den getödteten Feinden den Kopf abschneiden, die Haut abziehen und diese dann, wohl gegerbt, als Schaustück ihrer Tapferkeit an den Zügel des Reitpferdes befestigen. Die Schädel überziehen sie theils mit Rindsleder, theils verzieren sie dieselben mit Gold und benutzen sie als Trinkgefässe. Ihre Siege feiern sie durch Trinkgelage."

Von dieser Weise der Kriegsführung scheinen selbst die „königlichen Skythen" keine Ausnahme gemacht zu haben. Bei ihnen jedoch, wo Könige unmittelbar befehligten, herrschten bestimmtere Kriegsgebräuche. Waren sie einmal mit einem Stamme ein Bündniss eingegangen, so galt ihnen dies als unverletzbar. — Die bos-

poranischen Fürsten aber sollen in der Leitung der Heere selbst durch besondere Taktik und List ausgezeichnet gewesen sein. Von dem nach seinem Tode als göttlich verehrten Parisades I. erzählte man, dass er sich im Kampfe stets drei verschiedener Kleider bediente, eines bei Aufstellung der Schlachtordnung, eines zweiten, nur den Heerführern bekannten während der Schlacht, und eines dritten im Falle einer Niederlage. — In der bei einzelnen Darstellungen tauroskythischer Krieger vorkommenden Andeutung einer breiten Binde, glaubt man das Abzeichen königlicher Würde zu erblicken (vergl. *Fig. 142. b*).

Derselbe barbarische Sinn, der sich bei den Skythen in Behandlung der getödteten Feinde bekundete, äusserte sich bei ihnen auch in der Ausübung ihres Cultus. „Von Göttern" — bemerkt Herodot, der hierüber indess mehr nur nach griechischer Anschauung urtheilte — „verehren die Skythen die Hestia, den Zeus und die Erde, den Apollo und die himmlische Aphrodite, den Herakles und den Ares; die sogenannten Königskythen aber noch den Poseidon." — Bei ihnen jedoch heisst die Hestia „Tabiti", Zeus „Papaios", die Erde „Apia", Apollo „Oetosyros", die Aphrodite „Artimpasa" und der Poseidon „Thamimasadas". Von diesen wurden dem Ares (Mars) bestimmte Opfer dargebracht. Während man allen übrigen Göttern Thiere, namentlich Pferde weihte, opferte man jenem ausserdem alljährlich Kriegsgefangene, je von hundert einen Mann. — Neben solcher Menschenschlächterei bestand der nicht minder rohe Brauch bei Eidesleistungen Blut zu trinken. Beides fand auch insbesondere bei den mit den Bestattungen von Fürsten verbundenen Opferungen, und hier selbst bis zur Maasslosigkeit statt. So auch trat die Roheit des Volks in der Art seiner Aeusserung des Schmerzes über den Tod eines Königs, so wie auch eines Angehörigen hervor. Als der erste Ausdruck der Trauer galt ein zerkratzen von Arm und Gesicht und ein durchstechen der linken Hand, gemeiniglich mit einem Pfeil; als gewöhnliches Zeichen derselben aber, nächst dem abscheren des Haars, ein beschneiden beider Ohren.

Die Mehrzahl der Priester bestand aus Wahrsagern. Ihre äussere Ausstattung war vermuthlich eine willkürliche, lediglich selbstgewählte. Ein höheres Ansehen genossen sie kaum. Nicht schreckte man davor zurück, sie in widrigen Fällen als „Lügenpropheten" zu verbrennen. Und liess der König selbst gelegentlich ganze Geschlechter derselben, mit Ausnahme der Weiber, tödten.

Das Geräth.

Die Beschränkung, welche das Wanderleben eines Volkes der Ausbildung seiner gewerblichen Thätigkeit auferlegt, wurde bei den unsteten Steppenbewohnern durch die ihnen eigene Trägheit, dann aber auch noch dadurch vermehrt, dass sie, ähnlich den Umzüglern der Wüste, jede dauernde Beschäftigung mit dem Handwerk als ihrer unwürdig erachteten, und solche fast lediglich Weibern und Sklaven überliessen. Wesentlich nur auf die Herstellung und Beschaffung der Wägen, Zelte, Kleidungsstücke und Waffen hingewiesen, überstieg auch ihr geräthliches Besitzthum nicht die Grenze des Nothwendigsten. Alles Geräth der skythischen und sarmatischen Wanderhorden stand, und steht noch heut, in fast einziger Beziehung zu der Grundlage ihres Haushaltes, zu den von ihnen gepflegten zahlreichen Herden.

Mit Ausnahme weniger Handwerksgeräthe,[1] dazu bei den mit der Verarbeitung von Metallen vertrauten Stämmen auch ein wohl ohne Zweifel höchst einfaches Schmiedewerkzeug gehörte, bildeten den gesammten Hausrath nur einige Geschirre von Holz, Leder, Thon und Metall. Sie selbst zerfielen, dem Zwecke nach, in Transport- und Speisegeräthe und in eigentliche Kochgeschirre. Jene waren zumeist von Holz, theils in Form grösserer oder kleinerer Bütten, theils, als Speisegeräth, in Gestalt tieferer oder flacherer Schalen. Auch dienten namentlich zur Aufbewahrung und zur Fortbeförderung, wie bei den Arabern, lederne Säcke oder Schläuche. — Hauptsächlich nur die Kochgeschirre scheinen von gebrannter Erde oder Metall gewesen zu sein. Sie hatten, wie Herodot angiebt, eine den „lesbischen Mischkrügen“ ähnliche (Urnen-?) Form. — In Ermangelung eines Kessels benutzte man statt seiner die Haut des zur Zubereitung geschlachteten Thieres, indem man dessen Fleisch in sie hineinthat, Wasser hinzugoss und so das Ganze über Feuer kochen liess. Die Knochen wurden hierbei stets als Feuerungsstoff mitverwandt. — Als ein auf Veranlassung des Königs Ariantas zur Abschätzung der Volkszahl aus ehernen Pfeilspitzen hergestelltes riesiges Gusswerk erwähnt Herodot einen Kessel von 6 Finger Dicke und 600 Amphoren Inhalt. Dieser Kessel war in der Gegend Exampäus aufgestellt, erfüllte indess mehr den Zweck eines Denkmals als den eines Gefässes.

Das vorzüglichste Getränk der Skythen bestand in Stutenmilch; nächstdem liebten sie ein aus dieser Milch bereitetes be-

[1] Es waren dies vermuthlich seit den ältesten Zeiten die heut übliche, urthümliche Axt (Ohle) der Kalmücken u. s. w., die gezahnte Sense der Mongolen, deren einfacher Drillbohrer und eine Art Drehbank.

rauschendes Getränk, und in hohem Grade den vermuthlich von den Griechen ihnen zugeführten Wein. — Ueblich war es eine Trinkschale, am Gürtel befestigt, mit sich zu führen und die Schädel der je eigen getödteten Feinde, mehr oder minder verziert, als Trinkgefässe zu benutzen. Auch berichtet Herodot, dass es denjenigen, welche viele Feinde erschlagen, bei Trinkgelagen verstattet gewesen, aus zwei Bechern auf einmal zu trinken, und dass man sich bei der Feier eines Bündnissschlusses eines grossen irdenen Kruges bediene.

Fig. 146.



In wie weit bei den sesshafteren Stämmen eine handwerkliche Thätigkeit etwa besonders geübt wurde, lässt sich nicht ermessen. Bei der stetigeren Bevölkerung der Gegenwart zeigt sie sich auf so niederer Stufe, dass für das Alterthum eine höhere Entfaltung derselben kaum vorauszusetzen sein dürfte: So wenig sich wohl deren Blockhausbauten im Allgemeinen verändert haben, ebenso lässt sich annehmen, dass auch deren geräthliche Ausstattung seit undenklichen Zeiten im Wesentlichen dieselbe geblieben ist. So besitzen noch heut die Esthen „an Möbeln in der Regel nichts als einen grossen Tisch, ein paar Holzbänke, eine Truhe, um ihren Sonntagsstaat hineinzulegen, und einige Bettstellen, welche aber häufig kaum 4 Fuss lang sind. Andere schlafen auf den Bänken

Fig. 147.



oder auf dem Ofen, indem sie nur ihren Pelz sich unterlegen, oder auf Tischen, oder auch auf dem blossen Erdboden. Ein Kessel, ein paar hölzerne Löffel und ein paar Messer sind fast das alleinige Küchengeräth, und ein ausgehöhlter Holzblock mit einem Stampfer, auch von Holz, dient ihnen zum bereiten der Graupe und des Dünnbiers (taar).“ — Für die Bewohner der Meeresküsten, die durchweg dem Fischfang oblagen, war selbstverständlich ein darauf abzweckendes Fanggeräth unentbehrlich. Hierzu denn zählte vornämlich eine dreizackige Harpune, ähnlich dem von Griechen und Römern dem Poseidon (Neptun) zugewiesenen Dreizack. —

Anders allerdings verhielt es sich mit der geräthschaftlichen Ausstattung der den pontischen Griechen näher stehenden Skythenfürsten, wie insbesondere der bosporanischen Könige. Während jene ihren Besitzstand mit mannigfachen Erzeugnissen der griechischen Ansiedler vermischten, scheinen diese sich damit in reichster Weise umgeben zu haben. Unter den in dem vorerwähnten Grabe aufgefundenen Geräthschaften nehmen goldene und silberne Gefässe eine auch durch ihren Kunstwerth nicht minder hervorragende Stelle ein, als die hier entdeckten Schmucksachen (*Fig. 146; Fig. 147*). Ausserdem fand man hier, als auch in anderen Gräberstätten, viele Gefässe von Erz und Thon, zumeist mehr oder minder verziert, prächtig aus Holz geschnitzte theilweis vergoldete, auch selbst marmorne Sarkophage, und überdies eine Fülle kleinkunsthandwerklicher Gegenstände der verschiedensten Art, zum Theil von höchst zierlicher Gestaltung.

Das an sich nur dämmerhafte Licht, welches die Nachrichten Herodots über die Länder und Völker des eigentlich nordöstlichen Europa verbreiten, erlosch nach ihm auf lange Zeit. Was darüber dann spätere Schriftsteller mittheilen, beruht theils wiederum eben hierauf, theils auf dürftigen oder auch missverstandenen Handelsberichten. Letztere, da sie meist an das den Griechen seit ältester Zeit und so auch den Römern zugeführte Erzeugniss des Nordens, den Bernstein, in fabelhaften Vermuthungen anknüpften, waren denn noch besonders geeignet jenes Dunkel zu verstärken.

Ptolemäus (um 150 n. Chr.) zuerst unterschied ein asiatisches und ein europäisches Sarmatien bestimmter. Als die Grenzen des letzteren bezeichnete er im Westen die Vistula (Weichsel), im Norden den sarmatischen Ocean (baltische See), im Süden die sarmatischen Berge (westlichen Karpathen) und im Osten den Tanais (Don) von seiner Quelle aufwärts bis „zu dem unbekannten Lande“. Es umfasste demnach von dem heutigen russischen Reiche alles Land, das, von der nordwestlichen Küste des schwarzen Meeres zwischen dem Don und der Wolga nach Norden aufsteigend, Finn-

land, Kurland und Livland mitumschliesst, und das gesammte westlich von der Wolga bis zur Weichsel sich erstreckende Ostpreussen und Polen. —

Aus der Menge von Völkerschaften des europäischen Sarmatiens treten als Glieder sarmatischen Stammes vorzüglich die Jazygen, die Jaxamaten und Roxolanen hervor. Von ihnen hatten die Jazygen die westlichsten Sitze eingenommen. Bis an die Theiss und Donau vorgedrängt, machten sie zu Anfang des ersten Jahrh. n. Chr. den Hauptheil der Bevölkerung des heutigen Ungarn und Podlachien aus. — Oestlich von ihnen, längs dem Ostufer des asowschen Meeres, waren die Jaxamaten verblieben, während die Roxolanen bereits seit 94 v. Chr. als Anwohner des schwarzen Meeres in der Nähe der Dnieprmündung den Römern kraftvoll gegenüberstanden. — Noch früher wohl hatten sich die Alanen über das vordem skythische Gebiet von der Mündung des Don und vom asowschen Meere bis zur Wolga und bis zu den südlichen Abhängen des Bodinus-Gebirges hin ausgebreitet.

Von Völkern nichtsarmatischen Bluts scheinen sodann die Venedä (Wenden) eine Hauptstelle eingenommen zu haben. Sie gehörten dem slavischen Stamme an, der seit uralter Zeit um den „venedischen Meerbusen", das kurische und frische Haff, seine Sitze aufgeschlagen und sich über ganz Ostpreussen bis in das Gouvernement Wilna, vielleicht selbst längs der ganzen Ostsee über Esthland hinaus verbreitet hatte. Als ein Ackerbau treibendes, mehr friedliebendes Volk verhielten sie sich geräuschloser, und treten auch erst spät, nicht vor dem sechsten Jahrhundert nach Chr., nun scheinbar als ein neues Volk hervor.

Wie indessen das nordöstliche Europa vor der sarmatischen Einwanderung auch mannigfachen Völkerbewegungen von den nordwestlichen Ländern her ausgesetzt gewesen, so auch war es bereits um Vieles früher, rückwirkend, auch von keltischen und germanischen Stämmen durchsetzt worden. Zu diesen gehörten die Peukinen und Bastarnen: Dem Tacitus galten sie als ein Volk; nach Livius waren es wahrscheinlich Reste des um 200 v. Chr. stattgehabten gallatischen Völkerzuges, die, mit germanischen Elementen vermischt, sich zum Theil auf den Donauinseln, zum Theil in dem heutigen Siebenbürgen auf dem rechten Ufer des Dniester mit einer später den Römern willkommenen Kriegsmacht niedergelassen hatten. Zwischen ihnen, in der Gegend der südwestlichen Karpathen, sass der slavische (?) Stamm der Carpiani. Diese wie jene bildeten im Westen und Norden die hauptsächlichsten Grenzvölker der in der Folge zur römischen Provinz abgerundeten dacischen Länder.

Das römische Dacien erstreckte sich östlich bis zum schwarzen Meere und südlich bis zur Donau. Ringsum von Ge-

birgszügen abgeschlossen, umfasste es das heutige temeswarer Bannat, Ungarn östlich der Theiss, Siebenbürgen nebst dem südlichsten Gallicien, der Moldau westlich dem Pruth und der Wallachei. Ursprünglich vielleicht von Thracien aus bevölkert, hatte es sich wohl im Ganzen, vornämlich in den südlichen Theilen, von sarmatischen Eindringlingen reiner erhalten. — Im höheren Norden, nach Plinius auf der Ostseite der Weichsel, wohl theilweis im heutigen Kurland und Samogitien, hausten die Scirri und Hirri. Sie grenzten an die Völker des nordöstlichsten Russlands, an die „kahlgeschornen“ Arimphäi, die Bewohner der „rhipäischen Berge“, und somit vermuthlich auch an die Aestier, überhaupt aber an die nach Norden sich verbreitenden Völkerschaften tschudischen oder finnischen Stammes. Von letzteren kannte bereits Tacitus nächst den Esthen u. A. auch die Fennen oder Finnen.

„Die Fennen“ — so lautet sein Bericht — „sind durch eine ausserordentliche Rohheit und entsetzliche Armuth ausgezeichnet. Sie besitzen weder Waffen, noch Pferde, noch (feste) Wohnstätten. Ihre Nahrungsmittel bestehen aus Kräutern, ihre Kleidung aus Thierfellen, der Erdboden ist ihr Lager. Ihr einziger Verlass beruht auf ihren Pfeilen, die sie, wegen Mangel an Eisen, mit Knochen zuspitzen. Männer und Weiber leben von der Jagd, denn diese begleiten jene überall und verlangen Antheil an der Beute. Selbst für ihre Kinder wissen sie keinen anderen Zufluchtsort vor wilden Thieren und Regengüssen, als dass sie dieselben mit einem Flechtwerk von Zweigen zudecken. Dahin kehren denn auch die Männer zurück; es ist die Zufluchtsstätte der Greise. Ein solches Leben aber achten sie für glücklicher, als am Pfluge zu seufzen, im Hause sich abzuarbeiten, Glücksgüter aufzuspeichern und zu bewachen. Sorglos um die Menschen, unbekümmert um die Götter, haben sie das Höchste erreicht: Keinen Wunsch zu hegen.“ —

Die Aestier hatten die Sitten und die Kleidung der germanischen Sueven angenommen, doch führten sie selten eiserne Wehren, sondern hölzerne Keulen oder Knittel. Die Sueven glichen in Tracht und Brauch den Germanen. Die Peukinen oder Bastarnen aber entsprachen den Germanen durchaus, dahingegen die Veneden, obwohl sie feste Hütten bauten, Schilde trugen und gern zu Fusse marschirten, dennoch viel von der Lebensweise der bis zu ihnen gedrungenen Sarmaten angenommen hatten. —

Die Tracht.

Mit den seit Domitian nach den illyrisch-dacischen Ländern geführten Kriegen der Römer, verlor man den Norden bald aus

dem Auge. Um so genauer lernte man nun die Völker dieser Gebiete kennen, und stellte sie dann auch auf den Ehrendenkmalen [1] der siegreichen römischen Kaiser dar.

Kleidung und Bewaffnung.

Zufolge der eben erwähnten Verbildlichungen bestand ein Unterschied hauptsächlich zwischen zwei Völkergruppen, von denen, wie nicht zu bezweifeln steht, die eine vorherrschend sarmatische, die andere aber wohl durchaus (illyrisch-) dacische Stämme umfasste.



Fig. 148.



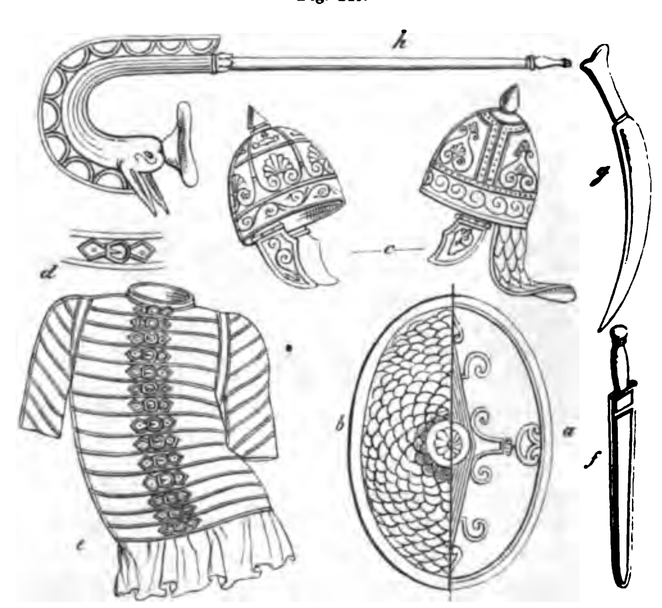
Die Sarmaten (*Fig. 148. a—d*) kennzeichnete eine Uebereinstimmung in der Tracht mit der Tracht der Parther und, zum Theil, der der Skythen. Wie bei diesen bestand sie bei Männern vor Allem in langen weiten Beinkleidern, in einer Art

[1] Hierzu gehören vor allen die „Säule des Trajan“ und die „Triumphbögen“ der späteren Kaiser, des Septimius Severus und Constantinus in Rom. Weniger die „Säule des Antonins“, da auf ihr, veranlasst durch den grossen markomannischen Krieg, vermuthlich ein kaum zu sichtendes (und wohl auch durch den Künstler derselben kostümlich nur wenig gesichtetes) Gewirr von verschiedenen Völkerschaften des Nordens und Ostens, wie auch des Westens zur Darstellung gebracht werden musste. — Als die immer noch zuverlässigsten Kupferwerke, welche eine Verbildlichung jener Monumente enthalten, sind zu nennen: Colonna Trajana eretta dal Senato, e Popolo Romano all' imperatore Trajano Augusto nel suo foro in Roma. Nuovamente

Jacke mit langen Ermeln, einer zuweilen der „phrygischen Mütze“ ähnlichen Kopfbedeckung, und Schuhen oder Halbstiefeln. Einzelne — ob auch ganze Stämme — trugen einzig Beinkleider und Schuhe (*Fig. 148. b*), Andere über eine solche Bekleidung auch ein hemdförmiges Gewand und gelegentlich ausserdem einen kurzen viereckten Schultermantel (*Fig. 148. c*). Das Hemd war theils ermellos, theils hatte es Halbermel. Es erstreckte sich bis zu den Knieen oder, häufiger, bis auf die Füsse.

Die Weiber trugen ein dem langen Hemde der Männer ziemlich ähnliches, weitfaltiges Hemd, und darüber entweder noch ein kürzeres, ebenfalls hemdförmiges Gewand, bald höher bald

Fig. 149.



tiefer gegürtet, oder eine Art Ueberziehkleid, dieses gemeiniglich vor der Brust vermittelst Bändern zusammengefasst. Die Arme blieben gänzlich entblösst, den Kopf bedeckten sie zumeist mit einer hohen helmförmigen Haube.

disegnata, et intagliata da Pietro Santi Bartoli. Con l'espocitione latina d'Alfonso Ciaccone, compendiata nella vulgare lingua sotta ciascuna immagine, accresciuta di medaglie, inscrittioni, e trofei da Gir Pietro Bellori. gr. q. Fol. — Veteres arcus Augustorum triumphis insignes. Ex reliquiis quae Romae adhuc supersunt. Cum imaginibus triumphalibus restituti antiquis nummis. Notisque Jo. Petri Bellorii illustrati nunc primum per Jo. Jacobum de Rubeis aeneis typis vulgati. Romae. 1690. gr. Fol.

Wie selbst noch die spätesten Berichterstatter die Bekleidung dieser Stämme als „parthisch“ zu bezeichnen pflegten, so auch galt ihnen deren Bewaffnung als das eigentliche Merkmal, welches sie im Allgemeinen von nichtsarmatischen Völkern unterschied. Diese Bewaffnung aber bestand hauptsächlich in einem, wie vorerwähnt (S. 237), bald den ganzen Mann sammt dem Ross bedeckenden Schuppenkleide, bald nur in einer längeren ermellosen Schuppenjacke oder in einem theils ebenfalls ermellosen, theils mit halben Ermeln versehenen Lederkoller (*Fig. 148. a, d*). Ein solcher Koller wurde nicht selten von starken, je mit einer Brustschnalle verbundenen Riemen gebildet (*Fig. 149. d, e*), auch nächstdem mehrentheils noch eigens künstlich hergestellt.

Als fernere Schutzwaffe diente ein Schild. Er war, bei wechselndem Umfange, oval, wohl hauptsächlich von Holz mit Leder überzogen, und durch metallne Beschläge, oft von zierlicher Form, verstärkt. Diese Beschläge bedeckten die Fläche entweder als Schuppen u. dergl. völlig, oder als Stabwerk nur zum Theil (*Fig. 149. a, b*). Er hatte eine zum durchstecken des ganzen Arms geeignete, doppelte Handhabe (*Fig. 148. b*), und ward wesentlich nur von den zu Fuss Kämpfenden geführt (*Fig. 148. b, c*).

Den Kopfschutz bildete ein Helm. Auch dieser bestand wohl zumeist aus Leder mit metallnen Zierbeschlägen, seltner ganz aus Metall. Seiner Form nach entsprach er vorherrschend der bei heutigen kaukasischen Stämmen gebräuchlichen Pickelhaube. Fast durchweg ward er mit Backenklappen und nicht selten ausserdem mit einem längeren Genickschutz von Schuppen oder Kettengeflecht versehen (*Fig. 149. c*; *Fig. 148. a, d*).

Zu den Angriffswaffen zählten hauptsächlich Spiesse, kürzere und längere Schwerter, welche vermittelst eines Riemens um die Schulter gehängt wurden (*Fig. 148. a, d; Fig. 149. f*), dolchartige, gekrümmte Messer (*Fig. 149. g*), grössere und kleinere Bögen (*Fig. 148. a, d*) nebst röhrenförmigen oder vierseitigen Köchern von einer den asiatischen Köchern durchaus entsprechenden Ausstattung (*Fig. 84. e—g; Fig. 122. p. q*), und rohe schwere Keulen von Holz (*Fig. 148. b*). — Im Uebrigen führte man längere, besonders geformte Kriegstrompeten (*Fig. 149. h*) und eigen gestaltete Feldzeichen. Letztere bildeten entweder ein an einer Tragestange befestigtes, frei herabhängendes vierecktes Tuch, oder hatten die Gestalt eines gleichfalls auf einer Stange angebrachten Ungethüms. Ein solches Ungethüm bestand mit Ausnahme des wohl hölzernen Kopfs aus einem etwa mit Heu ausgestopften und durch Umwickelung gleichsam in Glieder abgetheilten, ledernen schlangenähnlichen Schlauch (*Fig. 150*).

Fig. 150.

Vornämlich waren es die Jazygen, die Roxolanen und Alanen, mit denen die Römer, insbesondere unter Trajan, vielfach zu kämpfen hatten. Somit liegt es wohl ausser Frage, dass auf den römischen Siegesdenkmalen auch wesentlich sie zur Darstellung kamen. — Von den Jaxamaten wird erzählt, dass bei ihnen nur die Weiber beritten waren, ausgerüstet mit Fangseilen, und die Männer als Bogenschützen fochten. — Die Roxolanen werden geschildert, so unter Anderen von Tacitus, als „wild und kriegerisch, jedoch eben so träg im Fusskampf, als unwiderstehbar in ihren Reiterangriffen“. Allein bei Regen- oder Thauwetter, wenn die Schlüpfrigkeit der Wege die Schnelligkeit der Pferde hemmte, wurden sie dennoch leicht überwältigt. Dann leisteten ihnen selbst weder „ihre Spiesse“ noch „langen Schwer-



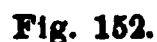
Fig. 151.



ter, die sie mit beiden Händen führen“, die geeigneten Dienste; dann auch wurde ihnen „die Wucht ihrer Panzer“ hinderlich. „Letztere, von den Fürsten und Vornehmen getragen, sind aus eisernen Blechen oder dickem Leder gearbeitet und, wenn auch hiebfest, doch den vom Feinde Niedergeworfenen am Aufstehen hemmend.“ — In Weiterem berichten Dio Cassius von dem Kriegsgebrauche der Jazygen hinsichtlich ihrer Gefangenen, und Ammian von deren hörnerner Ross- und Menschenbepanzerung, so wie auch von dem kriegerischen Verhalten der Alanen, und schliesslich Arrian von eben diesen, dass sie durchaus ungepanzert, nur mit langen Lanzen bewehrt seien. —

Die Kleidung der (illyrisch-)dacischen Völker unter-

schied sich von der der Sarmaten wesentlich durch die Kopfbedeckung und gewisse Besonderheiten im Schnitt der Obergewänder. Bei ihnen bestand die erstere in einer fast walzenförmigen, ziemlich aufgesteiften Kappe, das eigentliche Obergewand aber in einem enger anschliessenden Rock, der vom Halse bis zu den Knien oder auch tiefer hinabreichte und theils, wie zu vermuthen steht (*Fig. 151. d*), vorn der Länge nach offen war; auch scheint die Beinbekleidung im Ganzen nur mässig weit gewesen zu sein. Dazu kam ein Schultermantel, oft von beträchtlichem Umfange, mit Franzen oder Pelzwerk[1] verbrämt (vergl. *Fig. 151. a, c, d.* und *Fig. 152. b*). — Zudem hatte jedoch auch hier sowohl zwi-


Fig. 152.



schen den Stämmen an sich als auch innerhalb derselben wiederum je ein Unterschied in Anwendung dieser Bekleidung statt. So trugen Einzelne lediglich die langen Beinkleider und Schuhe, Andere hierzu nur den Mantel (*Fig. 151. c*), und wieder Andere ausserdem auch entweder das rockförmige Gewand (*Fig. 151. d*) oder, statt dessen, zumeist ohne Mantel, den längeren vorn offenen Rock (*Fig. 151. a*). Im Uebrigen blieb auch diese Tracht nicht frei von fremden Einflüssen, wie denn solche sich namentlich in den von den Sarmaten und Römern zunehmend häufiger heimgesuchten nördlicheren und westlicheren Gebieten in weiterem Umfange geltend

[1] Die schon von Herodot an das Volk der Neuren (Gallicier) geknüpfte, in Wolhynien und Weissrussland noch heut lebende Sage von der Verwandlung der Menschen in (Währ-)Wölfe hat man auf eine dort einst übliche Bekleidung mit Wolfspelzen bezogen: S. dagegen J. Schafarik. I. S. 197 ff.

machten. In Folge dessen nahmen, wie es scheint, insbesondere die Vornehmeren theils einzelne römische Gewänder, wie die langermelige Tunika (*Fig. 152. a*), theils die lange sarmatische Kleidung zum Theil oder auch vollständig an (*Fig. 151. b*). Letzteres geschah vorzugsweise von den dacischen Königen. Sie erscheinen auf römischen Denkmalen mehrentheils ebenso bekleidet, wie die Heerführer der Sarmaten selbst (*Fig. 152. a. b*).

Die Weiber trugen, gleich den Sarmatinnen, mehre Gewänder übereinander. Sie indessen waren, abweichend von denen der letzteren, vorherrschend mit Ermeln versehen; die zu unterst getragenen zumeist mit ganzen, die darüber zu ziehenden mit halben

Fig. 153.



Ermeln (*Fig. 153. a—c*). Die Obergewänder wurden bisweilen über der Hüfte, und die langen Ermel oberhalb des Ellenbogens, durch Bänder oder Spangen zusammengefasst. Auch pflegte man wohl das obere Kleid vorn, zur Hüfte hin, aufzunehmen und hier, hinter dem Gürtel hinweg, bauschig zu befestigen (*Fig. 153. c*). — Den Kopf schützte ein um ihn haarsackförmig gewundenes Tuch (*Fig. 153. a—c*).

Die Bewaffnung entsprach der sarmatischen, ausgenommen dass man sich einer Brustbepanzerung und eines Schilds — wenn überhaupt — nur sehr vereinzelt bediente.

Das Geräth.

Hierüber fehlt es an Nachrichten. Nicht ermessen lässt sich somit, welchen Umfang es erreichte und welche Durchbildung

es erfuhr. Als wahrscheinlich ist anzunehmen, dass gerade in den dahinbezüglichen kunsthandwerklichen Bestrebungen vor Allen die Römer Lehrmeister wurden. — Nach Dio Cassius war der König Occebalus im Besitz grosser Schätze an Gold. Sie wurden dem Trajan verrathen. Dass es die Römer trefflich verstanden, die „dacischen Goldgruben“ auszubeuten, lehren die noch gegenwärtig in den siebenbürgischen Bergwerken häufig gefundenen römischen Werkzeuge; ebenso, dass sie das gewonnene Metall zum Theil höchst künstlich zu Schmucksachen u. dergl. verarbeiteten, die in den römisch-dacischen Ländern mehrfach entdeckten Alterthümer.

Zweites Kapitel.

Die Völker des nördlichen, mittleren und westlichen Europas.[1]

Vorbemerkung.

Auf die einstige Naturbeschaffenheit dieses weiten Gebietes lassen Berichte älterer Schriftsteller nur zurückschliessen. Ueber die skandinavischen Länder geben auch sie keine Auskunft.

[1] E. Breton et de Jouffroy. Introduction à l'histoire de France, ou description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'à l'établissement de la monarchie. Paris. 1838. — L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine ou notices sur des cimetières romains et des cimetières francs explorès en Normandie. 2 Edit. Paris. 1855 (mit weitgreifenden, literarischen Nachweisungen); — Atlas de l'archéologie du Nord reprèsentant des échantillons de l'age de Bronze et de l'age de Fer. Publié par la Société Royal des Antiquaires du Nord. Imp. Fol. Leipzig. 1857. — J. Strutt. Angleterre ancienne ou tableaux des moeurs, usages, armes etc. des anciens habitans de l'Angleterre. Paris. 1789. — H. Smith. Selections of the ancient costume of Great Britain and Ireland. Lond. 1814. — R. Meyrick and H. Smith. Costume of the original Inhabitans of the British Island. London. 1821. — Th. Wright. The Celt, the Roman and the Saxon; a history of the early inhabitants of Britain. With a map and woodcuts. Lond. 1852. — J. A. Worsaae. Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhöie. Kopenh. 1843 (auch ins Deutsche übersetzt von N. Bertelsen. Kopenh. 1844). — J. A. Worsaae. Afbildninger fra det kongelige Museum for nordiske Oldsager i Kjöbenhavn. Kjöbenh. 1854 (umfassendes Bilderwerk). — Ch. Wagener. Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 lithograph. Abbildungen. Weimar. 1842 (wenig kritisch, doch mit umfassendem Verzeichniss der Literatur u. s. w.). — L. Lindenschmidt. Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz. 1858 (noch nicht abgeschlossen). — Derselbe. Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzoller'schen Sammlung zu Sigmaringen. Mainz. 1860. — A. Jahn. Die keltischen Alterthümer der Schweiz, zumal des Kantons Bern. Bern. 1860. — F. Keller. Die keltischen Pfahlbauten in der Schweiz (Zürich 1860; laufende Berichte bis 1866). — E. von Sacken. Das Grabfeld von Hallstadt in Oberöster-

Nach den neueren Forschungen darüber gehörten diese mit zu den von der sichtenden Hand erst am spätesten berührten. Noch in der geschichtlichen Zeit waren sie dicht mit Wäldern besetzt. In Schweden erstreckten diese sich von den Höhen des die Mitte durchlaufenden Gebirgsstocks ost- und westwärts bis an die nur spärlich mit Ackerland ausgestatteten sandigen Küsten; in Dänemark über das ganze Flachland, durchsetzt von Sümpfen und weitgedehnten Wiesenstrecken.

Wohl nur waldreicher als heut stellte sich Britannien den Römern dar. Sie lernten es bis weit in den Norden hinein als eine mit unübersehbaren Haiden und gutem Ackerboden versehene hügelige Ebene kennen. Weder die dort herrschenden häufigen Nebel und Regengüsse, noch die Abwesenheit reissender Thiere entgingen ihrer Beobachtung. Die Temperatur in den südlichen Gebieten war im Ganzen gemässigt, günstig sowohl dem Ackerbau, als auch der Pflege fruchttragender Bäume.

Gallien dagegen schildern sie als höchst „stürmisch, unfreundlich, kalt“, von harten Wintern heimgesucht, und einzelne Gebiete, so Aquitanien, als vorherrschend sandig und steril. Auch fehlte es nicht an Mooren und umfangreichen Waldungen. Im Allgemeinen war das Land fruchtbar und, als die Römer es betraten, fast überall angebaut.

Germanien aber galt ihnen vor allen als ungemein düster und unwirthlich. Die Schilderungen, welche sie von den ihnen bekannten Gebieten entwerfen, sind erfüllt von Grauen und Schauer. Ohne das eigentlich Innere des Landes näher kennen zu lernen, erschienen ihnen schon diese Gebiete mit ihrem tiefen Waldesdunkel, ihrer feuchten, oft wechselnden Witterung, ihren Stürmen, Regenschauern, Sümpfen und andauernden Nebeln als Schreckbild äusserster Trostlosigkeit.

Ob diese Länder überhaupt von Ureingeborenen bevölkert gewesen, muss als fraglich dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich ist, dass sie ihre Bevölkerung zunächst von Asien her erhielten. Alles deutet darauf hin, dass solche Einwanderung statt hatte, veranlasst durch ein stetiges Drängen vornämlich bucharischer Völkerhorden gegen die kaukasischen oder skythosarmatischen Wanderstämme, so wie auch dass diese Einwanderung selbst wesentlich durch Abzweigungen eben dieser Stämme geschah, und dass sie zu sehr verschiedenen Zeiten, wie auch auf sehr verschiedenen Wegen, gleichsam ruckweise, vor sich ging. Ohne deren Richtungen nach Zeit und Raum ermessen zu können, lassen sich doch

---

reich und dessen Alterthümer. Wien. 1868. — F. Lubbock. Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums u. s. w. Aus dem Engl. von A. Passow. Jena 1874. — W. Baer, H. Schaafhausen und F. von Hellwald. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechts. Leipzig. 1874.



zwei Hauptzüge, ein nördlicher und ein südlicher, als die vor allen von der Natur vorgezeichneten vermuthen. Letzterer, seit frühsten Zeiten von arabischen Stämmen betreten, erstreckte sich längs der Nordküste von Afrika; ersterer, in breitester Ausdehnung, theils über die noch bis ins sechste Jahrhundert von Sarmaten eingenommenen osteuropäischen Flachländer, theils, von Nordrussland aus, über das Meer.

Der nördlichere grosse Wanderzug führte die von den älteren Griechen als Kelten bezeichneten Stämme mit sich. — Ihnen aber waren bereits, vermuthlich von Nordasien aus, wohl längs der schwedischen Küste oder der preussischen Ostseeküste, andere Stämme vorangezogen. Diese, wie anzunehmen ist, von finnischer oder tschudischer Herkunft, hatten sich über Schweden, Dänemark, längs den nordeuropäischen Küsten und wohl auch tiefer ins Land hinein in zahlreicher Gliederung ausgedehnt. Sie wurden höchst wahrscheinlich von jenen später andrängenden Stämmen unterjocht und allmälig vernichtet.

Etwa bis um 300 vor Chr. mochte das Hin- und Herwogen der zu zahllosen Einzelverbänden gespaltenen Massen gewährt haben, als sich eine neue Völkerbewegung, wiederum von Osten her, geltend machte. Germanische Schaaren — ob aus der Gegend um die Wolga und den Ural — bis an die Küsten der Ostsee vorgeschoben und hier bereits zur Zeit des Pytheas (360 vor Chr.) als „Guttonen“ und „Teutonen“ angesiedelt, begannen nunmehr sich auszubreiten. Wie es scheint nahmen sie zunächst Dänemark und Norddeutschland ein. Auf ihren südwärts gerichteten Zügen fassten sie überall festen Fuss. In beständig anwachsender Masse drangen sie über die Alpen, durchsetzten die östlichen Gebiete bis zur Weichsel und den sarmatischen Bergen, und alles Land westlich bis zum Rhein: Ganz Mitteleuropa ward von ihnen bevölkert, und die von ihnen vorgefundene, wohl zumeist keltische (?) Bevölkerung hauptsächlich auf die Länder östlich vom Rhein, auf Gallien, das nördliche Spanien und die britischen Inseln gedrängt.

Erst mit der Ausbreitung der Römer über fast alle diese Länder lernte man sie näher kennen. Gallien wurde durch Cäsar erschlossen, und wie er selbst es unternahm ein umfassendes Bild davon zu entwerfen, so geschah dies von Tacitus in fast noch eingehenderer Weise von Germanien und Britannien.

Aber alles dieses Wissen reichte nicht über eine Kenntniss nur von dem Thatbestande hinaus. Und so eifrig auch Einzelne sich bemühten, das sich in zunehmendem Maasse darstellende Gewirr von Völkerschaften nach deren Wesenheit zu gliedern und je eigens zu bestimmen, so wenig jedoch vermochten sie über deren Abstammung und den Entwickelungsgang ihrer Kultur einigen Aufschluss zu gewinnen. Verwiesen auf das, was der

Augenschein lehrte, suchte man nach einer Verknüpfung mit den Wanderungssagen des Dionysos, des Herakles u. A., und begnügte sich mit der Annahme einer asiatischen Abstammung mindestens einzelner dieser Völker, und einer Unterscheidung derselben je nach besonderen Aeusserlichkeiten.

Indessen war ihre Urthümlichkeit, als die Römer sie kennen lernten, wohl schon vielfach abgeschliffen. Auch bei der vielleicht noch zumeist in ihrer Ursprünglichkeit verbliebenen Bevölkerung Britanniens konnte gleich Cäsar verschiedene Bildungsstufen wahrnehmen. Abgesehen von den ihm nur wenig bekannt gewordenen nördlichen Stämmen, darüber er sich auch des Urtheils enthielt, traten ihm bei den östlichen Stämmen mehrentheils Zustände entgegen, wie er in Gallien vorgefunden. Die Horden des Nordens in ihrer Roheit wurden dann erst durch die Feldzüge des Agricola näher gerückt. — Vor allen hatten die Germanen, als Tacitus sie schilderte, eine hohe sittliche Kultur erreicht. Vermuthlich schon mannigfach beeinflusst von gallischen und namentlich römischen Bezügen, boten von ihnen wohl überhaupt nur noch die mehr im Innern des Landes abgeschlossener hausenden Stämme ein ungefähres Bild urthümlicher Lebensweise dar.

Eine kaum zu übersehende Fülle von vorgeschichtlichen Alterthümern wurde, und wird unausgesetzt, in den genannten Ländern entdeckt, gesammelt und theils mit erstaunlichem Fleiss wissenschaftlicher Betrachtung unterzogen. Dennoch ist es nicht gelungen mit einiger Sicherheit zu bestimmen, was den einzelnen Völkerschaften je etwa, als sie kennzeichnend, ausschliesslich eigen gewesen. Im Ganzen zeigen die Alterthümer, auch hinsichtlich ihrer Ausgestaltung vom Rohen bis zum Künstlichen, ein vorwiegend einheitliches Gepräge. Nicht wenige von ihnen aber stellen sich als norditalischen Ursprungs dar. — Auch welchen Zeiträumen sie entstammen, muss als fraglich dahin gestellt bleiben. Als sicher nur ist anzunehmen, dass frühstens Steine, Knochen und Holz, hiernach Gold, Kupfer und Bronze und dann Eisen und Silber verarbeitet wurden. Doch steht auch hierbei wiederum aus mancherlei Gründen zu vermuthen, dass dies in eben solcher Folge nicht überall gleichzeitig geschah. Vielmehr ist als wahrscheinlich vorauszusetzen, dass während einzelne Völker noch dauernd bei der alleinigen Verwendung von Stein, Knochen und Holz verharrten, andere sich daneben bereits des Goldes, des Kupfers und der Bronze, und wieder andere sich ausserdem auch schon des Eisens und Silbers bedienten.

Die Tracht.

Von besonderen Gegenständen der Tracht haben sich hauptsächlich erhalten Schmucksachen und Waffen in grosser Zahl, und Ueberreste der Bekleidung. Hiervon bestehen die Schmucksachen aus Knochen, Bernstein, Gold, Bronze und Silber, auch, ausnahmsweise, aus farbigem Glas; die Waffen aus Knochen, Stein, Bronze, Eisen, und die Reste einer Bekleidung theils aus Leder, gelegentlich mit metallnen Zierden, theils aus mehr oder minder roh gefilzten, aus geflochtenen und gewebten Stoffen.

Fig. 154.

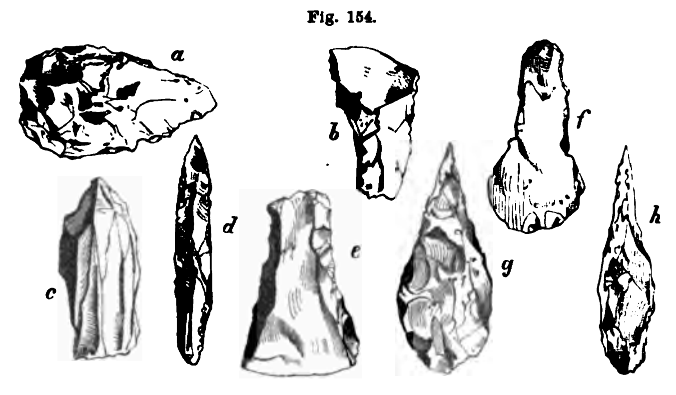
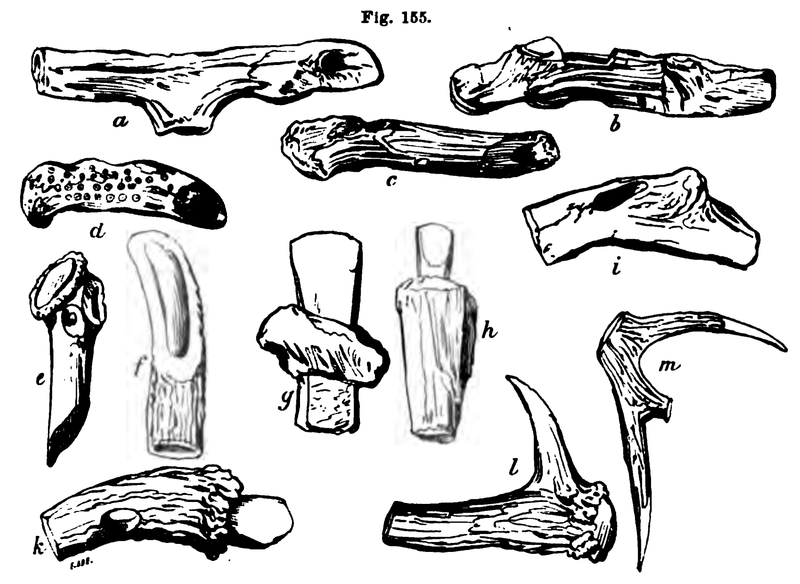


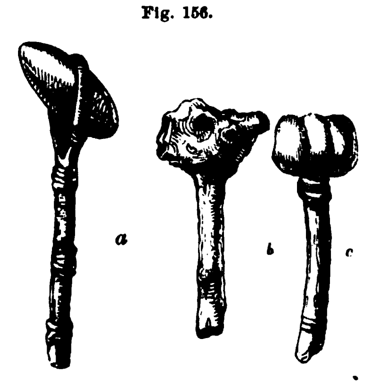
Fig. 155.



Knochen und Gestein boten sich fast überall und zunächst

dar. Anfänglich verwandte man beides in seiner ursprünglichen, natürlichen Form. Allmälig schritt man dazu, es zweckgemässer zu gestalten, es zu spalten und theilweis zu schärfen (*Fig. 154. a—h*), und dann ferner, es durchaus zu glätten, und die so gefertigten Geräthe von Stein, zu bequemerer Handhabung, entweder mit Holzwerk oder, vornämlich, mit Theilen vom Geweih des Elenn, des Hirsches u. A. zu verbinden (*Fig. 155. a—m*). — Die zahlreich aufgefundenen derartig behandelten Gegenstände entsprechen ihrer Beschaffenheit nach wesentlich den noch gegenwärtig bei mehren sogenannten wilden Völkern üblichen Waffen und Werkzeugen (*Fig. 156. a—c*). Sie machen es somit, zugleich im Hinblick auf die Schilderung des Tacitus von der Lebensweise der Fennen (S. 246) immerhin mehr als wahrscheinlich, dass deren Verfertiger auch auf einer der Kultur eben dieser Völker ähnlichen, niedereren Bildungsstufe standen. Im Uebrigen lassen diese Gegenstände rücksichtlich ihrer Bearbeitung, zumal die von geglätteten Steinen, einen bereits nicht geringen Grad handwerklichen Geschicks erkennen.

Fig. 156.



Bernstein ergab die Ostsee in Fülle. Verarbeitet ward er vorzugsweise zu unterschiedlich grossen Kugeln und walzenförmigen Stücken. Sie wurden durchbohrt und in mannigfach wechselnder Anordnung, um als Halsschmuck zu dienen, auf Schnüre gezogen; ebenso das zumeist farbige Glas, welches wohl in schon solcher Gestalt hauptsächlich aus Italien eingeführt ward.

Gold lieferten höchstwahrscheinlich durch weitgedehnten Tauschhandel vornämlich das Altaigebirge, die Bucharei und Siebenbürgen. Auch fand es sich, als Waschgold, im Rhein, so wie auch stellenweis in Gallien und Spanien, bei den Iberiern und Asturiern.

Kupfer boten mehrentheils Schweden, Deutschland, Ungarn, Spanien und besonders England dar; und das zur Herstellung von Bronze erforderliche Zinn wiederum vor allen die britischen Inseln, die „Zinneilande“ des Herodot.

Eisen war nahezu überall, vorzüglich als Sumpfeisen, verbreitet, und auch an Silber fehlte es fast in keinem dieser Länder.

Dass in Britannien, lange bevor als die Römer hier eindrangen, Bergbau betrieben wurde, setzen deren Nachrichten ausser Frage. Hatte auch Cäsar noch nicht vermocht, von dem Ertrage dieses Landes nähere Kenntniss zu gewinnen, so bildeten doch unter den in der Folge von dort durch italische Kaufleute ausgeführten

Handelswaaren Zinn und selbst Gold, Silber und Eisen wesentliche Bestandtheile. Man tauschte es nebst Fellen und Sklaven gegen schon fertige Gegenstände, wie namentlich Hals- und Armbänder, Halsketten, Gefässe von Gold und Electrum und mit Elfenbein verziertes Pferdegeschirr u. s. w. ein. — Tacitus, besser unterrichtet, bezeichnete gerade mit Hinweis auf die Metallhaltigkeit des Landes dessen Besitz als besonders lohnend.

In Gallien fanden die Römer, mindestens in mehren Gebieten, ein bereits ausgebildetes Hüttenwesen vor. Bei einzelnen Stämmen wurde Gold, bei anderen Silber gegraben, auch aus einigen Flüssen goldhaltiger Sand ausgeschlemmt, und hier und da bestehende Kupfer-, Blei- und Eisenlager bergmännisch ausgebeutet. Sowohl in der als eigens goldreich bezeichneten Provinz Narbonensis, als auch in dem an Eisengruben nicht armen Aquitanien bestanden Bergwerke; in Lugdunensis, bei den Mandubiern, ward die Kunst der Versilberung geübt.

Inwieweit in den anderen Ländern, so insbesondere in Dänemark und Deutschland, etwa ein ähnlicher Betrieb bestand, lässt sich allerdings nicht sagen. In ihnen mehrfach aufgefundene Giessstätten sammt Formen, Rohgüssen und Rohmetallen, setzen jedoch mindestens ausser Zweifel, dass die in ihnen vorkommenden bronzenen und eisernen — ob aber auch die goldenen und die silbernen — Alterthümer zum Theil daselbst angefertigt worden. Lässt sich nun gleichfalls nicht ermessen, welchen Grad von Geschicklichkeit deren Bevölkerung überhaupt aus sich selbst heraus entwickelte, so stehen doch diese Alterthümer, auch hinsichtlich ihrer Bearbeitung, weder im Ganzen noch Einzelnen hinter denen der übrigen Länder zurück. Vieles darunter wird allerdings aus der Fremde eingeführt, und auch mancherlei wohl dann solchen ausheimischen Vorbildern eben nur nachgeahmt worden sein.

Die Kleidung.

Die zur Kleidung verwendbaren Stoffe verdankte man zunächst den erjagten Thieren, dann den allmälig fast überall gepflegten Schaf- und Rinderherden, weniger pflanzlichen Erzeugnissen. Die Wolle und sonstigen Thierhaare wurden zu verschiedenen Zeugen verfilzt, versponnen und verwoben. Zu den pflanzlichen Erzeugnissen zählten vorzugsweise Hanf und Flachs. Beides, vornämlich aber der Flachs, ward vermuthlich erst ziemlich spät angebaut. Doch fanden die Römer den Flachs bereits in Gallien, Britannien und Deutschland vor. Das Spinnen und Weben war bei den Germanen, und so wohl auch bei den anderen Völkern, ein Geschäft lediglich der Weiber. — Nächstdem bediente man sich des Leders und, grossen Theils noch in spätester Zeit, von Bast oder Binsen geflochtener Matten und ganzer Felle von Pelzthieren.

Die Weise, sich mit diesen Fellen zu bedecken, war wohl überall zunächst die gleiche, kaum verschieden von der Weise, in der noch heut wilde Völker eine solche Hülle als Rückenumhang mit nach Innen gekehrter Pelzseite tragen (*Fig. 157*). In rohster Form scheinen diese Hüllen am längsten bei den nordbritannischen Stämmen, den als wild geschilderten Kaledoniern, verblieben zu sein; schon frühzeitig ausgebildet dagegen wurden sie von den gesitteteren, südlicheren Britanniern, und von den unvermischteren Germanen, wie von denen des rechten Rheinufers. Bisweilen bestand eine solche Hülle aus nur zwei länglich-viereckig zugeschnittenen Felldecken von gleichem Umfange, bestimmt zur Bedeckung des vorderen und des Rückentheils des Körpers. Sie wurden beim umlegen auf den Schultern verbunden und nicht selten um die Hüfte gegürtet. Bei ihnen jedoch pflegte man häufiger die Haarseite nach aussen zu kehren. — Von den Germanen insbesondere bemerkt Tacitus, dass „die dem Ufer zunächst wohnenden die Felle wilder Thiere in einfacherer Gestalt tragen, die aber, welche weiter landeinwärts leben, sie vorher sorgfältiger bearbeiten und stellenweis mit Streifen von buntgefleckten Thierfellen, die ihnen aus dem entlegenen Ocean zugeführt werden, besetzen.“ Im Uebrigen, wie derselbe weiter bemerkt, „dient ihnen allen das Sagum (ein aus einem oblongen Stück Zeug bestehender Schultermantel) zur Bedeckung, das sie (auf der Schulter) mit einer Spange oder, besitzen sie solche nicht, mit einem Dorn zusammenhalten.“ Nächstdem erwähnt er ferner, dass die unterscheidende Kleidung der Vornehmsten und Reichsten unter ihnen „nicht wie bei den Sarmaten und Parthern weit und faltenreich ist,“ sondern sich darstellt als „ein Rock, welcher enganschliessend gleichsam die einzelnen Glieder abformt.“ Ein solcher Rock war höchstwahrscheinlich hemdartig, ohne Ermel, und reichte mindestens bis zu den Knieen. — Unentschieden lässt diese Schilderung, ob etwa noch andere Bekleidungsstücke in Anwendung waren. Vorauszusetzen indessen ist, dass es weder an Kopfbedeckungen noch an einer Fussbekleidung fehlte, so wie auch dass es bei den Männern, wenn vielleicht auch nur bei einzelnen Stämmen, mehrentheils üblich war, die Beine oder doch die Unterschenkel mit Streifen von Zeug oder Leder zu umwinden [1], und solche Streifen gelegent-

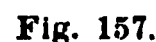


Fig. 157.



[1]) Sichere Zeugnisse sprechen dafür, dass sich die Deutschen überhaupt erst sehr spät dazu verstanden, lange, eigentliche Beinkleider zu tragen:

lich, wie vor allen die ledernen, durch Einziehen von Metalldraht und ein Besetzen mit metallnen Blechen, Knöpfchen u. dergl. zu verzieren.

Von der Kleidung der germanischen Weiber berichtet Tacitus ausdrücklich, dass sie „von der der Männer in nichts unterschieden sei, nur dass die Weiber häufiger linnene Gewänder anlegen, dass sie diese mit Purpur verbrämen, und den oberen Theil des Gewandes nicht zu Ermeln verlängern," sondern „Arme und Schultern und die den Armen zunächst liegenden Theile der Brust unbedeckt bleiben." — Einestheils mag ein solches Gewand allerdings wohl in Enge und Länge dem männlichen Kleide entsprochen haben, anderntheils aber dürfte es doch auch um Vieles weiter gewesen sein und, vielleicht selbst in den meisten Fällen, sich bis auf die Füsse erstreckt haben. In solcher Form, für deren Gebrauch überdies bildliche Zeugnisse sprechen (*Fig. 158; Fig. 159*), glich es denn wohl den ältesten arabischen und griechischen Weiberhemden, die zu beiden Seiten von den Hüften an aufwärts offen waren und auf jeder Schulter durch eine Spange verbunden wurden (vergl. *Fig. 62. a, b; Fig. 120. d*). Das Verbrämen mit Purpur aber hatte man von den Römern gelernt.

Fig. 158.



Eine Fussbekleidung bildete zum Theil eine nur den äusseren Rand des Fusses überragende Sohle mit einem den Spann umlaufenden Riemen nebst mehren Schnürbändern, die, von der Sohle ausgehend, bestimmt waren, um in mehrfachen regelmässigen Abständen über jenen Riemen hinweg zur Sohle zurückgezogen zu werden (*Fig. 158*).

So erzählt der um die Mitte des 5. Jahrhunderts nach Chr. geborene Gallier Sidonius Apollinaris (IV. carm. 20) zwar von enganschliessenden Röcken, kostbaren mit Gold verzierten Mänteln u. s. w.. die zu seiner Zeit bei vornehmen Germanen gebräuchlich waren, doch einer Beinbekleidung derselben thut er nirgend Erwähnung. Noch im 8. Jahrhundert schrieb Paulus Diakonus (histor. longob. IV. 22) von den Longobarden, dass sie nunmehr angefangen hätten, von den Römern die (bei diesen bereits gebräuchlich gewordenen) Hosen auch für sich in Anspruch zu nehmen. In dem longobardischen Königsverzeichniss des Mönchs von Salerno heisst es von König Adeloald (616—626), dass er zuerst Hosen getragen habe und selbst noch in einer Konstanzer Kleiderordnung vom Jahr 1390 wird ausdrücklich untersagt. „in ainen blossen wamsel" zu Tanz oder öffentlich zu gehen, vielmehr darauf zu achten, dass man „sin scham hinten vnd vornen decken müg, dass man die nit sehe".

Wesentlich anders war die Bekleidung der nördlichen Bevölkerung, wie namentlich des heutigen Dänemark. Deren Beschaffenheit setzt die Entdeckung zweier völlig bekleideter Leichen, einer männlichen und einer weiblichen, beide aus dem „Bronzezeitalter", so wie auch noch vereinzelte dem entsprechende Fundstücke, ausser jedem Zweifel.

Von diesen Leichen ward die männliche im Jahre 1861 einem Grabe im Kirchspiel Vamdrup im Amte Riepen auf Jüt-

Fig. 159.

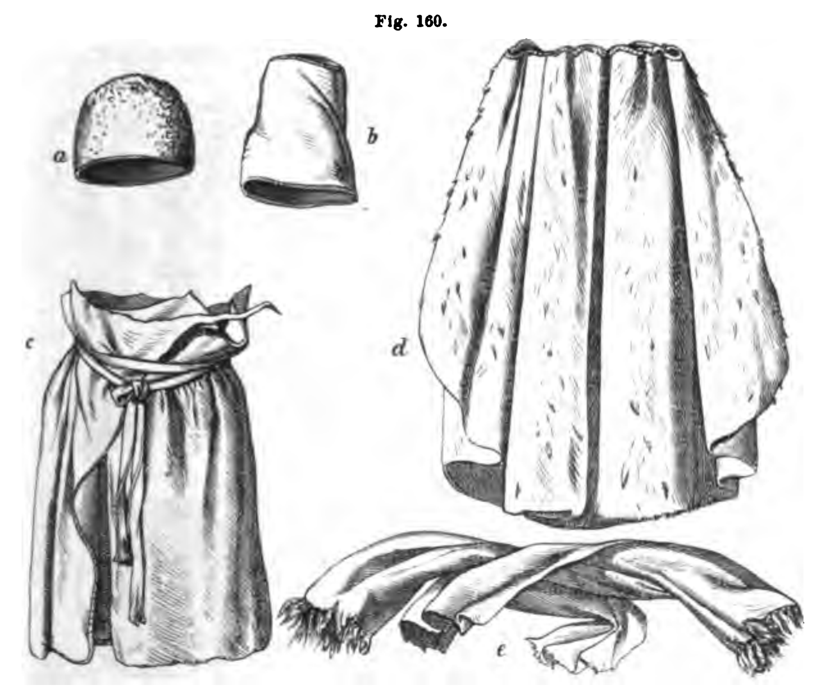


land enthoben. Bei ihr besteht die Bekleidung in einem grobwollenen schurzähnlichen Rock, den ein langer Gürtel um die Hüften zusammenfasst (*Fig. 160. c*), in einem halbkreisförmigen, etwa drei Fuss acht Zoll langen und breiten Rückenmantel aus demselben Zeuge, innerhalb durch kurze Fäden gleichsam plüschartig gestaltet (*Fig. 160. d*), in einer dicken halbkugligen etwa sechs Zoll hohen Mütze (*Fig. 160. a*), einer zweiten sieben Zoll hohen Mütze (*Fig. 160. b*), beide aus einfachem Wollenstoff, und zwei langen wollenen Binden (*Fig. 160. e*), nebst zwei schmalen wollenen Streifen, welche der Lage nach, in der man sie fand, vermuthlich zur Umwickelung der Beine gedient. Daneben lagen Stücke von Leder, wahrscheinlich Reste einer Fussbedeckung, und zu den Seiten der Leiche, als

besondere Beigaben, ein bronzenes Schwert mit massivem Griff in einer hölzernen mit haarigem Fell gefütterten Scheide, eine Schachtel aus Baumrinde, und in dieser eine Schachtel ohne Deckel, enthaltend jene sieben Zoll hohe Mütze, einen kleinen Kamm und ein kleines bronzenes „Rasirmesser“.

Die weibliche Leiche fand man im Jahre 1871 in einem Grabe in der Nähe von Aarhus und Borum-Eshoi. Sie war angethan mit einem langen faltigen Rock nebst einem darüber um die Hüften zwiefach geschlungenen langen Gürtel, mit einer bis

Fig. 160.



zu den Hüften reichenden nur vor der Brust geöffneten, theilweis genähten Jacke mit eingesetzten Halbermeln, einem sauber gehäkelten Haarnetz und darüber mit einem zweiten, geknüpften, gröberen Netz (*Fig. 161. c, b, e*). Ausserdem wurden vorgefunden ein flacher, einfach verzierter Armring (*Fig. 161. a*), ein seilförmig gewundener Halsring (*Fig. 161. d*), eine zierliche Gewandhaftel, ein spiralförmiger Fingerring, drei runde verzierte Schmuckplatten (Tutuli) von verschiedener Grösse (*Fig. 161. g, h, i*), ein kleiner Dolch, dies Alles von Bronze, ein hörnerner Kamm und eine Urne von Thon.

Eine im Jahre 1817 in der ostfriesischen Gemeinde Etzel in einem Torfmoor entdeckte männliche, gleichfalls völlig be-

kleidete Leiche von nicht minder hohem Alterthum, trug einen härnen, gewalkten ermellosen Rock, lange Beinkleider von gleichem Stoff, ausgestattet mit einer Zugschnur zur Befestigung um die Hüften, und eine lederne, festgeschnürte, nicht unzierliche Fussbedeckung. — Vielleicht, dass hier solche Beinbekleidung auf gallischem Einfluss beruhte. —

Fig. 161.



Die Männerkleidung der gebildeteren Gallier und der mit ihnen in Lebensweise ziemlich übereinstimmenden südbritannischen Stämme, unterschied sich von der ihrer Nachbarvölker wesentlich durch lange Beinkleider und buntfarbige, gemusterte Stoffe. Bei den Galliern hauptsächlich war die Anwendung von Beinkleidern („Bracca") eine so allgemeine, dass die Römer sie desswegen, und zugleich wegen der von ihnen durchweg getragenen Schultermäntel, geradezu als „sagati braccatique", als „Mänteler und Hösler", zu bezeichnen pflegten. Nach Strabo trugen sie wie es scheint einen hemdförmigen Rock („Caracalla") mit langen Ermeln, der, eng anliegend, etwa bis zur Mitte der Oberschenkel reichte, und von den Hüften abwärts vorn und rücklings offen

war. Diodor beschreibt die Kleidung, auch der Buntheit wegen, als auffällig. Demnach bestand sie in langen Hosen, in einem buntgewürfelten Uebergewande und in einem ebenso buntgemusterten Umhange; dieser, je nach der Jahreszeit, von dichterem und dünnerem Stoffe; das Ueberkleid zuweilen durch einen mit Gold oder Silber verzierten Gürtel über den Hüften zusammengefasst; die Kleider der Vornehmen insbesondere waren nicht selten ausserdem mit goldenen Streifen durchwirkt oder vielleicht auch stellenweise mit kleinen goldenen Blechen benäht. Und so denn konnte Virgil von den Galliern ähnlich wie von den Phrygiern sagen

> „Goldenes Haar war jenen verliehn, und goldene Kleidung;
> Hellgestreift ihr Kriegesgewand, und die Hälse, wie Milch weiss,
> Eingeflochten in Gold — — — — — — — — — — — — — — —".

Ein derartiger Prunk scheint namentlich bei den narbonensischen Grossen geherrscht zu haben. — Von den Belgiern wird

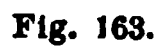
Fig. 162.



erzählt, dass sie nächst Hosen und Mantel, statt eines ganzen (geschlossenen) Rocks, ein offenes Gewand tragen, welches — also wohl gleich einer Jacke — nur bis an die Scham und die Hintertheile reicht, dass ihre Mäntel aus der kurzen Wolle ihrer Schafe verfertigt seien und sich vor anderen durch Dichtigkeit und Stärke auszeichnen. Doch kam es, auch noch in späterer Zeit vor, dass Einzelne nur ein Schurzgewand trugen und so selbst in der Schlacht erschienen. Als Vercingetorix, um das Joch römischer Oberherrschaft zu brechen, ein Heer sammelte, liess er Alle die zu ihm flüchteten nicht nur bewaffnen, vielmehr auch neu kleiden. Im

Ganzen indessen war die gallische Tracht, und auch bei den mit Galliern vielfach vermischten Germanen, so allgemein als gallisch bekannt, dass Cäsar es wagen konnte, sich als Gallier verkleidet durch das Lager der Eburonen zu schleichen.

Eine dem ähnliche Bekleidung aber dürfte, wenigstens mehrentheils, nun auch wohl in den ohnehin von östlichen, sarmatischen Stämmen durchsetzten südlichen Donauländern, den vindelicisch-norischen Landschaften, und später auch bei der germanischen Bevölkerung der süddeutschen Gebiete, bei den Quaden, Markomannen, Hermunduren u. A., üblich gewesen sein; bei den letzteren um so mehr, als sie mit den norditalischen (transpadanischen und cispadanischen) Galliern in ungehindertem Verkehr standen. Erwägt man hiernach, dass es zunächst die Bevölkerung dieser


Fig. 163.



Länder war, die in Verbindung mit Sarmaten, Parthern u. A. die „markomannischen“ Kriege gegen Rom geführt, und dass die Kleidung der Gallier wahrscheinlich schon urheimathlich von der der Sarmaten kaum verschieden gewesen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die Darstellungen von nichtrömischen Völkern auf der vornämlich dem Andenken dieses Krieges und seiner Endschaft durch Markus Aurelius (174 n. Chr.) gewidmeten Säule, deren Tracht überhaupt veranschaulichen (vergl. *Fig. 162. a, b*).

Ueber die etwaige Beschaffenheit der bei den Galliern und Britanniern üblichen Weiberkleidung fehlt es an bestimmteren Zeugnissen. Berichtet nur wird durch Dio Cassius, dass die Kleidung der Weiber vornehmer Briten aus einem weiten Obergewande nebst einem Mantel besteht, und dass sie buntgemustert

und schmuckvoll sei. — Unter den auf der Antonin-Säule verbildlichten Frauen finden sich einzelne, deren Anzug weder mit der sarmatischen und dacischen, noch mit der von Tacitus geschilderten germanischen Weiberkleidung übereinstimmt. Es dürften mithin diese Darstellungen wohl geeignet sein, ein immerhin annähernd richtiges Bild von jener Bekleidung zu gewähren (*Fig. 163. a, b*). Auf einigen Münzen des Hadrian erscheinen Gallia und Britannia durch Weiber versinnbildlicht, beide bekleidet mit einem langen, gegürteten, hemdförmigen Gewande, welches bei ersterer ermellos, bei letzterer kurzermelig ist.

Der Schmuck.

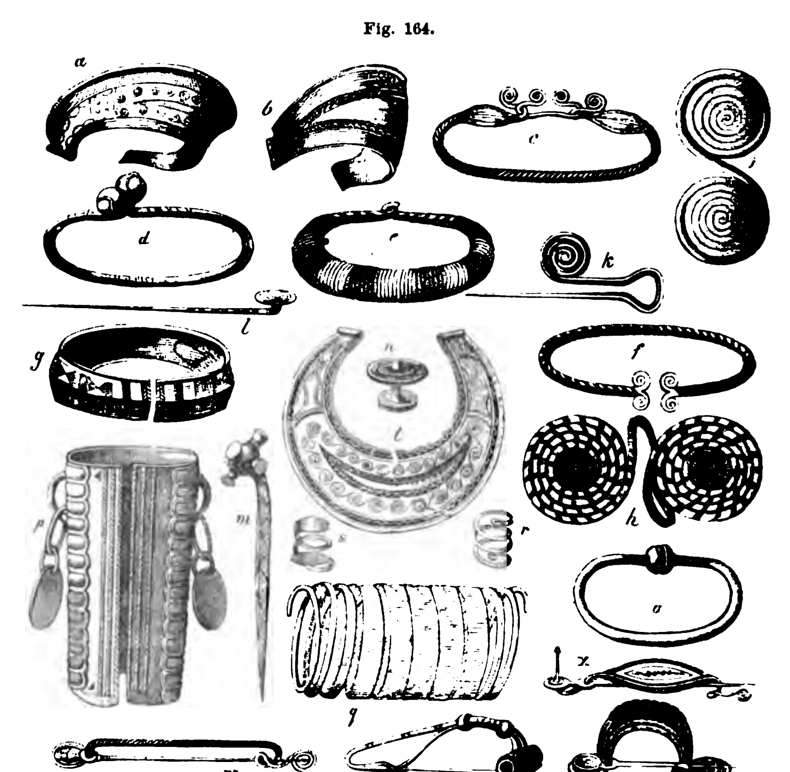
Einen besonderen Werth legte man auf die Anordnung des Haars. Bei den nordbritannischen Horden, die, abgeschnitten von jedem Verkehr, in urthümlicher Roheit verharrten, war es Brauch das Haar ungekürzt frei herabhängen zu lassen, und den Bart, mit Ausnahme eines Knebelbarts, zu scheren; bei den gebildeteren Briten indessen hatte vermuthlich schon frühzeitig die Haartracht der Gallier Aufnahme gefunden. Diodor rühmt den Galliern nach, dass sie ihr schon von Natur blondes Haar durch künstliche Mittel noch zu bleichen suchen: „Sie streichen es“ — erzählt derselbe — „beständig mit Kalkwasser von der Stirn rückwärts gegen den Scheitel und Nacken, so dass es sich bei zunehmender Stärke ähnlich einer Rossmähne erhebt, sie dadurch selbst aber das Ansehen von Panen oder Satirn erhalten.[1] Ein breiter und dichter Knebelbart bedeckt, gleichsam siebartig, ihren Mund, doch pflegen einige den Bart zu scheren, andere nur wenig stehen zu lassen, und die Vornehmen gemeiniglich den Backenbart zu rasiren.“ — Von den Germanen bemerkt Tacitus, dass bei ihnen der Verlust des Haars als schimpflich und kurzgeschorenes Haar als ein Zeichen der Unterwürfigkeit gilt, dass die Sueven ihr langes Haar aufrollen und es in einen Knoten schürzen, auch selbst noch im Greisenalter es auf den Scheitel zusammenbinden, und die Fürsten es mit Zierrathen schmücken; und von den Chatten dass bei ihnen, was sich bei anderen germanischen Stämmen selten und nur aus persönlicher Kühnheit Einzelner vorfindet, Haar und Bart lang wachsen zu lassen bis dass sie einen Feind erlegt, allgemein üblich geworden sei. Im Uebrigen pflegten die Germanen ihr Haar, ähnlich wie die Gallier das ihrige, mit einer Art Seife zu beizen, um dessen natürlichem Gelbroth einen noch goldigeren Glanz zu verleihen. Als Caligula nach seinem fälschlichen

[1] In der Folge unterschied man unter den gallischen Provinzen nicht nur, der Beinkleider wegen, Gallia braccata, und hinsichtlich der Bevölkerung, welche römische Tracht angenommen hatte, Gallia togata, sondern auch, mit Rücksicht auf die Haartracht, Gallia comata.

Siege über Germanien für den für sich angeordneten Triumph in Ermangelung gefangener Germanen grossgewachsene Gallier wählte, um sie in seinem Aufzuge als Germanen erscheinen zu lassen, mussten diese, zu mehrer Täuschung, ihr Haar roth färben.

Bei den Britanniern, namentlich bei den roheren Stämmen des Nordens, herrschte der Brauch sich zu tätowiren, Figuren von Thieren und dergl. in die Haut einzuritzen und mit einer aus Waid bereiteten blauen Farbe auszubeizen. Geübt in weitester

Fig. 164.



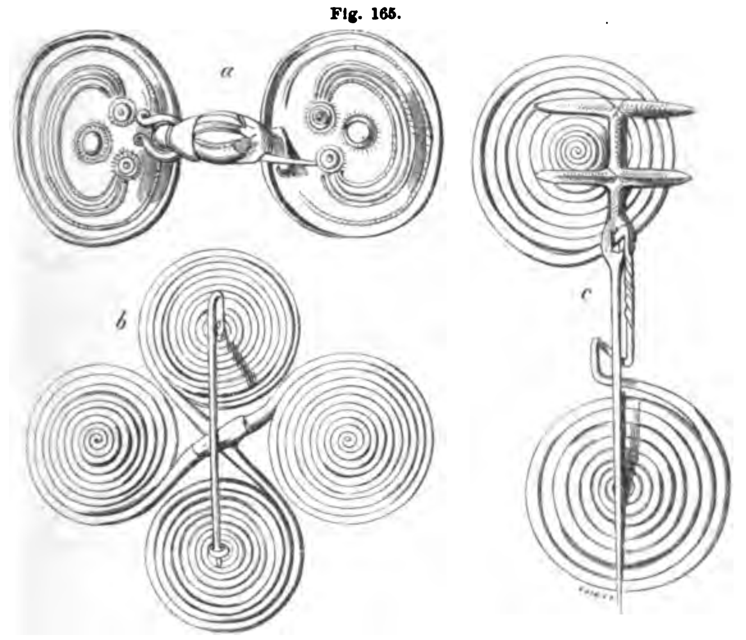
Ausdehnung, bis auf die Kinder herab, ward dies von den Kaledoniern. Sie wurden von den Römern, höchst wahrscheinlich eben desswegen „Picti“ (Gemalte) genannt. — Einzelne germanische Stämme pflegten, doch wohl nur im Kriege, „um dem Feind furchtbarer zu erscheinen“, ihren Körper zu bemalen. So, wie Tacitus erzählt, die nordöstlich von den Markomannen angesessenen „Harier“.

Einen anderweitigen Schmuck bildeten, nächst dem erwähnten Kleiderzierrath, zahlreich selbstständige Schmucksachen.

Die Briten trugen vorherrschend eiserne, seltner goldene, Hals-, Gürtel- und Fussknöchel-Spangen, zudem, nach gallischer

Sitte, nur einen Ring am Mittelfinger. Vornehme britische Weiber schmückten sich ausserdem mit Halsketten u. s. w. von Gold. — Die Schmucksachen der Gallier waren zumeist von Gold und voll. Ihrer bedienten sich Männer und Weiber gleichmässig. Sie selbst bestanden hauptsächlich in vorwiegend starken Reifen für Hals, Handgelenke und Finger. — Die Germanen dagegen scheinen sich im Ganzen bis in die spätere Zeit mit verhältnissmässig wenigen, einfacheren Zierden begnügt zu haben. Weder Tacitus noch ein anderer älterer römischer Schriftsteller berichten über germanischen Schmuck. Ersterer nur erzählt von den Chatten, dass bei diesen die Allertapfersten einen eisernen

Fig. 165.

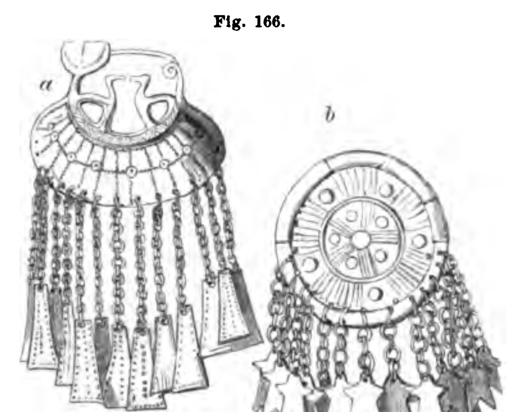


Ring tragen, doch als Sinnbild einer Fessel, einem Schandzeichen bei dem Volke, so lange bis dass sie einen Feind getödtet. — Doch wurden auch dem germanischen Boden Schmuckalterthümer in grosser Zahl, vornämlich von Bronze, enthoben.

Unter den überhaupt aufgefundenen Schmucksachen nehmen die, welche zur Befestigung der Gewänder bestimmt waren, auch der Zahl nach, eine wesentliche Stelle ein. Zu diesen gehören, als den einfachsten und vermuthlich ältesten, mehr oder minder verzierte Nadeln von sehr verschiedener Länge, dann, als muthmasslich daraus hervorgegangen, eigentliche Fibulen oder Spangen. Die Nadeln sind gemeiniglich nach einem Ende zu verstärkt, hier mehrentheils wechselnd gegliedert und zu einem Knopf ausgestaltet

(*Fig. 164. m*), auch nicht selten, statt dessen, zu einer Art Oese umgebogen (*Fig. 164. k, l*), die Fibulen oder Spangen, bei im Uebrigen fast durchweg gleichartiger Einrichtung, nach Umfang und Ausstattung von grösster Mannigfaltigkeit. Im Ganzen betrachtet zeigen sie gleichsam ihre Fortgestaltung vom einfachsten bis zum künstlichen in allen möglichen Uebergangsformen, von der einer zum einösen umgebildeten Nadel (*Fig. 164. w*) bis zur weitausbiegenden Haftel (*Fig. 164. v*) und von solcher bis zu einer sich in den verschiedensten Nebenformen von hoch und flach ausladenden Schliesse (*Fig. 164. u, x*), von Spiralen, Scheiben und Buckeln sich bewegenden wirklichen Schnalle (*Fig. 164. f; Fig. 165*). Einzelne, so auch insbesondere in den Gräbern von Hallstadt entdeckte, sind, als bald ring- bald scheibenförmig, mit kürzeren oder längerer kettenartigen Behängen nebst daran befindlichen Zierblechen u. dergl. ausgestattet (*Fig. 166. a, b, c*). Auch zählen noch sonst hierher durch Spiralwindungen gebildete einfache und doppelte Scheiben, theils flach, theils halbkugelig, mit und ohne Dorn (*Fig. 164. f*), so wie auch unterschiedlich kleine, verzierte, einfache und Doppelknöpfe (*Fig. 163. n*).

Fig. 166.



c

Als zum Kopfschmuck bestimmt ist dagegen eine Anzahl von s e h r langen (Haar-) Nadeln zu erachten. In ihrer Verzierung schliessen sie sich den Gewandnadeln an. Bisweilen indessen haben sie statt eines Knopfs oder unter solchem, den auch mitunter eine aufrechtstehende zierlich durchbrochene Scheibe ersetzt, einen Querarm und gelegentlich an diesem jederseits mehrfache Blechgehänge. — Ferner erscheinen gleichfalls als Kopfschmuck bronzene, auch goldene, diademartige Reifen (*Fig. 164. a, b*), breite, offene, an den Enden zumeist oval ausladende und vornämlich hier verzierte, glatte oder gewundene Ringe (*Fig. 164. c,*

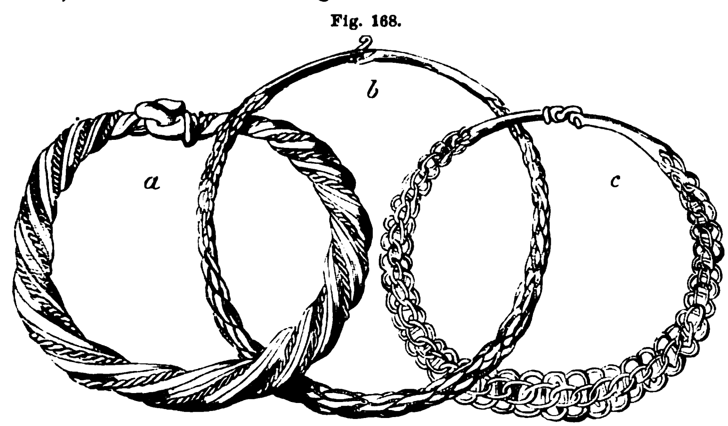
d, e) und eine Fülle von kleinen Zierblechen, Kugeln von Bernstein, Thon, Glas und Metall, durchbohrten Steinchen u. a. m., was theilweis wohl eben den Zweck hatte, dem Haar eingeflochten zu werden.

Viele dieser letzteren Gegenstände werden zugleich, auf Schnüren gereiht, als Hals- und Brustschmuck gedient haben. So auch wurden derartige, mitunter mehrsträhnige Gehänge in nicht geringer Zahl entdeckt. Auch fehlt es nicht an noch anderen, jedenfalls dem gleichen Zweck gewidmet gewesenen Gegenständen, wie an allerlei besonders künstlich gefertigten Zierstücken, und an grösseren, für den Hals geeigneten Reifen, ausser von Bronze, von Gold und Silber. Nicht wenige der kleineren goldenen Zierstücke bestehen in stärkeren Rundplatten, flach, erhoben u. s. w., oft ebenso reich als überaus schmuckvoll filigranartig behandelt (*Fig. 167*). Ein prachtvoller Behang von mehren so gefertigten Gliedern von verschiedener Grösse ward durch die im Jahre 1871 erregte Sturmfluth der Ostsee auf Hiddensee ausgespült. Doch dürfte wohl eine derartige, eben filigranartige Behandlung erst in einer um vieles späteren, christlichen Zeit aufgekommen und vermuthlich zuerst in

Fig. 167.



Fig. 168.

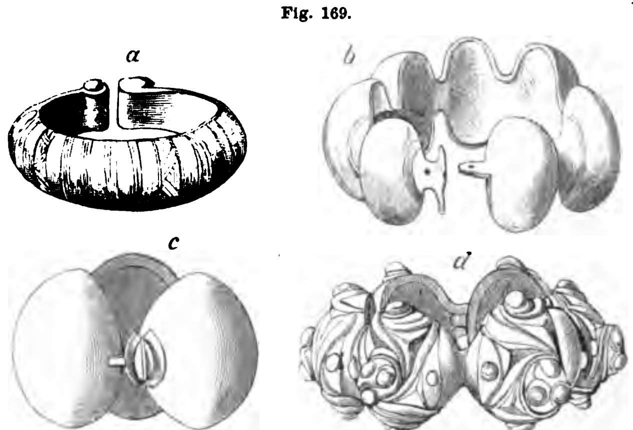


Byzanz geübt worden sein. — Die zum Halsschmuck geeigneten Reifen sind, ähnlich den Kopfreifen, offen, an den Enden zumeist verziert und, wenn von Bronze oder von Gold, glatt oder doch nur stellenweis in erhobener Arbeit geschmückt, oder im Ganzen einfach gewunden (*Fig. 164. f*), und wenn, wie in späterer Zeit, von Silber, häufig aus drei, vier und mehr glatten oder gewundenen Rundstäb-

chen auf mannigfach wechselnde, mitunter höchst künstliche Weise geflochten (*Fig. 168. a—c*). — Ausserdem liegen verschieden grosse runde und gleichsam halbmondförmige verzierte Platten von Bronze vor (*Fig. 164. t*), erstere nicht selten von durchbrochener Arbeit. Sie wurden wohl zum Theil auf der Brust getragen.

Nicht minder umfassend ist die Zahl von Gegenständen, die unzweifelhaft zum Schmuck der Handgelenke und der Arme gedient. Es sind dies theils offene, theils übereinander greifende, theils völlig geschlossene Ringe, theils ein- oder mehrfach gewundene Spiralen und rundschienenförmige Bleche. — Die Reifen gleichen, ihrer Ausstattung nach, vorwiegend den Halsringen, nur dass sie zumeist breiter sind (*Fig. 164. g*). Doch besteht auch noch eine eigene aus jüngerer Zeit herrührende Art, die, bei ungewöhnlichem Umfang, gliederungsweise zu oft grossen halbkugeligen Buckeln oder auch, namentlich an den Enden, zu breiten Rundscheiben ausgestaltet ist (*Fig. 169. a—d*). — Die als Spirale behandelten wechseln in ihrer Ausdehnung bis zu der Länge des

Fig. 169.



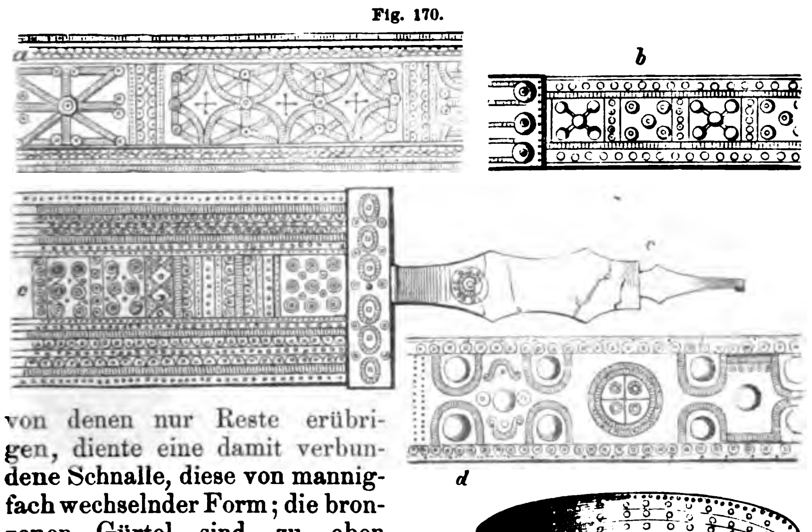
Unterarms, sind einfach (*Fig. 164. q*) oder auch endigen in spiralgewundenen Scheiben (*Fig. 164. h*); die Blechschienen bewegen sich in dem ähnlichen Grössenverhältniss, sind zum Theil ringsum geriffelt, auch wohl längs den Rändern verziert, und zum Theil ausserdem mit Zierblechen behängt (*Fig. 164. p*).

Nächstdem Allen auch fehlt es nicht an Fingerringen und Ohrgehängen. Erstere zeigen vornämlich die Formen von flachen, runden und glatten oder, in letzterem Falle, auch gewundenen Reifen mit einfacher oder mehrfach gegliederter, bald gerader bald erhobener Platte, und die von blossen Spiralen (*Fig. 164. r, s*); die Ohrgehänge bilden hauptsächlich offene, unterschiedlich gestaltete Ringe ohne Einhängsel oder mit solchen, letztere von vielfach wechselnder, bisweilen recht zierlicher Ausbildung. Indessen scheint

gerade ein solcher Schmuck erst ziemlich spät üblich geworden zu sein, auch überhaupt nur langsam Verbreitung gefunden zu haben.

Noch ferner endlich zählen hierher theils lederne mit Metall beschlagene, theils bronzene, mehr oder minder verzierte, schmälere und breitere Hüftgürtel. Zur Befestigung der ledernen Gürtel,

Fig. 170.



von denen nur Reste erübrigen, diente eine damit verbundene Schnalle, diese von mannigfach wechselnder Form; die bronzenen Gürtel sind zu eben dem Zweck an dem einen Ende hakig gestaltet, an dem anderen, zum einhaken, ein-, auch mehrmal durchlöchert, und zumeist durch regelmässig eingedrückte Punkte verziert (*Fig. 170. a—e*).

Kennzeichnendes Verhalten.

Die mit dem gesellschaftlich-häuslichen Leben zusammenhängenden Erscheinungen bewegten sich bei den Britanniern in den Grenzen roher Urthümlichkeit. Bei ihnen herrschte, auch noch in später Zeit, eine freie Geschlechtsvermischung, selbst zwischen Eltern und Kindern vor, zügellos bei den Kaledoniern und den Mäaten, gewohnheitsrechtlicher bei den gebildeteren Stämmen; bei allen jedoch in dem Grade, dass ein Familienverband, die Grundbedingung für die Ausbildung von hierauf bezüglichen Aeusserungsformen, nicht wohl vorauszusetzen ist. — Anders schon bei den Galliern. Auch sie waren sinnlich zügellos und selbst unnatürlichen Lastern ergeben, doch bei ihnen bestand die Ehe. Kontraktlich wurde sie geschlossen und dem Manne die volle Gewalt über seine Familie zugestanden. Ebenso herrschte bei ihnen der Brauch, dass der Vater nicht eher mit seinem Sohne

Umgang pflege, bevor dieser mannbar und waffenfähig geworden, und der, die Todten prunkvoll zu bestatten. — Die Germanen aber schätzten das Weib. Bei ihnen denn hatte sich frühzeitig die Einzelehe und jene Weihe eines Familienlebens entfaltet, deren ausdrücklich Tacitus und, im Gegensatz zu den Galliern, Cäsar rühmend gedenken. Der Geliebten brachten sie als Hochzeitsgeschenk nicht unnütze Dinge, sondern ein „gezäumtes Pferd, einen Schild nebst Framea und ein Schwert“ dar; Ehebrecherinnen wurden der Haare beraubt und von jeglicher Kleidung entblösst durch das Dorf gepeitscht; die Leichen (der in der Schlacht Gefallenen) mit den Waffen bestattet oder verbrannt, und der Knabe ward bis zur Mannbarkeit den abhärtendsten Mühen nackt ausgesetzt, und wenn er zur Wehrhaftmachung gereift, mit Schild und Speer geschmückt.

Die religiöse Anschauung der Britannier und Gallier fand in dem Druidenthum, die der Germanen in einer sich hiervon nach Form und Haltung unterscheidenden Priesterschaft ihre Stütze. Dem Druidenthum war es gelungen, sich jeglicher Abgaben zu entlasten und zu Reichthümern zu gelangen, seine Macht über die Könige auszudehnen und sich von jeder Theilnahme am Waffenhandwerk frei zu erhalten. Bei den Germanen war die priesterliche Würde zumeist mit der des Herrschers vereinigt, und, wo sie selbstständig bestand, doch nie dessen Willen gewaltsam bestimmend. Gemeinsam aber war beiden Culten eine geheimnissvolle Ausübung, verbunden mit Menschenopfern und schauererregendem Formenwesen; wilder im Druidenthum, ernster und gemessener bei den Germanen. So auch gab es hier wie dort neben den Priestern heilige Frauen. Sie versahen theils mit jenen den Dienst an den Stätten der Götterverehrung, theils lagen sie der Wahrsagekunst, oder, so vornämlich bei den Germanen, wo sie in besonderem Ansehen standen, der Kräuter- und Heilkunde ob.

Ganz diesen Verhältnissen entsprach die kleidliche Ausstattung der Priester: Im Druidenthum ward sie bestimmt durch eine Rangordnung, bei den Germanen wohl lediglich durch eine Anschauung einer gleichmässigen Heiligkeit des Priesterstands überhaupt. Im Allgemeinen zeichneten diesen ungefärbte Linnengewänder aus.

Bei den Druiden bestand die Gewandung [1] in einem längeren

---

[1] Alle hierhergehörigen Denkmale, soweit sie bis jetzt bekannt, sind wohl sicher als römische oder doch als unter dem unmittelbaren Einfluss römischer Künstler ausgeführte Arbeiten zu betrachten. Sie stammen somit gewiss aus einer verhältnissmässig späten Zeit. Dies ist namentlich für die hier unter Fig. 171. c, d beigebrachten Abbildungen mit Entschiedenheit anzunehmen. Sie zeigten theils die Anwendung von „Schauben“, ähnlich wie solche erst das christliche Mittelalter kannte, theils aber auch den Gebrauch der Mantelkapuze (d), eine Tracht, die zwar in Gallien oder Illyrien zu Hause war und von dort zu den Römern wanderte, gewiss aber nicht schon in alter Zeit die Gestalt hatte, in der sie hier erscheint.



oder, eben nach den Rangstufen verschieden, kürzeren hemdförmigen Rock und in einem vorn offenen oder geschlossenen Ueberkleide mit langen und weiten Ermeln, oder auch, statt des letzteren, in einem mantelartigen Umhang, der vermittelst einer Haftel auf einer der Schultern verbunden ward (*Fig. 171. a—d*). Der Oberpriester („Coibhi-Druid") trug eine Kappe, ähnlich der noch heut in Bearn üblichen, oder, nach Erforderniss der Culthandelung, einen frischen Eichenkranz. Zu seinen noch sonstigen Abzeichen gehörten mit dem Zeichen des Pentalfa („Drudenfusses") gezierte Schuhe, ein längerer oder kürzerer scepterförmiger Stab mit Knopf, ein in Gold gefasstes Schlangenei, eine zum abschneiden der heiligen Mistel bestimmte goldene Sichel u. A. — Sämmtlichen Priestern war geboten das Haar kurz, den Bart lang zu tragen, den Barden


Fig. 171.



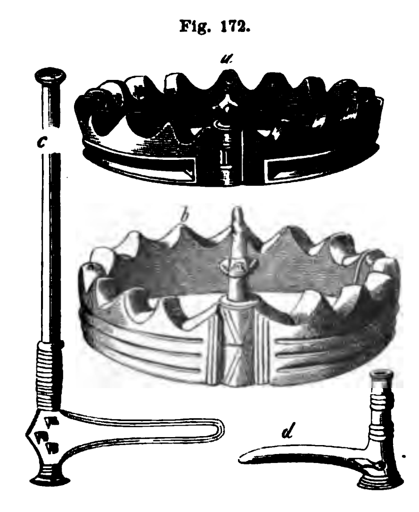
oder heiligen Sängern aber in einem braunen Gewand zu erscheinen und zum schliessen desselben sich eines hölzernen Dorns zu bedienen. — Von dunkler Färbung auch war, wie es scheint, die Kleidung der Druidinnen. Die, welche sich bei der Eroberung der Insel Mona (Anglesey) den Römern gegenüberstellten, „waren eingehüllt in Trauerkleidern. Mit aufgelöstem Haar, brennende Fackeln schwingend, rannten sie unter wildem Geheule gleich Furien längs dem Ufer daher, die britannischen Streiter zur Tapferkeit aufmunternd."

Die Bekleidung der Priester bei den Germanen glich vermuthlich der ihrer heiligen Weiber. Die Weiber, welche sich den Schaaren der Cimbrer angeschlossen hatten, um deren Muth zu entflammen und die Gefangenen zu opfern, waren je mit einem Untergewande, gegürtet mit eherner Spange, und mit einem linnenen Mantel, den eine Schulterschnalle hielt, angethan. Unge-

achtet ihres hohen Alters gingen sie barfuss, das ergraute Haupt mit einem Kranze geziert, in der Hand das Opferschwert.

Mit dem staatlichen Leben etwa verknüpfte besondere äussere Abzeichen scheinen weder bei den Britanniern noch bei den Galliern und Germanen bestanden zu haben. Den Galliern vor allen war, was Cäsar selbst auffiel, jede bestimmende Bezeichnung von Macht und Würde völlig fremd. Auch hat sich nirgend ein Gegenstand aus dieser Frühzeit vorgefunden, der dahin sicher zu deuten wäre. Hier und da dem Boden enthobene ringsum ausgezackte kronenähnliche Reifen von Bronze, welche anfänglich von mehren Seiten als Herrscherkronen erachtet wurden, haben sich als Randbeschläge von allerdings inzwischen zerstörten hölzernen Eimergefässen erwiesen, und andere, obschon noch entschiedener kronenartig gestaltete, zum Öffnen eingerichtete, ebenfalls bronzene Reifen (*Fig. 171. a, b*), sind von so kleinem Umfange und trotzdem, da massiv, so schwer, dass sie kaum als Kopfschmuck gedient haben können. — Mehrfach aufgefundene axtähnliche Geräthe, theils ganz aus Bronze (*Fig. 172. c, d*), pflegt man ihrer Besonderheit wegen, doch ohne jeden weiteren Grund, als Würdezeichen von Heerführern, als „Befehlshaberstäbe“, zu bezeichnen. —

Fig. 172.



Die aus königlichem Geschlechte stammende Baodicea, die eigenhändig das Schwert ergriff, um ihr Volk, die Britannier, vom römischen Joche zu befreien, war, nach der Schilderung des Dio Cassius, mächtig gebaut, von hohem Wuchs, erschreckend von Ansehen und durchdringendem Blick, mit weittönender Stimme und mit langem blondem Haar begabt, das aufgelöst bis unter die Hüften wallte, bekleidet mit einem langen Gewande von buntgewürfeltem Zeuge, einem Kriegsmantel darüber, geschlossen vermittelst einer Spange, und um den Hals mit einer grossen schweren goldenen Kette geschmückt. —

Bewaffnung.

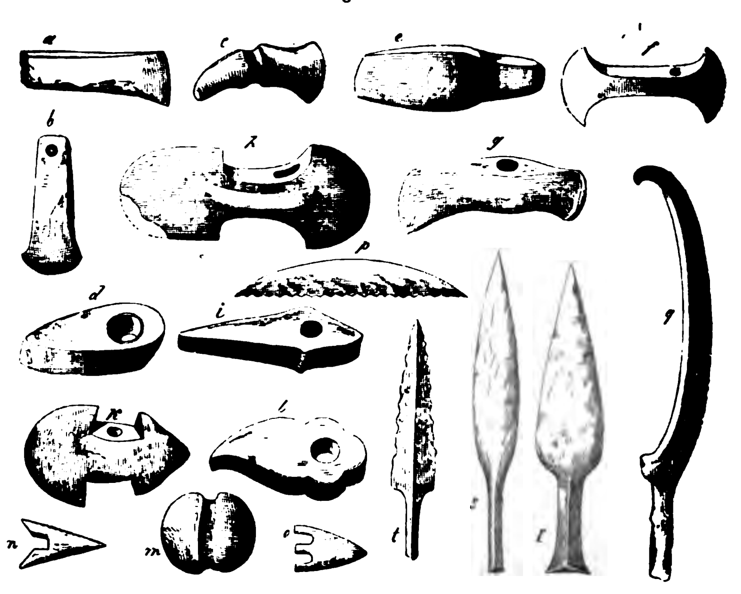
Die Rüstung der Britannier wird von Mela als „keltisch“ bezeichnet. Zufolge römischer Berichte bestand sie hauptsächlich in kleinen Handschilden, grossen abgespitzten Schwertern, kurzgeschäfteten Lanzen, welche am Fussende mit eherner Kugel beschwert waren, und in kurzen, dolchartigen Messern.

Dem ähnlich soll nach Mela u. A. die Rüstung der Gallier gewesen sein, von jenem gleichfalls „keltisch" genannt. Eine solche Aehnlichkeit dürfte jedoch nur im Allgemeinen, nicht aber auch hinsichtlich der vornehmeren Stände statt gehabt haben. Nachrichten Cäsars, Diodors und fernerer römischer Berichterstatter sprechen vielmehr von einer zum Theil sehr vollständigen Ausrüstung. Hiernach zählten dazu, allein an Schutzwaffen, starke Schilde von Mannshöhe, eherne Helme und Brustpanzer. Ihren Schilderungen zufolge waren die Brustbepanzerungen theils aus eisernen Platten und Reifen, theils aus kleinen Ringen gebildet, die Helme mit emporstehenden Zierden in Gestalt von Hörnern versehen, auch auf ihnen selbst Köpfe von Vögeln und anderen vierfüssigen Thieren dargestellt, und die Schilde mit Zeichen bemalt oder, zum Schmuck und zu mehrer Verstärkung, mit wohlausgearbeiteten ehernen Thierfiguren bedeckt. Dazu kamen, als Angriffswaffen, nächst Messer, Schwert, Wurfspiess und Schleuder, vorzugsweise Bogen und Pfeil und besondere Wurfpfeile, die theils unmittelbar mit der Hand, theils vermittelst eines an ihrem Schaft befestigten Riemens geschleudert wurden, erstere „Mataris", letztere „Cateja" genannt. Die Spitze der Wurfspiesse oder „Lanzen" war eine Elle lang, ihr Schaft noch grösser, jene nahezu von doppelter Handbreite, theils gerade und glatt, theils schraubenförmig und ringsum gezackt. Die Schwerter waren ungewöhnlich lang, spatenähnlich, dünn und leicht biegsam. Sie wurden an einer eisernen oder ehernen Kette hängend an der rechten Hüfte getragen. Zum geben von Merkzeichen in der Schlacht dienten rauhtönende Trompeten von Leder oder wohl auch von Metall. Auf der Reise und im Kampfe bediente man sich eines zweispännigen Wagens. — Bestätigt, wenn freilich auch nur zum Theil, wird nun diese Schilderung, ausser durch zahlreiche Einzelfunde, auch insbesondere durch den Inhalt eines zu Somme-Bionne (Marne) aufgedeckten Grabes aus der Spätzeit des „Bronzezeitalters", bestehend aus den Ueberresten des Skelets eines Kriegers, seinen Schmucksachen und Rüststücken, nebst Theilen seines Streitwagens, der Radreifen, Achse u. A. m.

Die Ausrüstung der Germanen war, wie es scheint auch noch zur Zeit ihrer näheren Bekanntschaft mit dem römischen Heerwesen, im Ganzen eine ziemlich beschränkte. Mit Ausnahme einzelner Stämme, die in Folge schon längeren Verkehrs mit den Römern und Galliern sich von deren Bewaffnung wohl Einzelnes angeeignet hatten, besass der von solchen Beziehungen unberührt gebliebene Theil von Angriffswaffen nur wenige und von Schutzwaffen fast einzig den Schild. Indessen dürfte hier eine Anwendung von noch anderen Schutzwaffen, so namentlich von Helm und Panzer, überhaupt erst spät, und dann auch wohl nur bei Heerführern und auch selbst bei diesen nur vereinzelt stattgefunden haben.

Als eine Allen gemeinsame Waffe und als von ihnen im Nah- und Fernkampf mit der gleichen Geschicklichkeit geführt, hebt Tacitus die „Framea“ hervor. Es war dies eine Art von Speer mit kurzer eiserner, vermuthlich schmalschneidiger Klinge. „Nur Wenige,“ erzählt derselbe, „bedienen sich der Schwerter oder grösserer Lanzen und auch der Reiter begnügt sich mit Schild und Framea. Die Fussgänger führen auch Wurfgeschosse, jeder mehre, die sie mit unglaublicher Gewandtheit zu schleudern verstehen. Einen kriegerisch-prahlenden Schmuck kennen sie nicht, ausser dass sie ihre Langschilde mit den schreiendsten Farben bemalen. Wenige haben einen Brustschutz und kaum Einer oder der Andere eine schützende Kopfbedeckung.“ Die


Fig. 178.



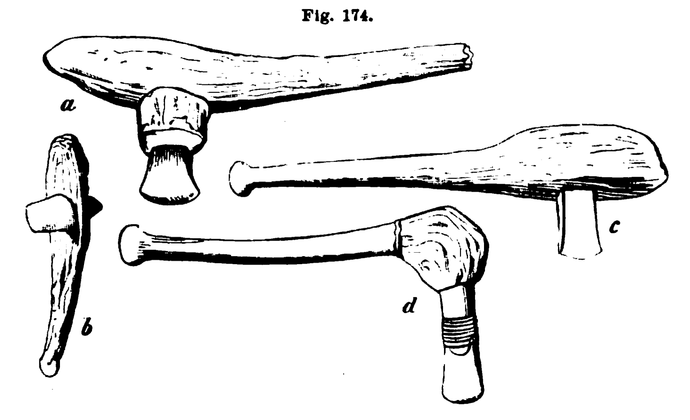
Schilde selbst bestanden aus Brettern oder aus Ruthengeflecht, die der „Harier“ waren schwarz. — Nächstdem werden von Tacitus u. A. als ihnen noch eigen erwähnt, längere und kürzere Messer, steinerne, bronzene und eiserne Keulen, lange schwere Spiesse und Aexte. —

Diesen Nachrichten gegenüber steht die Fülle der überall dem Boden enthobenen Waffen aus Stein, Bronze und Eisen. Die steinernen, einestheils aus einer Urzeit herrührend, in welcher es überhaupt noch keine Metallbereitung gab, bewegen sich wesentlich in den Formen von Kugeln, die wohl zum schleudern gedient, von Messern, Meisseln, Aexten, Hämmern, Pfeil- und Speerspitzen. Gefertigt sind sie vorwiegend aus dem leicht spaltbaren, in scharfe

Kanten brechenden Flint- oder Feuerstein, doch auch vielfältig, so namentlich Kugeln, Aexte und Hämmer, aus Granit, Trapp, Basalt, Grünstein, Kieselschiefer u. s. f., sämmtlich wie es scheint unter Verwerthung von bereits durch die Natur zwecklich vorgebildeten Formen, anfänglich durch nur rohe Nachhülfe, lediglich durch absprengen (*Fig. 154. a—h*). Ausserdem aber erscheinen sie, ausgehend von solchen Gestaltungen, in allen Graden der Bearbeitung bis zu vollendeter Künstlichkeit, und stellen somit zugleich ausser Frage, dass man sich ihrer auch noch lange nach Einführung metallner Waffen, eben neben diesen bediente.

Die Axt vor Allem zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit der Gestaltung aus. Ihr zu Grunde liegt die Form des Meissels. Er selber erscheint bald mit gerader bald mit gerundeter Schneide theils als Flach- oder Hohlmeissel, theils als stärkerer oder schwächerer Keil (*Fig. 154. e—f*; *Fig. 173. a, b, c*). Ein solcher Keil wurde

Fig. 174.

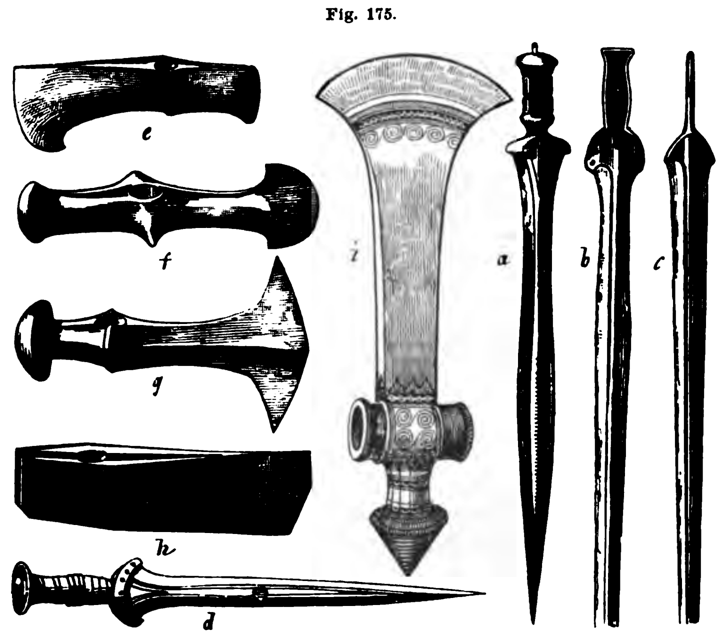


zur Axt dadurch, dass man ihn schäftete. Es geschah dies, sicher ähnlich dem bei wilden Völkern dafür üblichen Verfahren (*Fig. 156*), indem man einen hölzernen Stiel an einem Ende anspaltete oder einem von Natur klammerförmigen Ast wählte, den Keil in die Klammer einzwängte und durch Umwickelung festigte, oder, wie dies auch Funde bezeugen (*Fig. 174. a—d*), in das Holzwerk selbst einsetzte, oder indem man ihn durchbohrte und, nun umgekehrt, den Schaft ihm, dem Bohrloch, einfügte. — Unter den in grosser Menge aufgefundenen durchbohrten Steinäxten ist bei weitem die Mehrzahl, bei allerdings sehr verschiedenem oft äusserst beträchtlichem Umfange, meissel- oder keilförmig (*Fig. 173. d, i, l*). Die Uebrigen aber stellen sich dar gleichsam in allen Uebergängen aus eben dieser Form bis zum völlig ausgebildeten einfachen und doppelten Beil (*Fig. 173. g, h, k*), so wie auch anderseits bis zu einer ebenso zweckgemäss als künstlich behandelten Verbindung von Axt und Hammer (*Fig. 173. e—g*).

Die Messer, Pfeil- und Speerspitzen zeigen hinsichtlich ihrer Behandlung eine demähnliche Steigerung. Die Messer sind vorwiegend theils gerade, ein- oder zweischneidig, theils mehr oder weniger, bisweilen sichelförmig gebogen (*Fig. 173. q*), auch wohl an einer Seite gezahnt (*Fig. 173. p*), die Pfeile oft widerhakig (*Fig. 173. n*), und die Speerspitzen, bei nicht selten ansehnlicher Grösse, bisweilen unterhalb derart verlängert, dass sie, in nun solcher Gestalt, einem Dolche gleichen (*Fig. 173. r, s, t*). Die Kugeln haben mitunter, vermuthlich zu einer Umriemelung bestimmt, ringsum eine Rinne oder deren zwei überkreuz (*Fig. 173. m*).

Die bronzenen Waffen wurden gegossen, dann überarbeitet, vermuthlich mehrentheils nachgehämmert und deren Schneiden

Fig. 175.



eigens geschliffen. Unter ihnen erscheinen, gegenüber den Steinwaffen als der Sache nach wesentlich neu, nächst Schutzbedeckungen, das Schwert und der Dolch. Die Uebrigen bestehen wie jene hauptsächlich in Aexten, Messern, Speer- und Pfeilspitzen, und schliessen sich hinsichtlich der Gestaltung meist den steinernen Waffen an. So vor allem die Axt. Von den steinernen und bronzenen Aexten sind nicht wenige einander so ähnlich, als wären sie einander nachgebildet (*Fig. 175. e—h*). Noch sonst aber sind die bronzenen Aexte in den nun auch ihnen eigenen Formen von Beilen, Hämmern und Axt-Hämmern, eben zu Folge nun ihres Stoffs, im Ganzen noch mannigfaltiger, auch gelegentlich reich verziert, und

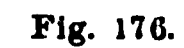
namentlich die einfachen Aexte uud die Axt-Hämmer um Vieles länger (*Fig. 175: i*). Die Schneide ist gemeiniglich gerundet, bisweilen, in allmäliger Erweiterung, zu einem vollen Halbkreise, die Axtklinge selbst fast immer flach, mitunter längs den Seitenrändern mit kleinen bronzenen, auch wohl goldenen Knöpfchen geschmückt, der damit verbundene Hammer nicht selten kurzkegelförmig (*Fig. 175. i*).

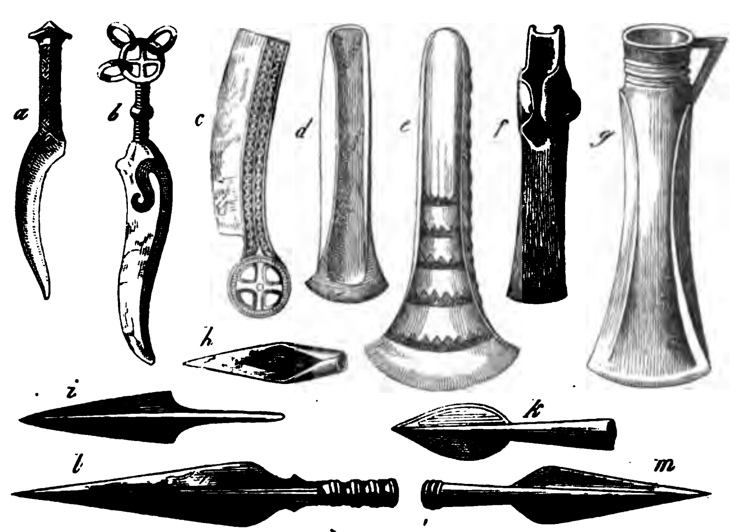
Die Messer haben theils eine gerade, theils eine gebogene Klinge und einen meist eigens gestalteten Griff (*Fig. 176. a—c*). Dieser ist vielfach am oberen Ende zu einer flach aufliegenden oder senkrecht stehenden, radförmig durchbrochenen Scheibe, oft mit darin angebrachten Ringen (*Fig. 176. b*), oder zu zwei gegenüber aufgerichteten Spiralen, oder aber auch vollständig zu einer aufrechtstehenden menschlichen Figur ausgearbeitet. — Ihre Gestaltung indessen macht ihre einstige Bestimmung zugleich als Handwerksgeräth wahrscheinlich. Andere Messer haben die Form von breiten Schermesserklingen und dürften wohl auch, mindestens zum Theil, als solche verwendet worden sein. Ihr eines Ende bildet fast ohne Ausnahme eine nach Aussen umgebogene Spirale.

Die Speer- und Pfeilspitzen sind in weit überwiegender Zahl lanzettlich, noch sonst schlank dreieckig (*Fig. 176. h—m*), die Pfeilspitzen häufig widerhakig, und zur Befestigung an dem Schaft die ersteren nahezu durchgängig zum aufsetzen, zu einer Dülle, die letzteren ausserdem mehrentheils zum einsetzen, zu einem Stift ausgestaltet, oder, jedoch seltener, zum aufklemmen, unten eingebogen.

Daneben nun treten das Schwert und der Dolch in ebenso verschiedener Grösse als auch wechselnder Ausstattung auf (*Fig. 175. a—d*). — Sie beide ermangeln einer Parirstange. Die Schwerter haben eine Gesammtlänge durchschnittlich von zwei bis drei Fuss, bei unterschiedlicher, doch verhältnissmässig geringer Breite. Ihre Klinge ist lanzettlich, mit nur seltenen Ausnahmen von der Mitte aus nach oben leicht nach Innen geschweift, auf jeder Seite der Länge nach inmitten einiges aufgerundet und zu beiden Seiten der Rundung zu einer Blutrinne leicht vertieft. Zur Befestigung am Griff ist sie entweder mit einem Dorn (*Fig. 175. c*) oder statt dessen oben gerundet und hier mit Nietlöchern versehen, auch sind bisweilen Klinge und Griff aus dem Ganzen gegossen (*Fig. 175. b*). Der Griff selbst ist stets handlich rund, vorwiegend gleichfalls von Bronze, und dann gemeiniglich durch Reifen, Buckeln, Spiralen u. dergl. verziert, oder er bestand aus Holz, zuweilen mit Leder überzogen, und ward er dann theils mit Metall beschlagen, theils mit Metalldraht umwickelt. Stets endigt er in einem metallnen Knopf, der zumeist ebenfalls verziert ist, oder in einem metallnen Aufsatz vorwiegend in Gestalt von zwei einander gegenüberstehenden ein- oder mehrfach gewundenen Spiralen. Geschützt ward

die Klinge durch eine Scheide von starkem Leder oder von Holz oder von Holz mit Leder umzogen, sie selbst bisweilen mit Fell gefüttert und stellenweis mit Metallblech bedeckt. Getragen wurde das Schwert vermuthlich allgemein an der linken Hüfte, entweder an einem Schulterriemen, der wohl in nicht seltenen Fällen auch metallischen Schmuck erhielt, oder, so von den Galliern, an einer metallnen Kette. — Die Dolche sind, abgesehen von der Grösse, ganz ähnlich wie die Schwerter behandelt (*Fig. 175. d*). Ihre Länge beträgt durchschnittlich einen Fuss bis sechs Zoll. Bei einzelnen allerdings bildet die Klinge, im entschiedenen Gegensatz zu der Schlankheit der Schwertklingen, ein oben meist ziemlich breites, bald kürzeres, bald längeres Dreieck. Zudem trug man den Dolch, wie es scheint, häufiger ohne Scheide.


Fig. 176.



In noch Weiterem erübrigen mancherlei Klingen von Streitkolben. Sie sind der Grundform nach walzenförmig und am Schlagende mehrfach, meist vierkantig gezackt, unterwärts aber häufig verziert, auch, zum aufsetzen auf einen Schaft, der Länge nach zumeist völlig offen.

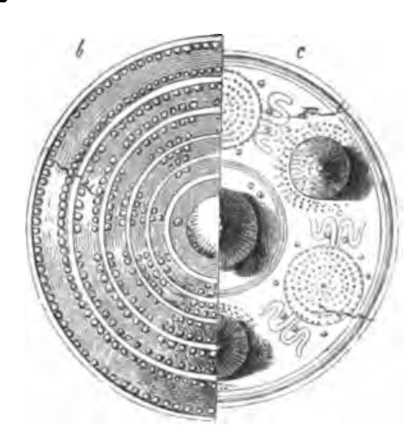
Mit in die Reihe der Waffen hat man auch eine besondere Art von Klingen verwiesen, deren Zweck zweifelhaft ist. Ihren Formen nach gleichen sie theils massiven, zum einsetzen in einen hölzernen Schaft auf jeder Flachseite ausgetieften Hohlmeisseln (*Fig. 176. d—f*), theils hohlen, zu einer Schafthülse nebst Oese erweiterten Flachmeisseln (*Fig. 176. g*). Erstere werden „Paalstäbe“, letztere „Celte“ benannt. Von mehren Seiten hielt man

sie für die „Framea“ der Germanen. Wahrscheinlich dienten sie nicht als Waffe, sondern als Handwerksgeräth.

Die nicht minder überall aufgefundenen bronzenen Schutzwaffen bestehen in zum Theil wohlerhaltenen Schilden, Helmen und Panzern. Ihre Zahl ist, auch einschliesslich der von Bruchstücken, verhältnissmässig gering. Und sind darunter wohl die meisten, so insbesondere Helme und Panzer, wie ihre Gestaltung voraussetzen lässt, fremden, wahrscheinlich italischen Ursprungs.

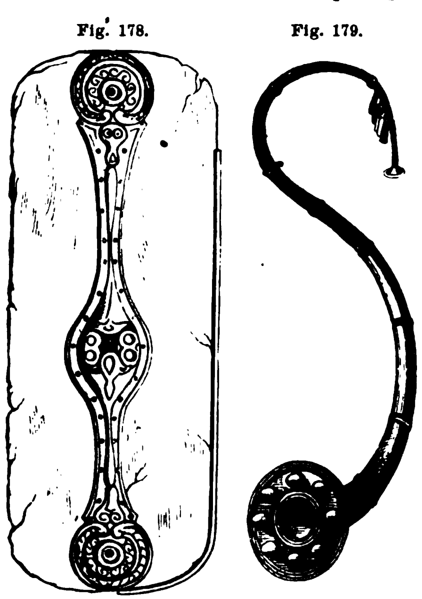
Fig. 177.





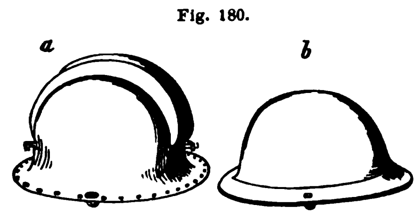
Die Schilde waren einestheils ganz von Metall, anderntheils hauptsächlich von Holz oder von Holz mit Leder überzogen, und dann zumeist mit Metallwerk beschlagen. Von den ersteren sind nur einige vollständig, von letzteren fast einzig die Beschläge erhalten. Jene völlig erhaltenen Schilde haben gemeiniglich einen Durchmesser von etwa einem bis zu drei Fuss. Sie sind, im Ganzen nicht unähnlich den in etruskischen Gräbern mehrfach entdeckten Bronzeschilden, kreisrund oder doch nur mässig oval, vereinzelt durch concentrisch geordnete Reifen, Reihen von Knöpfchen u. dgl. verziert, sonst aber in der Mitte hohl

Fig. 178. Fig. 179.

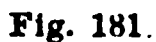


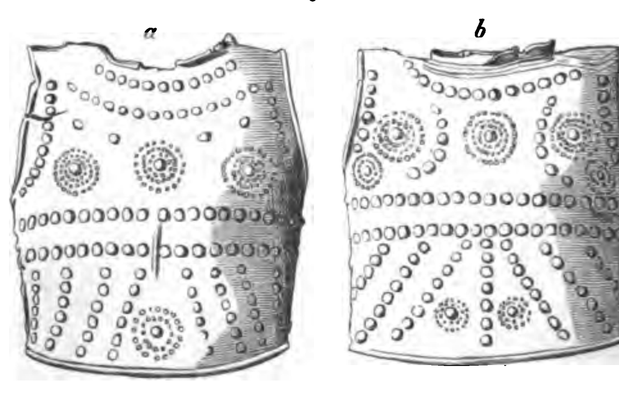
aufgebuckelt, und innenwärts mit nur einer Handhabe, unter dem Buckel, ausgestattet (*Fig. 177. a—c*). — Die vorhandenen blossen Beschläge bilden fast durchweg Rundplatten, die, wie ersichtlich ist, je die Mitte des Schildes bedeckten. Sie sind, bei verschiedenem Umfange, vorwiegend leicht erhoben, bald flach rundlich, bald kegelförmig, bisweilen inmitten schmal aufsteigend, auch nicht selten ringsum verziert mit Schneckenwindungen u. s. w., und lassen zugleich deutlich erkennen, dass die Schilde, von denen sie herrühren, ebenfalls rund waren. Ueberreste von viereckten Schilden zählen zu seltenen Ausnahmen. Ein solcher Schild von ziemlicher Grösse, der Länge nach durch einen metallnen reichverzierten Beschlag verstärkt und mit Metall umfasst, wurde in England gefunden (*Fig. 178*). Ihm ähnlich mögen die „Langschilde“ der Gallier gewesen sein.

Fig. 180.



Die Helme, abgesehen von unzweifelhaft römischen Helmen, bewegen sich hauptsächlich in den Formen von einfachen halbrunden und von spitzkegelförmigen Kappen, davon die letzteren mitunter in einem Knopf endigen. Andere, wie namentlich zwei in Gräbern bei Hallstadt entdeckte Kappen (*Fig. 180. a, b*), schmiegen sich der Kopfform mehr an, haben auch gelegentlich, wie eben die eine von jenen, wohl zur Anbringung von Schmuck, eine von zwei Kämmen gebildete Rinne (*Fig. 180. a*). Auch fehlt es nicht an Bruchstücken von Bronze von verschiedenen, theils hörnerartigen Aufsatzzierden, so wie auch nicht an Ueberresten die sich deutlich als Beschläge von jedenfalls ledernen Kappen kennzeichnen. Hierher zählen, nächst mehren dementsprechend gebogenen Zierblechen, einige in Frankreich gefundene, dem Schädel anpassende Kreuzbügel.


Fig. 181.



Die völligen Brust- und Rückenpanzer, deren nur sehr wenige erhalten sind, reichen vom Halse bis zu den Hüften, erscheinen im Ganzen, so vorzugsweise ein bei Grenoble entdeckter derartiger Doppelschutz (*Fig. 181. a, b*), ziemlich formlos, fast plump. Bei diesem sind Vorder- und Rückentheil je in besonderer Anordnung mit wagerecht und schrägstehenden Reihen von kleinen Knöpfchen, und beide Theile ausserdem je in der Höhe der Brustwarze mit drei Kreisen von solchen Knöpfchen geschmückt. Ausser diesen Panzern erübrigen, jedoch auch nur spärlich, Theile von ledernen Harnischen mit Buckeln oder Blechen besetzt. —

Nächstdem wurden auf dänischem, so wie auch auf germanischem Boden, mehre grosse bronzene eigenartig gewundene Trompeten gefunden (*Fig. 179*). Wie aus deren Form erhellt, trug man sie (das Mundstück vorn) unter dem linken Arm, rücklings nach rechts gewendet, wobei sie dem Rücken des Trägers folgend sich mit ihrer Schallöffnung dann so an dessen rechte Lende legten, dass sie dieser nun hier mit der rechten Hand zu fassen vermochte. —

Von eisernen Waffen haben sich, vor Allem in Folge der durch Rostung leichten Zerstörbarkeit derselben, überhaupt verhältnissmässig bei weitem weniger erhalten. Es sind dies wesentlich, mehr oder minder zerstört, Schmal- und Breitäxte, durchweg von der Form eines einfachen Beils, Schwert- und Messerklingen, gerade, selten gebogen, erstere gemeiniglich zweischneidig, flach, ohne Blutrinne, bisweilen mit Ueberresten eines verzierten Griffs; mit Düllen versehene Speerspitzen, Pfeile, Hämmer u. A. m., dies Alles, so weit es dem in Rede stehenden Zeitraum entstammen dürfte, ohne sonstige Besonderheit. —

Von den Germanen wird berichtet, dass sie zur Regelung der Kriegermassen „geweihte Zeichen und Bilder“ führen.

Das Geräth.

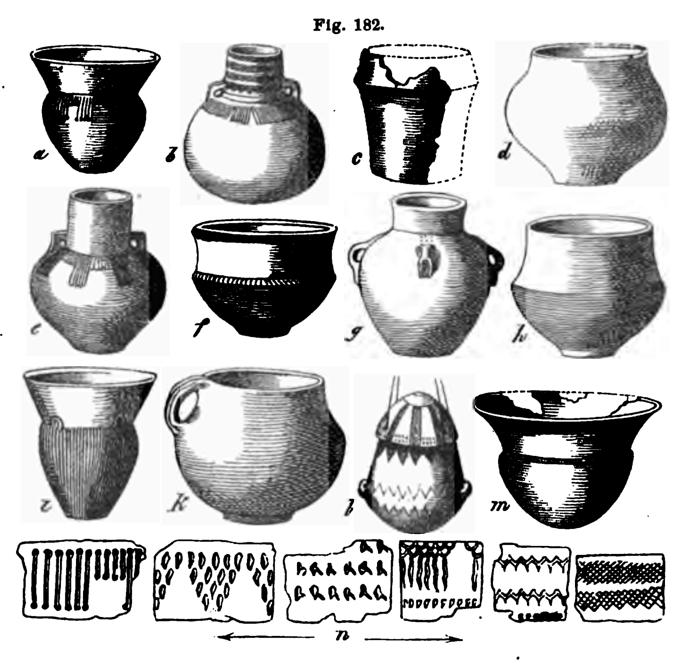
Ausser mancherlei Werkzeugen, sind hauptsächlich Gefässe erhalten. Zu ersteren zählen als die frühsten, anfänglich überhaupt einzigen, zum stechen, schneiden u. s. w. ziemlich roh zugeschlagene Steine, Zacken von Hirsch- und Elenngeweihen, scharf zugespaltene Röhrenknochen, beinerne Pfriemen u. dergl. m. (*Fig. 154. a—b; Fig. 155. a—m*). Dann aber auch wurden ohne Zweifel viele von den vorerwähnten steinernen und bronzenen Meisseln, Aexten, Hämmern, Messern u. A. nicht ausschliesslich als Waffe, sondern zugleich ebenfalls als Handwerksgeräth verwendet.

Dazu kommen, nächst einzelnen ihren etwaigen Zwecken nach nicht näher zu bestimmenden Gegenständen, Quetschmühlen von urthümlicher Form, bestehend aus einem gewichtigen ausgerundeten Unterlegstein und einem meist kugeligen steinernen Reiber, bronzene mitunter gehenkelte Reifen als Ueberreste von Geschirren, theils steinerne theils metallne Sicheln, grössere hakenförmige Klingen, jedenfalls von Pflugscharen, kleine bronzene und eiserne Zangen, löffelartige Ueberreste, und Scheren, ähnlich den noch heut hie und da üblichen Schafscheren.

Die Gefässe.

In Grabstätten, welche Werkzeuge und Waffen nur von Stein oder Knochen enthalten, finden sich, im Ganzen nur wenig von einander verschiedene, roh behandelte Gefässe lediglich von Thon, in Gräbern dagegen, welche ausserdem bronzene und eiserne Waffen aufweisen, ausser thönernen Geschirren, auch bronzene und selbst goldene. In einzelnen Grabstätten derartigen Inhalts wurden dann auch Ueberreste von hölzernen Geräthen entdeckt.

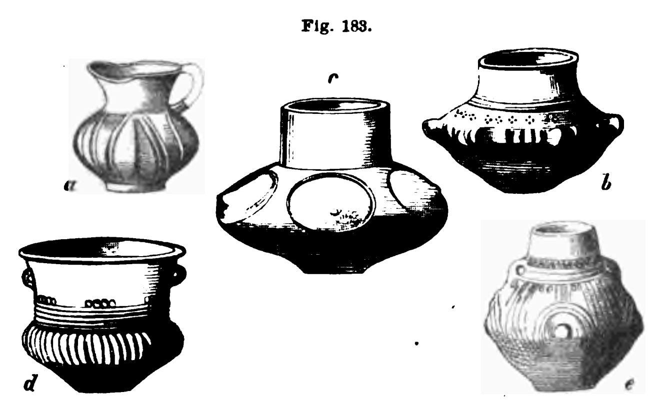
Fig. 182.



Die Thongefässe lassen erkennen, dass man stets bedacht gewesen, sie so dauerbar als möglich herzustellen. Sie bestehen fast durchweg aus einer festbindenden Mischung von Thon und zerstampftem Granit (Glimmerblättchen, Feldspath und Kies), sind

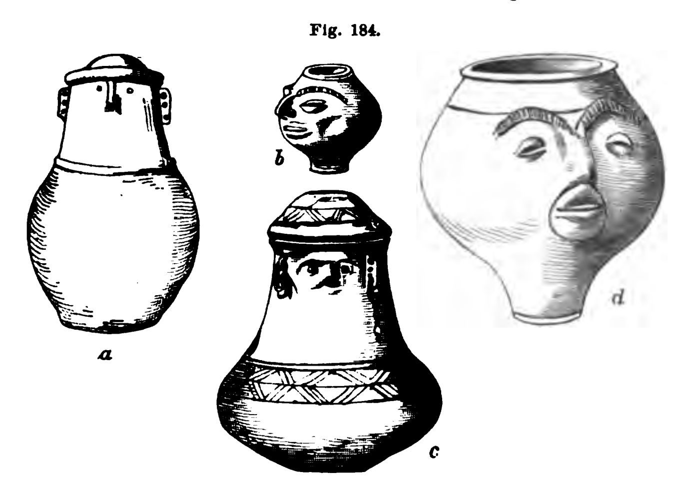
theils, so insbesondere die auf deutschem Boden gefundenen, einzig aus freier Hand, ohne Anwendung der Drehscheibe, theils auf der Scheibe geformt, und mit seltneren Ausnahmen mehr oder minder hart gebrannt. Je nach der dazu verwendeten bald feineren bald gröberen Mischung, und dem Hitzegrad ihrer Brennung, zeigen sie alle Abstufungen vom helleren Gelb bis zum Ziegelroth und bis zum russigen Schwarz.

Fig. 183.



Die ältesten haben im Allgemeinen einen nur geringen Umfang. Sie erscheinen vorwiegend kannen-, birnen- und kugelförmig, mit und ohne Henkel, auch becherförmig mit gerader Wandung, und, jedoch minder häufig, schüssel-, napf- und korbähnlich,

Fig. 184.



mehrentheils völlig schmucklos, sonst aber mit nur roh eingeritzten Strichen, Punkten u. dergl., so wie auch mit Fingereindrücken verziert (*Fig. 182. c, d, f, g, h, n*).

Die aus späterer Zeit bewegen sich, bei nun sehr verschiedener, mitunter beträchtlicher Grösse, theils gleichfalls in diesen Gestaltungen, theils aber in weiteren Durchbildungen derselben, als auch in noch mannigfach anderen, davon unabhängigen Formen. Unter ihnen finden sich mit mehren Henkeln versehene Töpfe, zwei oder auch mehre zu einem Ganzen verbundene Geschirre, förmliche Kannen mit Ausguss und Henkel, und Nachbildungen

Fig. 185.





von Thierhörnern. Letztere, so wie auch wirkliche Hörner, die man zum Theil mit Metall beschlug, dienten als Trinkgeschirre. — Zudem sind diese Gefässe insgesammt sorgfältiger, oft mit besonderem Geschick gefertigt, auch meist dementsprechend verziert. Zwar treten als Schmuck auch noch bei ihnen nur eingeritzte

Fig. 186.

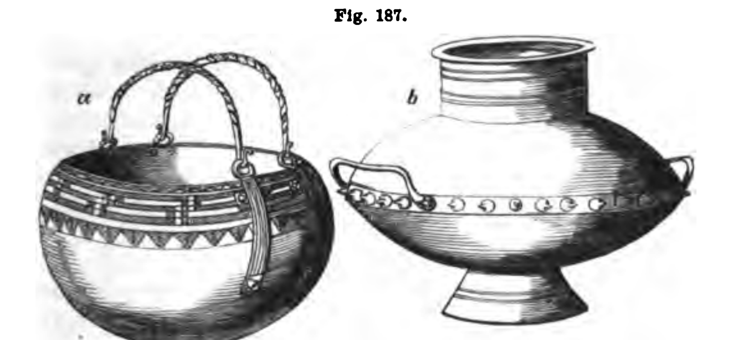


Striche, Punkte u. dergl. vielfach auf, doch nun in bestimmterer Form und geordneterer Vertheilung, selbst bis zum Zierlichen. Daneben aber zeigen nun sie vorwiegend eine Verwendung auch von einfach oder mehrfach, theils neben-, theils untereinander gereihten Schnecken-, Kreis-, Bogen- und Wellenlinien. Andere dagegen sind, meist bei Ermangelung solchen Schmucks, ringsum, mehren-

theils ebenso regelmässig als künstlich, ausgebuckelt (*Fig. 183. a—e*), wiederum andere auf einer Seite, wenn allerdings auch nur roh, einem Gesicht ähnlich gebildet (*Fig. 184. a—d*), auch wohl am Rande tauartig gewunden, bald mit bald ohne Deckel, und noch andere, hauptsächlich bestimmt zur Bergung der Reste von Leichenbränden, ahmen die Form einer Wohnstätte nach (*Fig. 185. a, b*), noch fernerer Gestaltungen zu geschweigen.

Die bronzenen und goldenen Gefässe entsprechen der Form nach wohl theilweis den thönernen, haben im Allgemeinen jedoch ein von diesen abweichendes Gepräge. Nur einzelne sind, eben wie diese, kugel- und birnenförmig, mit weiterer oder engerer Mündung (*Fig. 186. b, e*), bei weitem die Mehrzahl indessen ist

Fig. 187.



ei- und kegelförmig, und, bei gefälligem Umriss, zu einem gerad aufsteigenden, oft hohen Rande ausgestaltet (*Fig. 186. a*). Nicht wenige gleichen gehenkelten Pfannen, bedeckelten Tiegeln u. s. f., und werden denn wohl unzweifelhaft als Kochgeschirre gedient haben (vergl. *Fig. 186. c, f*). Bei ihnen herrschen als Verzierung Schnecken-, Kreis-, Bogen- und Wellen-Linien in nun ebenso vielfach wechselnder, als meist künstlicher Verbindung vor (*Fig. 186. a, d, e, g*). — Nächst solchen Gefässen fanden sich zahlreich Gefässe von Bronze, so unter anderem in Gräbern bei Hallstadt namentlich Eimer, Kessel und Schalen (*Fig. 187. a, b*), die, wie ersichtlich ist, norditalischen Ursprungs sind.

Die Möbel.

Den unstet umherstreifenden Stämmen genügten die nackte Erde und die von ihnen getragenen Thierfelle; bei den gebildeteren Britanniern und Galliern waren Unterdecken von Wolfs- und Hundsfellen im Gebrauch. Auf ihnen liessen sie sich hockend nieder. Bei ihren Ess- und Trinkgelagen standen daneben die Kochherde, und auf diesen, zwischen loderndem Feuer, Kessel und mit Fleischstücken reichlich besteckte Bratspiesse. Knaben und Mädchen

warteten ihnen auf. — Die Germanen wählten zu Unterlagern vorzugsweise Bärenpelze. „Ganze Tage“, so erzählt Tacitus, „bringen sie unbekleidet am Herde und am Feuer zu, und führt sie nicht Krieg oder Jagd hinaus, ergeben sie sich dem Schlafe und Essen.“ Bei ihren Trinkgelagen jedoch scheinen sie nicht, wie die Gallier, gelegen, sondern auf Bänken oder Klötzen um einen Tisch gesessen zu haben. Und so auch verblieb es wohl jedenfalls, bevor unter ihnen römische Kultur fester Wurzel geschlagen hatte. — Roh aus Stein gearbeitete Sitze in Form massiver Lehnsessel und Bänke haben sich, vermuthlich als Reste von Gerichts- oder Cultstätten, in Britannien und Deutschland mehrfach erhalten.

Spielgeräth.

Den Germanen insbesondere wird von Tacitus nachgerügt, dass sie das Würfelspiel geradezu leidenschaftlich betreiben. In Gräbern auf deutschem Boden, doch auch in Gallien u. s. w., fanden sich gelegentlich zumeist beinerne Würfel, ganz ähnlich den heutigen; ebenso kleine Nachbildungen von allerlei Geschirr u. s. w., so wie auch, namentlich in Deutschland, kleine, gemeiniglich eiförmige Klappern aus Thon, was wohl mehrentheils als Kinderspielzeug zu erachten ist.

Musik ward, mit Ausnahme des Gesangs, in nur mässigem Umfange geübt. Bei den Galliern, wie bei den Germanen hing sie wesentlich mit dem Cult zusammen. Sänger verkündeten das Lob und den Ruhm der Helden und Götter in vorwiegend epischer Redeform mit einfallendem Saitenspiel.

Die Tonwerkzeuge bildeten vermuthlich einfache Leiern, Cithern oder Harfen, und bei den Germanen wohl auch eine Art von Fiedel, die mit einem Bogen gestrichen ward.

Kriegsgeräth.

Weder bei den Britanniern und Galliern, noch bei den germanischen Stämmen fanden die Römer, abgesehen von zum Theil festen Umwallungen, ein etwa besonderes Kriegsgeräth vor. Nur die Britannier und Gallier führten eigene Kriegswägen. Ihre Bauart entsprach wohl im Ganzen der der altorientalischen Wägen. Die der Britannier waren zum Theil mit ehernen oder eisernen Sicheln versehen; die der Gallier zweispännig, und wurden von ihnen auch zu Reisen benutzt. In der Schlacht befand sich auf ihnen stets, ausser dem Streiter, ein Rosselenker.

Die Germanen besassen wahrscheinlich einfache vierrädrige Karrenwägen, hauptsächlich nur, und so auch für den Kriegsfall, zur Bergung und Beförderung ihrer Habseligkeiten bestimmt. Aus ihnen stellten sie nöthigenfalls schützende Wagenburgen her. Eine

Ausnahme machten vielleicht die Cymbrer. Sie als ein unstetes kriegerisches Hirtenvolk vorzugsweise auf Wägen hausend, mögen denn wohl auch diese zugleich als Kampfwägen verwendet haben.

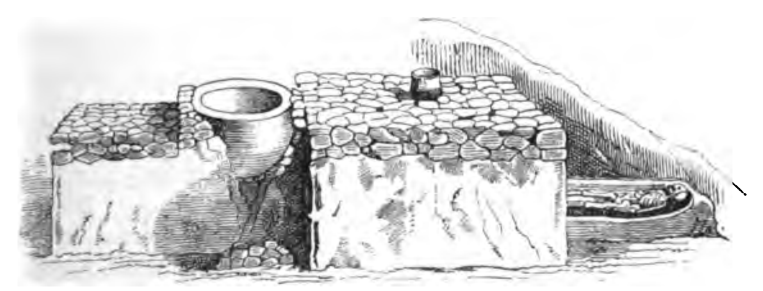
Cultgeräth.

Ein mit Altären und Göttersinnbildern ausgestatteter Eichenhain breitete sich in Gallien, unweit Massilia aus. Nach Annäus Lucanus glich er einem seit langer Zeit von keiner Axt berührten Urwald. „Dichtverschlungene Zweige hüllten ihn in schauererregendes Dunkel; nicht begegnete man dort Panen und Nymphen, nur gottlästernden Altären, mit Menschenblut bespritzten Bäumen, und durch knorrige Baumstämme dargestellten Götterbildern.“

Der berühmteste Hain der Germanen war der der Göttin „Nerthus“. Ueber ihn berichtet Tacitus. In diesem Haine befand sich ein dieser Gottheit geheiligter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, welchen zu berühren nur dem Priester gestattet war. Hatte letzterer die Gegenwart der Göttin erkannt, ward der Wagen, von Kühen gezogen, durch ihn, unter allgemeinem Jubel, mit höchster Ehrfurcht geleitet. War der Umzug beendet, so wurden Wagen und Teppich in einem verborgenen See gewaschen, hiernach die Sklaven, die Dienst gethan hatten, in dem See ertränkt, und der Wagen wiederum ins Heiligthum zurückgeführt. —



Fig. 188.



Zu Opferungen dienten besondere Altäre. Diese bildeten vorwiegend grosse abgeflachte Steine oder von Steinen unterstützte, meist grosse viereckte Steinplatten, zuweilen mit natürlichen oder gemeisselten (Blut-)Rinnen, oder auch, doch erst in jüngerer Zeit, wie es scheint vornämlich in Deutschland, förmlich aufgemauerte, mitunter von vorherein mit Kesseln, Töpfen u. dergl. ausgestattete Herde (*Fig. 188*).

Die Opfergeräthe waren vermuthlich je nach den Arten der Opfer verschieden. Viele der in britischen, gallischen und germanischen Gräbern entdeckten steinernen Aexte und Messer, mancherlei der daselbst gefundenen bronzenen Gegenstände, deren Zweck fraglich

erscheint, wie denn namentlich mehre in Deutschland entdeckte kleine bronzene drei- und vierrädrige Wägen, zum Theil mit kesselförmigem Aufsatz, so wie auch eine grosse Zahl der hie und da gefundenen irdenen und metallnen Gefässe, so besonders die goldenen, mögen wohl sicher dahin gehören. — Bei den Germanen zählten dazu vor Allem umfangreiche Kessel. Einen solchen von Erz, nahezu „zwanzig Amphoren“ umfassend, führten die Cymbrer beständig mit sich. Wo sie lagerten, ward er aufgestellt, eine Erderhöhung vor ihm aufgeworfen, und über ihm die Opferung von Kriegsgefangenen durch Weiber vollzogen, die jenen mit dem Schwert die Kehle durchschnitten.

Die Opferung vom Menschen im druidischen Cult geschah durch Kreuzigung oder Steinigung oder durch Pfeilschüsse. Kriegsgefangene wurden nicht selten, zuweilen mit Thieren, in Massen verbrannt. Die Verbrennung selbst wurde vollzogen in grossen, aus Zweigen geflochtenen Behältern.

Götterbilder in menschlicher Form, nach Tacitus bei den Britanniern gebräuchlich, scheinen den Galliern und Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern unbekannt gewesen zu sein. Von den Germanen insbesondere berichtet derselbe ausdrücklich, dass sie solcher Bilder entbehren. — Mehrfach gefundene kleine Figuren von gebranntem Thon und Metall sind theils Nachbildungen römischer Götterfiguren, theils wirklich römische Arbeiten. Einzelne rühren aus noch jüngerer Zeit, selbst erst aus dem Mittelalter her.

Hispania[1] oder Iberia, von den Griechen auch Hesperia (Westland) genannt, trägt wesentlich das Gepräge eines Gebirgslandes. Von Westen nach Osten lagernde, mächtig aufsteigende Hauptketten theilen es in umfangreiche Hochebenen. Diese werden durch südwärts abzweigende Höhenzüge wiederum in Thäler zerspalten. Sie durchschneidet ein zwar reiches, doch wenig ausdauerndes Stromsystem. Selbst die grössten Flüsse sind nur zum Theil, zunächst ihren Mündungen, schiffbar. Die meisten versiegen im Sommer. Hiervon abhängig, durch die Erhebung der Ebenen mitbestimmt, ist der Pflanzenwuchs in den nördlicheren und mittleren Gebieten nur dürftig. Zwar fehlt es in den Thälern der Pyrenäen

[1] A. de Laborde. Voyage pittoresque et historique de l'Espagne. 4 Vol. Fol. Paris. 1806—1820. (Auch in deutscher Uebersetzung mit Ergänzungen aus desselben Verf.: Itinéraire descriptif de l'Espagne. Paris. 1807, unter dem Titel: Malerische und historische Reise in Spanien. kl. 8. Leipzig 1809.) — Maltebrun. Moeurs et usages des anciens habitans de l'Espagne etc. in Annales des Voyages, de la géographie et de l'histoire. V. Paris. 1808.



ebensowenig wie in denen der davon abhängenden Gebirgsstöcke an wohlbewohnbaren Stätten, im Ganzen indess herrscht bis weit über die Mittelhochebene ein trockenes, fast einzig zu Schafwaiden geeignetes Haideland vor. In den Hochebenen von Neukastilien breiten sich Sand- und Kiesboden, Ginster und Haidekraut in unabsehbare Fernen aus, nur spärlich von Wald und Buschwerk durchsetzt. — Dagegen entfaltet sich auf den gegen Südwest sich hinziehenden Bergabhängen des asturischen Gebirges, überhaupt aber in den gegen die steil abfallenden Küsten gerichteten Gebirgsausläufern und ihren Thälern ein üppigeres Pflanzenthum. Es nimmt dieses in südlicher Richtung auch im Innern des Landes, in Andalusien, namentlich längs den Uferrändern der Ströme stetig zu, wo es dann in den Gebieten südwärts, in den Thälern der Sierra Nevada, seinen Höhepunkt erreicht. In ihnen gedeihen, neben allen Arten von Getreide, Wein, Feigen, Mandeln und Oliven in grösster Fülle; hier erheben sich Palmen und schattige Orangenwälder; Reis und Zuckerrohr wird gebaut. Die hier reifende Banane wie der wuchernde Kaktus lassen die Nähe Afrikas ahnen.

So im Allgemeinen war das Land vermuthlich von jeher beschaffen. Aeltere Schriftsteller entwerfen davon eine ähnliche Schilderung. Sie bezeichnen seine nördlicheren Theile als rauh und kalt, von Bergen und magerer Erde bedeckt, zwar waldreicher als jetzt, doch nur kümmerlich bewohnbar; seine mittleren Gebiete als gebirgig und ungleich, im Winter sammt den nördlicheren häufigen Schneefällen ausgesetzt. Der Reichthum an Flüssen ist ihnen bekannt, so auch deren Seichtheit und Trockniss. Die südliche Hälfte dagegen gilt auch ihnen als ausgezeichnet. Sie rühmen deren Lage und Erzeugnisse und, wohl eben nur im Hinblick auf diese Gebiete, auch die Halbinsel überhaupt. Sie erwähnen eines „Ueberflusses an Menschen, Pferden, Eisen, Blei, Erz, Silber und Gold.“ Sie nennen sie so ergiebig „dass sie auch da, wo sie der Bewässerung ermangelt und sich gewissermaassen selbst nicht mehr gleich ist, doch Lein und Spartum (Pfriemgras) in Fülle hervorbringt“.

Eine die Oertlichkeiten so bestimmt unterscheidende Natur konnte nicht ohne nachhaltigen Einfluss auf die Stammbevölkerung bleiben. Schon während ihrer Ausbreitung musste sie sich deren Besonderheiten fügen; im dauernden Besitz derselben aber gewiss schon frühzeitig ein ihnen entsprechendes, sie ebenfalls sonderndes Gepräge gewinnen. Die gebirgige Gliederung des Landes in abgetrennte Thäler, die den Wasserverkehr hemmende Trockniss der Ströme, konnte eine Trennung nur befördern. In viele Zweige zerspalten, sah sie sich zur Heranbildung zahlreicher Gemeinden gedrungen. Die nach den nördlicheren Gegenden allmälig vorgedrängten Stämme sahen sich hier theils auf ein Hirtenleben, theils, in Verbindung damit, auf Kampf und Raub verwiesen. Nur

an den Ufern der grösseren Ströme und in den gesegneteren südlichen Theilen war Sesshaftigkeit geboten. Aber auch hier trennten Gebirge. — Nirgend kam es zu vollerer Einigung.

Die Erzeugungsfähigkeit der südlichen Gebiete, vorzugsweise aber der Reichthum überhaupt an edlen Metallen, reizte die handeltreibenden Völker. Lange bevor die einheimischen Stämme den Werth ihrer Schätze erkannt, war die Südküste schon ein Ziel phönicischer Kauffahrer. Bereits um 1100 vor Chr. hatten sie daselbst Gades gestiftet, sich von da aus zunächst im Westen, dann längs der südlichen Küste, und über Turdetanien ausgebreitet. Bis tief ins Land hinein erstreckten sich ihre Bezüge; selbst längs der Ost- und Westküste hielten sie einzelne Plätze besetzt. — Die im achten und siebenten Jahrhundert von Nordosten sich ergiessenden Wanderschaaren traten ihnen vermuthlich zuerst in entschiedenerer Weise entgegen. Sie überschwemmten das Land bis zu seinen äussersten Grenzen. Und noch während einer Ausgleichung der nunmehrigen Völkerverhältnisse wurden denn jene Ansiedeler wohl wiederum nach Süden zurückgedrängt, und zugleich durch das Sinken ihres Mutterstaates, des Reiches von Tyrus, der Stütze beraubt. — Karthago erhob sich zur Selbstständigkeit. Seine Flotten beherrschten das Meer; auch in Spanien suchte es sich zu befestigen. Schon um 654 vor Chr., im Vollbesitz der Insel Ebusus, konnte es sich als Beherrscher des Handels und der vornehmsten Gebiete des Landes betrachten. Inzwischen hatten auch griechische Kaufleute sich eingestellt und, wie es scheint, einen näheren Verkehr mit den Turdetanern oder Tartessiern eingeleitet; Niederlassungen der Samier und Phokäer, durch tartessische Könige begünstigt, waren die Folge hiervon. Sie jedoch vermochten sich nicht den Karthagern gegenüber zu behaupten. Seit 348 vor Chr. führten wiederum sie den Alleinhandel; und seit dem Auftreten ihres Feldherrn Hamilkar das Scepter über die ganze Halbinsel (237 vor Chr.).

Nicht ohne Besorgniss hatte Rom die wachsende Macht Karthagos verfolgt. Jetzt schien es der Stadt an der Zeit, mit letzterem einen Vertrag über die Grenzen des Reiches abzuschliessen (228 vor Chr.). Der Bruch desselben war das Zeichen zum Kriege. Nach langem gewaltigen Ringen sah sich endlich Karthago genöthigt seine Besitzungen aufzugeben, Rom aber zur Unterwerfung derselben gleichsam aufgefordert. Demungeachtet stiessen die Römer, mit Ausnahme in den südlicheren Gebieten, nahezu überall, namentlich aber im Mittellande, auf hartnäckigste Gegenwehr. Es war ein Kampf um Leben und Tod. Als er beendet, war das Land seiner besten Volkskraft beraubt. Nachdem es Augustus dann seinem Weltreiche (25 vor Chr.) untergeordnet, sich aber dort auch schon im Verlauf des Krieges vielfach römische Sitte verbreitet hatte, ward es nun zunehmend romanisirt. Doch

blieben immerhin einzelne Züge altspanischer Volksthümlichkeit, wie solche die Römer hervorheben, auch ferner und selbst bis heut bestehen.

Die Tracht.

Die frühsten das Land betreffenden Berichte reichen im Wesentlichen nicht über die Zeit des Augustus zurück. Nicht immer halten sie Oertlichkeit, Volksstamm und Zeit auseinander. Auch beschränken sie sich im Ganzen die Dinge eben nur zu schildern, wie sie sich gerade darboten. So einerseits beschreiben sie den vornämlich in den südlicheren Ländern mit vieler Umsicht betriebenen Bergbau, als eben bekannt, ziemlich sorgfältig, während sie sich anderseits über die mehr im Innern des Landes geübte Stahlbereitung, da dem Verfahren nach unbekannt, in den seltsamsten Darlegungen ergehen. — Von sonstigen hierhergehörigen einheimischen Erzeugnissen erwähnen sie vor Allem Schafwolle und Flachs. Beides ward, selbst in grossen Massen, roh und auch zu Gewändern verarbeitet, nach Rom ausgeführt. Unter den Wollen- und Linnen-Werkstätten waren hauptsächlich die älteren zu Tarragona, Carthagena, Zoela und Sötabis berühmt. Sie lieferten in vorzüglicher Güte sowohl dichte wollene Stoffe und zartere wollene Oberkleider („Lacernae"), als auch feine, mit Purpur verbrämte und mit breiten purpurnen Streifen ausgestattete Linnengewänder. Letztere, auch ihrer glänzenden Weisse wegen hochgeschätzt, galten als eine einheimische Erfindung, und bildeten wohl jedenfalls einen Ausfluss ältester phönicischer Betriebsamkeit. Auch waren noch bis in die späteste Zeit die meisten Städte Turdetaniens von Phöniciern zahlreich durchsetzt, und so auch von den von den Phöniciern gegründeten Purpurfärbereien einzelne, so namentlich die von Barcino (Barcellona) in voller Thätigkeit. — Das dem Lande in grösster Fülle ureigene Pfriemgras (Spartum) ward mit seltenem Geschick verwendet. Aus ihm fertigte man Taue, Körbe, Matten u. dergl. m. Auch diese Arbeiten bildeten einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel nach Rom. Noch ferner lieferten Gebirge und Flüsse mancherlei Edelsteine. Unter ihnen behauptete der „Tarsis" (Chrisolith) mit den ersten Rang.

Die Gesammtheit der Bevölkerung theilten die Alten hauptsächlich in Kelten, in reine Iberer und Kelt-Iberer. Jene hatten in römischer Zeit namentlich die nördlicheren Gebiete, letztere das Mittelland inne, während die Stämme der reinen Iberer zwar über das ganze Land verbreitet, jedoch hauptsächlich im Besitze südlicherer Theile waren.

Unter den nördlicheren Völkern galten die Cantabrer, Bewohner der westlichen Pyrenäen, als die wildesten. Ihnen an Sitte zunächst standen die Bewohner der mittleren (Berg- und Haide-) Gebiete, denen sich, als die gebildeteren, die Iberer, und unter diesen, als die gebildetsten überhaupt, die über das gesegnete Baetica verbreiteten Turdetaner anschlossen. Sie waren, als Strabo und Diodor schrieben, bereits vollständigst romanisirt, lebten in Städten und trugen das römische Kleid, wesshalb man sie auch, gegensätzlich zu ihren nördlicheren Nachbarn, als „Stolati“ oder „Togati“ bezeichnete. Auch erstreckte sich römische Kultur und die Aufnahme der Toga schon zur Zeit des Sertorius (80 vor Chr.) bis ins Innere des Landes.

Kleidung, Schmuck und Bewaffnung.

Die von römischer Sitte unberührter gebliebenen nördlicheren und westlicheren Stämme trugen im Ganzen noch spät ein Gepräge von einheimischer Urthümlichkeit. Bei weitem die Mehrzahl dieser „Bewohner des Mittellandes und des Nordens oder der Berge“ kleidete sich fast nur in Mäntel von grober schwarzer Wolle, die ihnen zugleich als Schlafhülle dienten. Ein derartiger Mantel war länglich-viereckig, ward um die Schultern geworfen und bildete, zum Theil in nun reicherer Ausstattung durch Verbrämung mit Purpur u. dergl., auch das Kriegsgewand („Sagum“). Einzelne pflegten die Beine mit härnen Binden schienenartig zu umwickeln. Andere trugen auch wohl eine vollständigere, hosenförmige Beinbekleidung. So wenigstens wurde von den Römern insbesondere ein zwischen dem Durius und Minius sesshafter Zweig der Gallaecier als „Braccarii“ bezeichnet. Das Haar liessen beide Geschlechter gemeiniglich lang herabhängen.

Die Weiber waren meist durch bunte, zum Theil wohl hemdförmige Kleider, und an einzelnen Orten ausserdem durch einen „barbarischen“ Putz ausgezeichnet. Ein solcher Putz bestand bei Einigen aus einem eisernen Halsbande, von dem sich seit- oder hinterwärts Hörner bis über die Stirn erstreckten und einem daran befestigten langherabfallenden Gesichtsschleier, bei Anderen in einer paukenförmigen Mütze, welche, den Hinterkopf bis zu den Ohrläppchen umgebend, in Höhe und Breite zunahm, und wiederum bei Anderen darin, dass sie ein senkrecht auf den Kopf gestelltes etwa fusshohes Stäbchen mit ihrem Haar umwickelten und mit einem schwarzen Schleier behingen.

Kaum minder auffällig erschien den Römern die jenen Stämmen eigene Bewaffnung. — Als Schutzwaffe führten sie, mit nur wenigen Ausnahmen, verschieden grosse Arm- oder Handschilde. Die Schilde der nördlicheren Bewohner waren, ähnlich den Schilden der Gallier, theils viereckig theils kreisrund, erstere

meist leicht und wohl klein, letztere umfangreicher. Die Schilde der Lusitanier bestanden in einem beckenförmigen Rundgeflecht von Thiersehnen von etwa zwei Fuss Durchmesser, ohne Ring und Handgriff. Sie wurden an einem Riemen, vermuthlich um den Hals hängend, getragen, und so geschickt gehandhabt, dass sie fast jede anderweitige Schutzwehr entbehrlich machten. Bei weitem die grössere Zahl der Krieger begnügte sich einzig mit solchem Schild. Doch trugen Viele auch eherne Helme mit rothen Haarbüscheln und linnene oder kettengeflechtartige Brustbepanzerungen. Von einzelnen wird erzählt, dass sie statt der ehernen Helme aus Thiersehnen geflochtene Kappen trügen, und von den unbehelmten Streitern, dass sie ihr langes Haar durch ein Stirnband zusammenfassten. — Fussgänger schützten die Beine durch lederne, metallene oder die erwähnten härnen Schienen.

Mannigfaltiger waren die Angriffswaffen. Zu den hauptsächlichsten zählten einerseits lange zweischneidige Schwerter, „denen weder Schild noch Panzer widerstand“, nebst daran befindlichen Dolchen, welche man trefflich zu führen wusste, andrerseits sehr verschiedene Wurfspeere. Letztere, den Römern unter den Namen „Gaesum, Lantia, Bidens, Fallarica, Tragula und, in besonderer, einem Pfeil sich nähernder Umbildung als „Sparrum, Verutum und Sudes“ bekannt, waren theils ganz von Eisen, theils ein hölzerner Schaft mit eiserner oder kupferner Spitze von wechselnder Form, auch widerhakig. — Sehr verbreitet auch war die Schleuder, in deren Gebrauch sich namentlich die Bewohner der der Ostküste zunächst gelegenen Inseln auszeichneten.

Die Hauptstärke der Kriegsführung bestand in keilförmiger Anordnung der Truppen. Ueberhaupt aber waren die Iberer zu Fuss wie zu Ross gleich gute Krieger, ebenso gewandt in Flucht und Verfolgung, als ausdauernd im Kampf. Unter Gesang, im Takt, gingen sie in die Schlacht, wobei unter den Reitern üblich war, dass je zwei ein Pferd bestiegen, welches der eine dann wiederum verliess, um neben seinem Genossen zu Fuss zu fechten.

Das cultliche Verhalten blieb selbst den beobachtenden Römern unklar. Einer Priesterschaft erwähnen sie nicht. „Die Keltiberer,“ so erzählen sie, „huldigen in Vollmondsnächten dem namenlosen Gotte, indem sie ihm vor ihren Hausthüren, unter Feiertänzen, allerlei Opfer darbringen. Dem „Ares (Mars)“ weihen sie, ausser Kriegsgefangenen und Pferden, Böcke, denn Bocksfleisch ist ihre liebste Nahrung; auch feiern sie Kampfspiele im Ringen, Fechten, Fahren, Laufen und Wurfspiesswerfen.“ — Von der Ausübung eines Cultus bei den Lusitaniern u. A. berichten sie, dass diese „den Opferungen sehr ergeben sind, die Eingeweide beschauen, ohne sie auszuschneiden, insbesondere das Geäder der Brust untersuchen und durch Betastung die Zukunft erforschen, auch

aus der Lage der hingeworfenen Eingeweide ihrer Gefangenen, die sie zu dem Zweck in Mäntel einhüllen, wahrsagen, den Gefangenen mitunter die rechte Hand, zum Weihgeschenk für den Kriegsgott, abhauen“ u. dergl. m.

Das Geräth.

Von den Bewohnern des metallreichen Tartessus wird zwar erzählt, dass bei ihnen nicht nur alle Trinkgefässe, ja selbst die Krippen für das Vieh von Silber gewesen, doch gehört dies wohl mit zu den Uebertreibungen, welche das Alterthum an das vielgerühmte „Silberland“ überhaupt zu knüpfen gewohnt war. Die Lebensweise der Bewohner des Mittellandes und der des Nordens oder der Berge dagegen wird in dem Grade als roh geschildert, dass für diese eben kein besonderes geräthliches Besitzthum vorauszusetzen ist. Von ihnen heisst es, „dass sie sämmtlich ein nur kümmerliches Dasein fristen, Wassertrinker sind und auf blosser Erde schlafen, dass sie ihr Brod aus Eicheln backen und sich statt des Oels der Butter bedienen“; und von den schon gesitteteren Stämmen, dass diese während der Mahlzeit auf Bänken sitzen, die im Innern der Häuser längs den Wänden befestigt sind, dass ihnen die Speisen zugetragen werden und die Feier ihrer Gelage vornämlich in Tänzen besteht, die sie unter Begleitung der Flöte und des Horns mit grosser Gelenkigkeit der Beine auszuüben wissen. — Gemünztes Geld hatten sie nicht und betrieben nur einfachen Tauschhandel.

Von den der Halbinsel zunächst gelegenen Inseln waren, neben den von den Karthagern zuerst eingenommenen Pityusen, die Gymnesien oder Balearen (Mallorka und Menorka) vermuthlich schon während der frühsten Einwanderung von iberischen Zweigen, dann wohl auch von Phöniciern besetzt worden. Wie ihre Bezeichnung andeutet, scheint deren Stammbevölkerung, die selbst im Winter nur Ziegenfelle trug, zumeist nackt gegangen zu sein, und bei ihr der Gebrauch der Schleuder vorgeherrscht zu haben. Sie verstand es dem Geschoss eine solche Gewalt zu geben, dass es, wie aus einer Maschine geschnellt, Schild und Helm zerschmetterte. Auch führte sie drei Arten von Schleudern: Eine zum weiten Wurf (Makrokolon), eine zum nahen Wurf (Brachykolon) und eine zum mittelweiten Wurf. Im Kampfe ward die eine um den Kopf, die andere um den Leib gewunden, und die dritte in der Hand getragen. — Ihre Todten pflegte sie vermittelst einer Axt zu zertheilen, die Theile in ein Gefäss zu thun, und Steine darüber zu häufen.

Drittes Kapitel.

Die Völker Griechenlands.[1]

Vorbemerkung.

Gewaltige Ueberfluthungen, die sich vom schwarzen Meer aus gegen Süden ergossen, mögen wesentlich mit zu der insularischen Bildung des Landes beigetragen haben. Tief einschneidende Buchten theilen es in zwei nur schmal mit einander verbundene Glieder. Namentlich im Osten zu vielen Eilanden abgelöst, bilden diese eine Reihe kleinerer Gruppen. Sie dehnen sich bis zur südwestlichen Spitze der kleinasiatischen Küste. Im Süden taucht das langgestreckte Kreta (Kandia) gleichsam als Vorhut gegen Afrika über die Fluth; im Westen trennt das Land eine verhältnissmässig nur enge Wasserstrasse von Süditalien, wohingegen es im Norden in seiner ganzen Breite durch die nach Süden abgedachten Wälle des Hämus festungsartig begrenzt wird. So gegen ein gewaltsames Andringen nordbarbarischer Völkerschwärme gesichert, stellt sich die Halbinsel selbst als ein Gebirgsland dar. Jene Felsendämme sondern das ganze nördlichere Gebiet in zahlreiche Thäler; in unterseeischer Verbindung breiten sie sich auch über den südlichen Theil (Peloponnes, Morea) in weiter Verästelung aus. In Folge ihrer Kalksteinbildung ist die Erzeugungsfähigkeit im Ganzen beschränkt. Nur wo die Höhen zu grösseren Thälern sich spalten und diesen wasserreiche Ströme zuführen, wie in Dodona, Thessalien u. a., oder wo, wie in Messenien und Argos, die südlichere oder feuch-

---

[1] A. Becker. Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genaueren Kenntniss des griechischen Privatlebens. Leipzig 1840. (Neue Ausg. von F. Hermann. 1854); dazu bieten sehr lehrreiche Uebersichten in Bild und Schrift: Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Mit 20 Taf. Berlin 1843 und desselben: Griechinnen und Griechen nach Antiken. Mit 56 bildl. Darstellungen. Berlin 1844. — O. M. v. Stackelberg. Die Gräber der Hellenen in Bildwerken und Vasengemälden. Mit 80 Kupfern. Berlin 1836. — Nächst den Darstellungen von Vasenbildern bei G. Tischbein, Millingen, in „Monumenti inediti“ u. A., besonders: E. Gerhardt. Griechische und hetrurische Trinkschalen des Königl. Museums zu Berlin. Berlin 1840. Derselbe. Trinkschalen und Gefässe des Königl. Museums zu Berlin und anderer Sammlungen. Berlin 1840. Derselbe. Griechische Vasenbilder. 40 Hefte, je zu 6 Tafeln. Berlin 1839—1847. — Th. Hope. Costume of the Ancients. Illustrated in upwards of 321 beautifully engraved plates, containing representations of Egyptian, Greek and Roman habits and dresses. A new edition, much elarged. 2 Vol. Lond. 1841. — R. Kekulé. Griechische Thonfiguren aus Tanagra; nach Aufnahmen von L. Otto. 17 Tafeln in Farbendruck und Radirungen. Im Auftrage des Kaiserlich deutschen Instituts zu Berlin, Rom und Athen. Stuttgart (1878). — H. Schliemann. Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Nebst zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1878.

tere Lage sie begünstigt, entfaltet sie sich in reicherem Maasse. Nirgend spendet der Boden üppige Fülle. Um ihm Gewinn zu entlocken, erfordert er der thätigen Hand. Günstiger dem Betriebe der Viehzucht als dem Feldbau, lohnt er nur dem beharrlichen Fleisse. — Auf den stufenförmigen Abhängen gedeihen Wein, Feigen und mancherlei Baumfrucht. Je nach den einzelnen Gegenden sind die mittleren Höhen mit Eichen, Platanen und Ahorn besetzt. In den südlichen Thälern breiten sich Haine von Orangen, Lorbern und Oliven aus. Das Meer und die Binnengewässer gewähren dem Fischfang reichliche Beute. Auch bot das Land mit Einschluss der Inseln Kupfer, Eisen und Silber dar. — Das Klima, in höheren Gegenden rauh, ist doch überall frisch und erquickend. Nur selten wirkt die Hitze ermattend. Selbst in den wärmsten Tagen unterliegt sie belebendem Wechsel. Rein und klar ist die Luft. In azurner Bläue überspannt sie das Land.

Von so anregenden Bedingnissen konnte die Bevölkerung nicht unberührt bleiben. Frühzeitig ward sie auf Uebung ihrer Kräfte verwiesen; früh musste sie die vielgestaltete Küste, die Nähe zahlreicher Inseln zu Meeresfahrten veranlassen. Durch die das Land zergliedernden Höhen in Einzelstämme gespalten, sahen sich diese zu kriegerischer Gebundenheit gedrängt. Feste Stätten mussten entstehen, neben dem Betrieb der Viehzucht sich der des Ackerbaues einstellen. Der überall klare Himmel mit allnächtlich funkelndem Sternenglanz zog ihren Blick nach oben.

Ganz dem entsprechend lässt die Ueberlieferung auch gleich die frühsten Bewohner, die „Pelasger“, nicht als rohe Barbaren erscheinen. Dass sie von Osten her eingewandert und als ein vom Stamme der Arier (Arja) abgelöster Zweig zu betrachten, macht die sprachliche Verwandtschaft wahrscheinlich; dass sie nicht über das Meer, sondern von Norden her vorgedrungen, lassen anderweitige Zeugnisse vermuthen. Durch das Dunkel der Sage schimmern die Thäler von Dodona und Thessalien als älteste Sitze stetigerer Kultur.

Ob durch eine Völkerbewegung von Thracien aus oder durch eigenen Antrieb veranlasst, wandte sich ein Theil dieser Bewohner der südlichen Halbinsel zu. Vermischt theils mit thracischen, theils mit asiatischen Stämmen, die als „Leleger, Karer, Kureten, Teleboer u. a.“ längs den Inseln eingedrungen waren, bemächtigten sie sich zunächst der östlichen, fruchtbareren Ebenen von Argolis und der der Viehzucht günstigen, ringsumfelsten Thäler Arkadiens. Das übrige Land wurde von ihnen durchsetzt. Wie vordem Dodona und Thessalien, ward nun Argolis ein Herd fortschreitender Gesittung. Die Bewohner Arkadiens blieben auf den Betrieb der Viehzucht, die der Küsten sahen sich auf den Verkehr zur See, auf die Beherrschung des Meers hingewiesen. Letztere, als „Pelasger-Tyrrhener“ noch spät als kühne Seeräuber gefürchtet,

kamen in Besitz auch einzelner Inseln. Sich mit semitischen (phönicischen) Uransiedlern mischend, wurden sie thätige Vermittler zwischen den gewerklichen Völkern des Ostens, Griechenlands und Italiens.

Während derartiger Bewegungen im Süden, wobei sich die allen diesen Stämmen urthümliche asiatische Eigenheit, durch phönicische Einflüsse noch befördert, wohl zu behaupten vermochte, bereitete sich abermals eine Wandelung vor. Aus der Gesammtheit der Pelasger erhoben sich die Bewohner des südlichen Thessaliens (Hellas) und die mit ihnen verzweigten äolischen und achäischen Stämme. Sich zu Bünden vereinigend, drangen sie siegreich vor. Im Verfolg der so durch sie herbeigeführten Stammkriege, deren vermuthlich die Sage von den Zügen gegen Theben gedenkt, und durch ein bei ihnen sich nunmehr immer glänzender entfaltendes Heroenthum zur Bezwingung selbst ferner Völker angeregt, wie dies die Sage von der Fahrt der Argonauten anzudeuten scheint, gewannen dann sie die Vorherrschaft. Stets den Blick nach Osten gewandt, nach den reicheren Staaten der kleinasiatischen Küste, wurden nun diese das Ziel ihrer Kämpfe. In ihnen, auf die Homer dichterisch zurückblickt, ward ihre Kraft jedoch zersplittert. Die allein durch den Streit vor Troja veranlasste Abwesenheit der Helden von ihren heimathlichen Besitzungen, der Tod der Besten und Tapfersten, vor Allem aber wohl eine unter ihnen sich einstellende Verweichlichung, trugen wesentlich mit dazu bei, ihre Oberherrschaft zu lockern und deren endlichen Sturz nun durch die Dorier vorzubereiten. —

Letztere traten etwa zu Ende des zweiten Jahrtausends als ein durch die Rauhigkeit ihres Stammlandes an Geist und Körper gleichmässig gestähltes Gebirgsvolk ihre Wanderung an. Niedersteigend von den olympischen Bergen, wohl im Verein mit Aetolern und anderen nördlichen Stämmen, drangen sie bis in den Peloponnes. Argos, Lakonien und Messenien kam in ihre Gewalt, in Korinth und Elis fassten sie Fuss; desgleichen in Sykion, Phlius und Epidaurus und auf der Insel Aegina. Selbst auch Athen ward von ihnen bedroht.

Unter so heftiger Bedrängniss sah sich die alte Bevölkerung zur Unterwerfung oder zur Wanderung gezwungen. Nur den ringsumfelsten Arkadiern blieb es vergönnt, sich zu behaupten. Die ihrer Burgen entsetzten Achäer wandten sich hauptsächlich nach den Ost- und Nordgestaden. Diese von dem über Attika verbreiteten Stamme der Ionier besetzt, wurden von jenen erobert, letzterer über die Landenge von Korinth theils auf Attika selbst, theils auf die Inseln gepresst und zu weiteren Ansiedelungen an der kleinasiatischen Küste genöthigt. Gefolgt von Aeoliern und Doriern, welche die Bewegung mit fortriss, fanden sie hier eine neue Heimath. Unter fortwirkendem Einfluss dorischer Macht

wandten sich später noch andere (dorisch-äolische) Züge nach Sicilien und Unteritalien.

Mit der Festsetzung der Dorier im Peloponnes ward der dem weicheren asiatischen Wesen geneigten Kultur der achäischen Reiche eine wesentlich andere Richtung gegeben. Zwar währte es wohl noch geraume Zeit, bevor ihr gegenüber das rauhere dorische Wesen zu voller Geltung gelangte, indessen nachdem dann die Dorier in Sparta, die Ionier in Athen einen festen Stützpunkt gewonnen hatten, vermochte sich doch solche Kultur überhaupt nur noch bei diesen, nun unter kleinasiatischem Einfluss, einigermaassen fortzuerhalten.

Die nächste Folge aber für die Dorier selbst war eine Spaltung in Einzelgemeinden. Bald schon nach der Theilung des Landes drohte der noch jungen Kraft eine gewaltsame Auflösung. Da indessen erschien Lykurg (800 vor Chr.). Er gab der Gestaltung festen Boden. Er erzog das Volk durch sein Gesetz mit unnachsichtlich bindender Gewalt zu strengster Ordnung, sittlichem Ernst und nüchterner Maasshaltigkeit.

Während Sparta sich fortan rücksichtslos, wenn auch auf die Dauer vergeblich bestrebte, bei dem einmal Bestehenden zu verharren, überliessen sich die Athener um so ungebundener einer fortschreitenden Erkenntniss und einem Erfassen des Lebens nach seinen mehr anmuthvollen Beziehungen. War den Spartanern durch Lykurg jede freiere selbstische Entwickelung benommen, so blieb dagegen den Ioniern die freiste Entfaltung ihrer Kräfte uneingeschränkt geboten. Ihre Beweglichkeit führte sie weithin über das Meer. An der Küste Kleinasiens war ihr Handel erblüht; längs dem Südrand von Thracien hatten sie sich verbreitet, an den Nordgestaden des Pontus feste Stätten gegründet. — Rastlos schaffender Trieb, selbstschöpferisches Gestalten einte sich in Athen mit lebensfrischem Behagen; geistesspannende Nüchternheit, festes Wollen und nervige Kraft paarte sich in Sparta mit sittlicher Würde. „Sparta ist, wie eine fertige Statue, hervorgegangen aus der Hand seines Künstlers Lykurg, Athen ein ideal schöner, lebendiger Menschenkörper.“ — „Jeder dieser Staaten in seiner Art war geeignet, das geistige Princip der Nation zu verwirklichen, die Dorier in nationaler, sittlicher und politischer, die Ionier in der rein menschlichen, industriellen Richtung, bis dann zuletzt auch diese beiden wieder in den Athenern zur höchsten, künstlerischen Vollendung verschmolzen.“

Die Tracht.

Die künstlerische Bethätigung der Aegypter und Assyrier hatte nur zu einer mehr handwerklich ausgebildeten, übereinkömm-

lich abgeschlossenen Aeusserungsform geführt (S. 6; S. 86). Auch die verbildlichende Darstellungsweise der Perser, obschon im Verhältniss zu der jener Völker ein bereits entwickelteres Streben nach naturgemässerer Behandlung bekundend, hatte sich doch ebensowenig von einer bindenden Regel zu befreien vermocht (S. 119). Eine Betrachtung der Zeugnisse griechischer Kunst der Zeitfolge nach lässt dagegen eine Fortentwickelung derselben bis zum Ausdruck höchsten, künstlerischen Schaffens — „bis zum Ideal körperlicher Form" — wahrnehmen. Auf der richtigen Würdigung dieses Verhältnisses beruht denn auch das nähere Verständniss der durch sie verbildlichten Tracht. Ebensowenig wie hier die ältesten, der assyrischen und ägyptischen Darstellungsform noch näher stehenden Kunstbildungen das wirkliche Verhalten derselben zeigen, ebensowenig vermögen dies die Werke vollendeter Kunst. Was jenen an reinerem Naturmaass fehlt, erhebt bei diesen ihr künstlerischer Gedanke weit über die Grenze des bloss Natürlichen, so dass die lebendige Wahrheit, die Wirklichkeit der Erscheinung, eben nur zwischen beiden gedacht werden darf. Doch ist auch der Einfluss der Kunst auf das äussere Verhalten überhaupt immerhin mit in Betracht zu ziehen. Denn so gewiss es einerseits ist, dass mit ihrer Entfaltung zugleich die gesammten Lebensbeziehungen eine höhere, künstlerische Weihe empfingen, so sicher auch ist es andrerseits, dass die in grosser Zahl öffentlich ausgestellten bildnerischen Werke durch die von den Gesetzen des Einklangs durchdrungene Anordnung ihrer Gewandungen wiederum dazu beitrugen, den Sinn auch dafür zu erschliessen, und wenigstens die gebildeteren Stände zu einer dem ähnlichen Behandlung ihrer Bekleidung zu veranlassen.

Hinsichtlich des rein Sachlichen ergiebt eine vergleichende Betrachtung, dass die Tracht schon zur Zeit Homers ebenso ausgebildet war, wie die der europäischen Ionier selbst in der späteren Zeit ihrer Blüthe, und dass sie bis zum Eintritt der Römerherrschaft, ja auch noch weit darüber hinaus, im Ganzen nur wenige Wandlungen erfuhr.

Solche Uebereinstimmung zwischen der von Homer geschilderten und der späteren ionischen (attischen) Tracht lässt denn zugleich voraussetzen, dass auch die Tracht der achäischen und äolischen Stämme im Peloponnes vor dem Erscheinen der Dorier gleichfalls damit übereinstimmte. — Mit dem Auftreten der Dorier aber trat bei ihr ein Wechsel ein. Gleichwie sich diese mit nüchterner Strenge der weicheren achäischen Kultur überhaupt gegenüber stellten, so auch gelangte nun die Schlichtheit ihres äusserlichen Gebahrens in zunehmendem Grade zur Geltung. Ein fortan wechselseitiger Einfluss von Dorismus und Ionismus ward auch dafür maassgebend. Während die Dorier noch zunächst, wie insbesondere die Spartaner, im strengen Verfolg der lykurgischen

Verfassung die ihnen ureigene Einfachheit nach jeder Seite hin bewahrten, stimmten nun die Ionier, und so denn auch die Athener, die ihnen urthümliche reichere Ausstattungsweise zu mehrer Gemessenheit herab. Dennoch aber blieben sie, unter fortdauernder Hinneigung zu einem mehr heiteren Aussenleben, stetig darauf bedacht, ihre Tracht thunlichst mannigfach und zugleich anmuthig zu gestalten.

So denn gewann die attische Tracht, auch mit der Fortentfaltung der Kunst unter dem wachsenden Einfluss derselben, selbst ein Gepräge bildnerischen Schmucks, das gleichsam eines Kunstwerks an sich. Doch fand dies in seinem Höhepunkt auch wiederum seinen Wendepunkt. Schon während der perikleischen Zeit begann sich unter der Rückwirkung eines immer weitergreifenden Reichthums und stetig zunehmender Handelsbezüge einzelner Stapelplätze, wie unter anderem Korinths, eine solche Wendung vorzubereiten. Und im Verlauf des peloponnesischen Kriegs, vornämlich aber nach dessen Beendigung, trat sie dann ebenso allgemein als entscheidend hervor. — Unter den später eintretenden Wirren nahm endlich auch Sparta daran Theil, nunmehr seine schmucklose Tracht mit der jetzt aber nur um so reicheren ionischen vermischend und tauschend. — Seit Alexanders glanzvoller Herrschaft und seinen in Asien geführten Kriegen kam dann auch asiatischer Prunk theilweis in Aufnahme.

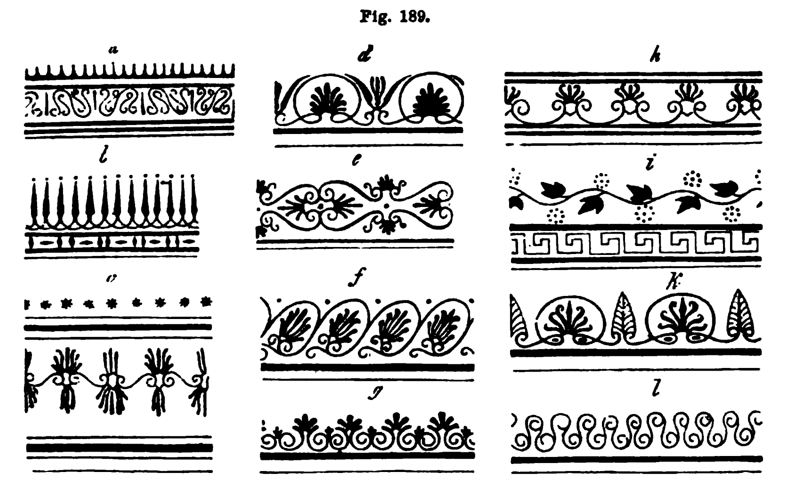
Die Kleidung.

Die bereits von den homerischen Griechen zur Verfertigung von Gewändern hauptsächlich verwendeten Stoffe, Schafwolle und Flachs oder Lein, lieferten in vorzüglicher Güte sowohl das Festland als auch die Inseln. Die Wolle der attischen Schafe wurde allgemein geschätzt. Eines besonderen Rufs erfreuten sich die Wollenwebereien von Samos und Milet und, schon frühzeitig, vor Allem wegen der Zartheit ihrer Gewebe, die bis zur Durchsichtigkeit sich steigerte, die der Inseln Kos und Amorgos. Daneben kam, in Folge des Handels, auch die Baumwolle zur Verwendung, während dann in den grösseren Marktstätten, wie namentlich in Korinth und Athen, bald alle Erzeugnisse zusammenflossen, welche der gesteigerte Verkehr überhaupt nur aufzubringen vermochte. Unter der Fülle von Gegenständen, die so mehr auf den Markt gelangten und seit der näheren Bekanntschaft mit Indien auch noch von dort her an Umfang gewannen, zählten insbesondere reich gemusterte persische Stoffe und phönicische Purpurgewänder, so wie auch serische oder seidene Zeuge, mit zu den kostbarsten.

Die Herstellung der Zeuge und Gewänder geschah nach altachäischem Brauche gemeiniglich innerhalb der Familie seitens der weiblichen Mitglieder. Sie auch fertigten die Verzierungen,

und verstand man sich höchstens dazu die Kleider, zu weiterer Bearbeitung, dem Färber, und, zur Reinigung, dem Walker zu überweisen. — Mit der Verselbstständigung eines Webergewerks indessen, wie solches auf den genannten Inseln eben schon frühzeitig bestand, musste dann wohl auch jener Betrieb eine Förderung erfahren. Was das Handwerk als solches leistete, ward in den Familien nun nachgeahmt, und so, nächst den Arten von Geweben, auch die verzierende Ausstattung. Hier nun waren es wohl die Färber, welche, zunächst in engerem Anschlusse an asiatische Vorbilder, vor Allem dazu beitrugen, neben der altherkömmlichen Vorliebe für weisse Gewänder, eine Neigung auch für farbige und selbst bunt gewürfelte Stoffe mit eingestreuten Kleinzierrathen u. dergl. m. zu erwecken. Dennoch galt die Naturfarbe des gebleichten Linnens und der Wolle dauernd als die

Fig. 189.



dem Wohlanstande zumeist angemessene. Immerhin aber blieb nun der Ausübung einer Gewandverzierungskunst ein weites Feld geöffnet. Fortschreitend mit der Herausbildung eines eigenen, mehr kunstgemässen Geschmacks, wandte man sich dann von jenen älteren asiatisirenden Formen ab, und einem selbstschöpferischen Erfinden zu, sich denn folgends vorwiegend auf eine farbige Ausstattung nur der Säume und Kanten beschränkend (*Fig. 189. a—l*).

Dies Alles indessen vollzog sich zunächst wesentlich nur in Attika. In Lakonien, so lange hier die lykurgischen Anordnungen ungetrübt fortbestanden, blieb die Weberei fast einzig auf Verwerthung der heimischen Wolle, und die Färberei lediglich auf eine Verwendung der Kokkosfarbe und einer Art dunklerem Purpur verwiesen. Auch dienten die so gefärbten Gewänder den Spartanern überhaupt nur als ein Kriegerschmuck. Abhold jeglichem

Prunk, bekleideten sie sich fast durchgängig mit den ungefärbten Wollenstoffen, gerad wie sie der Webestuhl lieferte. Zudem, von vorherein nicht an mehren Schutz gewöhnt, legten sie vielmehr besonderen Werth auf eine freie Ausbildung des Körpers. So denn entfaltete sich bei ihnen auch schon in frühster Zeit, durch die lykurgische Verfassung befördert, eine Gymnastik im höheren Sinne. Wohl waren auch die Ionier schon frühzeitig der Gymnastik ergeben, doch gewann sie bei diesen nie eine solche Bedeutung, wie bei den Doriern. Zwar trug sie, wie hier, auch dort dazu bei, den Körper zu schmeidigen und den Sinn für die Schönheit desselben in vollstem Maasse zu beleben, den Sinn selbst bis zum feinsten Gefühl für den menschlichen Organismus, ja zugleich zum sichersten Maassstab für dessen Darstellung durch die bildende Kunst zu entwickeln, indessen erstreckte sich ihr Einfluss bei den Ioniern doch kaum, wie eben bei den Doriern, auch auf das Aussenleben an sich. Galt es den Ioniern auch ebensowenig wie den Doriern als schimpflich, nackt gesehen zu werden, so fand doch in dieser Beziehung zwischen ihnen hinsichtlich des Verhaltens der Geschlechter zu einander ein wesentlicher Unterschied statt: Während es in der Kunst überhaupt „lange unerhört blieb“ den ausgebildeten weiblichen Körper gänzlich entblösst darzustellen, und in Attika die Gymnastik einen Theil nur der männlichen Erziehung ausmachte, auch hier der Besuch der Uebungsplätze einzig Männern gestattet blieb, war es in Lakonien beiden Geschlechtern sogar geboten, zu Uebungen sich zusammen zu finden.

Ganz im Einklange mit der so bei den Doriern gleich anfänglich bestehenden, vorwiegend sittlichen Auffassung der Nacktheit, und bei ihrem auf Abhärtung gerichteten Bestreben, war ihre eigentlich volksthümliche Bekleidung auch eine nur dürftige. Auch hierbei galt ihnen gewissermaassen der Körper selber als ein Schmuck.

Der Mann, insbesondere der freie Spartaner, begnügte sich meist mit einem Umwurf (Himation). Es war dies eine einfache, gemeiniglich länglich viereckte Decke. Sie wurde zunächst vom Rücken aus mit einem ihrer Zipfel nach vorn über die linke Schulter gelegt, das Uebrige längs dem Rücken fort unter oder über den rechten Arm ebenfalls nach vorn gezogen und dann, zusammengefasst, über die linke Schulter nach rückwärts geworfen. Ankam es hierbei auf eine den Formen des Körpers entsprechende Fältelung. In älterer Zeit war ein solcher Umwurf von nur geringem Umfang, reichte, wenn angelegt, weniges bis über die Knie, und schmiegte sich somit ziemlich eng an. In dieser Gestalt trug ihn hauptsächlich, auch noch bis in die spätere Zeit, als „Tribon, Tribonion“ u. a., die spartanische Jugend (*Fig. 190*). — Auch ward ein solches Gewand mitunter zu einem halb so grossen Viereck, als seine Weite betrug, zusammengelegt und so dann entweder

unter oder über den linken Arm um den Oberkörper zur rechten Achsel hinauf gezogen und auf dieser vermittelst einer Spange verbunden (*Fig. 191;* vergl. *Fig. 197*). Es entsprach diese Form, die sich in Darstellungen der Athene vielleicht gerade als die

Fig. 190.



Fig. 191.



des ältesten Kriegskleids forterhielt, wahrscheinlich der zur Zeit Homers allgemeiner üblichen „Chläna“.

Nächstdem bedienten sich die Männer eines hemdförmigen Gewands (Chiton). Es war auch dies, wie der Umwurf, nur ein länglich viereckte Stück Zeug, und wurde dadurch hergestellt, dass man dieses der Länge nach genau zur Hälfte zusammenlegte, es längs der geschlossenen Kante, zum Durchlass des Arms, etwa bis zur Mitte aufschlitzte, die offene Kante aber beliess oder, von unten auf, etwa bis zur Mitte zusammennähte, oder hier auch mit Hafteln schloss. Zur Befestigung auf dem Körper wurden Vorder- und Rückentheil auf jeder Schulter durch eine Spange verbunden, und das Ganze über den Hüften durch einen Gürtel zusammengefasst (*Fig. 192*). Ein solches Gewand erstreckte sich gemeiniglich kaum bis zu den Knieen oder ward doch bei mehrer Länge zumeist bis dahin aufge-

Fig. 192.

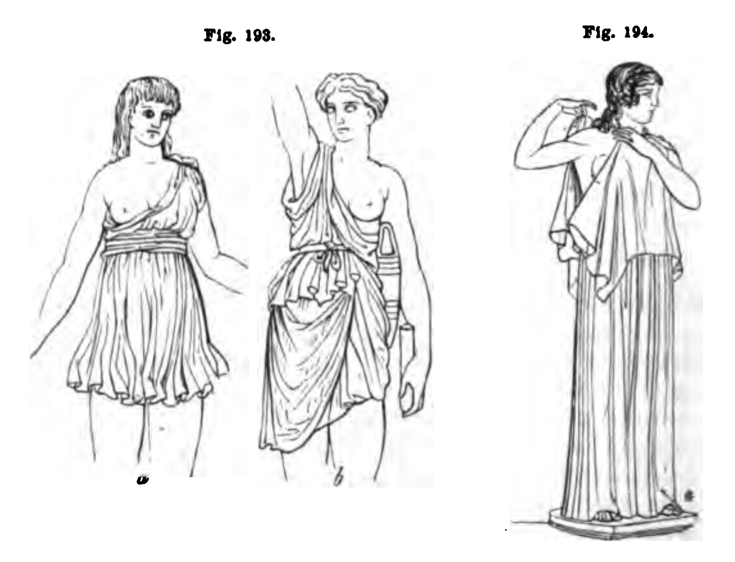


schürzt. — Später allerdings kamen daneben, doch kaum vor der Zeit der persischen Kriege (394 v. Chr.), auch längere und faltigere Hemden mit ganzen Ermeln auf, fanden bei den Doriern indessen vorerst noch keine Anwendung. Kurzermelige Chitonen dagegen waren wohl jedenfalls dem achäisch-ionischen Stamm schon vor dem Eindringen der Dorier eigen, und so vermuthlich auch den von diesen unterworfnen Zweigen desselben, den Periöken und Heloten, überlieferungsweise verblieben.

Zu diesen Gewändern trat frühzeitig, wohl mittelbar durch die Athener, ein einfacher Schulterumhang, die „Chlamys“ hinzu (s. unten).

Die Bekleidung der dorischen Weiber unterschied sich im Ganzen nur wenig von der des männlichen Geschlechts. Doch wie von den Männern zumeist nur der Mantel, so wurde von der weiblichen Jugend vorwiegend nur der Chiton getragen.

Fig. 193. Fig. 194.

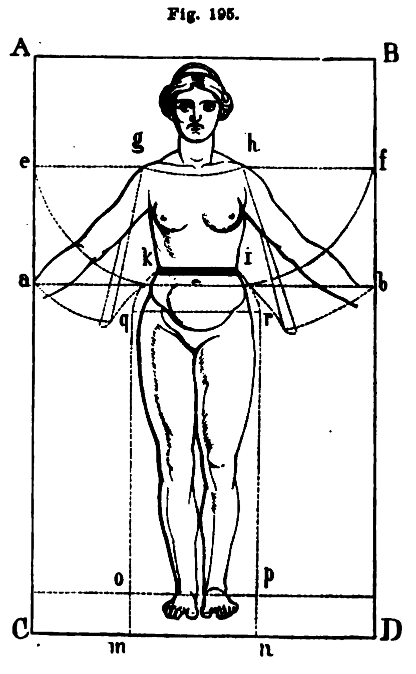


Letzterer war, in einfachster Form dem Männer-Chiton durchaus gleich. Bei besonderen Veranlassungen, wie bei gymnischen Uebungen, Wettkämpfen u. dergl., pflegte man freierer Bewegung wegen ihn höher aufzuschürzen und eine der Schulterspangen zu lösen (*Fig. 193. a, b*).

Die Anwendung längerer und weiterer, doch auch stets länglich viereckter Gewebe zur Herstellung umfangreicherer Chitonen war den Jungfrauen zwar überlassen, wurde jedoch weniger von diesen, als vielmehr von älteren und von verheiratheten Frauen beliebt. Diese Gewebe hatten durchgängig, bei unterschiedlicher Breite, eine mindestens der Höhe des Körpers entsprechende Länge, und

bediente man sich nun ihrer auf zweierlei Weise: Einmal ganz nach Art des Chitons der Männer (*Fig. 192*), nur dass man den etwaigen Ueberschuss an Stoff von den Schultern aus gleichmässig über Brust und Rücken als ein Doppelumschlag (Egkuklon oder Diploidion?) frei herabfallen liess (*Fig. 194*), dann aber als an beiden Langseiten geschlossen. Die Bekleidung mit einem solchen geschlossenen Gewebe geschah nun dergestalt (*Fig. 195*), dass man zwischen seine beiden Hälften (*A B C D*) in die Mitte trat, es auf dem Boden Einiges schleppend beliess (*m n o p*), dann dessen oberen Theil (*A B e f*) ebenso wie bei jener Anordnung zu einem Ueberschlag umlegte (*a b e f*), diesen auf jeder Schulter vermittelst einer Haftel zusammenfasste (*g h*) und frei herabfallen liess, wodurch denn an jeder Seite ein Durchlass für den Arm entstand (*a e g*; *b f h*), hiernach das Ganze um den Körper zu Langfalten zusammenschob (*g h m n*) und um die Hüften gürtete (*i k*), dann den auf dem Boden schleppenden Theil (*m n o p*) hinter dem Hüftgürtel fort bis etwa zum Fussblatt in die Höhe zog (*o p*) und schliesslich ihn über dem Gürtel herab (*i k q r*) als Bausch oder „Kolpos“ ordnete (*Fig. 196. a, b*).

Fig. 195.



Der Umwurf war, auch der Behandlung nach, dem Umwurf der Männer zumeist gleich. Auch wurde solcher von Mann und Frau zuweilen gemeinschaftlich benutzt. —

Die Kleidung der Attikaer (Ionier) bewahrte bei allen Wandelungen ihr anfängliches (achäisches) Gepräge, das einer völligeren Körperverhüllung, mindestens in dem Grade, dass sie im Allgemeinen stets mehr zu der Kleidung ihrer asiatischen Nachbaren, als zu der der Dorier hinneigte. Hier nun war es wohl das weibliche Geschlecht, das hauptsächlich dazu beitrug, diesen eben asiatisirenden Brauch aufrecht zu erhalten. — Anfänglich trugen, wie es scheint, ziemlich gleichartig beide Geschlechter ein bis auf die Füsse reichendes, vorwiegend weitfaltiges Hemd und, als Umwurf, eine Decke, welche, angelegt, sich über die Kniee hinab erstreckte. Unter zunehmend dorischem Einfluss wandten sich dann wohl die Männer mehr der knapperen dorischen Gewandung

zu, eigneten sich diese mehrentheils auch, so insbesondere zur Zeit des peloponnesischen Kriegs, nahezu vollständig an, beharrten daneben jedoch nichts destoweniger, wie denn das weibliche Geschlecht durchaus, auch bei ihren längeren Gewändern, so wie auch namentlich bei der gleichzeitigen Verwendung von Hemd und Ueberwurf.

Fig. 196.



Es galt in Attika überhaupt der Mangel eines Unterkleides als ein Zeichen von Dürftigkeit, und ein Mann ohne Uebergewand als nicht genügend bekleidet.

Fig. 197.



Im Uebrigen waren diese Gewänder ihrer Grundform und der Art der Verwendung nach von denen der Dorier zunächst nicht verschieden. Nur hinsichtlich des Unterkleides trat insofern ein Wechsel ein, als zur Zeit der persischen Kriege, wesentlich durch diese veranlasst, auch Hemden mit langen Ermeln gelegentlich in Anwendung kamen. Noch sonst aber hielt man darauf, dass der Umwurf aus Wolle, das Unterkleid aus Linnen bestehe. Und da es den gebildeteren Ständen bei Anordnung des Ueberwurfs auf kunstgemässere Fältelung ankam, so wählten sie für diesen am liebsten Gewebe der zarten milesischen Wolle.

Für die Männer bestimmte hinsichtlich des Umwurfs ein älteres Anstandsgebot, dass er bis zur Mitte der Unterschenkel, mindestens bis zu den Knieen reiche (*Fig. 197*). Indessen blieb man hierbei nicht stehen. Bereits in der perikleischen Zeit ward es immer üblicher ihn beträchtlich zu erweitern, mehrentheils selbst bis zum Schleppkleide (*Fig. 198. a—c*). Hiermit steigerte sich die Schwierigkeit seiner Anordnung. Demnach ward die Uebung hierin allmälig ein Theil des Unterrichts. Dazu verlangte die gute Sitte, und so auch bei den Doriern, als Zeichen ruhiger Gemessenheit die Hände unter dem Gewande zu bergen (*Fig. 198. a*), und auch für die Handbegleitung der Rede, nur die linke Hand zu entblössen. — Damit die Stoffmasse beim Wurf zu besserem An-

Fig. 198.



schluss an den Körper mehr Schwung und Zug erhalte, schritt man dann, wie es scheint, auch dazu, sie an jeder ihrer vier Ecken durch ein kleines quastenartiges mit Zeug umnähtes Gewicht zu beschweren.

Die wie erwähnt (S. 308) schon frühzeitig allgemeiner übliche „Chlamys“ war vermuthlich makedonisch-thessalischen Ursprungs. Sie bildete ein länglich viereckte Gewand, das seiner Breite nach um den Oberkörper, über dessen linke Seite gelegt, und auf der rechten Schulter vermittelst einer Haftel verbunden ward, so dass seine beiden Enden hier vorn und rücklings herabhingen (*Fig. 199. a*). Es reichte gemeiniglich bis zu den Knieen, wurde hauptsächlich von Jünglingen, und zufolge von Darstellungen aus der Blüthezeit der Kunst, von diesen, besonders bei Festspielen,

selbst als einziges Kleid getragen. — Eines der Chlamys nach Form und Verwendung gleichen doch umfangreicheren, meist bis auf die Füsse reichenden Gewands, bediente man sich vorzüglich auf Reisen (*Fig. 199. c*). — Daneben dann kamen, vornämlich während der alexandrinischen Zeit, auch noch einzelne Umhänge auf in Form bald eines Kreisabschnitts, bald eines langgezogenen Ovals, zum Theil mit einander gegenüber verschieden breiter Abrundung, also, dass bei ihrer Anwendung sich deren Aussenkanten zu Wellenlinien zusammenzogen (vergl. *Fig. 199. b*).

Fig. 199.



Von der Anzahl von Benennungen der Form nach nicht näher zu bestimmender Gewänder mögen denn wohl mehre auf eben derartigen Abwandelungen beruhen. Einzelne von diesen Benennungen indessen beziehen sich wohl wesentlich auf den Stoff. So die Bezeichnung „Chläna“, worunter man nun, abgesehen von der Erwähnung bei Homer, ein Schutz- und Winterkleid, einen vermuthlich aus zottiger Wolle gefertigten Umwurf (Himation) verstand. Umgekehrt dazu verhielt sich die „Chlanis“. Sie wurde hauptsächlich von Stutzern und von verweichlichten Männern getragen, bildete somit höchstwahrscheinlich ein zartes Gewebe von feinster Wolle; wohl ähnlich dem auch das „Ledion“ oder „Ledarion“ u. a. m. — Da schliesslich auch das Unterkleid (Chiton) im Stoff wechselte, erhielt dann auch dieses verschiedene Beinamen.

Noch umfassender ist die Zahl fraglicher Bezeichnungen hinsichtlich der attischen W e i b e r k l e i d u n g. Von dieser erzählt

Herodot, „dass die Weiber ehemals eine der korinthischen ähnliche, dorische Kleidung getragen, und diese in die linnenen Unterkleider ohne Spangen umgewandelt hätten, sie aber ursprünglich nicht ionisch, sondern karisch sei, insofern nämlich die vor Zeiten übliche Bekleidung der Weiber überall dieselbe gewesen, die man jetzt die dorische nenne". — Somit denn weist er auf den asiatischen (karischen) Ursprung der Kleidung hin, ohne doch gerade mit Bestimmtheit die dorische als die frühere zu nennen. Jene „Gewandung ohne Spangen" aber bestand in einem weiten, sehr langen Hemde mit sehr weiten sackförmigen Ermeln, das, um darin schreiten zu können, ein- auch zweimal hochgeschürzt ward (*Fig. 200*; vergl. *Fig. 197*). Es entsprach mithin durchaus dem bei kleinasiatischen Griechinnen stets vorwiegend üblichen Unterkleide.[1]

Fig. 200.



Ein solches Gewand war dadurch entstanden, dass man, gleich wie die dorischen Weiber zur Herstellung ihres Unterkleids (*Fig. 195*), ein weites länglich vierecktes Gewebe inmitten der Länge nach zusammengelegt und an der offenen Langseite ge-

Fig. 201.



Fig. 202.

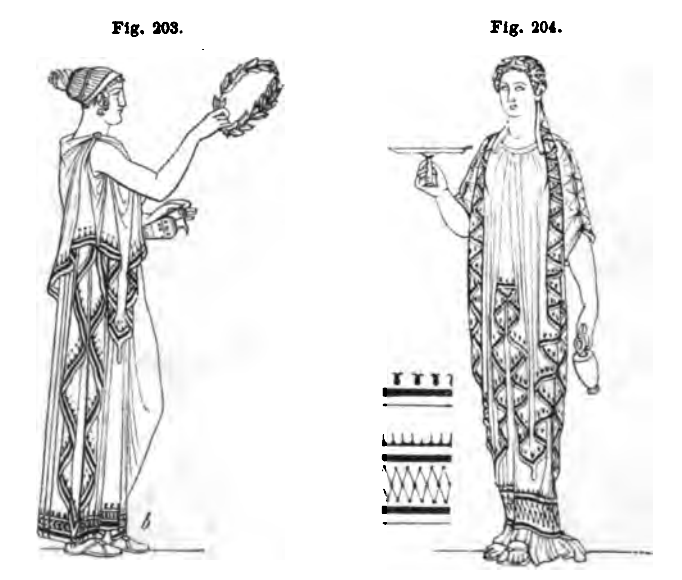


[1] Vergl. die Abbildungen bei Ch. Fellow. A Journal written an excursion in Asia minor. Lond. 1839 und dessen: An account of discoveries in Lycia. Lond. 1841; dazu E. Gerhardt. Archäologische Zeit-

schlossen, es dann aber nicht, wie jene, oben völlig offen belassen und nach vorn und rückwärts umgeschlagen, sondern hier mit Ausnahme nur einer Oeffnung für den Kopf und zweier Oeffnungen blos für die Hände völlig geschlossen hatte.

Die nächsten Veränderungen, vielleicht durch dorischen Einfluss veranlasst, bestanden dann wohl hauptsächlich darin, dass man — doch unter Beibehalt auch jener Form — nun dieses Gewand, eben ähnlich dem dorischen, oben offen beliess (*Fig. 201*), auch, zum Theil, hier nach Aussen umschlug (*Fig. 202*), und es auf jeder Schulter durch eine Spange festigte. Nach Aufnahme dieser Anordnung, die überdies einen mehrfachen Wechsel sowohl in der Art der Gürtung, als auch insbesondere in Behandlung des Ueberschlags (Egkuklon; Diploidion) u. s. w. gestattete, ward dann

Fig. 203. Fig. 204.



namentlich der letztere ein Hauptziel veränderungslustigen Sinns. Hinsichtlich der Gürtung wechselte man in einfacher und doppelter Gürtung theils nur des Untergewands an sich, theils auch des Doppelumschlags (*Fig. 202*) u. s. w. ab, während nun der Umschlag selbst mannigfach verkürzt und erweitert, auch theils nur an den Seiten verlängert (*Fig. 203*), theils aber auch von dem Gewande zu einem eigenen, selbstständigen Gewandstücke abgelöst, und als solches dann bald länglich viereckt, gegen die Langseiten zugespitzt,

schrift. I. Lief. Berl. 1843. Taf. IV. Monum. inedit. d'allinstituto di corrisp. archeol. IV. 31. mit O. Müller, Denkm. A. Taf. XI. Fig. 40. Taf. XV. Fig. 62; Th. Panofka. Dionysos und die Thyaden. Taf. I. Fig. 2. Taf. II. Fig. 1. 2. Taf. III. Fig. 8. 11. und oben S. 178.

bald in Form eines Kreisabschnitts u. s. f. beliebt wurde (vergl. *Fig. 204.* ff.). — Daneben zugleich wechselte man nicht minder in der Anordnung der die Oeffnungen für die Arme bildenden Seitentheile ab. Nächstdem dass man diese offen beliess, wurden sie nun doch mehrentheils, wie dies unter Anderen Aelian den üppigeren Weibern des Alterthums nachrühmt, von den Schultern herab in unterschiedlicher Ausdehnung durch kleine Hafteln oder Knöpfchen, in engerer oder weiterer Vertheilung derselben, zu Schein-Ermeln zusammengefasst (*Fig. 204*), und auch die selbstständigen Diploidien mitunter in gleicher Weise behandelt. — Auch pflegte man folgends noch darin zu wechseln, dass man gelegentlich das Unterkleid selbst zu einer Falbel verlängerte, so



Fig. 205.



wie auch, dass man über dasselbe ein dem ähnliches, doch etwas kürzeres Kleid anlegte (*Fig. 204*).

Zu dem Allem brachte man kleine Hemdchen (Chitonion), gemeiniglich von feinstem Gewebe, als eigentliche Unterziehkleider, und, als Unterbinden der Armhöhlen, halbrunde Schweisstüchelchen u. a. dergl. in Anwendung. Jene Hemdchen und diese Tüchelchen zählten zur Geheimtoilette.

Mit Ablösung des Doppelumschlags zu einem eigenen Bekleidungsstück kamen, wohl in Folge dessen, auch noch sonstige Ueberziehkleider (Epumis?) von verschiedener Gestaltung auf. Sie glichen vorwiegend theils einem auf den Schultern zu befestigenden Oberchiton, theils einem an beiden Langseiten völlig oder

nur unterhalb offenen, hier mit Knöpfchen u. dergl. zu verbindenden Jäckchen (*Fig. 205. b—d*). Sie trug man gegürtet und ungegürtet.

Der Umwurf entsprach, gleichwie bei den Doriern, seiner Form und Verwendung nach wesentlich dem Umwurf der Männer, nur dass er, bei sonst sehr verschiedenem Umfange, gemeiniglich kleiner, mehrentheils von zarterem Gewebe und auch schmuckvoller war (*Fig. 205. a; Fig. 207.* ff.). Daneben hatte man Umwurftücher auch von besonderer Zierlichkeit (*Fig. 206*).

Zu den Wandlungen in der Form trat ein Wechsel in der Färbung und Verzierung hinzu. Im Allgemeinen allerdings zog man von vorherein es vor, die Gewänder überhaupt in der Naturfarbe ihres Stoffs, die Wolle und das gebleichte Linnen in ihrer Weisse

Fig. 206. Fig. 207.



zu belassen. So vor allem die gebildeteren Stände. In der Folge aber nahmen auch sie zum Theil, und so insbesondere die Weiber, keinen Anstand auch gelbe, grüne, blaue, rothe und noch andersfarbige Ober- und Untergewänder, sowohl von einander gleicher, als auch von unterschiedlicher Färbung, so wie auch überdies Unterkleider mit wiederum eigens gefärbtem Doppelumschlag zu tragen (Taf. VI). — Die Verbrämungen waren gleichfalls ein- und mehrfarbig. Sie pflegte man bei den Umwürfen längs den Rändern ringsherum oder nur an den Langseiten (*Fig. 206*; *Fig. 207* ff.), bei den Untergewändern dagegen theils über dem unteren Saum, auch wohl um die Halsöffnung, theils auch an den Langseiten senkrecht (*Fig. 206*), so wie auch vorn längs der Mitte, als ein-

Taf. VI. zu Seite 316.



Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart. Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht, Stuttgart. Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

fachen oder doppelten Streifen, oder auch nur am Ueberschlag, oder nur längs den Oeffnungen der Schein-Ermel anzubringen (vergl. *Fig. 202* ff.). — Eine über das ganze Gewand sich erstreckende Musterung (*Fig. 206; Fig. 207*), dazu man vielleicht in frühster Zeit sich auch, ähnlich wie in Vorderasien, kleiner goldener mit Gebilden geschmückter Rundbleche bediente, zählte zu den seltenen Ausnahmen. —

Eine Kopfbedeckung brachte der Mann hauptsächlich nur auf der Reise und beim Besuch von Theatervorstellungen als Schutz gegen die Sonne in Anwendung. Bei den Weibern bildete sie eine gefällige Art des Putzes. — Eine Fussbekleidung dagegen galt als ein wesentlicher Theil des Anzugs. So mindestens bei den Ioniern. Bei den Spartanern allerdings bestand eine derartige Forderung nicht. Bei diesen vielmehr war den Jünglingen, auch selbst für den Winter, Barfüssigkeit sogar verordnet.

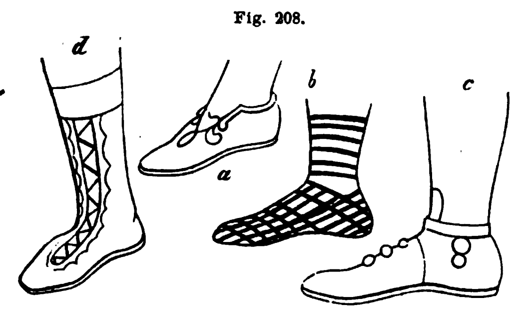
Die Kopfbedeckungen der Männer bestanden der Hauptsache nach in Hüten mit Krempen und in schirmlosen Mützen. Zu ersteren zählte die vermuthlich zugleich mit der „Chlamys“ den Thessaliern u. A. entlehnte „Kausia“. Es war dies ein bald flacher bald rundköpfiger Filz, theils mit sehr breitem, aufwärtsgebogenem, bogenförmig ausgeschnittenem, theils mit nur schmalem Rande. In dieser Form ward sie, als „Petasos“, zumeist von Reisenden, Jägern und Soldaten getragen (*Fig. 199. a, c*). Andrerseits war sie, nach vorherrschend böotischem und arkadischem Brauch, tannenzapfenförmig erhöht mit weichem aufgerolltem Rande oder heruntergeklappter Krempe, und so nun als „Kynae“ vorwiegend Landleuten eigenthümlich (*Fig. 214. c*). — Die schirmlosen Mützen bildeten fast ausschliesslich halbeiförmige, ziemlich enganliegende Kappen („Pilos“) von Filz, Stroh oder Leder. Ihrer bedienten sich vornämlich die Schiffer und niederen Gewerbsleute, jedoch, von feinerem Stoff, auch überhaupt Kranke und Altersschwache (*Fig. 192*; *Fig. 214. a*). — Die Farbe dieser Bedeckungen war zumeist die ihres Stoffs, mithin grau, gelb und braun. Nur den „Petasos“ scheint man gelegentlich mit einer farbigen Kante umzogen, auch wohl gänzlich gefärbt zu haben.

Unter den Fussbekleidungen der Männer behauptete sich vor allen anderen die einfache Riemensohle. Anfänglich mag überhaupt nur diese üblich gewesen sein. Jedenfalls aber kamen schon früh auch künstlichere Formen auf. Und scheint es, dass sich in Beschaffung von solchen gerade das sonst so einfache Lakonien einen besonderen Ruf erwarb. Wenigstens galten den Athenern neben gerühmtem amykleischem, argeischem, rhodischem und sykonischem Schuhwerk, stets die lakonischen Mannsschuhe als etwas ganz Vorzügliches.

Die Riemen- oder Schnürsohle („Sandalon, Sandalion“) diente

sowohl für Haus und Strasse, als auch, und dann in reicherer Ausstattung und mehrfach wechselnder Riemelung, für gesellschaftliche Zwecke. An sie schlossen sich über den Leisten gearbeitete Hohlschuhe an. Diese bedeckten entweder nur den Fuss (*Fig. 208. a*) oder reichten bis über die Knöchel (*Fig. 208. c*). Ihnen vermuthlich ähnlich waren die „Krepidis“ und „Endromidis“. Erstere wurden oft stark unternagelt, auch fand vielleicht bei ihnen eine eigene Hackenbefestigung, und bei den „Endromidis“ eine noch weitere Umriemelung statt (vergl. *Fig. 208. b*). Nächstdem gab es auch Schnürstiefel („Embates? *Fig. 208. d*), ähnlich den assyrischen (*Fig. 79. f*), und mancherlei Arten strumpfähnlicher Socken. Jene wurden vorzugsweise von Jägern und von Reisenden, die Socken namentlich von den niederen Ständen, von Schiffern, Hirten u. s. w. benutzt. Letztere auch pflegten die Beine nur mit Zeugstreifen zu umwickeln.

Fig. 208.



Die von den Weibern getragenen Kopfbedeckungen wechselten der Form nach wesentlich zwischen Netzen, Haarsäcken und Tüchern; deren schmückende Zuthaten hauptsächlich zwischen farbigen Bändern und band- oder halbmondförmigen Reifen. Die Reifen waren theils von Leder, vergoldet, buntfarbig und bepresst, theils von Bronze, Silber und Gold, mehr oder minder reich verziert.

Des Netzes und des Haarsackes bediente man sich während des Schlafs, überhaupt zum zusammenhalten des noch ungeordneten Haars. Ersteres (Kekrüfalos), wohl schon dem homerischen Alterthum eigen, war ein Flecht- oder Strickwerk, bisweilen aus Gold- und Seidenfäden, welches den ganzen Kopf umgab (*Fig. 219. c*), der Haarsack (Saccos) in den meisten Fällen nur ein, nicht selten gemustertes Tuch, das um den Kopf geschlungen und bald vor bald über der Stirn oder am Hinterhaupte verknüpft wurde (*Fig. 209. k, l;* vergl. *Fig. 205. b; Fig. 206*). Statt dessen wandte man mitunter auch förmliche Zipfelmützen an (*Fig. 209. m*), oder aber begnügte sich, das lange Haar vermittelst Bändern und nur zum Theil mit einem Tuch (*Fig. 209. g, h, k*) oder nur mit Bändern zu umwinden (*Fig. 209. a, b, c, i;* vergl. *Fig. 196. a; Fig. 200; Fig. 202; Fig. 203; Fig. 205. a*). Alle diese Bedeckungen wurden, in eigens reicher Ausstattung dann auch öffentlich getragen. Zudem bildeten seit früher Zeit,

wie auch schon im homerischen Alterthum, florartige Hinterhauptschleier einen vorzüglich beliebten Putz, namentlich verheiratheter Frauen. — Von den einzelnen Zierrathen, die man mit diesen Bedeckungen verband, galten die vorerwähnten diademförmigen Reifen, wie vor allem die goldenen, stets als die vornehmsten. Einen solchen Reifen („Stephanos“) schmückte gelegentlich ein längeres Hinterhauptband („Sphendone“), welches wohl zu dessen Befestigung mitverwendet werden mochte (*Fig. 209. d, e, f;* vergl. *Fig. 196. b; Fig. 205. c, d*). Auch pflegte man das Haupt mit einer runden metallnen Scheibe („Polos“), gleichsam

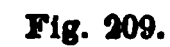


Fig. 209.



wie darüber schwebend, so wie auch mit einem scheibenförmigen inmitten hochzugespitzten Aufsatz von farbigem Stoff zu zieren.

Auch die Fussbekleidungen der Weiber erhielten vorwiegend das Gepräge eines Schmucks, und dies nun theils durch geschmackvolle Färbung, theils ebenfalls durch metallischen Zierrath. Als in der Art ausgezeichnet schätzte man besonders das „lydische“ Schuhwerk und die schon vor 450 vor Chr. verbreiteten „tyrrhenischen Prachtschuhe“.

Vor allem war es die Schnürsohle, deren reiche Ausstattung man sich angelegen sein liess. Gleichwie diese schon von Homer

als „hellglänzend und golden“ bezeichnet wird, so auch pflegte man sie stets aus einem zarten farbigen, oft purpurnen Leder zu fertigen, ihre Riemen mit Stick- und Metallwerk u. dergl. auszustatten, mitunter auch deren Sohle durch eine Lage von Kork zu erhöhen. Zum Zweck ihrer Befestigung war sie vorn mindestens mit einem, an jeder Langseite mit zwei Riemen, und mit einem an jedem Ende in einem längeren Riemen auslaufenden Hackenleder versehen. Beim anlegen wurde der vordere Riemen zwischen dem grossen und Nebenzehen bis zur Mitte des Spanns hinaufgezogen, hier mit den vier Seitenriemen und mit den Riemen des Hackenleders vermittelst einer Art Schnalle verbunden (vergl. *Fig. 219. a, e, d*). Doch fand bei diesen Sohlen auch, gleichwie bei denen der Männer, eine verschiedentliche Vermehrung und Verlängerung der Riemen, und denn so auch wiederum, je nach dem, eine bald engere bald weitere, bald kürzere bald höhere, überhaupt wechselnde Umriemelung statt. Noch sonst aber auch bediente man sich ganz ähnlicher Halb- und Hohlschuhe, wie solche gleichfalls die Männer trugen (*Fig. 208. a, c*). Unter diesen standen nun hier, nächst den hochsohligen „Kothornen“, wohl ganz besonderer Zierlichkeit wegen die „Baukides“ und die vielleicht völliger geschlossene „Persika“ vorzugsweise in Ruf. —

Der Schmuck.

In frühster, vordorischer Zeit, neigte man wie es scheint allgemein, gleichwie voraussetzlich in der Gewandung, so auch hinsichtlich des Schmucks durchaus dem asiatischen Wesen zu. Jüngst in Grabstätten in Mykene von unbestimmbar hohem Alter, in Tiryns, Sparta u. a. O. zahlreich gefundene Gegenstände, bestehend in Waffen und Gefässen, mehrentheils von Gold, und in einer Fülle von goldenem Schmuck, dürften dies, zumal auf Grund der Art ihrer Verzierungen, unzweideutig bestätigen (*Fig. 210. a—t*). Letztere bewegen sich vorwiegend in Gestaltungen von mannigfach angeordneten Punkten, von Sternen, concentrischen Kreisen, einfachen und doppelten Schneckenlinien, mäanderartigen Verschlingungen, Rosetten, Blumen- und Pflanzenblättern; nächstdem von Thieren, als Vierfüsslern, Insecten, Mollusken u. dergl. und von fabelhaften Gebilden, als Sphinxen, Greifen u. s. f., sowie auch in einzelnen, obschon rohen Darstellungen von Menschen in ganzer Figur, menschlichen Köpfen u. a., und tragen denn so eben wesentlich ein Gepräge vorderasiatischer, theils völlig assyrischer Formenbildung. — Die Schmuckgegenstände selbst aber bilden namentlich diademförmige Reifen (*Fig. 210. a*), zum Theil mit darüber reich ausgebreitetem goldenen Blätterwerk, breite der Brust angepasste Platten, Gürtel (*Fig. 210. c*), Armspangen (*Fig. 210. f*), Ohrgehänge (*Fig. 210. d*), Fingerringe (*Fig. 210. b*), geschnittene Steine, und

eine ungemein grosse Anzahl von allerlei Kleinzierrath. Dieser wiederum besteht, ausser in einfachen und doppelten Knöpfchen und mit Gebilden versehenen Nadeln, Hafteln u. dergl. (*Fig 210. e, g, h, l—o*), was zumeist wohl zur Befestigung von Gewändern bestimmt gewesen, in einer Menge von verschieden grossen mit Bildern bepressten Rundscheiben (*Fig. 210. p—t*) und sternförmig übereinander geordneten Pflanzenblättern (*Fig. 210. i, k*). Von ersteren sind nicht wenige, so namentlich die kleineren, ein- auch zweimal durchbohrt, mithin geeignet auf einem Stoff aufgenäht zu werden. Sie, und so auch jene Blätter, mögen denn wohl als Be-

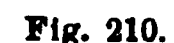


Fig. 210.

satzstücke von Gewändern u. s. w. gedient haben. — Woher diese Gegenstände stammen, ob sie im Lande selbst gefertigt oder von Asien her eingeführt worden, muss freilich dahin gestellt bleiben. Anzunehmen jedoch ist dass sie ihre Herstellung der ältesten Bevölkerung zunächst der kleinasiatischen Küste und der Inseln, mithin den Karern, Kureten, Lelegern, Pelasgern u. a., überhaupt der achäisch-äolischen Stammbevölkerung verdanken.

Mit dem Eintritt der Dorier wechselte wohl dann auch dieses Verhalten. An die Stelle solches Prunks trat nun, vor allem in den von ihnen eingenommenen Gebieten, dann, wie schon bemerkt,

hier durch Lykurg selbst fester bestimmt, nüchterne Schmucklosigkeit, und folgends, wohl unter deren Einfluss, nun auch bei den Attikaern zunehmend mehre Einfachheit ein. Mit der Herausbildung eines eigenen, selbstständig kunstgemässeren Geschmacks änderte sich denn, dem entsprechend, auch die Verzierungsform. Fortschreitend aber in dieser Richtung blieb dann ein solcher Schmuck überhaupt, nunmehr zugleich unter der Forderung, dass er als „Kosmos“ zum Ganzen stimme, wesentlich nur noch Sache der Weiber. Von dem Spartaner insbesondere ward Schmucklosigkeit gesetzlich gefordert. Und bei den Attikaern galt fortan ein Behängen mit Schmucksachen seitens der Männer mindestens als ein Zeichen weibischen Sinns.

Das männliche Geschlecht beschränkte sich, bei vorherrschender Reinlichkeitspflege durch tägliche Bäder und Waschungen, wenigstens im allgemeinen auf eine sorgliche Pflege des Haars. An den ältesten griechischen Kunstdarstellungen erscheint es stets, fast völlig ähnlich wie an assyrischen Bildwerken, als ein zierlich gekräuseltes Flecht- oder Lockenwerk. Dazu erzählt Thukydides dass es noch nicht lange her sei „das geflochtene Scheitelhaar vermittelst goldener Nadeln (Cikaden) in einen Schopf zu vereinigen“, und Herodot als Besonderheit „dass die Argiver erst seit der gegen die Spartaner verlorenen Schlacht ihr Haupthaar scheren lassen, während bei ihnen langes Haar üblich gewesen sei, letztere dagegen, welche vordem kurzes Haar getragen, es von da ab hätten lang wachsen lassen.“ — Im ganzen behauptete sich sowohl in Attika als auch in Lakedämon als dem freien Manne eigen ein nur mässig gestutztes Haupthaar, wohingegen hier wie dort eine auffällig kurze Schur als ein Zeichen von Dürftigkeit und niederer Herkunft betrachtet ward. — Aehnlich verhielt es sich mit dem Bart. Nur die Spartaner pflegten zum Theil den Lippenbart abzuscheren. — So gemeiniglich bis zum Beginn makedonischer Herrschaft. Von da an indessen wurde es zunehmend üblicher, das Haupthaar völliger zu kürzen oder doch zu kurzen Locken zu ordnen, und den Bart gänzlich abzuscheren.

Im übrigen führte der Mann fast durchweg nur Stock und Ring. Ersterer war, wie es scheint, bei den Lakedämoniern ohne jeglichen Schmuck, bei den Attikaern dagegen häufiger mit einem zierlichen Knopf und auch sonst künstlicher ausgestattet. In Attika verwies man ihn später aus dem Bereiche des feineren Anstands. — Der Ring bewahrte, zugleich als Mittel der Besiegelung, seine Geltung, und trug man ihn gemeiniglich an dem Nebenfinger des Daumens, dem „Ringfinger“ der linken Hand. In Sparta ward er in älterer Zeit hauptsächlich aus Eisen gefertigt, in Attika aber schon frühzeitig ein Gegenstand besonderen Aufwands. Hier vor allem ward es gebräuchlich sich goldener Reifen

mit eingesetzten, geschnittenen Steinen zu bedienen, so wie auch in späterer Zeit, namentlich seitens einzelner Stutzer, mit derartig verzierten Ringen wohl sämmtliche Finger zu überladen.

Den Weibern, namentlich den attischen, blieb eine Verwendung von Schmucksachen in weiterem Umfange stets eigen. Zudem waren sie früh im Besitz auch von Verschönerungsmitteln, deren sie sich gleichfalls fortdauernd bedienten, und folgends überdies von geheimen Toilettenkünsten.

Als wesentlichen Theil der Körperpflege erachteten sie, nächst häufiger Benutzung von kalten und warmen Bädern, eine zeitweise Salbung der Haut und des Haars mit wohlriechenden Oelen. Als Mittel zur Verschönerung der Hautfarbe verwandten sie rothe und weisse Schminke. Auch pflegten sie, gleich den asiatischen Weibern, die Augenbrauen und Wimpern zu schwärzen, und auch, wenngleich seltener, nach Art der Thracierinnen, die Arme zierlich zu tätowiren.

Hinsichtlich der Anordnung des Haars galt es als vorzüglich kleidsam, die Stirn ziemlich tief zu bedecken. Es geschah dies vorwiegend unter demgemässer Verwendung der bereits erwähnten Binden (S. 318). Das Haar an sich wurde bald schlicht, am Hinterhaupt oder über dem Scheitel zu einem Büschel oder Knoten vermittelst Band und Nadel zusammengefasst, bald geflochten und dann so schneckenförmig um den Kopf gelegt, bald auch gelockt, und als längere oder kürzere Gehänge rings um Stirn und Schläfen gereiht (vergl. *Fig. 194; Fig. 196. a, b; Fig. 200; Fig. 201; Fig. 201; Fig. 204; Fig. 205. a; Fig. 206. a; Fig. 207*).

Der hohe Werth, den man auf Kunstschönheit legte, machte wohl eine möglichste Verschönerung auch der äusseren Erscheinung selbst zu einer gleichsam kunstschuldigen Pflicht. Körperliche Mängel suchte man thunlichst zu verbergen, je nachdem zu ergänzen. Anfänglich mögen die dazu angewendeten Geheimmittel nur sehr einfach gewesen sein, allmälig jedoch mehrten sie sich und wurden, dann unter dem steigenden Einfluss eines zunehmenden Hetärenwesens, zum Theil, jenem Zwecke gerade entgegen, bis zur Verunzierung angewandt.

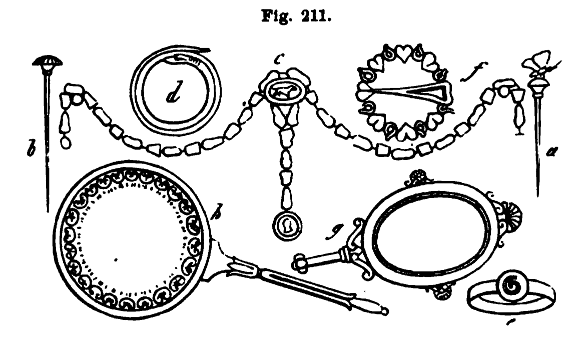
Zu den ältesten solcher Mittel gehörte eine verschiedentlich breite und lange Binde (Strophion). Sie diente dazu, einerseits die Brüste in ihrer jugendlich natürlichen Lage zu erhalten, anderseits den zu starken Leib zu gefälligerer Schlankheit zusammenzudrängen. Daneben dann kamen Unterpolsterungen und noch sonstige, theils selbst beschwerliche Hülfen auf. — Von dem Allen den weitesten Gebrauch machten, mittelbar, Kupplerinnen. Von eben diesen bemerkt Athenäos:

— — — — — — — — — — — „Sie werben
sich neue Dirnen, die den Künsten fremd noch sind.

Diese formen sie dann in Kurzem, so dass weder an Gestalt,
noch an ihrer Art und Weise, sie sich ferner ähnlich sehn.
Ist die eine klein von Wuchse, gleich wird Kork ihr in die Schuh
eingefüttert; gross ist jene; dünne Sohlen gibt man ihr
und das Köpfchen wird beim Gehen auf die Schultern hingesenkt:
Dies vermindert ihre Länge. Wenn es ihr an Hüften fehlt,
wird das Fehlende durch Wülste zugesetzt und Jedermann,
der sie sieht, preisst ihres Hintern Fülle. Ist ihr Leib zu stark,
helfen, wie Schauspieler tragen, falsche Brüste dem Uebel ab.
Denn indem sich dieser Ansatz hebet, wird des Unterleibs
Ueberfülle, wie mit Stangen in sein Maas zurückgedrängt.
Hat die eine feuerrothe Brauen, malt sie Kienruss schwarz,
eine andere ist schwarz von Farbe; Bleiweiss streicht man dieser auf.
Uebermässig blass ist jene; ihr reibt man Zinnober ein.
Ist ein einzelner Theil vorzüglich, dieser wird mit Fleiss entblösst.
Hat sie etwa schöne Zähne, muss sie lachen früh und spät,
dass die Leute mit Bewunderung ihres Mundes Anmuth sehen." —

Die eigentlichen Schmucksachen bildeten, nächst den bereits erwähnten Kopfzierden und Fingerringen (S. 318; S. 323), der

Fig. 211.

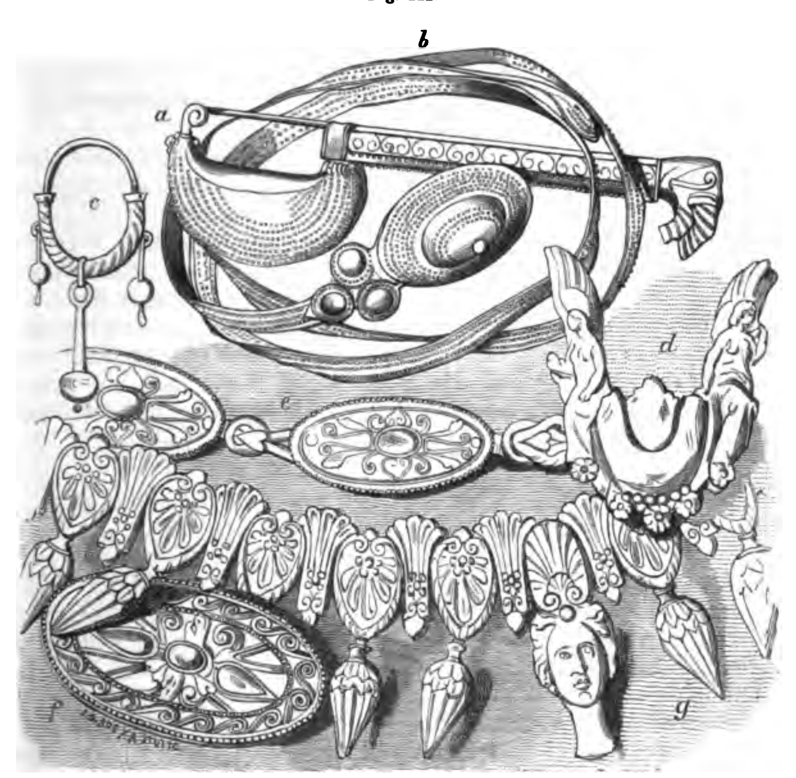


Sache nach stets wesentlich die auch schon dem Homer bekannten. Es waren dies Armspangen, Haarnadeln, Gewandhafteln, Busengeschmeide aus Gold und Electron, Kettlein und goldene Ketten. — In Betreff ihrer Verwendung wich die anfängliche Gemessenheit bald einem Aufwande, hauptsächlich in Kostbarkeit des Einzelnen, so dass es schon früh behördlicherseits für geboten erachtet ward, dagegen gesetzlich einzuschreiten, und so auch nun häufigeren Fälschungen, besonders von Steinen, zu begegnen.

Die Fingerringe wurden, wie die der Männer, zunehmend kunstvoller durchgebildet, mit immer kostbarer behandelten Gemmen, auch mit Bernsteinplatten geziert, und auch, ebenso wie von jenen, allmälig bis zum Uebermaass angelegt. — Die Armspangen, bestimmt für den Oberarm, anderntheils für das Handgelenk, erhielten bei im übrigen mannigfacher Ausgestaltung zu bald flachen bald runden Reifen, vorzugsweise die Form einer ein- oder mehrfach gewundenen Schlange, gelegentlich mit Steinen besetzt (*Fig. 211. d, e*). Auch gab es Fussknöchelspangen,

zumeist von dem ähnlicher Beschaffenheit. Sie jedoch wurden fast lediglich von Tänzerinnen asiatischer Herkunft und von Hetären getragen. — Die Haarnadeln wechselten vor allem in der Gestalt der Knöpfe, sowohl in allerlei eigen erfundenen rein ornamentalen Gebilden, als auch in Darstellungen von Thieren, von Vierfüsslern, Vögeln und Insecten, von menschlichen Figürchen u. s. f. (*Fig. 211. a, b*). — Den Halsschmuck bildeten vorwiegend einfache und doppelte Ketten, feine, auch mehrfach

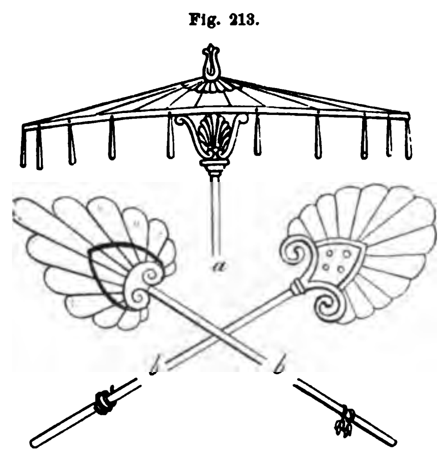
Fig. 212.



gedrehte Reifen, zum Theil mit Gemmen u. s. w. besetzt, so wie auch mit Anhängseln ausgestattet, dann aber auch, namentlich in späterer Zeit, unterschiedlich geordnete Schnüre ausschliesslich von Gemmen oder Perlen, von Edelsteinen u. a. m. (*Fig. 211. c; Fig. 212. b, e, g*). — Auch an Ohrgehängen fehlte es nicht. Sie bestanden gemeiniglich in zierlichen Reifen, mit Einhängseln theils von Perlen oder Steinen, theils von Metall, hauptsächlich Gold, in verschiedenster Durchbildung, darunter, wie es scheint, die Gestalten von Liebesgöttern und Siegesgöttinnen ganz be-

sonders beliebt waren (*Fig. 212. c, d*). — Die Kleiderspangen endlich erhielten, bei wohl vorwiegend kunstreicher Behandlung, nahezu alle Uebergangsformen von einem nur einfachen Dorn bis zur künstlichen Gelenkhaftel und von solcher wiederum bis zur flachen und zur gewölbten Schnalle (*Fig. 211. f*; *Fig. 212. a, f*). Wie Herodot erzählt, wurden zu seiner Zeit derartige Spangen von den Weibern der Argiver und Aegineten, als Spott gegen die athenischen Weiber, von auffälliger Grösse getragen.

Fig. 213.



Zu dem Allen kamen, als Putzgeräth, zierliche metallne Spiegel (*Fig. 211. g, h*), beinerne und metallne Kämme, und, zugleich als Schaustücke, Fächer und Sonnenschirm. — Die Fächer wurden zumeist von Zeug in Gestalt von Blättern gefertigt, und zum Theil bunt bemalt oder aus Federn zusammengesetzt (*Fig. 213. b*), und die Schirme, ähnlich den im Orient seit frühster Zeit üblichen Schirmen so hergestellt, dass sie auf- und zugespannt werden konnten (*Fig. 213. a*; vergl. *Fig. 56*; *Fig. 74*; *Fig. 100. b*).

Kennzeichnendes Verhalten.

Das Aussenleben trug im Grunde mehr das Gepräge eines sich innerhalb der Grenzen allgemeiner Anstandsforderungen frei bewegenden individuellen Wechsels, als das einer etwa bedingten, ausgleichenden Maassstäblichkeit. So vor allem in Attika, während in Lakonien allerdings, so lange hier das lykurgische Gesetz die Lebensweise allein bestimmte, auch das Wesen des Einzelnen mehr dem unterworfen blieb. Zwar galt, wie den Attikaern, so auch den Doriern die Weise der Anordnung der Gewänder, wie vorzugsweise des Faltenwurfs, als Maassstab für den Bildungsgrad ihres Trägers, und ebenso, wie dort auch hier, für das männliche Geschlecht als ein Zeichen von guter Erziehung beide Hände im Umwurf zu bergen und mit gesenktem Haupte zu gehen (*Fig. 198. a*), — eine solche Verschiedenheit kleidlicher Erscheinungen indessen, wie in Attika sich zeigte, hatte Lakonien auch wohl selbst noch in späterer Zeit kaum annähernd aufzuweisen. So gab es in Attika, vornämlich in Athen, insbesondere nach Beendigung des peloponnesischen Kriegs, nicht wenige

gebildete Männer, welche als „Lakonisten“ geradezu etwas darin suchten sich, gegensätzlich dem Zeitgeschmack, ganz nach altspartanischem Brauch, mit dem Tribon u. s. w. zu bekleiden, anderseits wiederum Stutzer, die, von Salben duftend, mit gekräuseltem Haar, in den feinsten Gewandungen, mit Blumensträusschen, Riechfläschchen u. dergl. in den Händen, auf Markt und Strasse flanirten. Anderen, so den Aerzten, machte schon ihre Stellung an sich eine stets saubere und sorgfältige Kleidung zur Pflicht, während wieder Andere, wie vor allem die Pädagogen, denen die Aufsicht über die Kinder und deren Erziehung anvertraut war, auch sich eigens auszeichneten. Die Pädagogen erschienen zumeist, sich den Anschein von Würde gebend, in zum Theil asiatisirender Kleidung, mit einem über dem Chiton gefestigten, verbrämten Schultermantel, mit hohen Schnürstiefeln und hohem Krummstab; — und abermals von ihnen verschieden die „Philosophen“ und deren Schüler, die gemeiniglich Aermlichkeit, selbst bis zum „Cynismus“, zur Schau trugen. Daneben dann gab es auch wirkliche Arme, namentlich in Athen in Menge. Sie denn mögen mehrentheils, auch bis in die späteste Zeit, der homerischen Schilderung der durch Athene bewirkten Erscheinung des Odysseus als Bettlers geglichen haben:

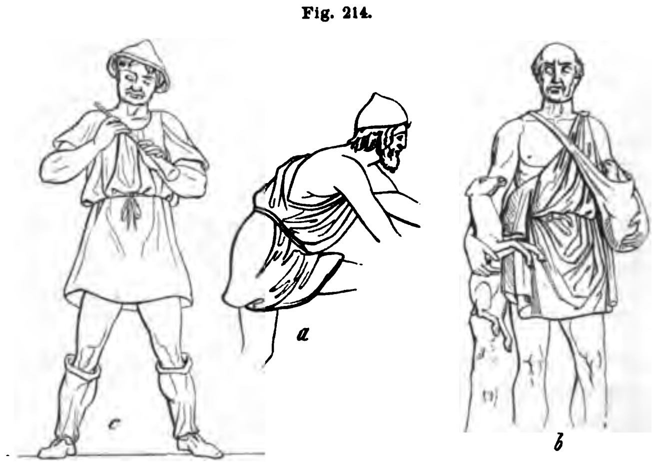
„Statt der Gewand umhüllt ihn ein hässlicher Kittel und Leibrock,
Beide zerlumpt und schmutzig, von hässlichem Rauche besudelt;
Auch ein grosses Fell des hurtigen Hirsches bedeckt ihn,
Kahl von Haar; und sie reicht ihm den Stab, und den garstigen Ranzen,
Häufig geflickt ringsum, und daran ein geflochtenes Tragband.“ —

Wohl ähnlich einer solchen Bekleidung, wenn auch nicht gerade „zerlumpt und schmutzig“, war die der niederen Gewerbtreibenden und der dienenden Stände, die nicht das volle Bürgerrecht hatten. Für die letzteren bestand überdies hinsichtlich des äusseren Erscheinens sowohl in Attika, als auch in Lakonien, ein gewisses gesetzliches Verhältniss. In dem demokratischen Athen erstreckte dies sich allerdings wesentlich nur auf die Fremden und auf die nichtgriechischen Sklaven, bei den Doriern jedoch von vorherein auf sämmtliche nichtdorischen Stämme, und so auch auf die ursprünglich einheimische Bevölkerung, auf die „Periöken“ und „Heloten“. Diesen aber war in Lakonien Landbau, Handel und Gewerbe ausschliesslich überlassen, wohingegen solcher Betrieb in Athen, ausser den nun hier sogenannten Schutzverwandten oder „Metoeken“, auch dem freien Bürger ohne jede Beschränkung zustand. — Während der Freie überhaupt sich nach eigenem Ermessen kleidete, war den unfreien, dienenden Klassen der Gebrauch des „Himations“ (Umwurfs) und das Tragen langwallenden Haars versagt. — Im übrigen blieb es den den Doriern unterworfenen Stämmen unbenommen, sich in der ihnen volks-

thümlich eigenen Weise zu kleiden. So behielten vor allem die Heloten ihre alte ländliche Bekleidung bei. Diese selbst zeichnete, und ebenso die der Arkader und der Landleute von Megara, ein Schafpelz und eine lederne Kappe mit breitem Rande aus. — Den thessalischen Stämmen waren die „Chlamys“ (S. 311) und der „Petasos“ (S. 317), den Aetoliern insbesondere ein hohes Schuhwerk und die „Kausia“ (S. 317) so wie auch eine hochgeschürzte „Exomis“ (*Fig. 214. a*), vielleicht zum Theil auch Ueberzüge von Fell oder Leder eigen. Von den ärmeren Bewohnern von Phokis und Euböa bemerkt Pausanias, dass sie schweinslederne Chitonen tragen.

Die Bekleidung der Handwerker und sonstiger Gewerbtreibender in den Städten beschränkte sich zumeist auf weisse, graue oder dunkelfarbene Hemden von gröberem Wollenstoff. Sie waren,

Fig. 214.



den Zwecken je angemessen, theils ermellos (*Fig. 192*), theils kurzermelig („Amphimaskalos“, *Fig. 214. c*), theils, als „Eteromaskalos“, mit nur einem Ermel versehen (*Fig. 214. b*), theils auch als „Exomis“ so gestaltet, dass sie die Brust nur zur Hälfte bedeckten (*Fig. 214. a*). Diese letztere Form besonders blieb den Schiffern und Sklaven eigen. — Bei der Arbeit trug man bisweilen auch nur einen mässig breiten Schurz (*Fig. 215*).

Für die weibliche Dienerschaft dürften hinsichtlich der Tracht kaum bestimmtere Forderungen bestanden haben. Bei dieser hing sie wahrscheinlich ganz von der Laune der Herrschaft ab.

Flötenspielerinnen und Tänzerinnen, sowie überhaupt alle diejenigen Weiber, die ihre Künste zur Schau stellten, suchten, unter Aufwendung jeglicher Verschönerungsmittel, möglichst reizvoll zu erscheinen. Sie machten den weitesten Gebrauch von besonders

kostbaren zartfarbigen und buntgemusterten Stoffen, von sikelischen und argivischen Gewändern, zu denen das nachschleppende „Tarantinidion“ gehörte, so wie auch namentlich von den nahezu durchsichtigen, und eben auch desswegen berüchtigten, koischen und amorgischen Geweben (*Fig. 216; Fig. 217;* vergl. S. 178).

Zu allen diesen Gestaltungen traten die kleidlichen Erscheinungen hinzu, welche sich unter dem Einflusse des privaten, des staatlichen und des cultlichen Verhaltens je eigens herausgebildet hatten. Obschon bei Attikaern und Doriern wohl im ganzen zusammenklingend, wichen sie immerhin in Einzelheiten von einander ab.

Eine solche Verschiedenheit bestand gleich innerhalb der Grenzen des engeren Familienlebens rücksichtlich der Behandlung der Kinder. In Athen galt das Kind als Privateigenthum der Eltern, in Sparta fiel es dem Staate anheim. Alle weiteren Bezüge der Jugenderziehung beruhten bei den Doriern vorwiegend auf dem der lykurgischen Verfassung zu Grunde liegenden System körperlicher Abhärtung und Entsagung, bei den Athenern auf dem eigenen Ermessen der Eltern. In Sparta wurde das Neugeborene nach dem üblichen ersten Bad durchaus nackt belassen, in Athen in wärmende Tücher gehüllt; hier auch, bevor es laufen gelernt, theils in einer schützenden Mulde, theils in einer Art Schwinge gewiegt (*Fig. 218. a*).

Fig. 215.



So lange die Kinder, ungetrennt, bei der Mutter verblieben, bestand ihre Kleidung, abgesehen von zauberabwehrenden Amuleten, mit denen man sie bald nach der Geburt behing, in Athen aus einem wolligen Hemdchen, in Sparta aber gemeiniglich aus einem nur dürftig deckenden Umhang (*Fig. 218. b*). — Im übrigen fehlte es den Kleinen weder an Spielen noch Spielgeräthen, doch auch ebensowenig entgingen sie gelegentlicher Züchtigung. Sie wurde mit der Sandale, mit einer Ruthe oder einem Riemen vollzogen.

Die athenischen Mädchen wurden bereits im fünften, bisweilen aber erst im zehnten Jahr, der Göttin Artemis geweiht. Aus symbolischen Gründen erhielten sie dann, zugleich mit der Bezeichnung „Bärinnen“, ein safranfarbiges Gewand. Sie blieben, entgegen spartanischem Brauch, auf das Haus und dessen Besorgung verwiesen.

Die männliche Jugend bei den Spartanern ward alljährlich

am Feste der Orthia vor dem Altar der Artemis einer Geisselung unterworfen. Ihr war es Gesetz nur den „Tribon“ zu tragen und,

Fig. 216.



Fig. 217.



selbst im Winter, barfuss zu gehen. Der athenischen Jugend war der Gebrauch von „Chiton“ und Schuhwerk geboten.

Fig. 218.



Für den Jüngling war mit dem Eintritt in das sechszehnte oder achtzehnte Jahr, dem Beginn der Ephebenzeit, ein Wechsel der Klei dung verbunden. Dann ward sein Haar verkürzt, und sein vornehmstes Uebergewand die „Chlamys“ (S. 311). Nachdem er seiner Dienstpflicht genügt und die Rechte des Bürgers erlangt hatte, blieb ihm die Gründung eines eigenen Hausstands anheim gestellt.

Indessen bevor er sich dazu entschloss — und der Athener wohl noch um so schwerer, als diesen die in Attika übliche Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts mehr auf sich und Seinesgleichen hinwies — zog er es vor noch längere Zeit sich seinen Neigungen, theils den Uebungen in den Palästren, den Zusammenkünften in Bädern, öffentlichen Hallen u. s. w., theils auch, und dies mit Vorliebe, freundschaftlichen Gastereien und Trinkgelagen hinzugeben.

Das Erscheinen bei Gastgeboten erforderte eine eigens sorgfältige Bekleidung, vor allem eine zierliche Beschuhung.

Bevor man sich zu Tische legte, entledigte man sich der Fussbekleidung. Es geschah dies zumeist durch einen Sklaven, der sie in Verwahrsam nahm. Hiernach wurde, zur Waschung der Hände, Wasser herumgereicht.

Während der Speisung durfte man sich seiner Bequemlichkeit überlassen. Die Speisen selbst wurden unmittelbar mit der Hand zu Munde geführt, Suppen u. dergl. aus kleinen Schälchen getrunken. Demzufolge erfand man später, zugleich als Schutz gegen die Hitze, Esshandschuhe oder Fingerlinge.

Nach Beendigung des Mahls ward wiederum Reinigungswasser gereicht, nun im Verein mit wohlriechenden Seifen. Hierauf folgte der Nachtisch und eine Vertheilung von Kränzen, woran sich, als eigentlicher Haupttheil, das Trinkgelag oder „Symposion" schloss.

Zu den Kränzen wählte man am liebsten Myrte, Veilchen und Rosen; nächstdem Epheuranken und das Laub der Silberpappel. Man umwand häufig nicht nur das Haupt, sondern auch, mehrentheils zugleich, die Brust, die Arme und selbst die Beine.

Unter geselligen Spielen, die nicht ohne Ordnung vor sich gingen, und bei steigender Wirkung des Weins löste die Laune oft jeglichen Zwang. Kamen zur Erheiterung der Gäste, wie in späterer Zeit nicht selten, auch Flötenspielerinnen und andere Künstlerinnen hinzu, so lag auch sinnliche Ausartung nicht fern. Dann aber dauerten solche Gelage vielfach bis zum frühen Morgen. —

Die in Sparta durch Lykurg eingeführten Sissitien (Phiditien), oder Gemeinmahle, an denen selbst schon die Kleinen Theil nahmen, und zu welchen die Jünglinge vom achtzehnten Jahre an täglich in den Agelen zusammenkamen, liessen es hier, zumal bei der auch sonst staatlich geregelten Lebensweise, mindestens vor Auflösung derselben, wohl nie zu demähnlichen ausschweifenden Vergnügungen kommen. Dagegen begünstigte gerade die lykurgische Verfassung einerseits durch die freiere Stellung, die sie dem weiblichen Geschlechte gewährte, als auch selbst durch dahin bezügliche Bestimmungen, die Gründung eines Hausstands um so mehr.

Jeder gesetzlichen Ehe musste die Einwilligung der Eltern von Seiten der Braut als Verlöbniss vorangehen. In Sparta knüpfte sich hieran der Brauch, die Verlobte scheinbar zu entführen. Zu dem Zweck ward sie von dem Bräutigam bei einer Freundin desselben (?) untergebracht. Hier wurde ihr das Haar geschoren, sie mit einem männlichen Gewand und mit Schuhen bekleidet, in dunkler Kammer auf ein Lager von Binsen gebettet. Auf diesem verblieb sie, bis der Verlobte, heimkehrend von dem Gemeinmahle, sie erhob und ihr den Gürtel löste.

In Athen beschränkten sich die mit dem Verlöbniss verbundenen Gebräuche auf Opfer für die Schutzgötter der Ehe, den Zeus, die Hera u. A. In Trözen bestand der Brauch, dass jede Jungfrau vor ihrer Vermählung eine Locke von ihrem Haar im Tempel des Hypolyt niederlegte.

Am Hochzeitstage nahmen die Braut und der Bräutigam ein Bad. Am Abend fand, gemeiniglich im Hause der ersteren, ein Festmahl statt, an welchem die Frauen nebst der Verlobten von den Männern getrennt Theil nahmen. Alle hierbei Anwesenden erschienen in reicherem Schmuck, die Braut noch besonders aus-

Fig. 219.



gezeichnet durch einen Schleier, der sie völlig verhüllte, und mitunter durch farbige Gewänder. In der Kleidung des Bräutigams scheint nicht selten, vornämlich in späterer Zeit, eine selbst kleinasiatisch-ionische Pracht geherrscht zu haben (*Fig. 219. a*). Für die Gäste bedingte der feinere Anstand eine weisse Gewandung. Allen gemeinsam war eine Bekränzung des Hauptes mit frischen Blumen.

Nach beendigtem Schmaus fand die Heimführung statt. Zu dem Zweck bestieg die Braut einen mit Pferden oder Ochsen oder mit Maulthieren bespannten Wagen. Auf ihm nahm sie, in steter Verschleierung verbleibend, zwischen dem Bräutigam und einem Verwandten Platz. Hinter ihm reihten sich die Gäste. Voran, je zur Seite, trat ein Fackelträger. So, nachdem von der Mutter der Braut die Hochzeitsfackel entzündet worden, setzte sich der Zug unter Flötenspiel und dem Gesange des „Hymenäos" gegen die Wohnung der Vermählten in Bewegung.

Vor dem Hause angelangt, wurde, so in Böotien, die Deichsel

des Wagens verbrannt. — Am nächstfolgenden Tage empfing das neue Paar Geschenke, die ihm Freunde und Verwandte im festlichen Zuge darbrachten. Dem Zuge voran schritt ein Knabe, weiss gekleidet, mit brennender Fackel. Ihm folgte ein Mädchen, einen Theil der Gaben in einem Körbchen auf dem Haupte tragend. —

Die schliesslich mit der Todtentrauer verbundenen Aeusserungen waren in Sparta durch Lykurg, soweit es das privatliche Verhalten betraf, auf ein einfaches Maass bemessen; die dem ionisch-attischen Wesen eigene Erregbarkeit hatte dagegen von vorherein allein schon an der Ausstattung der Leiche ein weiteres Formenwesen entwickelt.



Fig. 220.



Ueblich im allgemeinen war es, dem Verstorbenen Augen und Mund zu schliessen, sein Gesicht zu verdecken, ihn zu waschen, zu salben, in reine Gewänder zu hüllen, ihn ausgestreckt auf ein Lager zu betten und sein Haupt zu bekränzen. Ausserdem bestand bei den Doriern wesentlich nur noch der Gebrauch, ihn, zu feierlicher Bestattung, in ein purpurnes Tuch zu wickeln und mit Oel- und Lorbeerbaumzweigen zu bestreuen. — Bei den Attikaern begann die Trauer sofort nach dem Dahinscheiden an dem Lager des Verstorbenen mit einem ungestümen Geschrei gemietheter Klageweiber. Den Leichenzug selbst behandelten sie gleich einem Schaugepränge. Durch Heranziehung aller Verwandten und von möglichst vielen Freunden, sowie auch durch gedungene Fackelträger, Flötenspieler und Hornbläser, welche Trauermusiken spielten, strebten sie ihn zu verherrlichen.

Zeitweis wiederkehrende Gedächtnissmahle, Schmückung der Gräber durch Bandumwindungen und Opfer für den Verstorbenen waren Doriern und Attikaern gemein; ebenso, als Zeichen der Trauer, Entsagung von jeglichem Schmuck, Kürzung des Haars und Trauergewänder. Letztere, schon bei Homer als vorwiegend dunkelfarbig bezeichnet, bestanden mit Ausnahme in Argos, wo man in Weiss trauerte, zumeist in grauen oder schwarzen Ober- und Unterkleidern (*Fig. 220. a, b*). —

Der Einfluss des staatlichen Verhaltens äusserte sich von vorherein namentlich in Eigenschaftsbezeichnungen. Schon die homerischen Könige, wenngleich weit entfernt von einer unumschränkten Machtstellung des orientalischen Herrscherthums, theilten mit diesem die Zeichen der Würde — Scepter, Mantel und Diadem.

Das Scepter behauptete den ersten Rang. Als Merkzeichen ausübender Macht, galt es zugleich als Sinnbild richterlicher Befugniss. Ungeachtet man seinen Ursprung bis auf Zeus zurückverfolgte, stand man nicht an es gelegentlich auch als Prügel zu gebrauchen. So selbst der besonnene Odysseus gegen den schmähsüchtigen Thersites, denn

„— — — rasch mit dem Scepter ihm Rücken und Schultern
Schlug er; da wandt' sich jener, und häufig stürzt' ihm die Thräne.
Eine Striem' erhub sich mit Blut anschwellend am Rücken
Unter dem goldenen Stab." — — —

Seiner Beschaffenheit nach entsprach es vermuthlich den asiatischen Scepterstäben. Anzunehmen ist, dass es auch hier ein vergoldeter oder mit kleinen goldenen Nägeln ringsum beschlagener längerer Stab war.

Der Mantel, vielleicht weniger bedeutsam, scheint vorwiegend purpurfarbig und auch sonst verziert gewesen zu sein. Durch einen so gefärbten Mantel zeichnete sich Agamemnon aus; und ebenso

„war das Gewand des Odysseus purpurn, und rauh,
Zwiefach; aber daran die goldene Spange geheftet,
Schliessend mit doppelten Röhren; und vorn war prangendes Stickwerk.
Zwischen den Vorderklauen des wild anstarrenden Hundes
Zappelt' ein fleckiges Rehchen; und jeglicher schaute bewundernd,
Wie, aus Golde gebildet, der Hund anstarrend das Rehkalb
Würgete, aber das Reh zu entflieh'n mit den Füssen sich abrang."

Das Diadem ward, wie es scheint, allerdings mehr nur in der Eigenschaft eines blossen Schmucks getragen, daher auch wohl gemeiniglicher durch eine einfache Stirnbinde ersetzt.

Nächst den Königen stand den Herolden und Priestern die Führung eines Scepters oder doch eines dem königlichen Scepter

ähnlichen Stabs zu. Von diesen Stäben waren die einzelner Priester, so die der Priester des Apoll, durch einen aus wollenen Bändern geflochtenen Kranz (Stemma) ausgezeichnet. Auch führten die Volksrichter eigene Stäbe. —

Diese Abzeichen insgesammt gingen auf die folgende Zeit über. Sie vererbten in den Herrscherfamilien, auch nachdem diese längst von ihren Thronen gestiegen waren. In ihrer Bedeutsamkeit jedoch wechselten sie, wie namentlich nach der dorischen Einwanderung, ganz in dem gleichen Verhältniss, wie die Staatsformen an sich.

Bei den Doriern hatte Lykurg dem Königsthum als Zweiherrschaft einen festen Boden gegeben. Bei ihnen mithin konnte ein solcher Wechsel wohl nicht sobald eintreten, umsomehr, als seine Verfassung überhaupt keine Neuerung bezweckte. Die Könige genossen, bei aller Beschränkung, die ihnen das Gesetz auferlegte, hohe ersichtliche Ehren. Dahin gehörten, als Herrscherschmuck, auch die Abzeichen des Königsthums (*Fig. 221*). So auch zeichnete sie insbesondere, gegensätzlich privatlichem Brauch, ein prunkvolles Begräbniss und zehntägige Landestrauer aus. Der Markt ward geschlossen und mit Streu belegt; die Todesbotschaft durch Reiter im Lande verkündigt. Klageweiber, eherne Becken zusammenschlagend, durchschritten die Stadt. Je in einem Hause legten mindestens zwei der freibürgerlichen Bewohner (Mann und Weib) Trauergewänder an. Aus ganz Lakonien mussten eine bestimmte Anzahl von Periöken und Heloten nach Sparta eilen, um den Verstorbenen öffentlich zu beklagen. — Selbst wenn der König im Auslande, etwa im Kriege, sein Leben verlor, fand hier ein ähnliches Begräbniss statt. Konnte man seines Leichnams nicht habhaft werden, so suchte man ihn durch ein Bild zu ersetzen.

Fig. 221.

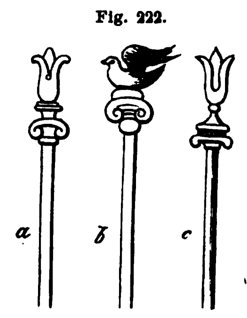


Wohl im Vorbehalt dieser Würden eben für die Person des Königs verblieb hier das Beamtenthum, trotz seines zum Theil hohen Ansehens, ohne äussere Merkzeichen. Weder der an sich so mächtige lykurgische „Rath der Alten“ (Gerusia), noch die kaum minder mächtige Stiftung der Ephoren u. s. f., waren irgend derart gekennzeichnet. Nur die Richter führten nach wie vor, als Sinnbild ihres Amts, einen Stab.

Die demokratische Grundlage, auf der sich der attische Staat

bewegte, konnte die Fortdauer solcher Abzeichen, als Ausnahme- und Gewaltzeichen, eben nicht begünstigen. Freilich waren diese auch hier den alten Adelsgeschlechtern verblieben; jedoch ebensowenig als es diesen glückte sich wieder über das Volk zu erheben, sie folgends vielmehr allein durch dies zu staatlichen Würden gelangten, ebenso sanken diese Abzeichen zu bedeutungslosen Zierden herab. Höchstens nur noch wo der Einzelne, doch eben stets nur vom Volke selbst, an die Spitze gestellt wurde, wie die zeitweis eingesetzten „Tyrannen", kamen nun durch diese abermals ähnliche Abzeichen in Anwendung; ihre ursprüngliche Eigenschaft aber ward ihnen auch hierdurch nicht wiedergewonnen. Auch pflegten sich diese Vertreter mehrentheils besonders reich, wohl selbst nach asiatischer Weise zu schmücken. Ohne hierin beschränkt zu sein, erschienen sie gelegentlich in langfaltigem, gemustertem und mit Flittern besetztem Chiton, reich mit Gold verziertem Gürtel, purpurverbrämtem Ueberwurf, kostbaren Sohlen, Diadem und Scepter (*Fig. 222. a—c*).

Fig. 222.



Die nach dem Sturze der Tyrannen dann auftretenden Volksführer vermieden jede Auszeichnung. Doch legten nun sie gemeiniglich Werth auf eine gewinnende Aeusserlichkeit. Nächst dem älteren Nikias, wird sowohl dem Themistokles als auch dem Perikles eine Vorliebe für stattliche Kleidung nacherzählt.

Besondere Abzeichen in Athen beschränkten sich seit schon früher Zeit wesentlich auf eine Bekränzung des Haupts und einen nur einfachen Stab. Auch die erste und höchste Behörde, die der Archonten, war lediglich hierdurch ausgezeichnet, und blieb auch dies der einzige eigentlich amtliche Schmuck. Ueberdies aber ward eine Bekränzung auch, ganz im demokratischen Sinne, zu einem Zeichen der Ehre und des Verdienstes überhaupt erhoben.

Demgemäss war die Art der Kränze und die Weise der Bekränzung gewissen Bestimmungen unterworfen. Der Kranz der Archonten bestand aus Myrte. An ihn knüpfte sich die Unverletzlichkeit der Person. Unter der gleichen Bedeutung trug der Redner in Volksversammlungen einen Kranz, doch nur so lange als seine Ansprache währte. Und so auch erschien der „Rath der Fünfhundert", die später höchste Verwaltungsbehörde, im Amte durchaus bekränzt.

Der Stab bewahrte seine Bedeutung als Zeichen ausübender Rechtsgewalt. Als solches stand er jedem Richter zu. — Die Stäbe der athenischen Richter waren, je wie die Gerichtshallen, roth und lauchgrün bemalt.

Zu Besonderheiten in der kleidlichen Erscheinung gehörten die, welche die attische und auch die dorische Gerichtsbarkeit als Strafen mit sich brachten. Eine solche traf in Athen, wenn auch nur als Ordnungsmittel, selbst schon diejenigen Bürger, welche sich eine Verspätung in dem Besuch der anberaumten Volksversammlungen zu schulden kommen liessen. Der Lässige wurde vom Amtsdiener vermittelst einer Mennigschnur roth bezeichnet und ihm der Sold entzogen.

Vor allem aber war es die Ehrloserklärung (Atimie), welche ersichtlich geahndet wurde. In Sparta wurde dem Entehrten die Hälfte des Haupthaars geschoren, und ihm das Tragen eines dürftigen, geflickten Gewands anbefohlen. — In Kreta herrschte der Brauch, Ehebrecher mit Wolle zu bekränzen. Bei den Cepreaten wurden sie drei Tage gebunden herumgeführt. Ehebrecherinnen hüllte man in ein durchsichtiges Gewand und stellte sie so auf dem Markte zur Schau; in Kyrene zwang man sie auf einem Esel umherzureiten. Feiglinge wurden, so in Thuri, mit einem Weibergewand bekleidet; Sykophanten und Betrüger durch einen Kranz von Myrike bezeichnet u. a. m.

Unter den staatlichen Vorständen nahmen in Athen, wie in Sparta, auch die der Gymnasien eine bevorzugte Stellung ein. An ihrer Spitze stand der Gymnasiarch. Ihn zeichnete ein längerer Stab und bei Festen ausserdem ein entweder ganz purpurfarbiges oder so verbrämtes Obergewand aus.

Das Kriegswesen.

In Sparta bildete das Heerwesen, nachdem es durch Lykurg geregelt worden, die Grundlage der Staatsverfassung; in dem friedlicher erstandenen Athen gestaltete es sich aus dem Staatsorganismus mehr allmälig heraus, auch wesentlich mehr nur zu einem besonderen für sich begrenzten Theil desselben. Dessen hier sowohl wie dort ordnungsmässigere Fortentwickelung bis zu einer eigentlichen Kriegskunst, wirkte dann auch demgemäss auf die Ausrüstungsweise zurück.

Die Waffen.

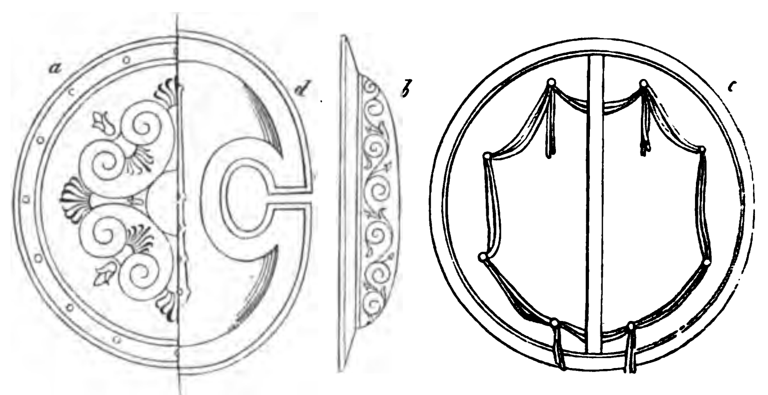
Die in den, wohl noch aus vordorischer Zeit herrührenden Grabstätten von Mykene (S. 320) aufgefundenen Waffenstücke bestehen in bronzenen Schwertern, in Dolchen, Ueberresten von Lanzen und, was deren hohes Alter nur um so wahrscheinlicher macht, in Messern und Pfeilspitzen von Obsidian. Die Schwerter und Dolche hatten hölzerne Scheiden, die ihrer ganzen Länge nach mit goldenen, gegen die Spitze zu je kleineren Knöpfchen besetzt waren, und haben die Schwerter zum Theil goldene, reich ver-

zierte Griffe mit auffällig grossem theils goldenem, theils alabasternem Knauf. — Auch sie tragen insgesammt, gleich den dort gefundenen Schmucksachen, hinsichtlich ihrer Verzierungsform ein vorwiegend vorderasiatisches Gepräge, und lassen somit voraussetzen, dass eben zu jener Zeit auch die Bewaffnung im Ganzen der der Vorderasiaten, so wie auch der der Assyrier, mindestens ähnlich gewesen sei. —

Vergleicht man die Beschreibungen Homers von dem Waffenschmuck seiner Helden (S. 180) mit den Darstellungen gerüsteter Krieger in griechischen Vasengemälden, so ergiebt sich, dass zu den damals bereits angewandten Rüststücken der Sache nach kaum neues hinzukam.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den dahin bezüglichen Stoffen und deren Verarbeitung. Zu ersteren zählten nach wie vor haupt-

Fig. 223.



sächlich Gold, Silber, Eisen, dies auch zu Stahl gehärtet, Kupfer, gehärtet, Zinn und Blei, Leder, Holz u. s. f. So auch sah man sich fortdauernd für die Beschaffung von Metallen vornämlich auf die kleinasiatischen Kolonien verwiesen.

Hinsichtlich der Behandlung und Verarbeitung der Metalle war man überhaupt frühzeitig zu hoher Geschicklichkeit gelangt. Bekannt war bereits Homer das Schmelzen, Giessen (?), Zusammenschweissen, Löthen, Nieten und Poliren, so auch das Verschmelzen von Gold und Silber (Elektron) und von Kupfer und Zinn zu Bronze. Die Schmiedewerkstätten waren ausgestattet mit besonderen Schmelzöfen, Gebläsen, Schmelztiegeln u. dergl. m.; ebenso mit einem, nach den Zwecken sehr verschiedenen, wohlausgebildeten Handwerkszeug, als grösseren und kleineren Ambosen, Hämmern, Zangen u. s. f.

Bis zu welchem Grad der Vollendung, wie insbesondere in der verzierenden Ausstattung, es die homerische Zeit gebracht,

lässt sich denn aber bei dem Mangel von Ueberresten aus dieser Zeit allerdings nicht wohl ermessen. Indessen legen Schilderungen, wie die Homer's vom Schild des Achilles und die Hesiod's vom Schild des Herakles, immerhin Zeugniss dafür ab, inwieweit solche Ausstattung überhaupt als möglich gedacht werden konnte.

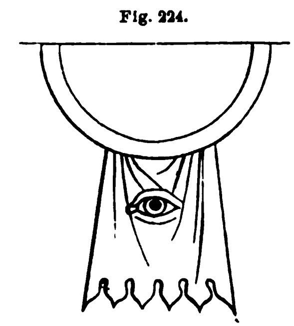
Für die dann in der späteren Zeit hierin erreichte Geschicklichkeit sprechen einzelne Bruchstücke, zum Theil von vollendeter Durchbildung, wie vor allem zwei bei Siris gefundene bronzene Schulterdecken, je mit erhobener Darstellung eines Amazonenkampfs. Sie lassen zugleich erkennen, wie man sich auch nun eigens bestrebte die Rüstung in ihren einzelnen Theilen den Formen des Körpers genau anzupassen und auch, wo es geboten war, als Gegenstand der Kunst zu behandeln. — Wohl wesentlich mit in Folge dessen schritt man dazu den zu unmittelbarer Bedeckung des Oberkörpers bestimmten Brust- und Rückenpanzer, gleich wie schon seither die Beinschienen, aus nur zwei Platten zu fertigen. Und da weder bei den Aegyptern, noch bei den Assyriern und Persern, überhaupt bei keinem nichtgriechischen Volke eine solche Gestaltung üblich war, dürfte denn sie wohl als eine Erfindung der Griechen zu erachten sein. Sie sagte dem den Griechen überhaupt eigenen Bildetrieb eben entschiedener zu, als die sonst gebräuchlichen, wesentlich asiatischen, formloseren Schienen- und Schuppenharnische. Zwar brachten sie auch diese noch, wenngleich immer seltner, in Anwendung, suchten aber dann auch ihnen eine nun mehr dem Plattenharnisch entsprechendere Form zu geben.

Dass sich eine künstlerische Bethätigung nur auf die Waffen der Reicheren erstreckte, ist wohl selbstverständlich; ebenso aber ist anzunehmen, dass auch die Bewaffnung im Allgemeinen davon mitberührt ward. Für das letztere spricht allein schon der nicht unbeträchtliche Preis gewöhnlicherer Rüststücke. So unter anderem kostete zur Zeit des Aristophanes (421—338 v. Chr.) ein Helm eine Mine (22 Thlr. 22 gr.), ein mit Ketten ausgestatteter Brustpanzer zehn Minen (229 Thlr. 4 gr.) und eine Kriegstrompete sechszig Drachmen (13 Thlr. 8 gr.).

Unter den Schutzwaffen war die älteste und vorzüglichste der Schild. Derselbe bestand nach wie vor hauptsächlich aus festem Holze mit einem drei-, auch mehrfachen Ueberzug von starkem Stierleder, aussen theilweis und um den Rand mit Metall beschlagen, oder ganz mit Metallblech bedeckt, sowie auch lediglich aus mehren Lagen von Metall oder, jedoch seltner, aus nur einer Metallplatte. Seine Form blieb vorherrschend die des bereits von Homer ausschliesslich hervorgehobenen grossen und kleineren Kreisschildes. Auch war er als solcher fortdauernd gewölbt, mehr oder minder verziert, und mit den nöthigen Handhaben versehen. — Die grösseren Kreisschilde hatten später, in der geschicht-

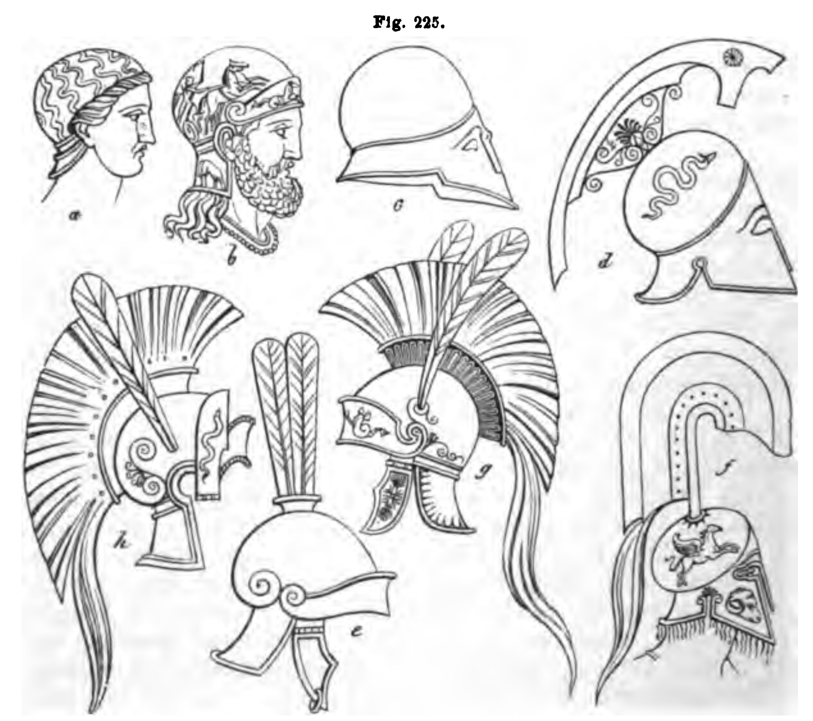
lichen Zeit, einen Durchmesser bis zu vier, die kleineren mindestens bis zu zwei Fuss. Bei ersteren wurden die Handhaben vermehrt, indem man innerhalb ringsherum, abtheilungsweise, Riemen anbrachte (*Fig. 223. c*); bei den kleineren ward nun durchgängig die „karische Handhabe“ angewandt (S. 180), auch gelegentlich unterwärts ein länglich viereckter lanzenabfangender Behang befestigt (*Fig. 224*). — Ihren besonderen Schmuck bildeten, ausser metallnen Zierden (*Fig. 223. a, b*), allerlei aufgemalte Abzeichen, bestehend vornämlich in Darstellungen von Thieren, wie der Eule, der Schlange, des Scorpions u. s. w., und in planetarischen Gebilden. Auch pflegte man wohl längs dem Rande, vielleicht nach orientalischem Vorgang, kleine Glocken oder Schellen anzubringen.

Fig. 224.



Zu dieser Form traten hinzu der bei den Kleinasiaten vermuthlich schon frühzeitig gebräuchliche „Amazonenschild“ (*Fig. 122. a, b;* S. 181; *Fig. 141*), und der den altpersischen Schilden ganz ähnliche „böotische“ Schild (*Fig. 223. d;* vergl. *Fig. 103. a; Fig. 125. d, c*). — Im Verfolg taktischer Aus-

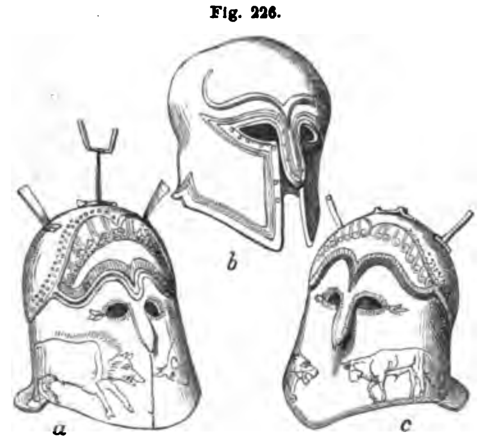
Fig. 225.



bildung wurde die Waffe zum Theil verkleinert; sowie auch zweckmässiger umgeformt (s. u.). Pausanias erwähnt an verschiedenen Stellen runde, mit Eisen beschlagene argolische, und länglich viereckte gallatische Schilde, Schilde mit lakedämonischen Abzeichen, eherne Schilde mit Inschriften, und vergoldete Schilde.

Der Helm, abgesehen von den seit frühester Zeit überhaupt stets üblichen Kappen von Thierfell oder Leder, gestaltete sich, wohl im Anschlusse an den von den homerischen Helden getragenen metallnen Helmen, zunehmend mannigfaltiger. Ausgehend von einer metallnen Kappe (*Fig. 225. a, b*), entwickelte er sich gleichsam aus solcher in Erweiterung derselben zu besonderen Schutztheilen für Stirn, Nase, Wangen und Genick, sowie auch zu Bügel oder Kamm, einerseits zu einem im Ganzen einheitlich geschlossenen, und dann, nun ausgehend wiederum hiervon,

Fig. 226.



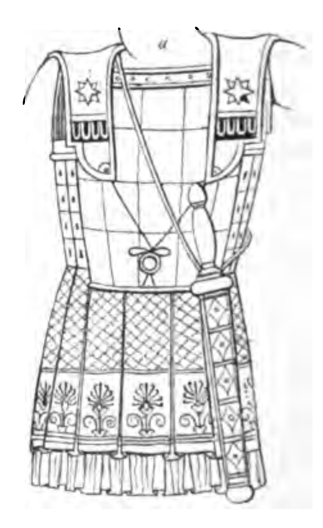
durch eine Ablösung dieser Theile und deren Wiedervereinigung durch Einösung in Stifte, zu einem beweglich gegliederten Schutz. Diese letztere Form (*Fig. 225. e, g, h*) war wesentlich den attischen, korinthischen und böotischen, die andere (*Fig. 225. c, d, f*) vorzugsweise den lakedämonischen Helmen eigen. Einzelne eben dieser Form durchaus entsprechende bronzene Helme wurden in Mittelitalien gefunden (*Fig. 226. a—c*), die mithin wohl griechischen Ursprungs sind. Auf ihnen zum Theil erhebt sich inmitten und an den Seiten je ein Stab, der zur Befestigung von Schmuck diente. — Den vornehmsten Schmuck bildeten, nächst erzenen, auch vergoldeten, oder selbst wohl goldenen, theils erhobenen Zierrathen, ein über der Kappe unmittelbar oder frei fortlaufender Bügel nebst daran befestigtem Busch zumeist von gefärbten Rosshaaren. Beides wechselte in der Form. Dem Busch ward bisweilen an jeder Seite eine lange Feder in senkrechter Stellung

hinzugefügt (*Fig. 225. h, g*); auch mitunter, statt Bügel und Busch, nur eine oder mehre so gestellte Federn beliebt (*Fig. 225. e*).

Die Bepanzerung des Oberkörpers, vielleicht in einer ihrer frühesten Gestaltungen in der den Darstellungen der Athene durchweg eigenen Brust und Rücken bedeckenden „Aegis" überlieferungsweise erhalten, bildeten, wie vorbemerkt, hauptsächlich zwei den Formen des Körpers angepasste Erzplatten. Sie erstreckten sich bis zu den Hüften, hier ringsum, mit wenigen Aus-

Fig. 227.





nahmen [1], wagerecht abschliessend, wurden durch eigene Schulterstücke, Seitenhäkchen nebst Gürtel zusammengehalten, und durch dicht aneinander gereihte sogenannte „Flügel" verlängert (*Fig. 227. a, b*). Die Platten, und so auch diese Flügel, boten sich der Verzierungskunst als vorzüglich geeignet dar. — Nächstdem bediente man sich, wenngleich zunehmend seltener, der Schuppen-, Leder- und Linnenpanzer [2]. — Unter dem Panzer trug man den Chiton,

---

[1] Unter den hauptsächlich auf Vasenbildern u. s. w. des späteren (schönen) Stils vorkommenden Harnischen finden sich nicht selten solche, die, durchaus vorbildlich dem römischen Kürass, über den Hüften nicht mit dem Gurt wagerecht, sondern (ungegürtet), den Leib mitbedeckend, rundlich abschliessen und hier mit kürzeren Panzerflügeln versehen sind; beispielsweise: Th. Panofka. Vasi di Premio.? Taf. II. b; Dubois Maisonneuve. Introd. Pl. XXX.; Inghirami. Monum. Etr. V. 15; E. Gerhard. Antike Bildwerke. Taf. XXXV. — [2] Nach Plutarch legte der makedonische Alexander vor der Schlacht von Arbella einen doppelt gewirkten, also vermuthlich wohl aus Linnen oder Baumwolle gefertigten Panzerrock an. Vergl. C. v. Minutoli. Notiz über den u. s. w. Mosaikfussboden.

vielleicht über diesem noch ein stärkeres ledernes oder gefilztes Gewand, und, wie es scheint, fortdauernd auch die den homerischen Kriegern eigene metallne Leibumgürtung (S. 183).

Fig. 228.



Die Beinschienen schlossen sich der Form der Unterschenkel genau an. Später stellte man sie nur noch selten, wie zur Zeit Homers häufig, aus Zinn, sondern aus Bronzeblech her. In der Weise sie anzulegen, änderte sich vermuthlich nichts (S. 183). Hauptstelle für eine Verzierung war der das Knie bedeckende Theil (*Fig. 228;* vergl. *Fig. 144. a, d; Fig. 124; Fig. 235*).

Der anfänglich ausschliesslich sandalenartige Schutz der Füsse ward, doch erst in späterer Zeit, durch ein festeres Schnurwerk, und dies dann zum Theil wiederum durch den „iphikratischen" Kriegsschuh, wahrscheinlich eine besondere Art starksohliger Halbstiefel ersetzt. Doch ging man auch barfuss in den Kampf (*Fig. 231; Fig. 234; Fig. 235*).

In der Reihe der Angriffswaffen behauptete sich vor allem der Speer. Nach Maassgabe der Vasenbilder betrug seine Länge fünf bis acht Fuss (*Fig. 233; Fig. 235*); hiervon kamen auf die Klinge etwa fünf bis sieben Zoll, auf den „Schuh" vier bis sechs Zoll. Klinge und Schuh wurden aus Erz, später auch aus Eisen gefertigt. Erstere bewahrte vorwiegend die ihr gleich anfänglich zumeist eigene lanzettliche oder langzugespitzte Rautenform. Der Schuh dagegen war zuweilen kegel-, herz- oder blattförmig. Für den Schaft blieb wesentlich Holz, hauptsächlich das der Esche, in Anwendung; auch führte man, doch nur ausnahmsweise, gänzlich erzene Speere. — Der Schaft selbst war gemeiniglich einen bis anderthalb Zoll stark, entweder durchweg gleichmässig oder gegen das Fussende hin allmälig verstärkt. Kostbare Speere schützte man gelegentlich durch einen Umschlussbehälter. Im Ganzen bediente man sich dieser Waffe, je nach der Grösse, zu Stoss und Wurf.

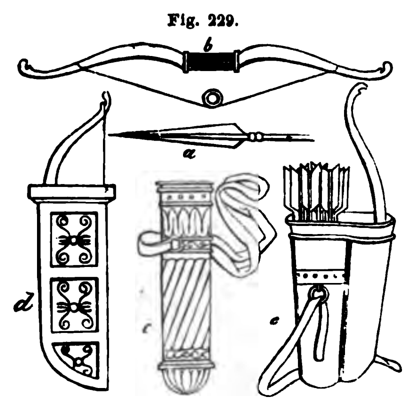
Weniger in Geltung blieben Bogen und Pfeil (*Fig. 229. b—d*). Beides, sammt Köcher u. s. w., entsprach seiner Ge-

---

S. 4 ff. Eine sehr merkwürdige Abbildung bei Th. Baxter. Darstellung u. s. w. des Costums. Taf. 18. zeigt einen vermuthlich ledernen oder filznen Panzerrock ohne Ermel, der, dem Körper genau anliegend, etwas über die Scham hinabreicht, lange Schulterdecken hat und je zu den Seiten mit runden Blechen, unterhalb aber in wagerechten Reihen mit anderen Zierden besetzt ist; dagegen auf Taf. 22 eine Brustrüstung, die nur aus zwei sich über der Brust kreuzenden Riemen besteht, welche oben 2, darunter 1 breites Rundblech festigen. —

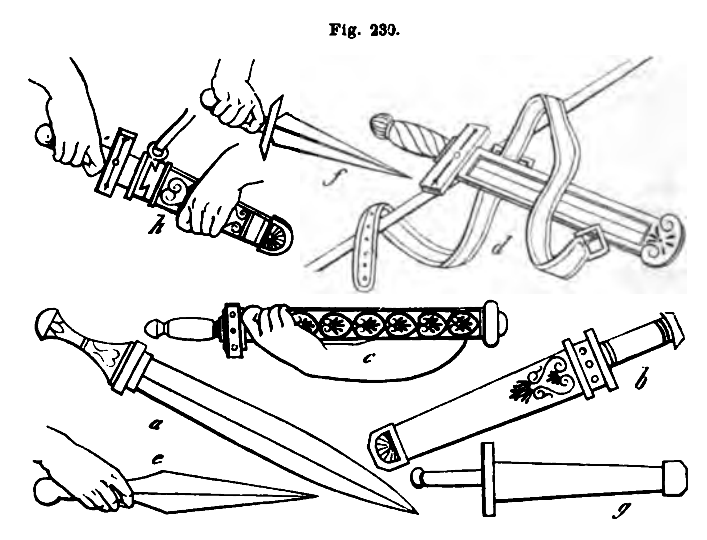
staltung nach, abgesehen von der Verzierungsform, stets der gerade dieser Waffe seit ältester Zeit im Orient zu Theil gewordenen Durchbildung (S. 101; *Fig. 122. n*). Zudem bestand in den griechischen Heeren, vornämlich in späterer Zeit, die weitüberwiegende Zahl von Bogenschützen aus fremden „barbarischen“ Hülfsvölkern.

Fig. 229.



Aehnlich verhielt es sich mit der Schleuder. Obgleich auch sie in Anwendung blieb, wurde sie doch fast nur Fremden und allein den wohl mitunter aus Nothwehr herangezogenen Unfreien, den Knechten und Sklaven, zuertheilt. Im Uebrigen verstand man es, sie mit grossem Geschick zu führen. So sollen, wie Livius erzählt, einzelne Stämme des Peloponnes selbst die balearischen Schleuderer übertroffen haben (S. 297 ff.). Dass man sein Ziel zu erreichen wusste, wird sowohl durch den Tod des Mardonius, als auch durch den des Pyrrhus bestätigt.

Fig. 230.



Das Schwert hingegen bildete, nächst dem Speer, stets die zweite Hauptwaffe (*Fig. 230. a—d*). Auch bediente man sich seiner nach wie vor gleichmässig zu Hieb und Stich. Wohl auch fortdauernd im Ganzen ähnlich den von Homer erwähnten Schwer-

tern, war die Klinge zunächst ausschliesslich von Bronze, später allerdings auch von Eisen, zweischneidig und spitzzulaufend. Abbildlich stellt sich ihre Grösse bis auf fünfzehn Zoll Länge und zwei bis zwei und einen halben Zoll Breite; die Länge des Griffs auf vier bis sechs Zoll. Letzterer hatte weder Gefäss noch Bügel, sondern eine einfache Kreuzesform (*Fig. 230. d*). Griff und Scheide wurden verziert theils mit Gold, Silber oder Erz, theils auch mit Elfenbeinschnitzerei; und so auch nicht selten das zumeist lederne Wehrgehänge. Die Scheide war mitunter breit genug, um den Querarm des Griffs aufnehmen zu können (*Fig. 230. b*). — Getragen ward es bald an der rechten, bald an der linken Seite (*Fig. 231; Fig. 235*). — Daneben führte man bisweilen ein kleineres dolchartiges Messer, meist von ähnlicher Form und Ausstattung (*Fig. 230. e, f, h*).

Die Axt, so wie insbesondere die Keule, verloren schon frühzeitig als Kriegswaffen ihre Bedeutung. Erstere erhielt sich als ein- und zweiklingig (*Fig. 122. k, l, m*). Sie verwandte man folgends hauptsächlich nur noch im Festungskriege, bei Belagerungen u. s. w., als Pionirgeräth. — Die Keule ward völlig untergeordnet. Höchstens noch diente sie, doch auch nur in vereinzelten Fällen, zur Ausrüstung von niederem Volk. So unter anderem einmal in Athen unter Pisistratos.

Die unbehinderte Führung der Waffe betrachtete jeder freie Grieche als ein durch Selbstwehr gebotenes, ihm angestammtes Recht. In der Schilderung, welche Thukydides von der ursprünglichen Lebensweise der hellenischen Bevölkerung entwirft, bemerkt er, „dass es, ähnlich wie einst, noch bei den ozolischen Lokrern, Aetoliern und Akarnanern durchaus gebräuchlich sei, stets bewaffnet zu gehen; denn wegen der Unsicherheit des Verkehrs und der überall offenen Plätze war es vordem in ganz Hellas, gleich wie bei den barbarischen Stämmen, allgemein Sitte, sich selbst im gewöhnlichen Leben zu rüsten. Doch die Athener waren die ersten, welche, zunächst übergehend zu friedlicheren, selbst üppigen Zuständen, auch alsbald diesem Brauche entsagten." —

Gliederung des Heers.

Die den homerischen Kriegern eigenen Kriegswägen erscheinen in der geschichtlichen Zeit ausser kriegerischem Gebrauch, nur noch verwendet zu Wettkämpfen. Dahingegen gestaltete sich nun, obschon immerhin nur allmälig, eine besondere Reiterei. Ihre Hauptbildungsstätte lag nördlich vom Oeta und Othrys, und in den mit Reitervölkern durchsetzten thessalischen Ebenen. — Den eigentlichen Kern aller griechischen Heere machte das Fussvolk (Hopliten) aus; so durchgängig bei den Lakonen, welche den Reiterdienst überhaupt gern den Schwächeren überliessen.

In dem lakedämonischen Heer bildeten die freien Spartiaten, dienstpflichtig vom zwanzigsten bis zum sechszigsten Jahr, den vornehmsten und kraftvollsten Theil. An diese schlossen sich die „Periöken“, und die als Sklaven betrachteten „Heloten“ an; letztere in der Eigenschaft einer ungeregelten Hülfstruppe.

Fig. 231.



Hierzu bestand die Bewaffnung bis zu Ende des ersten persischen Kriegs bei den Spartiaten im Allgemeinen aus einem, zuweilen mit Lederbehang versehenen grossen „argivischen“ Kreisschild, einem sieben bis acht Fuss langen Speer und einem kurzen Schwert, nur ausnahmsweise auch aus einem Helm und einem breiten Hüftschurz (*Fig. 231*), und noch seltener ausserdem aus einem Harnisch und Beinschienen. — Vor Beginn des Kampfs schmückten sie sich mit einem purpurfarbenen Gewande und Helm oder Haar mit einem frischen Kranz.

Die anderen Abtheilungen entbehrten vermuthlich jedes metallnen Schutzes. Ihre Ausrüstung beschränkte sich wohl zumeist auf nur kurze Speere, Schleudern, Knittel u. dergl. Gebildet aus den verschiedenen unterworfenen Stämmen des Landes, zogen sie in der ihnen je eigenen, alteinheimischen Tracht daher (S. 328). Diese selbst bestand zum Theil nur aus Fellen von Ziegen und Schafen, zum Theil, so die der Bergarkader, aus Wolfs- und Bärenhäuten. Die Lakonen zeichneten sich durch ihre breitrandigen Hüte aus.

In dem athenischen Heere herrschte wohl von vorherein eine völligere Plattenrüstung vor. Ihre in Attika frühzeitig allgemeinere Anwendung wird sowohl durch die vor allem von attischen Künstlern gefertigten Vasenbilder, als auch insbesondere durch die noch erhaltene in Stein ausgeführte Reliefdarstellung des bei Marathon gefallenen Attikaers „Aristion“ bezeugt (*Fig. 232*). Dieses Bildwerk lässt zugleich auf Grund von Spuren einstiger Bemalung auf eine farbige Ausstattung auch der wirklichen Rüstung zurückschliessen: „Von seinem attischen Helm ist die anliegende Kappe (von dünner Bronze zu denken) und hinten der untere Anfang des Kammes erhalten; der Helmaufsatz fehlt. Unter der Kappe herab in den Nacken und an Stirn und Schlaf liegen die regelmässigen Lockenschichten; an die Lippen geht ein feiner Schnurrbart in den breiteren Wangenbart, der vom Schlaf am Ohr herab um den Kiefer hervor sich am Kinn abspitzt. Der Panzer liegt unter dem Halse um, und hat auf der Schulter ein breites Blatt aufliegen, woran ein schmaleres quer über die Brust reicht;

unter der Brust zieren ihn Horziontalbänder;[1] vom untersten hangen tafelförmig die Fittigplatten, ansitzend auf Leib und Hüften. Der Panzer ist als dünnes Metall behandelt; wie auch an den Schienen die natürlichen Sehnen und Muskeln ausgedrückt sind. Der Gewandvorstoss an Schooss und Schenkel und am Oberarme macht den Eindruck sehr feinen Stoffes. Im Reliefgrunde sitzt etwas rothe Farbe; die Rüstung scheint blau gewesen zu sein; der Panzerrand an der Achsel hat Karmoisinroth, und diese Farbe scheint auch ein Zierrath auf dem Schulterblatte, ein Mäander am Bande des Panzers, die Verzierung des unteren Panzers und der Fittigplatten“ getragen zu haben. —

Fig. 232.

Mannigfache Buntheit gestattete die auch von attischen Kriegern mitunter beliebte Weglassung des Panzers. Sie äusserte sich, indem man dann wohl einen Chiton von reicherer Ausstattung wählte (*Fig. 233*). — Schmuckvoll vor allem gestaltete sich die Rüstungsweise der Vornehmen, gleichviel ob sie nun ganze Platten oder auch, mehr nach asiatischer Weise, nur Schienen oder Schuppen bildeten (*Fig. 234; Fig. 235*). In so eigens ausnehmender Durchbildung ward sie folgends dann jedoch fast nur noch von den höheren Anführern getragen, diese nun als solche kennzeichnend.

Eine nach den Abtheilungen je gleiche Ausrüstung fand nicht statt. Ausser einzelnen wohl dahin zielenden Einrichtungen der späteren Zeit und jener bereits erwähnten Verwendung von Purpurkleidern bei den Spartiaten, kam dem vielleicht höchstens der Betrieb der Waffenschmiede insofern entgegen, als sie die für die niedereren Krieger bestimmtem Rüststücke mehr handwerksmässig, nach einem Muster fertigten. —

An der Spitze des lakedämonischen Heers stand, durch Lykurg bestimmt, einer der beiden Könige. Ihm waren beigeordnet, als Kriegsoberste, die „Polemarchen“. Und diesen wiederum schlossen sich die Führer der einzelnen Abtheilungen an. Den König selbst umgab eine Leibwache der Edelsten und Tapfersten. Aus ihr wurden die Gesandten erwählt und andere wichtige Kriegsämter besetzt. Die Gesandten galten als unverletzlich. Jedem erkennbar waren sie durch Purpurgewand und Stab ausgezeichnet.

---

[1] Auch das obere, quer über die Brust laufende Band ist nicht bloss Zierde, sondern diente, gleich dem Hüftgürtel, zum zusammenhalten der Vor- und Rückenplatte. Dies wird besonders deutlich durch eine Darstellung bei Millin. Peint. des Vases ant. II. Pl. 15; in verkleinerter Nachbildung bei Th. Panofka. Griechinnen und Griechen. Taf. I. Fig. 12; vergl. unten Fig. 235.



Die oberste Leitung der athenischen Kriegsmacht wurde durch Wahl bestimmt. Aus ihr gingen alljährlich als höchste Behörde zehn Strategen, und, als Beirath, zehn Taxiarchen hervor; ebenso für die Reiterei zwei Hipparchen und zehn Phylarchen, und für den Dienst zur See, je nach Umfang der Flotte, eine Anzahl von Trierarchen. — Die athenischen Gesandten theilten Ansehen und Tracht der spartanischen; ingleichem die der Aeolier, ja aller hellenischen Stämme. Nur bei denen der Kretaer bestand in sofern ein Unterschied, als diese nicht purpurne, sondern mit Fucus gefärbte Gewänder trugen. —

Fig. 233.



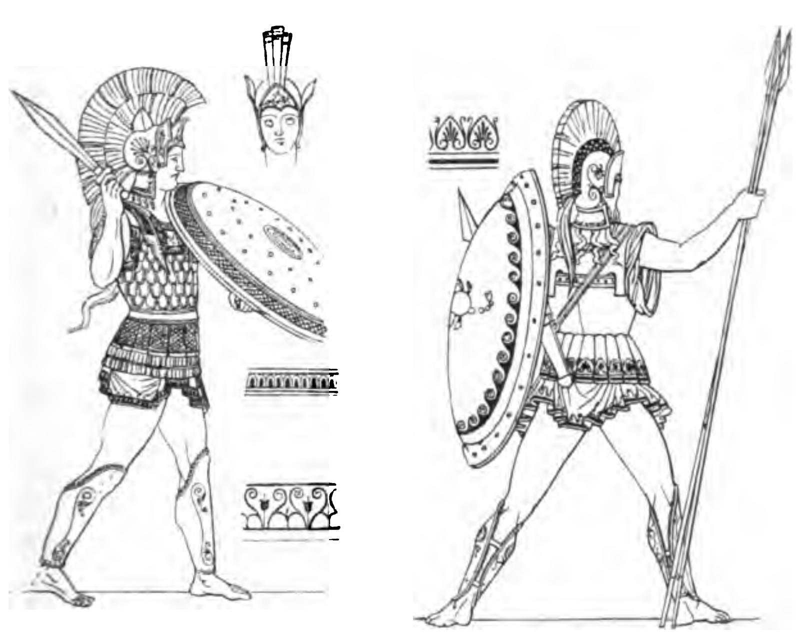
Gleichwie das spartanische Heer während der Dauer der persischen Kriege aus den schon genannten Abtheilungen der schwerer Gerüsteten (Hopliten) und den leicht bewaffneten Periöken sammt den nur äusserst dürftig bewehrten Heloten zusammengesetzt war, so auch gliederte sich zu der Zeit das Heer der Athener vornämlich in eine völliger gerüstete Schaar lanzentragender Fusstruppen und ein ihnen gleichfalls nur beigeordnetes, jenen Heloten entsprechendes Gefolge. In Argos führte letzteres, eben seiner Schutzlosigkeit wegen, den Namen der Gymnesoi; in Sikion, nach seiner Knittelwaffe, den der Korynephoren. — Eine etwa schon mitkämpfende Reiterei gab es vermuthlich noch nicht. Den Attikaern indessen standen Bogenschützen zur Verfügung. — Alle Signale beschränkten sich auf Feuerzeichen, Trompeten- und Hörnerklänge (*Fig. 236. a, b*).

In dem lakedämonischen Heere ging, wie es scheint, bald nach Beendigung der persischen Kriege eine Veränderung vor. An Stelle der früheren Anordnung der Truppen trat eine bestimmtere Gliederung derselben und eine ordnungsmässigere Verschmelzung der Spartiaten (Hopliten) mit den Periöken. Demgegenüber bestand jetzt nur noch, als abgesondert, der Stamm der Skiriten als ein leicht bewaffnetes Fussvolk fort, welches „Vorpostendienst im Lager, Avant- und Arrierdienst“ versah. Es umfasste das Heer nunmehr schwerer Gerüstete mit nur mässiger Beimischung von zum Theil bogenbewehrten Heloten und dürftig ausgestatteten Reitern. Die bisherige massenhafte Verwendung eines helotischen Trosses fand nicht mehr statt.

Das athenische Heer blieb nicht zurück, vielmehr entfaltete es sich zu einer noch weiter gegliederten Ordnung. Unter Fortbestand einer seit Kleisthenes eingeführten Eintheilung desselben nach den bestehenden zehn Phylen, entwickelte sich nun vor allen

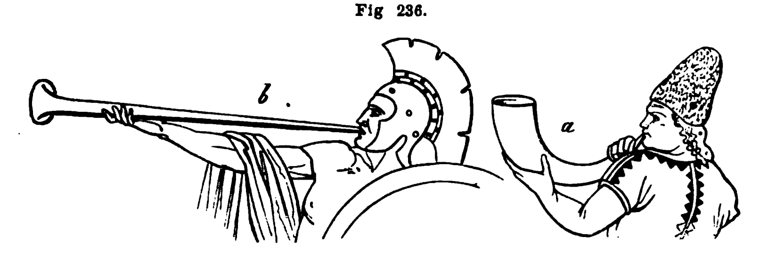


Fig. 234. Fig. 235.



hier durch Aushebung der reichsten Bürger zu einem wirklichen Reiterdienst eine ständige Reiterei; zudem aus der vierten Bürgerklasse eine regelrechter gebildete, leichter bewehrte Truppe. So auch theilte man sehr bald Fussvolk und Reiterei je in

Fig 236.



schwerer und leichter Gerüstete. Zu Beginn des peloponnesischen Kriegs zählte man bereits zwölfhundert Berittene. Und dahinzu traten fremde Söldner, so „thrakische und arkadische Speerträger, rhodische Schleuderer, kretische Bogenschützen“ u. s. f. Anfäng-

lich wohl gering an Zahl und zumeist nur dürftig bewaffnet, nahm ihre Menge beträchtlich, und auch ihre Rüstung zum Theil an Zweckmässigkeit stetig zu.

Bei dem Allen blieb die Bewaffnung, insbesondere der Hopliten, im Ganzen vorerst unverändert. Allmälig indessen machte sich ein dann weiter greifendes Bestreben geltend, die Last der metallnen Schutzwaffen thunlichst zu verringern. Der aus ganzen Platten bestehende Brust- und Rückenharnisch ward vermuthlich nun häufiger durch einen, wohl nur mit erzner Brustplatte und erznen Schulterstücken versehenen ledernen Panzerrock ersetzt; Helm und Beinschiene leichter gefertigt, und wohl ebenso auch der grosse Kreisschild. Dieser ward nun gemeiniglich, statt mit den seither beliebigen Bildern, mit stammbezeichnenden Bildern bemalt. So von den Athenern mit einer Eule, den Lakedämoniern

Fig. 237.



mit einem *Λ*, den Sikyonern mit einem Σ, den Thebäern mit einer Keule oder mit einer Sphinx u. s. w. — Die Trutzwaffen blieben nach wie vor hauptsächlich Speer und Schwert.

Das an Stelle der Heloten und Sklaven nun zumeist durch Werbung gewonnene leichte Fussvolk theilte sich in Nah- und Fernkämpfer. Es gliederte sich wesentlich in Schildbewehrte oder „Peltasten", und in die Schutzwaffenlosen oder „Gymnesoi". Diese wiederum unterschieden sich, je nach der Waffe, als Speerschützen, Bogenschützen und Schleuderer. Ihre Ausrüstung beschränkte sich bei den Speerwerfern auf mehre bis zu vier Fuss lange Speere, bei den Bogenschützen auf den Bogen nebst Köcher sammt zwanzig Pfeilen und, jedoch ohne bestimmte Regel, auf ein Messer oder kurzes Schwert. Die Schleuderer trugen die nöthigen Geschosse,

bestehend in Steinen und bleiernen Kugeln, gemeiniglich in einer Hängetasche. — Die Rüstung der „Peltasten" bestand, nächst dem ihnen eigenen Schild, aus einer Kappe von starkem Leder, einem bis fünf Fuss langen Speer und einer Anzahl von Wurfspiessen, bei Einzelnen auch noch aus einem Schwert. Der Schild war hauptsächlich von Holz, nur mit Leder überzogen, der längere Speer zur Zeit Xenophons, wohl zur Verstärkung des Stosses, mit einer ledernen Handschleife versehen.

Neben der Ausbildung dieser Truppen in den griechischen Heeren überhaupt, gewann dann, vor allem im attischen, die Reiterei an Bedeutung. In Sparta war es Agesilaos (369 v. Chr.), welcher es zuerst versuchte, sie hier zu mehrer Geltung zu bringen.

Vornämlich wohl war es die Ausrüstung, die man für diese Truppe bestimmte, was ihrer Ausbildung entgegenstand; denn so leicht sich die Reiter bei festlichen Gelegenheiten, wie bei Aufzügen u. dergl., zu bekleiden pflegten, so schwer und ungelenk sollten sie im Kriegsdienst gerüstet sein.[1]

Ross und Reiter waren gepanzert. Das Geschirr des Pferdes bestand aus einer Satteldecke, dem zu ihrer Befestigung erforderlichen Bauchriemen, aus Gebiss, Kopfstück und Zügel (*Fig. 237. a, b*); dazu mitunter aus einem Halsriemen und, für Stall u. s. w., einem Halfter. — Ein Beschlagen der Hufe war vermuthlich nicht üblich, wohl aber, zufolge Xenophons, eine Art Härtung derselben.

Die Rüstung des Reiters bildeten, nach der Angabe Xenophons, vor allem Panzer und Helm. Als Helm wird der „böotische" und zwar desshalb empfohlen, weil er den Kopf zumeist deckt ohne im sehen zu behindern. Der Panzer soll durchaus anschliessen, auch einen Genickkragen haben, gross genug, dass man in ihn das Gesicht bis zur Nase zurückziehen kann. Zum Schutz der Scham und des Unterleibs soll der sonst übliche Schurz aus metallnen „Federn" oder Schuppen bestehen; auch soll jeder Arm in besonderer Weise geschützt werden. „Die Schiene für den linken Arm decke Schulter, Ellenbogen, Faust und den sonst freien Theil unter der Achsel." Sie folgte der Bewegung wohl nur bedingt, denn „die Rechte muss man zum Hieb oder Wurf völlig unbehindert haben, somit hier vom Panzer alles entfernen, was

[1] Dem feinkünstlerisch-bildnerischen Gefühl der Griechen mochte die so gerüstete Reiterei zum Gegenstande einer Kunstdarstellung wohl nicht zusagen. Auf Vasenbildern z. B. finden sich nur hin und wieder Andeutungen, die sich mit Sicherheit darauf zurückführen lassen. Selbst die späteste, makedonische Zeit hat nichts derartiges hinterlassen. Im Ganzen indess mag sie wohl der schwer gerüsteten römischen Reiterei (s. d. folg. Kapitel) nicht unähnlich gewesen sein; vergl. übrigens: Hancarville. Antiquités étrusques etc. IV. Taf. 83; Duc de Luynes. Choix des Vases grec. Pl. 1.

dem irgend entgegenwirke. Und so auch sollen die Gelenke des rechten Arms mit ähnlichen beweglichen Flügeln (wie etwa der Schurz) ausgestattet sein". — Die übrige Bedeckung bildeten Platten. Die Oberschenkel wurden zum Theil noch durch die Rüstung des Pferds gedeckt. Die Schienbeine und die Füsse „können" durch eine Umkleidung von starkem Leder, die sich zugleich über beides erstreckt, vollständig gesichert werden.

Für das Pferd wird vor allem eine Kopfbepanzerung, ein Bruststück und jene den Reiter mitschützende Hüftenbepanzerung empfohlen; dies alles vermuthlich aus Platten, Schienen und Kettchenverband herzustellen. — Steigbügel benützte man nicht. Als Sporn scheint eine Art Stachel (μύωψ) angewendet worden zu sein.

Von Angriffswaffen führten die Reiter eine acht bis neun Fuss lange Stosslanze und ein Schwert. Demgegenüber räth Xenophon, mehrer Handlichkeit wegen, erstere gegen zwei kurze Wurfspeere, letzteres gegen einen für den Tiefhieb geeigneteren Säbel (kopis) zu vertauschen. — Ausser dem Kriege, in der Stadt und auf der Wacht, bedienten sie sich eines vermuthlich kleineren Rundschilds.

Diese Truppe ward begleitet von ihr beigeordneten Reitknechten. Sie waren nur leicht gerüstet. Nächstdem bestanden auch eigene gleichfalls berittene Abtheilungen von ebenfalls leicht bewaffneten Speerwerfern und Bogenschützen. —

War bei den Lakedämoniern das Heer zu einem Kriege zusammenberufen, so trat der mit dessen Führung beauftragte König an die Spitze desselben. Er selbst eröffnete den Feldzug mit einem Opfer für Zeus, dem, an der Landesgrenze, ein Opfer für Athene folgte. — Dem Heere voran schritt ein Ares-Priester mit dem heiligen Feuer. Dieses, am ersten Opferherde entzündet, wurde bis zum Schluss des Krieges erhalten. Bei Lagerung der Truppen aufgestellt, diente es als Zündstoff für die Zeltflammen.

Im Uebrigen scheinen die Kriegsgebräuche bei Lakedämoniern und Attikaern nicht wesentlich verschieden gewesen zu sein. — Das Leben im Lager war streng geordnet. Die Wachen, getheilt in Tag- und Nachtwachen, unterlagen schärfster Beaufsichtigung. Gehalten waren sie zu jeder Zeit auf den Schall einer Glocke oder Pauke zu antworten.

In nächster Umgebung des Oberfeldherrn befanden sich Eilboten und Trompeter. Durch sie wurden die Befehle vermittelt. Auch bediente man sich hierzu bei Tage fahnenartiger Stangen und Nachts bestimmter Feuerzeichen. Die Stangen trugen an ihrer Spitze ein zumeist purpurfarbenes Stück Zeug, bisweilen mit einem Sinnbild versehen. Ihre Erhebung galt als Zeichen zum Angriff, ihre Senkung als Zeichen zum Rückzuge.

Vor Beginn einer Schlacht pflegte der Feldherr angesichts

des Feinds eine Ziege zu opfern. Der Anmarsch geschah gemeiniglich theils, so bei den Kretaern, unter dem Klange der Lyra, theils, so bei den Spartiaten, unter Flötenspiel, gleichsam taktmässig.

Während der Schlacht die getödteten oder verwundeten Feinde ihrer Waffen zu berauben, war untersagt; den Sieg durch Verfolgung zu sichern nicht üblich.

Nach der Schlacht erfolgte zunächst die Bestattung der Gefallenen, mit seltnen Ausnahmen gleichmässig von Freund und Feind. — Dem Leichenbegängnisse schlossen sich sämmtliche Truppen, wie es scheint, namentlich in späterer Zeit, mit umgekehrten Waffen an. Den Beschluss machte ein Opfer, zu dem man sich mit Kränzen schmückte.

Die Beute verblieb dem Sieger. Sie ward vom Oberbefehlshaber, nach seinem Ermessen, theils den Truppen, theils dem Staate zugewiesen. Ein Theil fiel, als Weihgeschenke, verschiedenen Tempeln zu; ein anderer wurde wohl bisweilen auch zu Ehren der Götter verbrannt. — Die Gefangenen, sofern sie nicht bei Erstürmung und Schleifung von Städten in die Hand des Siegers gefallen waren, in welchen Fällen man sie meist als Sklaven behandelte, pflegte man auszuwechseln oder durch Loskauf frei zu geben.

Ueber das persönliche Verhalten entschied ein aus Waffengefährten gebildetes Kriegsgericht. — Verrath und Ueberlaufen zum Feinde wurden mit dem Leben gebüsst, Feigheit durch öffentliche Beschimpfung geahndet (S. 337). Die Belohnungen bestanden zunächst für die Befehlshaber in kostbaren ihnen vom Volke zugewiesenen Rüstungen und in Ehrendenkmalen; für die übrigen Krieger theils in metallnen Kopfreifen, worauf die Waffenthat verzeichnet war, theils in Ehrenkränzen vom Laub der Olive und der Eiche. —

Das makedonische Heer bildete sich um vieles später als das griechische, auch überhaupt nur an diesem heran. Wohl erst unter der Herrschaft Philipps gelangte es zu entschiedenerer Bedeutung.

Soweit die Nachrichten darüber verlauten, zählte es dreissig tausend Mann Fussvolk und etwa dreitausend Reiter. Erstere waren Schwergerüstete (Hopliten, Phalangiten) und Leichtergerüstete oder „Hypaspisten“, hierunter Speer- und Bogenschützen. Die Reiterei war schwergerüstet; doch bestanden auch leichter bewaffnete Reiter, die „Sarissophoren“, deren Zahl sich von achthundert auf zwölfhundert steigerte.

Die Bewaffnung war, wie anzunehmen ist, der der Griechen nachgebildet, hatte indessen nichtsdestoweniger auch wiederum ihre Besonderheiten:

So entbehrten die Phalangiten durchweg der bei den Griechen für diese Truppen, die „Hopliten“, gebräuchlichen metallnen Brust- und Rückenpanzer. Sie trugen einen ledernen höchstens stellenweis durch Metall eben nur schwach verstärkten Koller, statt eines Helmes die filzene makedonische „Kausia“ (S. 317) und einen hölzernen mit einer Platte benagelten Kreisschild von etwa zwei Fuss Durchmesser. Die Beine schützten leichte Schienen. Ihre Trutzwaffen bildeten die „makedonische Sarisse“: ein Spiess von vierzehn bis sechszehn Fuss Länge, und ein kurzes Schwert.

Die Leichtgerüsteten, die „Hypaspisten“, scheinen nur einen Linnenpanzer, die „makedonische Kausia“, einen kleinen Oval- oder Kreisschild, ein langes Schwert und einen kurzen Handspiess geführt zu haben.

Die Ausrüstung der Reiterei entsprach vermuthlich im Wesentlichen der der griechischen Reiter. Die hierzu zählenden „Sarissophoren“ führten den makedonischen, vierzehn bis sechszehn Fuss langen Spies.

Als Alexander den Thron bestieg, war er vor allem darauf bedacht, das Heer zum Zwecke seines geplanten innerasiatischen Feldzugs eigens zu ordnen und zu verstärken. Er nun zog in noch weiterem thessalische und thrakische Hülfsvölker, Fusstruppen und leichte Reiterei, Pharsalier, Päonier u. a. m. heran. Hierdurch gewann es zunehmend an Buntheit. Eine solche steigerte sich dann noch während des Zuges selbst durch eine stetige Einreihung der von ihm unterworfenen Völker. — Die Unerlässlichkeit einer besonders im plänkern geübten eigens leichten Reiterei stellte hierbei sich bald heraus. Sie wurde nunmehr zum grösseren Theil aus Asiaten gebildet und als Speer- und Bogenschützen den anderen Abtheilungen beigeordnet (300 vor Chr.). Im Verfolg der arrianischen Eroberungen ward das Heer auch durch „Baktrier, Paropomisaden, Arachosier, Sogdianer, Dahische Bogenschützen,“ sowie auch durch indische Reiter ergänzt, ja schliesslich durch so vielerlei Völker vermehrt, dass nun dagegen der alte Kern gleichsam in der Masse verschwand. Ueberall entstanden neue Korps unter neuen Befehlshabern. Neben den „Garden“ und „Eliten“, wurden nun immer häufiger sie zu Leibtruppen („Hofhypaspisten“), Pagen, Leibwächtern u. s. w. erwählt, und als solche denn auch meist, wie die ihrer silbernen Schilde wegen sogenannten „Argyraspiden“, dementsprechend reich ausgestattet. Zu dem Solde kamen Ehrengeschenke aller Art auf die Tagesordnung; auch eigneten sich die Befehlshaber, gleichwie Alexander selbst, theilweise die reichere persische Tracht und Bewaffnung an (S. 124). Zum Tross gesellten sich Weiber und Kinder. Endlich steigerte sich deren Zahl zu einer kaum übersehbaren Menge.

Mit dem Tode Alexanders löste sich alsbald auch sein Heer. Durch die in Asien verharrenden Feldherrn zu ihren selbstsüch-

tigen Zwecken zersplittert, kämpfte es fortan gegen sich selbst. — In den europäisch-hellenischen Staaten bestanden schon lange fast einzig Söldner. Hier verblieb es im Allgemeinen bei der mehr selbstständig griechischen Art.

Cultliches Verhalten.

Gegenüber den Wandlungen, welche das Kriegswesen durchmachte, behauptete das cultliche Verhalten als eine seit frühster Zeit mit den privatlichen Beziehungen innig verschmolzene und auch nur so in das Staatsleben übergegangene Bethätigung von vorherein festeren Bestand. — „Von einer kirchlichen Dogmatik, die die Priester lehren, von einem orthodoxen Glauben, den sie zu bewahren verpflichtet gewesen wären, ist im griechischen Alterthum nicht die Rede. Die Götter, die seit der Väter Zeiten im Staat galten, anzuerkennen und zu verehren, ihnen den Cult zu weihen, der nach altem Brauch ihnen zukam, das war die einzige Forderung, die der Staat und die Priesterschaft an die Bürger stellte, und diese Forderung konnte jeder mit gutem Gewissen erfüllen, da ihm über die Weise, wie er sich die Götter dächte und über die Bedeutung, die die Cultgebräuche für ihn hätten, kein Glaubensbekenntniss abverlangt und keine Glaubensregel vorgeschrieben wurde. Das Gemeinsame und Bindende, die Basis, auf welcher sich der Gebildete mit dem Volke zusammenfand, war nur die Verehrung der alten Götter in den hergebrachten Cultusformen und diese war bei dem einen wie bei dem andern," — ja bis zur Entartung und dem Untergange des Cults, — „gewiss zumeist eine wahrhaft fromme und herzliche".

An der Spitze der staatlichen Cultbeamten standen die den Tempeln je vorgesetzten Hieromnemonen. Ihnen folgten zunächst, als Verwalter einzelner Culte, die Epimeläten oder Curatoren, und diesen in vielgegliederter Reihe die Tempelbaumeister, Tempelwächter, Schatzmeister u. s. w.; endlich die namhafte Zahl der wohl gleichsam den Uebergang zu den eigentlichen Priestern bildenden Hierapolen. Ihr Amt scheint sich vornämlich darauf beschränkt zu haben, bei Opferungen und Festlichkeiten, welche von der Gemeinde bestritten wurden, diese eben nur zu vertreten, wohingegen die Priester den Gott selbst versinnbildlichten. — Noch andere Aemter erforderten die vom Staat zu veranstaltenden grossen Opferschmäuse, Schaustellungen und Festspiele, wie denn namentlich in Athen auch selbst die Käufer der Opferthiere noch durchaus nicht zu der Klasse der untergeordneten Beamteten zählten.

Aus der den Priestern eigenen Stellung als einer den Göttern wenigstens näher gerückten Beamtenklasse ergaben sich schon frühzeitig für sie bestimmte Forderungen. Dazu zählte vor

allem Makellosigkeit der Gestalt. Gleichwie man sich den Gott in voller Schönheit dachte, so auch sollte sein Vertreter erscheinen; an einzelnen Orten, so in Aegion und in Thebä, wählte man desshalb für gewisse Götter vorzugsweise unbärtige Knaben.

Mit zu den Vorrechten der Priester — einen Oberpriester kennt erst die Zeit des Verfalls — gehörte ein Ehrenplatz im Theater, bei öffentlichen Zusammenkünften, Volksversammlungen und Festen. Im Amte zeichnete sie von den Laien eine talarartige Weite ihrer überdies zumeist von Linnen gefertigten Gewänder, deren Reinheit, Glanz und Zartheit, und eine Bekränzung oder Umwindung des Haupts mit Laub und mit wollnen Binden aus.

Die Farbe der Gewänder, wenngleich durchgehend das Weiss des gebleichten Stoffes bewahrend, ward andrerseits auch durch den Cultus bedingt. So blieb dem Jupiter Sosipolis in Magnesia, somit wohl auch dessen Priester, ein Purpurgewand geweiht; und ebenso spielte ein solches Gewand eine nicht unwesentliche Rolle im Dienste der unterirdischen Götter, wie denn Aeschylos (Eumenid. 975) die Athene zum Chor sagen lässt:

„Mit strahlendheller Fackeln Licht geleit ich dich
Hinab zum Hades, zu der Todten dunklem Reich
Mit Tempeldienerinnen, die in heil'ger Hut
Mein Bild bewachen. Komme denn, du liebstes Aug'
Des Thesaidenlandes, edelbürt'ge Schaar
Von Mädchen, Frauen, greiser Mütter würd'ger Zug
Mit eurer Purpurfestgewande Pracht geschmückt." —

Dementsprechend richtete sich auch die Beschaffenheit des Kranzes nach dem Wesen der Gottheit, die man vertrat. Je nachdem dieser eine besondere Pflanze als geheiligt galt, musste auch aus ihr der Kranz bestehen. Auch scheinen, übereinstimmend damit, die wollenen Binden theils ihre Form an sich, theils ihre Stelle am Körper gewechselt zu haben.

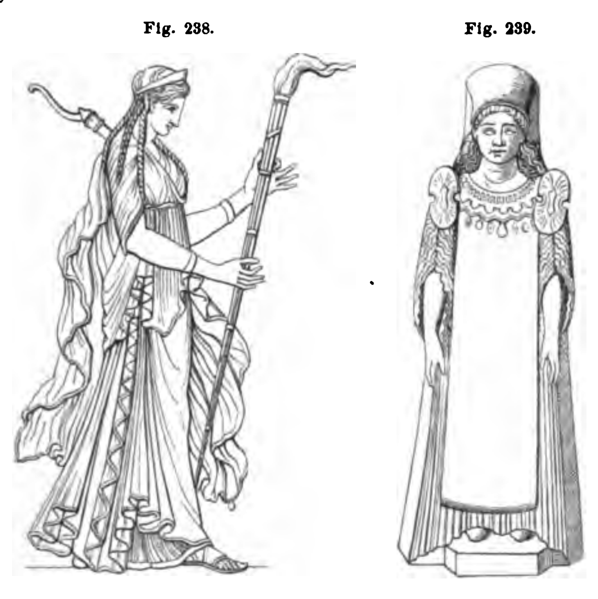
Bei gewissen festlichen Gelegenheiten fand von Seiten der Priester und Priesterinnen selbst eine die Person der Gottheit vergegenwärtigende Verkleidung statt. Einem solchen Zweck dienten vermuthlich auch die im Tempel des Herakles auf Kos befindlichen, diesem Gott zugeeigneten Keulen.

Bei den grossen Mysterien am Tempel der Eleusinia pflegte der sie leitende Priester eine Maske der Demeter Kidaria zu tragen. Die Priesterinnen der Artemis erschienen, wie man eben die Gottheit sich dachte, mit Bogen, Pfeilköcher u. s. w., und die „libyschen" Jungfrauen als Dienerinnen der Athene, in Nachbildung der ihr eigenen Aegis, je mit einem rothgefärbten, mit Troddeln besetzten Ziegenfell. Und so auch trugen wie es scheint die Priesterinnen des Apoll dessen bedeutsamsten Attribute (*Fig. 238*).

— Im Uebrigen waren diese Verkleidungen wohl nicht immer durchweg die gleichen, sondern, wie eine Terrakotte, welche die Hera von Hegion darstellt, mindestens anzudeuten scheint (*Fig. 239*), je nach Zeit und Stamm verschieden. —

Das zur Ausübung des Cult nächst den Priestern erforderliche, anderweitige Personal, wie die bei den Opferungen nothwendigen Beistände, die „Widderträger" u. s. f., ward theilweis nur für den jeweiligen Zweck, doch gleichfalls stets unter der Bedingung körperlicher Schönheit, gewählt. Seine Tracht unterlag vermuthlich keinen festen Bestimmungen, vielmehr beschränkte sich auf die für festliche Vorgänge überhaupt zu wählende weisse Gewandung.

Fig. 238. Fig. 239.



Anders verhielt es sich mit den Vorständen der mit einzelnen Tempeln verbundenen als heilig erachteten Orakelstätten. Mit diesen zugleich bildeten sich nicht nur für deren Priesterschaft, als auch für die sie Besuchenden, mancherlei besondere, auch kleidliche Förmlichkeiten heraus. Sie selbst dann fanden ihren höchsten, sowie auch allgemein gültigen Ausdruck in den an der vornehmsten dieser Stätten, der des „pythischen Apollo zu Delphi", seit früher Zeit eingehaltenen Gebräuchen.

Bei dieser war die Ausstattung zunächst der weissagenden „Pythia" selber bestimmten Vorschriften unterworfen. Anfänglich wählte man für sie nur Mädchen von jugendlichem Alter, später dagegen gemeiniglich Frauen im Alter bis zu fünfzig Jahren; doch sollten, dessenungeachtet, auch sie in Kleidung u. s. w. jung

erscheinen. Ihr Anzug bestand in einem langen kurzermeligen Chiton, einem bestickten Mantel, und einer schuhförmigen Fussbekleidung. — Mit völlig aufgelöstem Haar, nachdem sie Lorbeerblätter gekaut und aus der heiligen Quelle getrunken, bestieg sie den mit Lorbeerzweigen umsteckten und von Dämpfen umhüllten Dreifuss. Ihre Antworten waren kurz und vereinzelt. Erst von den Weissagern verständlicht, erhielten sie die je nach dem Loos im Vorgemach harrenden Fragesteller.

Ehe es diesen gestattet ward das Heiligthum zu betreten, mussten sie dem Gotte reichlich opfern, sich selbst aber besonderen Reinigungen unterziehen. — Den Eingang zum Tempel zierten Lorbeerzweige. Mit Weihwasser, das an dessen Seiten je in einem Becken aufgestellt war, benetzten Priester die Eintretenden. Diese erschienen reich geschmückt, mit verhülltem Gesicht, auf dem Haupt einen Lorbeerkranz, in der Hand Lorbeerzweige oder mit Binden umschlungene Kränze. So wurden sie unter betäubendem Klang von Pauken und Trompeten in die Halle, vor die in Dämmerung gehüllte Pythia geführt.

Nach Vollzug des Frageakts folgten, wiederum auf Kosten des Fragestellers, glänzende Opfer und Feste. Erst in der Heimath angelangt, entledigte man sich des Kranzes, ihn im Tempel des Apollo niederlegend. —

Wie die Orakel überhaupt mit ihren auf Betäubung der Sinne abzweckenden Geheimkünsten ihre Stütze im Aberglauben fanden, so auch war dieser andrerseits eine ergiebige Erwerbsquelle für nicht wenige Personen, die unter dem Scheine im Besitz geheimer Wissenschaft zu sein, das Volk theils unmittelbar, durch frömmelnde Bettelei, theils durch Verkauf von Amuleten u. dergl. brandschatzten.

Den Amuleten schrieb man, je nach ihrer Beschaffenheit, sowohl besondere Heilkräfte, als auch eine Wirkung von Zauber und Gegenzauber zu. Unter ihnen stand namentlich der Amethiststein in hohem Ansehen. Von ihm auch glaubte man, dass er gegen Trunkenheit schütze. Nächstdem legte man mit Geheimzeichen versehenen Ringen mancherlei Eigenschaften bei; ebenso allerlei Nachbildungen des aufgerichteten männlichen Glieds. Sie galten als Mittel gegen Bezauberung. Als solcher bediente man sich ihrer auch hauptsächlich zum Schutz der Kinder, indem man sie an einer Schnur diesen um den Hals zu hängen pflegte.

Alle diese und noch sonstige Zauberkünste fanden grösstentheils ihren Schutz im Anschluss an die nach hier übertragenen fremden, zumeist asiatischen Culte. Zu ihnen bekannten sich zahlreich Personen, die eben nur von Bettelei und derartigen Künsten lebten. Sie, männlichen und weiblichen Geschlechts, namentlich in späterer Zeit nicht selten zu grösseren Banden vereinigt, suchten

ihr Bestehen überdies durch den Schein des Aussergewöhnlichen zu sichern. In solcher Weise wurden vor allen die im Dienste der „syrischen Göttin“ die westlichen Länder durchziehenden Schaaren der Gallen oder Cybelen berüchtigt. Gewiss ähnlich wie sie der allerdings erst späte Apulejus mit lebendigen Farben schildert, waren sie wohl sicher seit lange bekannt:

„Der Bande voran ging ein Trompeter, der ihre Ankunft in den Dörfern, an Gehöften, oder in den Gassen einer Stadt mit seinem Blasinstrumente, einem gewundenen Horn in Gestalt einer Schlange, ausposaunte. Ihm folgten in wunderlichem Aufzuge die Gallen mit ihrem Oberhaupt; der Esel, mit dem verhüllten Bild der Göttin sammt Bettelsack, in ihrer Mitte. Sie trugen buntfarbige Frauengewänder, Gesicht und Augen weibisch bemalt, den Kopf mit gelben, leinenen u. a. Turbanen umwunden; bei einigen waren die Kleider weiss; vorn mit der rothen, herabhängenden Clava.[1] Die Ermel bis zur Schulter aufgestreift; in den Händen grosse Schwerter, Beile, Geisseln, Klappern, Pfeifen, Cymbeln oder Tympanen, zogen sie unter wilder Musik ihre Strasse mehr tanzend als gehend.“ — „Angekommen an einem Gehöft, stellen sie ihre Gaukeleien an. Ein Geheul eröffnet die Scene. Dann fliegen sie wild durcheinander, sich in Kreisen herumdrehend, das Haupt tief zur Erde gesenkt, so dass das aufgelöste Haar durch den Koth schleift. Dabei zerbeissen sie sich die Arme und zerschneiden sie zuletzt mit ihren zweischneidigen Schwertern. Dann eine neue Scene. Einer, der es in der Raserei allen zuvorthuet, beginnt ächzend und stöhnend zu prophezeien, er klagt sich seiner Sünden an, die er nun durch Züchtigung des Fleisches bestrafen will, nimmt die knotige Geissel, zerschlägt den Rücken, schneidet sich mit Schwertern, bis das Blut heruntertrieft. Das Ende vom Ganzen ist eine Geldsammlung. Einige werfen ihnen Kupfer-, Andere auch wohl Silbermünzen in den vorgehaltenen Schooss, Andere bringen Wein, Milch, Käse oder auch Mehl herbei, was sie gierig zusammenraffen, in dem dazu bestimmten Säckel dem Esel neben dem Bilde der Göttin auf den Rücken legen, worauf sie bis zum nächsten Dorf oder Landhaus weiter ziehen, wo sie dasselbe dann wiederholen. Am Abend in der Herberge entschädigen sie sich durch einen Schmaus von den blutigen Kasteiungen des Tages und, wenn es heimlich geschehen kann, und die Gelegenheit ihnen einen geeigneten Bauernburschen zuführt, treiben sie unnatürliche Unzucht und andere Ausgelassenheiten.“ —

Neben dem Handel mit Amuleten und solchen Arten von Bettelei wurde nicht minder die Wahrsagerei, die „Mantik“, in

---

[1] Ein breiter Purpurstreif.

weitestem Umfange als Mittel des Erwerbs betrieben. Ihr suchte man selbst den Schein einer den Willen der Götter bestimmenden Kraft zu geben. Vorgebend im Besitz ihn leitender Bannformeln zu sein, wusste man nur um so mehr sich den Glauben zu erhalten, durch gewisse Handlungen den menschlichen Willen lenken zu können. Ihre Geheimmittel bestanden, nächst seltsam erscheinenden Zeichen und zum Theil unverständlichen Sprüchen, im Gebrauch pflanzlicher Erzeugnisse, dem Tragen von Eppich u. s. w., und in eigens bereiteten Tränklein. Einzelnen dieser letzteren schrieb man die Wirkung zu, Gegenliebe zu erregen. — Als magisch wirkende Geberden galten das Kreuzen der Hände, das Falten derselben u. a. m.

Anders wiederum waren die Geberden, mit denen man sich beim Gebet an die Götter wendete. Sie beruhten wesentlich auf der Anschauung von deren Wesen, und wechselten somit auch demgemäss. Der Anruf an die olympischen Götter forderte, dass man beide Hände, flach zurückgebogen, zum Himmel erhob; der an die Beherrscher des Meers, dass man die Arme, die Innenfläche der Hand nach unten, vorwärts strecke, und der an die unterirdischen Mächte, dass man mit dem Fuss auf die Erde stampfe. Alles dies musste stehend geschehen. Das Sitzen in Sonderfällen galt als ein Zeichen von Traurigkeit; verbunden mit einem Umfassen der Kniee oder mit einer Verschränkung der Arme als Ausdruck äusserster Trübniss und gänzlicher Niedergeschlagenheit.

In wiederum anderen Formen bewegte man sich bei Eidschwüren und Flüchen, und traten zu diesen noch andere hinzu, wenn die Handlung mit Opfern verbunden ward. Dann erforderte die Opferung an sich für alle dabei Betheiligten ihr vorangehende Waschungen, und dass der dem Gotte sich Nahende nicht minder geschmückt erscheine, als dessen priesterlicher Vertreter selbst (S. 356). —

Einen Einfluss auf die kleidliche Erscheinung übten dann auch die zahlreichen Feste, die, anschliessend an die Verehrung der Götter, auch rücksichtlich ihrer Gesammtausstattung ebenso mannigfach wechselten, als je nach den Stämmen und Oertlichkeiten die Culte selber sich sonderten. Gleichviel ob die Feste von Einzelnen oder vom Staate veranstaltet wurden, war deren Oberleitung stets Sache eigens damit beauftragter, gemeiniglich zu dem Zweck erwählter, und so, neben dem Priesterthum, mit amtlicher Befugniss betrauter Personen.

Zu den in geschichtlicher Zeit überhaupt bedeutsamsten Feiern zählten die vier Nationalfeste: Die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele. — Der Sage nach galten Pelops, Herakles, Theseus und Adrastus, wie der nicht minder in Sage gehüllte Iphitus als deren Begründer, ja zum Theil als

Wiederhersteller derselben. Um ihr Bestehen zu sichern, hatte man für ihre Dauer besondere Einrichtungen getroffen. Zu diesen gehörte, als eine der wichtigsten, der sogenannte Gottesfriede. Er gab der aus allen Theilen dazu herbeiströmenden Menge, auch während eines Krieges, sicheres Geleit. So jeglicher Gefahr überhoben, konnte jeder unbewaffnet erscheinen.

Die olympischen Spiele wurden alle vier Jahr in Elis an dem seiner Lage wegen hochgerühmten Ufer des Alpheios begangen. Der Zutritt war, bis auf Alexander, allen ehrenhaften hellenischen Männern gestattet; Frauen und Jungfrauen blieb er versagt, ausgenommen den der Demeter Chamyne geweihten Priesterinnen. Doch war es den Weibern erlaubt, eigene Gespanne zum Wettlauf zu stellen.

Die Theilnahme an dem Feste bedingte für Jeden festlichen Schmuck. Wetteifernd darin entfalteten die Abgesandten der hellenischen Staaten, die „Theoren“, ausnehmende Pracht. Sie zierten gestickte Gewänder und Kränze, kostbare Wägen und prächtige Zelte.

Daneben erschienen die Festordner, die Leiter der Spiele und Wettkämpfe, die „Hellanodiken“, mit Stab und Purpurmantel. Ihnen beigeordnet waren Unterbeamte, Stabträger und Herolde.

In den Kampfspielen trugen die Kämpfer, welche nackt auftraten, bis Olympiade 15 den Schurz. Seit dieser Zeit, wo der Zufall ihn löste,[1] blieb völlige Entblössung gymnisches Gesetz.

Die Sieger wurden durch Preiskränze geehrt. Sie galten als eine Erfindung der Dorier; auch sollte der erste Kranz in Olympia in der siebenten Olympiade dem Dorier Daikles gegeben worden sein. Die Kränze waren aus den Zweigen des im dortigen Haine Altis ummauerten Oelbaums gewunden. Ihre Vertheilung geschah durch einen der Hellanodiken. Er umwand das Haupt des Siegers mit einer wollenen Binde, legte darüber den Kranz, und einen grünenden Palmzweig in dessen Hand. Mit lautem Jubel, unter zuwerfen von Kränzen, Blumen, Guirlanden u. dergl. ward er von der Versammlung begrüsst.

Die pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele

---

[1] Noch die Kämpfer Homers trugen den Schurz. „Die völlige Nacktheit kam zuerst bei den gymnischen Uebungen in Kreta und Lakedämon auf. Olymp. 15 verliert Orsyppus von Megara im Stadion zu Olympia den Schurz durch Zufall und wird dadurch Sieger; Akånthos von Lakedämon tritt nun im Diaulos gleich von Anfang an nackt auf und für die Läufer ward es seitdem Gesetz; bei anderen Athleten aber war die völlige Nacktheit noch nicht lange vor Thukydides aufgekommen.“ „Selbst Alexander trug kein Bedenken, als er auf der Küste von Ilium den Göttern und Heroen Opfer brachte, im Wettlaufe um Achilles Grab sich jeder Hülle zu entledigen.“

waren den olympischen muthmasslich nachgebildet. Ausser einem Wechsel der Schaustellungen u. s. w. nach Zeit und Raum wiederholten sie die bei jenen üblichen Vorgänge. Eine Ausnahme davon machten später die Nemeen. Sie bildete man in Folge der marathonischen Schlacht mit zu einem Leichen-Agon um. Demnach erschienen die Kampfrichter hier fortan nicht mehr in Purpurgewändern, sondern in Trauerkleidern. — Bei den pythischen Spielen bestanden die Preiskränze, mit Ausnahme eines goldenen Kranzes, den Jason für den Staat bestimmt hatte, der dem pythischen Apoll den schönsten Stier liefern würde, aus einem Geflecht von Lorbeerzweigen; bei den nemeischen, bis nach den Perserkriegen, aus Zweigen des Oelbaumes, von da ab aus Eppich; bei den isthmischen, wo auch die Preisrichter bekränzt erschienen, in älterer Zeit ebenfalls aus Eppich, dann, nach den Perserkriegen, zunächst aus Fichtenreis, später wiederum aus Eppich. — Dazu erhielten die Sieger eine Palme; in den pythischen mitunter, als besondere Zugabe, Aepfel. —

Unter den zahlreichen Sonderfesten, wie solche fast jeder Stamm beging, zeichneten sich die peloponnesischen zum Theil durch unmittelbare Theilnahme des weiblichen Geschlechts aus. So in Achaja, Arkadien und Elis. In Elis bestanden einzelne Feste, auf welchen überhaupt nur Weiber auftraten, wie unter anderem auf dem der Heräa. Dies letztere insbesondere wurde von sechszehn auserlesenen Frauen und eben so viel Dienerinnen geleitet. Die damit verbundenen Wettläufe wurden von Jungfrauen ausgeführt. Diese, nach dem Alter, zu Gruppen gesondert, erschienen in dem wenig verhüllenden, hochgeschürzten dorischen Chiton (*Fig. 193. a, b*). — Die Siegerinnen erhielten einen Oelzweig und ein bestimmtes Theil von dem der Hera geopferten Rind.

Mit einzelnen Festen des Peloponnes war auch ein scherzhafter Kleiderwechsel beider Geschlechter, und mit noch anderen, wie mit den hauptsächlich in Sparta gefeierten „Gymnopädien", eine Reihe von Waffentänzen verknüpft, welche die männliche Jugend nackt, nur mit Helm, Schild und Schwert vollzog. Und noch andere Feste trugen, wie vornämlich die der Artemis, ein sogar blutiges Gepräge (S. 329 ff.). —

Am reichsten an Festen war Attika. Sie begannen hier gleich mit Anfang des Jahrs, und wurden mit besonderem Aufwand begangen. Die bedeutendsten von ihnen waren die grossen und kleinen Panathenäen. Letztere fanden alljährlich, erstere nur alle vier Jahr, dann aber unter Vereinigung der Gesammtbevölkerung von Attika in umfassender Weise statt. — Das Fest selbst, der Athene geweiht, hatte seinen Mittelpunkt in Athen: Zur Feier schmückten die Freigelassenen und „Schutzverwandten" den grossen Markt mit Gewinden von Eichenlaub. An den vor sich gehenden Festlichkeiten nahmen Männer und Jünglinge, Frauen und Jung-

frauen gleichmässig Theil. Letztere, in Chöre getheilt, in langem Zuge eröffneten es. Dem Zuge waren die Frauen und Töchter der Freigelassenen und Schutzverwandten als Trägerinnen theils der zu den Opfern erforderlichen Geräthschaften, theils der Sessel und Sonnenschirme der freibürgerlichen Weiber eingereiht. Für diese galt es als Auszeichnung, Weihegaben aller Art in einem Körbchen auf dem Haupte zu tragen. Es folgten Greise, Oelzweige haltend, desgleichen die bürgerlichen Geschlechter, die Handwerker u. s. w., je von ihren Vorständen geführt, die männliche Jugend zu Fuss und zu Pferd, theils in Waffenschmuck, in Reihen paarweis geordnet. — In dem Zuge erblickte man ein von den Weibern gewebtes, zur Bekleidung des Standbilds der Göttin bestimmtes Safrangewand. Befestigt in Gestalt eines Segels an einem reich ausgestatteten Rollschiff, ward es zum Tempel geleitet und hier feierlich niedergelegt. Dann folgten Spiel- und Wettkämpfe. Die Preise bestanden in verschiedenen, bemalten Thongefässen, angefüllt mit heiligem Oel. Die waffenfähige Mannschaft erschien mit Schild und Speer, doch ohne Schwert. — Nächst diesen Spielen, die gymnastische, auch Reitübungen bildeten, fanden Choregien für kyklische Chöre, Pyrrhichien u. a. statt. Dazu kamen, seit Pisistratos, Vorträge der homerischen Dichtungen, und, seit Perikles, musikalische Wettkämpfe. Auch wurden Fackelläufe zu Fuss und zu Ross veranstaltet. —

Gegenüber den ersteren Festen waren es vor allem die Dionysien, die dem Bacchus geweihten Lustbarkeiten, welche ihrem Wesen nach zu ungebundener Heiterkeit stimmten. Bei ihnen spielte, wohl jedenfalls seit dem frühen Alterthum, wesentlich eine Verkleidung mit. Sie, vermuthlich ausgegangen von einer wenn auch nur rohen Darstellung des heiteren Gottes und seines Gefolges, wobei die ihm huldigenden Weiber mit Thyrsosstab und Rehfell erschienen (*Fig. 240*), gab dann wohl die nächste Veranlassung zu einer besonderen Gestaltung der Tracht, zu der des dramatischen Schauspiels.

Nachdem, wie angenommen werden muss, Thespis aus Ikaria in Attika es zuerst mit Glück versucht hatte, im Anschluss an die nur dem Dionysos-Mythus entnommenen choragischen Darstellungen, von dem Chor den Redner zu trennen und diesen jenem als Antwortgeber in wechselnder (?) Kleidung gegenüberzustellen, sodann Phrynichos aus Athen (511—476) auch willkürlich gewählte Stoffe, selbst Frauenrollen vorgeführt, und zu einer Absonderung des Komischen vom Tragischen hingelenkt hatte, war hiermit beiden Dichtungsweisen zugleich ein fester Boden gewonnen. — Schnell entfaltete sich in Attika die Tragödie. Hier war es vor allem Aeschylos (525—456), der, abgesehen von der Gewalt seines Geistes, durch Verdoppelung des Gegenredners, sowie auch durch Abwechselung im Kostüm, dazu beitrug, die Gesammtwirkung auch

in scenischer Hinsicht zu steigern. Sophokles (496—406) erweiterte den Dialog durch Einführung eines dritten Redners. Ihm folgten Euripides (480—406), Achäos, Sosiphanes u. a. — Unter letzteren gestaltete sich, bei allerdings zunehmend geistiger Verflachung, die scenische Ausstattung immer reicher, bis zum Schaugepränge.

Während in Attika die Tragödie ihren Kreislauf durchmachte, vollzog sich daneben die Komödie wiederum in ihrer Weise. Zu beiden hinzu trat das „Satyrspiel“, eine Art travestirter Tragödie. — Die Komödie hatte ihren Ausgangspunkt vornämlich bei den Doriern. Wahrscheinlich im Anschluss an die Komik der ländlichen Bacchusfeste aus dem Improvisiren derer hervorgegangen, welche die phallischen Züge führten, wobei sie dem einen oder anderen auf lächerliche Weise nachahmten, soll sie bei den Megarern zuerst ein mehr künstlerisches Gepräge erhalten haben. Sie selber rühmten sich ihrer Erfindung.

Fig. 240.



Als der erste, welcher in Attika die Komödie eingeführt, wird der Megarer Susarion aus Tripodiskos genannt. Ihm schlossen sich, dem Stoffe der Darstellungen nach, Chinoides und Magnes an. Ihre volksthümliche Durchbildung erhielt jedoch auch sie erst in Athen, vornämlich durch Krates und Kratinos (455). Diesen folgte Eupolis (429). Durch ihn, der Vollendung entgegengeführt, fand sie dann, sich nun vorwiegend in politischer Richtung bewegend, in Aristophanes (386) ihren Meister. — Mit der sinkenden Macht Athens verlor auch die Komödie. Ihrer Freimüthigkeit beraubt, sah sie sich fortan auf harmlose, dem Familienleben u. s. w. angehörende Stoffe verwiesen.

Das „Satyrspiel“ hielt gleichsam die Mitte zwischen der Komödie und der Tragödie. Gemeiniglich ward es der letzteren als ein Nachspiel angefügt, um die Zuschauer wiederum heiter zu stimmen. — Besondere Abarten des Dramas waren einerseits mimische Aufführungen, wie Vorgänge aus der Mythologie, andrerseits „Hilarotragödien“, Mischspiele von Scherz und Ernst. Ihre Erfindung und Ausbildung wurde zum Theil den Sike-

lioten Epicharmos (476) und Sophron, zum Theil dem sicilischen Theokritos und dem Tarentiner Rhinton (um 300) zugeschrieben. —

Die rohste und wohl jedenfalls älteste Weise der Vermummung war die an dem dem Dionysos geweihten Feste der Weinlese von den Landleuten geübte. Sie beschränkte sich fast einzig auf eine Bekränzung mit Schilf oder Epheu und ein Bestreichen des Gesichts mit einer Mischung von Russ und Weinhefe. So in Zügen getheilt, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, den Phallos in ihrer Mitte, opferten sie zunächst dem Gotte, sich dann ungebunden in Scherz und Uebermuth ergehend. „Seit den Zeiten des Arions“ jedoch hatte ein Theil des Chors angefangen, sich als Satyre zu verkleiden und so die Feier der Opferung durch Tanz und Gesang zu beleben. Vermuthlich hierdurch dann ward zuerst die Anregung zur Fortbildung eines, wenn auch nur die Komödie betreffenden Kleiderwechsels geboten. Nächst der überhaupt frühzeitigen Anwendung von Masken im Culte der Aegypter, wie auch der Vorderasiaten, gab vielleicht jene russige Entstellung nun auch hier Veranlassung sich gleichfalls der Maske zu bedienen. — Bei dem komischen Spiel „die Phallophoren“ blieb man dabei, nur das Haupt zu bekränzen und das Gesicht mit Russ zu schwärzen; auch soll noch Aristophanes einmal mit so angestrichenem Gesicht, ohne Maske, aufgetreten sein. Es bildete dies indessen bereits eine letzte Ausnahme. Schon galt die Maskirung als unerlässlich, gleichwie für die Komödie, so auch für die Tragödie, in welche letztere schon Aeschylos selbst die Charaktermaske eingeführt haben soll.

Fig. 241.



Die Masken (*Fig. 241. a—d*) wurden demgemäss, eben als ein Hauptbestandtheil, auch bald ein Gegenstand bildnerischer Kunst. Die Aufgabe war sie den darzustellenden Charakteren je mit Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Leidenschaft, und wenn es sich um Vergegenwärtigung von Göttern, Heroen u. s. f. handelte, sie auch den für diese feststehenden, idealischen Bildungen genau entsprechend zu gestalten. Für den verspöttelnden Zweck der älteren Komödie trat noch die persönliche Maske hinzu. Sie, dazu bestimmt Personen der Gegenwart als solche erkennbar vor-

zuführen, trug bisweilen auch das Gepräge einer komisch wirkenden Uebertreibung. In der makedonischen Zeit ward diese Form gesetzlich verboten. In Folge dessen wurde es üblich die Masken, namentlich die der Komödie, nunmehr überhaupt, um jede etwaige Aehnlichkeit, insbesondere mit dem Gesichte eines Herrschers zu vermeiden, abweichend von menschlicher Geberde, bis zur Verzerrung zu behandeln (*Fig. 241. a, b*).

Ihrer Einrichtung nach bedeckten sie, einschliesslich das Weisse im Auge, den ganzen Kopf (*Fig. 241. c*); Halbmasken waren bekannt, scheinen aber von Schauspielern nicht angewendet worden zu sein. — Wesentlich mit zur Charakterisirung gehörten besondere Haaraufsätze. Sie wurden an einem an den Masken befindlichen „Onkos" befestigt.

Da durch die Maskirung der Kopf seinem nun derartigen Umfange nach zu der Grösse der übrigen Theile des Körpers ausser Verhältniss trat, was namentlich bei tragischen Figuren um so

Fig. 242.



missfälliger erscheinen musste, nahm man Bedacht darauf dies künstlich auszugleichen. Es geschah dies seitens der Darsteller der Tragödie durch Anwendung eines hochsohligen Schuhs oder eines solchen Halbstiefels (Kothornos), und einer, je dem Zweck angemessenen Unterpolsterung der Bekleidung. Einer solchen bedienten sich auch die Darsteller der Komödie; statt des „Kothornos" aber nur eines einfachen Schuh's: „Embates."

Die Bekleidung suchte man, in Uebereinstimmung mit den Masken, den Charakteren gleichfalls anzupassen. Ohne indessen in diesem Punkte, selbst was die Tragödie betrifft, gerade besonders streng zu verfahren, liess man es wohl sich nicht selten genügen die Gestalten einerseits, insoweit sie der Heldensage u. s. f. angehörten, nur durch die ihnen je eigenen sachlichen Attribute und sonstige Merkmale zu bezeichnen, andrerseits aber nur überhaupt durch eine würdevolle Anordnung der auch sonst allgemein üblichen Gewänder u. s. w. hervorzuheben. Dass hierbei auch gelegentlich asiatisirende Buntheit herrschte, ist immer-

hin anzunehmen, wie denn, namentlich in späterer Zeit, vor allem in Ausstattung der Chöre kleidlicher Prunk statt hatte.

Eine der kleinasiatischen Prachtkleidung ähnliche Theatertracht für gewisse Arten des Dramas wird durch Vasenbilder bezeugt; andere zeigen die Tracht der Komödie.

Diesen letzteren Abbildern zufolge, stellt sie sich hier für Männerrollen als eine den ganzen Körper bedeckende, starke Bepolsterung dar. Sie erscheint mitunter bunt gestreift, und, wie ein älteres Gemälde — Herakles mit den eingefangenen Kerkopen vor einem Herrscher — veranschaulicht (*Fig. 242*), noch durch

Fig. 243.



Anwendung eines Mantels und eines kurzen Chiton, als Untergewands, ausgezeichnet. — In der Verbildlichung einer anderen Komödienscene — Zeus mit Hermes als Diener vor dem Fenster der Alkmene (*Fig. 243*) — erscheint vorherrschend die Wattirung. Nächstdem zeigen beide Gemälde die diesen Gottheiten eigenen Beistücke: Keule, Merkurstab, Scepter und Krone, so wie auch eine Verwendung des Phallos. Ihn zeichnete rothe Färbung aus.

Ungeachtet auf Darstellungen selbst dieser Art Weiberrollen vorkommen, bleibt es zweifelhaft, ob solche von Weibern gespielt wurden; ebenso, ob es dem weiblichen Geschlecht überhaupt gestattet war das Theater, wie insbesondere die Komödie, zu besuchen.

Das Geräth.

Wohl nur langsam entwand sich das geräthliche Handwerk vorderasiatischer Eigenheit. Noch lange nachdem man schon Tempel von Stein kunstfertig aufgeführt hatte, in eigens aufgemauerten Häusern und in befestigten Städten verkehrte, galten die kunstgewerkthätigen „Phönicier" und die nicht minder betriebsamen Aegypter als die hauptsächlichen Träger und Verbreiter gewerklicher Künste. Was hierin diese leisteten, suchte man zunächst sich zu eigen zu machen.

Eine allmälige Verselbstständigung aus einem nun solchen Betriebe heraus, begann dann wie es scheint zuvörderst, doch wohl kaum vor dem siebenten Jahrhundert, bei den kleinasiatischen Griechen. Indessen behielt die eigentlich asiatische Prachtgewerklichkeit, auch durch den Prunk der Tyrannen begünstigt, noch immer bei weitem die Oberhand. Ohne ermessen zu können, inwieweit dies statt hatte, deuten Anzeichen darauf hin, dass noch im sechsten Jahrhundert zumeist, und auch noch folgends mehrentheils, die heimische Kunstgewerklichkeit unter sogar unmittelbarem vorderasiatischem Einflusse stand. Unter solchen Verhältnissen ward dann frühzeitig Korinth für Griechenland selbst eine Hauptwerkstätte, und so auch für die weitere Verbreitung kunsthandwerklicher Bethätigung ein wesentlicher Ausgangspunkt. Nicht mehr bewusst des wirklichen Ursprungs, schrieb man denn dieser Stadt die figürliche Bildnerei, die eingelegte Arbeit zum Schmuck von Geräthen, die Ausbildung des Metallgusses in Formen, und die Linearzeichnung als ihre Erfindungen zu. Unter den Namen eines „Eucheir" (Schönhand) und eines „Eugrammos" (Schönzeichner) wurde nun dieser ihr Ruhm verkörpert und ihr durch Ueberlieferung erhalten. —

In Sparta war dem Handwerksbetriebe durch Lykurg eine Grenze gezogen. Dem kriegerischen Geiste der Dorier gemäss, hatte jener eine solche Bethätigung, als der freien Entwickelung des Körpers entgegen, jedem Spartiaten untersagt. Aller handwerkliche Betrieb in den von Doriern besetzten Ländern, wie insbesondere im Peloponnes, verblieb in den Händen der „Periöken". Gewisse Zweige desselben wurden in bestimmten Geschlechtern erblich. Bei weitem die meisten Gewerke gingen je vom Vater auf Sohn, gleichsam kastenmässig, über. War nun zufolge solches Verbots auch dem Handwerkerstand an sich hier eine höhere Schätzung benommen, so kam das hierauf beruhende Verhältniss, eben das der Vererbung, doch seinen Erzeugnissen selbst zu Gute. Von den zahlreichen Waarengattungen des lakedämonischen Handels wurden fortdauernd, auch namentlich in dem reichen verwöhnten Athen, nächst „lakonischen Schuhen" und Purpurgewändern, eiserne Ackergeräthe und Waffen, Krater, Becher, Tische

und Stühle, überhaupt Hausmobilien, vorzüglich geschätzt und mit Vortheil verwerthet.

Die ionisch-attische Gewerklichkeit blieb mit dem vorderasiatischen Handwerk von vorherein enger verknüpft. Vom Staate ward sie gesetzlich geschützt. Nahm der Handwerkerstand nun auch hier, seiner mehr gebundenen Lebensart wegen, gleichfalls, ähnlich wie bei den Doriern, eine minder geachtete Stellung ein, so genoss er doch hier, durch Solons Verfassung, mit den übrigen Ständen gleiches Recht. Letztere bestimmte Niemandem sein Gewerke zum Vorwurf zu machen, und dass ein etwaiger derartiger Vorwurf als Rechtsverletzung zu ahnden sei.

Eine solche Stellung des Handwerks und die Freiheit sich darin bethätigen zu können, hatten denn aber auch wiederum ihre besonderen Folgen. Viel trugen die in Attika stetig wachsenden Anforderungen bei, die Kräfte in Spannung zu erhalten. Blieb der Betrieb in Sparta begrenzt, fand er dagegen in Athen eine ihn stetig selbst fördernde Stätte.

Dieser Umstand brachte mit sich den attischen Betrieb als solchen in einer fortwirkenden Verbindung mit dem vorderasiatischen Betrieb zu erhalten. In der Absicht die Gewerke in ihrer weiteren Ausbildung zu heben, eröffnete Solon den Nichtbürgern, den „Schutzverwandten“ oder „Metöken“, falls sie sich damit befassen wollten, die Aussicht auf Bürgerrechte; auch ward der Betrieb jedem Anderen, gegen Zahlung einer nur mässigen Steuer, unter dem Schutz der Gesetze geboten. So denn blieb Attika, vor allem aber Athen, ein Sammelplatz fremder Zuzügler. Diese indessen bestanden in bei weit überwiegender Zahl aus betriebsamen Vorderasiaten, aus „Lydiern, Phrygiern, Syriern und Phöniciern.“ — Bei dem so nun wesentlich durch sie genährten Hang zu geräthlichem Prunke, und bei der immerhin geringen Neigung der freien Bürger zu gewerklicher Bethätigung, fiel solche denn hauptsächlich jenen zu. Denn auch in den Fällen, in denen Griechen, wie dies von angesehenen Freibürgern allerdings wohl zu geschehen pflegte, für eigene Rechnung „arbeiteten“, trug ein solches Verhalten doch fast ausschliesslich das Gepräge einer Fabrik. Ohne dass sie selbst thätig waren, liessen sie die Arbeit fast stets, unter Leitung von Schutzverwandten, durch (ausheimische) Sklaven und fremde Lohnarbeiter betreiben.

Wohl wesentlich nur die Arbeit in Thon, die Töpferei in weiterem Sinne, machte hiervon eine Ausnahme. Sie als vor allem geeignet zu einer Kunstbildnerei, so auch alsbald in den Bereich der Tempelbaukunst, und damit zugleich in den Dienst des Cults gezogen, wurde vermuthlich eben desshalb auch schon in frühster Zeit vornämlich von Griechen selber geübt. Von Korinth wiederum erzählt die Sage, dass die Töpferei hier zuerst zur Herstellung von erhobenen Bildwerken zum Schmuck

der Giebelfelder an Tempeln angewandt worden sei, und dass die durch sie gefertigten Gefässe auch hier zuerst bildnerische Zuthaten und eine Ausstattung durch farbige Zeichnungen erhalten hätten. — Nächst Korinth galten als die frühsten Hauptwerkstätten dieses Betriebs, wie namentlich einer solchen Gefässbildnerei, Athen, Aegina, Samos und Chios. Auch ihr Ruf verliert sich in der Sage. In Athen insbesondere befand sich diese Gefässbildnerei seit der ältesten Zeit in den Händen zahlreich freibürgerlicher Familien. Hier auch erwuchs der Stand der Töpfer zu ausserordentlichem Umfange. Gleichsam innungsmässig verbunden, bewohnte er einen eigenen, nach ihm „Keramaikos" benannten Stadttheil. In Athene, Hephästos und Prometheus verehrte er seine Beschützer. Ihm allein stand es zu die für die Sieger in den Festspielen der Panathenäen als Preise bestimmten Oelgefässe zu fertigen. Und so auch erhielten sich seine Arbeiten fortdauernd vorzugsweise in Ruf. — Als die griechischen Töpferwaaren in den überseeischen Handel gelangten, waren es die Phönicier, welche vor allem attische Gefässe, ja bis zum fernen Kerne verfuhren. —

Die übrigen Gewerke eben verblieben, namentlich insoweit dieselben mehr die gewöhnlichen Bedürfnisse bedachten, hauptsächlich theils den „Metöken", theils den fremden Zuzüglern. Dahin gehörten die Holzarbeit, wie insbesondere die Tischlerei, die Metallarbeit in weiterem Umfange, die Lederarbeit oder „Gürtlerei", die Wirkerei, Seilerei u. s. f. Jene nun hielten hinsichtlich der Formengebung und Ausstattungsweise an den vorderasiatischen Vorbildern, wenn diese auch im Einzelnen dem griechischen Geschmacke mehr anpassend, wohl noch um so länger fest, als sie eben selber fast insgesammt vorderasiatischer Herkunft waren. — Der Handwerklichkeit jedoch, wenn bestimmt zum Dienste cultlicher Zwecke, widmete sich auch der freie Grieche wohl ohne Rücksicht auf deren Art gern. In dem Punkte hielt er darauf, dass alles Dahinbezügliche ein seinem Wesen durchaus entsprechendes Kunstgepräge bewahre. Für die innere Einrichtung seiner Behausung begnügte er sich zumeist mit Dem, was der allgemeine Betrieb darbot. Und gleichwie der Bau seines Hauses nicht die Kunstform des Tempels theilte, auch wohl nicht nachahmen durfte, so beobachtete er überhaupt eine bestimmt ersichtliche Grenze zwischen weltlicher und cultlicher Form. —

Anders freilich gestaltete sich dies in alexandrinischer Zeit. Mit dem in ihr zunehmenden Verblassen griechischer Volksthümlichkeit, und dem nun fortwuchernden Bestreben nach Gewinn und äusseren Genüssen, griff auch ein geräthlicher Aufwand gleichmässig weiter um sich. Jene Grenze zwischen weltlicher und cultlicher Formengebung verlor sich, bis zur Willkürlichkeit. Dem Handwerksbetriebe überhaupt wandten sich stetig mehr Griechen zu.

Neben der Metökenarbeit entfaltete sich, nun unter dem Einflusse der durch die Siege Alexanders in Asien noch eigens beförderten Prunksucht, eine griechisch-asiatische Pracht-Industrie.

Gefässbildnerei.

Von noch erhaltenen Gefässen gehört wohl die Mehrzahl der in Gräbern von Mykene gefundenen (S. 320), als wahrscheinlich zum Theil aus vordorischer Zeit, zu den ältesten. Diese Gefässe bestehen aus Gold (*Fig. 244. a—f*), Silber (*Fig. 244. g*), Bronze (*Fig. 244. h*) und gebranntem Thon (*Fig. 245. a—k*). Von den silbernen sind einzelne mit vergoldetem Kupfer plattirt, die Thongefässe theils nur mit der Hand, theils unter Anwendung der Scheibe geformt, und, so auch Bruchstücke von solchen, mehrfach farbig

Fig. 244.



bemalt. Der Form nach gleichen sie einerseits rundbauchigen Töpfen und Kannen (*Fig. 244. a—c, h; Fig. 246*), andrerseits fusslosen Bechern (*Fig. 244. b, e*) und mit einem Fusse versehenen Kelchen (*Fig. 244. f, g, d*), mit einem oder zwei Henkeln. Unter den Kelchen befindet sich ein goldener, bei dem sich an zwei Seiten, einander gegenüber, je vom oberen Rande der Mündung zu dem unteren Rande des Fusses ein gerades, flaches Stabwerk erstreckt. Nur wenige der metallnen Gefässe tragen Verzierungen. Diese bilden theils rinnenartige Vertiefungen (*Fig. 244. e*), theils, in Uebereinstimmung mit den Verzierungsformen des noch sonst daselbst Entdeckten (S. 320), Sterne, Rosetten u. dergl. (*Fig. 244. f, g*). Die

Malereien der Thongefässe bestehen in leicht geschwungenen Linien, regelmässig behandelten Streifen, Schneckenlinien, Palmetten u. s. f. (*Fig. 244. g—k*), auch in Darstellungen menschlicher Figuren, und entsprechen zum Theil der späteren griechischen Verzierungsweise. Es dürften mithin die so bezeichneten Gefässe und Gefässscherben auch wohl einem jüngeren Zeitraume entstammen. —

Nächst diesen geschichtlich kaum zu vermittelnden Alter-



Fig. 245.

thümern liegt jedoch auch eine namhafte Zahl bemalter Thongefässe vor, welche zugleich den Entwicklungsgang dieses Kunstgewerbszweigs erkennen lässt.

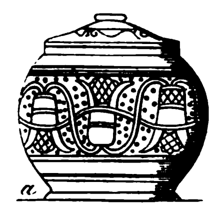
Von diesen Gefässen rühren die ältesten aus dem sechsten Jahrhundert, zum Theil auch wohl aus noch früherer Zeit her. Auch sie tragen ein noch vorwiegend vorderasiatisches Gepräge. Der Grundform nach erscheinen sie, bei nur wenig belebtem Umriss, mit nur sel-

tenen Ausnahmen, wie der der Formen von Kannen u. dergl. (*Fig. 247. b*), mehr oder minder gedrückt kugelig (*Fig. 246*; *Fig. 247. a*). Ihre Verzierungen bewegen sich hauptsächlich in streng gezeichneten Thierfiguren, wie „Löwen, Widdern, Hirschen, Schwänen, Sphinxen und anderen Ungeheuern“, und in ebenso behandeltem Pflanzenwerk. Beides, je für sich oder vermischt, ist stets bandartig übereinander in den Grund geritzt und hiernach bemalt. Der Grund zeigt die Farbe des Thons, gemeiniglich ein stumpferes Mattgelb. Die Bemalung ist schwärzlich oder bräunlich und, vereinzelt, violett und weiss. Menschliche Figuren kommen nur spärlich vor; wo es der Fall, erscheinen auch sie in alterthümlichst streng gebundener Form. — Obschon derartige Gefässe häufiger in Italien gefunden wurden, deuten an ihnen gelegentlich befindliche Aufschriften darauf hin, dass sie vornämlich in Korinth von dorischen Töpfern gefertigt sind. Als ihren hauptsächlichen Verfertiger bezeichnete man einen „Therikles“. Indessen verdankte dieser Name seine Entstehung wohl lediglich der diesen Geschirren überhaupt eben nur ihres Thierschmucks wegen alteigenen Benennung „Therikleia“. —

Fig. 246.

Fig. 247.





An diese Gefässe schliessen sich, der Gesammtbehandlung nach, die als „attisch“ bezeichneten an. Ihre Grundform nähert sich wesentlich der Form des Ei's. An ihnen beginnt eine Ausstattung durch Darstellung menschlicher Gestalten aus der Heroen- und Götterwelt, und die Profilirung im Ganzen sich freier und reicher zu entfalten. Anfänglich wurden auch sie in der Naturfarbe des Thons, hier gelbweisslich, belassen, und selbst nur mit schwarzer Farbe bezeichnet, allmälig jedoch ward der Thon verfeinert und durch eine Beimischung von geschlemmtem Röthel („Miltos“) gefärbt. An einzelnen Orten, so in Koptos und Rhodos, suchte man der Thonmasse durch Zusatz eines besonderen Mittels einen angenehmen Geruch zu ertheilen. — Diese Gefässe sind gefirnisst und bei aller Dichtigkeit ungemein dünn und leicht, die Figuren kaum mehr geritzt, sondern zumeist nur gemalt. Zudem haben sie mehrentheils eigens geformte Henkel und Füsse.

Der wesentliche Unterschied zwischen jenen älteren und diesen „attischen“ Geschirren, besteht in der den letzteren durchgängiger eigenen Bemalung mit menschlichen Figuren. Thierbildungen behielt man wohl bei, wandte sich von solchen jedoch, wenn auch nur sehr allmälig, mehr ab. Sie wurden, gleichwie bei den älteren Gefässen, schwärzlich oder bräunlich gefärbt, die menschlichen Gestalten hingegen nun ausser mit Schwarz auch mit Weiss aufgemalt, mit ersterem hauptsächlich die Männer, mit letzterem besonders das Nackte an Weibern und einzelne Theile von deren Gewandung. Hierbei ward der Grund zur Abgrenzung von Einzelheiten, wie Waffen, Gewand-, Schmuckstücken u. dergl. in feinen Linien stehen gelassen. — Als Hauptformen dieser Art erscheinen die dreihenkelige „Hydra“, die zweihenklige Schale, die „Amphora“ und der „Lekythos“.

Bei zunehmender Freiheit in Durchbildung der Gefässformen als solcher, bewahrte die Behandlung des Bildlichen doch noch lange Zeit hindurch, mindestens bis zum fünften Jahrhundert, ihre anfängliche strenge Fassung. Die menschlichen Gestalten machen den Eindruck von eckiger, gleichsam erstarrter Hast. Sie sind vorwiegend völlig bekleidet, die Gewänder regelmässig, geradlinig steif gefältelt, Nebendinge, wie Waffen u. s. f., wie schablonenmässig behandelt. — Wo, wie zumeist bei Verbildlichung bacchischer Vorgänge, eine Vergegenwärtigung heftiger Bewegung beabsichtigt ist, erscheint solche oft geradezu mannequinartig verzerrt (*Fig. 248*).

Fig. 248.

Allmälig wird ein Bestreben sichtbar die Fessel der Ueberlieferung zu sprengen. Es äussert sich dies in Darstellung des Bildlichen durch zunehmend engeren Anschluss an die natürliche Form, so wie auch in der Art der Behandlung des blossen Stoffs an sich. — Der künstlich erzeugte rothe Thon verdrängte den ungefärbten Thon. Seine Mischung wurde noch mehr verfeinert, das Brennen vervollkommnet, auch der Firniss glanzvoller. Vielleicht mit in Folge dessen ward es nun gemeiniglich üblich den rothen Grund selbst als Farbe des Bildes durch eine Schwärzung seiner Umgebung und der Begrenzungslinien seiner Einzeltheile auszusparen. Weiss wurde höchstens noch zur Andeutung kleiner besonderer Zierden, ausserdem aber nun wiederum ein röthliches Violett, doch nur sparsam, zu weiterer Bezeichnung, namentlich von Bändern und Kränzen, verwandt.

Die ersten Versuche, sich so zu bethätigen, mögen sich wohl geraumere Zeit in nur engen Grenzen bewegt haben. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts indessen ward diese Art der Behandlung fast nur noch allein geübt. Wohl bildete man auch

kleine Gefässchen („Lekythen“) mit schwarzer Zeichnung auf weissem Grunde, doch eben auch nur ausnahmsweise.

Gleichzeitig gewann die Form an Mannigfaltigkeit und Reiz. Einerseits in noch engerem Anschluss an die Gestalt des Ei's, andrerseits in ähnlicher Verwerthung von noch sonstigen Naturgebilden, wie einzelner Kürbisformen, so wie auch, unabhängig davon, in eigenschöpferischer Durchbildung, blieb man mit steigendem Erfolge bestrebt in ihr je mit dem Zweckgemässen durch die sie umschreibende Linie den Eindruck des Anmuthigen zu vereinen. Es gelang dies in fast allen Gestaltungen, die sich nun in zunehmendem Wechsel in jedweden Uebergangsformen, so von der Form des Napfs bis zu der der Schüssel, von der des einfachen Bechers bis zu der des Krater, von der des bauchigen Topfs bis zu der der Amphora, von der der Flasche bis zu der der Vase u. s. f. bewegten.

Hinsichtlich der bildlichen Ausstattung schritt man auf dem eingeschlagenen Wege, wenngleich nur langsam vor. In diesem Punkte vermochte man sich eben überhaupt nur schwer von der Ueberlieferung zu trennen. Es geschah dies aber indem man zunächst den Kreis der Darstellungen, den aus der Heroen- und Götterwelt, durch Verbildlichung von Vorgängen des wirklichen Lebens erweiterte.

Hierdurch nun um so entschiedener auch auf die Wirklichkeit verwiesen, entfernte sich dann auch die Zeichnung, obschon vorerst allerdings nur schüchtern, von der alten Weise mehr und mehr. — Die Gestalten bewahren zum Theil wohl noch eine gewisse Magerkeit, zeigen indessen bereits ein Bestreben ihnen ein bestimmteres Gepräge einer besonderen Wesenheit im höheren, edelen Sinne zu geben. Sie selbst gewinnen an Leben und Ausdruck. Das Starre in der Behandlung des Nackten wich einer naturgemässeren Form. Zunächst noch blieb man dabei, sie möglichst völlig zu bekleiden, doch ward die Fältelung der Gewänder nun nicht mehr so regelmässig steif, sondern weicher, fliessender geordnet. — Fortan auch pflegten die Bildner ihre Arbeiten gelegentlich mit ihrem Namen zu bezeichnen, so Euphronios, Sosias u. A. —

Die Vollendung, zu der sich im fünften Jahrhundert die Kunst als solche entfaltete, wirkte dann schliesslich auch darauf zurück. Unter ihrem nachhaltigen Einfluss entwand sich die Zeichnung nun jeglicher Fessel. Was sie seit Anfang dieses Zeitraums eben nur vorübungsweise gewonnen, brachte sie bis zu dessen Ende, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, zu völlig freikünstlerischem Abschluss. Auch das Bild blieb nicht mehr bloss Schmuck des Gefässes, vielmehr verschmolz mit diesem nun selbst seinem Inhalte und der Anordnung nach zu einer gleichsam bedingten Einheit (*Fig. 249. a—d*).

Hiermit hatte dieser Betrieb seinen Höhepunkt erreicht. Bis gegen Ablauf des vierten Jahrhunderts vermochte er ihn zu behaupten. Unter alexandrinischer Herrschaft trat eine Wendung

für ihn ein. In Folge des durch sie beförderten, rasch um sich greifenden äusseren Aufwands ward er in zunehmendem Grade zur Herstellung übergrosser Gefässe und damit zu einem Aufgeben edeler Maasshaltigkeit gedrängt. Zur vorwiegenden Forderung wurde, prächtig und schnell zu schaffen. Die Malerei, um dem zu genügen, verlor sich alsbald in Ueberladung. Man erschöpfte sich an Prunkgeschirren. Und so blieb es denn auch nicht aus, dass der Betrieb überhaupt alsbald zu blossem Handwerk verflachte.

Fig. 249.



Fast gleichmässig, wie dies sich vollzog, verlor sich dann aber auch die Lust, sich nun solcher Gefässe als Schmuck zu bedienen.

Die noch vorhandenen Gefässe der Art zeigen ein Streben nach farbiger Buntheit. Das vordem nur sparsam verwendete Weiss tritt in grösseren Massen auf. Das Violett ist in weiterem Umfange, nächstdem aber stellenweis auch ein Goldgelb und selbst Vergoldung verwerthet. — Die farbige Mischung des Thons wird nüchtern, der Firniss trübe bis zur Glanzlosigkeit.

Die figürliche Darstellung verliert an künstlerischem Gehalt, die Gruppirung wird lebloser, und fällt mehr und mehr auseinander. Die Gewandung erscheint aufs reichste geschmückt, das Bild überhaupt aber meist nur leicht, oft rein skizzenhaft behandelt, und die Zeichnung bisweilen selbst bis zum Hässlichen hin verkommen. Die Gegenstände der Darstellung sind theils dem Mythenkreise, theils mystischen Cultgebräuchen, theils der attischen Komödie entnommen, oder, was noch häufiger der Fall, von sepulkraler Bedeutung.

Eine besondere Art von kleineren Geschirren ist durchaus schwarz gefärbt. Ihr Schmuck beschränkt sich einerseits auf eine einfache Blätterverzierung, andrerseits auf nur eine Thier- oder Menschengestalt, von weisser, stellenweis gelblicher Färbung. Andere dem ähnliche Geschirre sind der Höhe nach einfach geriefelt.

Mit dem allmäligen Verblassen griechischer Eigenheit ging die Gefässmalerei zu Ende. Seit dem Eintritt römischer Kultur hörte ihre Pflege auf. Fortan wandte man sich in immer weiterem Umfange einer Verwendung von metallnen und von steinernen Geschirren zu. —

Was man daneben in Beschaffung von metallnen Gefässen geleistet, lässt sich nach den nur wenigen noch vorhandenen derartigen Gefässen nicht mit Sicherheit ermessen. Wohl anzunehmen indessen ist, dass man sich auch in dem Zweige, namentlich im fünften Jahrhundert, hochkünstlerisch bethätigte. So auch fehlt es nicht an Namen von verschiedenen Künstlern, die gerade hierin sich Ruf erwarben. Zu ihnen zählten, als vorzüglich berühmt in Erz- und Silberarbeit, Mentor, Boethos, Mys und Akragas. — Als Verfertiger hölzerner Gefässchen ward ein „Therikles“ geschätzt.

Kunsterzeugnisse solcher Art blieben nur dem Reichthum erreichbar; ebenso Geschirre von Gold und aus edelerem Gestein. Letztere insbesondere lernte man von Asien her kennen. Vornämlich seit den persischen Kriegen gab es, wenngleich noch lange Zeit doch eben nur als Seltenheiten, zierliche Geschirre aus Alabaster, aus Onix, Achat u. s. f. Folgends wurden, mehrentheils auch selbst zu umfangreichen Gefässen, vorwiegend Marmor und Travertin, auch noch härteres Gestein verarbeitet.

Durch Alexanders Zug nach Indien mehrte sich der Gefässaufwand. Das zur Zeit Herodots noch dem Golde gleichgeschätzte Glas ward seitdem immer gebräuchlicher. Endlich zählten selbst Gefässe aus Krystall und indischem Murrhina (S. 218) kaum noch zu Besonderheiten.

Mit dem engeren Anschluss an den Osten wuchs solcher Aufwand bis zum Uebermaass. Was darin irgend geleistet worden, suchten nun namentlich die Ptolemäer auch durch die Anzahl von Geschirren nicht nur aus edelem Gestein, als noch vielmehr aus edelen Metallen bis ins Unschätzbare zu steigern.

Gebrauchsgefässe.

Von den eigentlichen Gebrauchsgefässen gehörten zu den umfangreichsten mehre Arten von Fässern („Pidoi“). Sie bestanden zumeist aus gebranntem Thon, und wurden nach kaum mehr festzustellenden Besonderheiten je eigens benannt. So unterschied man von dem „Pidos“ die „Pithakna“, und wiederum die „Lagunoi“, das „Ardion“, den „Bikos“ u. a. m. Bei aller Vieldeutigkeit dieser Namen scheinen sie doch insgesammt eine wohl schon in früher Zeit dafür übliche gleiche Grundgestaltung mit nur geringen Abwandelungen fortdauernd bewahrt zu haben.

So namentlich die Pidoi im engeren Sinne. Sie hatten einen flachen Boden und, zum bequemen ausschöpfen, eine weite Mündung, wurden auch gelegentlich mit einem Deckel versehen, und dürften somit wohl im Ganzen den auf assyrisch-babylonischem Gebiete mehrfach aufgefundenen grossen Thongeschirren (*Fig. 113. a*) geglichen haben. — Ihre Höhe betrug bis zu fünf Fuss und darüber. Mehrer Haltbarkeit wegen pflegte man sie auszupichen, auch aussen anzustreichen.

Fig. 250.

Andere Arten, so vermuthlich die „Lagunoi“ oder Lagenae (?), bewegten sich in einer bald weiteren, bald schlankeren Ei-Gestalt. Ihrer bediente man sich hauptsächlich zur Versendung und Lagerung von Wein. Sie hatten Doppelhenkel, wurden auch bisweilen umflochten. Ihre Aufstellung geschah theils durch Eingrabung, theils durch einsetzen in thönerne Ringe (*Fig. 250. a, b;* vergl. *Fig. 34. g; Fig. 35. a, b, e, g; Fig. 89. b*). Hierher auch zählten höchst wahrscheinlich die „Pithaknä“ und der „Bikos“. Das „Ardion“ war vielleicht mehr becken- oder kesselförmig (vergl. *Fig. 89. i; Fig. 128*).

Eine zweite Hauptklasse bildeten die „Amphoren“. Ihre wesentliche Grundgestalt war die einer Vereinigung der Eiform mit einem Untersatz und zwei Handhaben. Mitunter erhielten sie einen Deckel (*Fig. 35. k; Fig. 36. b; Fig. 70. a*). — Ihnen ähnlich gestaltet waren die panathenäischen Preisvasen. Sie jedoch wurden, ihrem Zwecke gemäss, eigens künstlerisch behandelt (*Fig. 251. a—d;* vergl. S. 370).

Ueberhaupt theilten die Amphoren sich in Gebrauchs- und in Ziergefässe. Für beide Zwecke stellte man sie in sehr verschiedenen Grössen und zumeist, namentlich anfänglich, aus (gebranntem) Thone her. Erstere beliess man einfacher; die Ziergefässe wurden reich bemalt, und in mannigfacher Weise, theils wagerecht leicht gegliedert, theils bildnerisch geschmückt. Letzteres erstreckte sich vorwiegend auf die Henkel (*Fig. 252. a, b*;

Fig. 248; Fig. 249). In der Folge fertigte man sie auch aus Erz und Silber. — Grössere Amphoren erhielten gewöhnlich einen besonderen Untersatz.

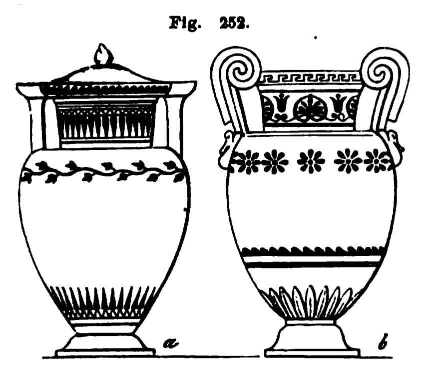
Dem ähnlich auch knüpfte die Kunst an die sonst nur einfachen Formen einzelner Dienstgeschirre an.

Fig. 251.



Hier nun waren es vor allem die unter den Namen „Kalpis“ und „Hydria“ begriffenen Wasserkrüge, wo dies zu mehrer Geltung gelangte. Sie hatten, zugleich als Brunnengefässe, einen vierfachen Zweck zu erfüllen, den des aufstellens und des auffangens, den des ausgiessens und getragen zu werden. Dem nun entsprach man einerseits durch eine flachbodige, kurz- und weithalsige aber doch schwungvolle Gestaltung, anderseits durch Anfügung von drei oder vier Henkeln durchaus (*Fig. 253. a, c; Fig. 254*). — Wohl die nächste Veranlassung sie eigens schmuckvoll zu behandeln, gab ein in Athen zu gewissen Zeiten von Frauen gefeiertes Fest, das der „Hydrophorie“, an dem auch namentlich Jungfrauen mit ihren Krügen theilnahmen (*Fig. 253. d*); desgleichen der daselbst herrschende Brauch, das für das Brautbad erforderliche Wasser in derartigen Geschirren herbeizuschaffen. Demzufolge wählte man vorzüglich sie zu Hochzeitsgeschenken. Als solche erhielten sie insbesondere eine nun dahin bezügliche sinnbildliche Ausstattung. — Anfänglich zumeist aus Thon, wurden sie später auch nicht selten aus Erz und Silber hergestellt. — Im Uebrigen führten auch diese Gefässe, je nach Besonderheiten, noch anderweitige Bezeichnungen, wie „Hydriske, Konis“ u. a. m. (*Fig. 253. e*).

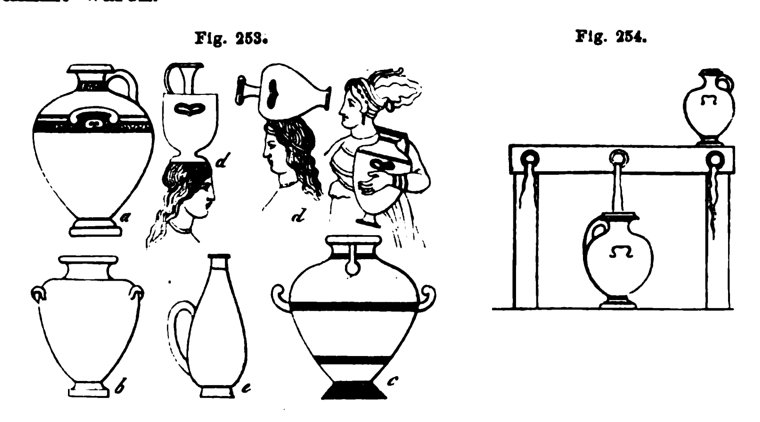
Fig. 252.



Weniger wiederum berührte die Kunst alle diejenigen Geschirre, welche wesentlich auf eine Aufnahme von grösseren Mengen

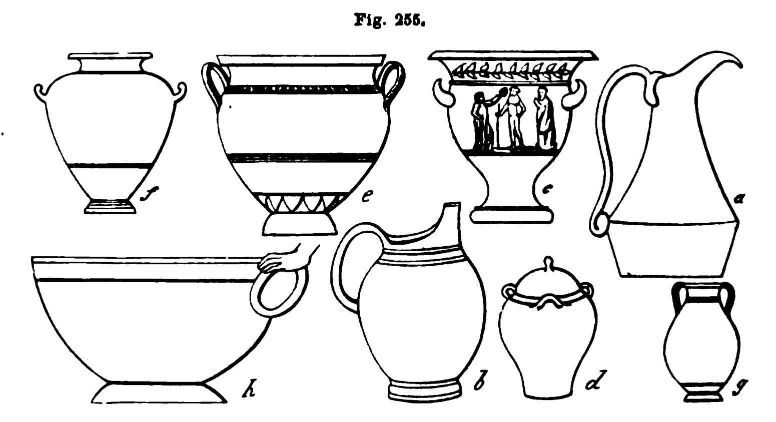
von Flüssigkeiten für den Haus- und Küchenbedarf abzweckten. Von ihnen erhielten eben nur solche eine besondere Durchbildung, welche zugleich zur Aufstellung in den Wohnräumen selbst bestimmt waren.

Fig. 253. Fig. 254.



Ein Hauptgefäss letzterer Art war der „Stamnos“. Der Form nach schloss er sich den Hydrien an, doch hatte er nicht drei oder vier, sondern nur zwei oder keine (?) Henkel (*Fig. 255. f*). Hauptsächlich zu Wein und Oel benutzt, wechselte er im Umfang beträchtlich.

Fig. 255.



Die übrigen hierher gehörigen Gefässe blieben wohl im Allgemeinen auf Küche und Vorrathskammer verwiesen. — Mit zu den grösseren zählte der „Krossos“. Wie aus dessen mannigfacher Verwendung hervorzugehen scheint, hatte dieser die Gestalt theils einer bauchigen, weitmündigen, zweihenkligen Vase (*Fig. 255. c*), theils die eines mehrfach gehenkelten, mit Deckel versehenen Topfs (*Fig. 255. d*).

Noch sonst dienten zu niederen Zwecken die „Pelike“ und der „Chus“, die „Lekane“, der „Dinos“ u. A.

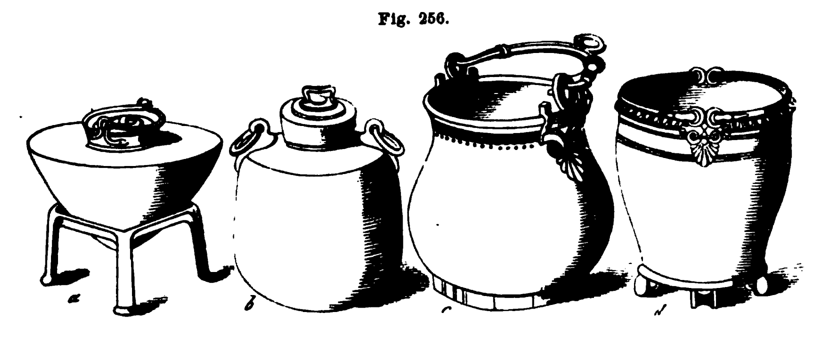
Die „Pelike“ und der „Chus“ waren Schöpf-, Giess- und Trinkgeschirre. Sie glichen wahrscheinlich in älterer Zeit bald den Amphoren, bald den Hydrien, später den topfartigen „Oinochoeen“ (*Fig.* 255. *a*, *b*; vergl. *Fig.* 255. *g*).

Die „Lekane“ hatte hauptsächlich die Gestalt einer grösseren unterschiedlich tiefen Schüssel (*Fig.* 255. *h*). Sie diente als Reinigungsgefäss überhaupt. Als solches kam sie einerseits im handwerklichen Betriebe, andrerseits, als Waschbecken, auch im gesellschaftlichen Verkehr wesentlich in Anwendung, und wurde, je nach ihrer Bestimmung, aus Holz, Thon und Erz, sowie auch, in letzterer Eigenschaft, nicht selten von Silber angefertigt.

Der „Dinos“ diente ähnlichen Zwecken. Er war weitbauchig mit weiter Oeffnung, mehrentheils ohne Fuss und Henkel. —

Zur Beförderung von Flüssigkeiten, insbesondere auf Reisen, wurde nach wie vor ein Schlauch („Askos“), namentlich aus dem

Fig. 256.



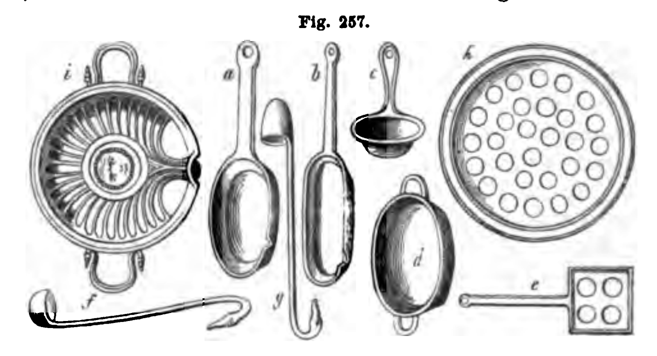
Fell der Ziege, verwendet. Ein solches Behältniss von Fell pflegte man auch in Thon nachzubilden, und solche Nachbildung dann mitunter auch durch Henkel, Figuren u. s. w. eigens künstlich auszustatten. —

In der Reihe der Kochgeschirre stand der Topf („Chitra“) oben an. Die Töpfe waren theils von gebranntem Thon, theils, so namentlich in begüterteren Häusern, wie hier das Kochgeräth überhaupt, vorzugsweise von Bronze. Trotz ihrer mannigfachen Bestimmung, wie zur Herrichtung von Brei, Zwiebeln, Gemüse, Fleisch u. s. w., waren sie ihrer Grundgestalt nach fast durchweg eiförmig, eben nur je nach dem Zwecke leicht wechselnd, bald rund- bald flachbodig, mehr oder minder bauchig, mit oder ohne Henkel, auch, zum Theil, mit einem losen oder festschliessenden Deckel (*Fig.* 256. *a—d*). — Gestellt wurden sie auf einen Untersatz, gewöhnlich von der Form eines Dreifusses (*Fig.* 256. *a*).

Alle weiteren Koch- und Küchengeräthe, wie solche allerdings fast einzig in Pompeji gefunden worden sind, bestanden in Kesseln,

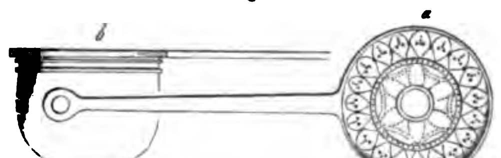
Pfannen, Tiegeln (*Fig.* 257. *a, b, d*), Formen für Backwerk (*Fig.* 257. *c. h, i*), Hebern („Siphon“), Füllkellen (Arystikos, Ephebos, Kyathos u. s. w. *Fig.* 257. *c, g, f*), Seihern oder Trichtern (Ethmoi, Chonä *Fig.* 258. *a, b*) u. a. m. Letztere indessen kamen auch bei festlichen Trinkgelagen, zum mischen des Weins, zur Verwendung, und erhielten, wenn dazu bestimmt, dann auch eine reichere, mitunter selbst kostbare Durchbildung. —

Fig. 257.



Ein geringerer Formenwechsel herrschte, wie es scheint, beim Speisegeschirr. Dies in älterer Zeit fast einzig aus Borden und Anrichten bestehend, bildeten fortdauernd hauptsächlich verschieden grosse runde, ovale, vier- und mehrkantige flache Platten, und mehr oder minder tiefe Schüsseln und Näpfe. Auch hier unter-

Fig. 258.



schied der Sprachgebrauch je besondere Arten. Indessen, trotz der Wandelungen, denen vornämlich diese Geschirre dadurch ausgesetzt waren, dass man sie folgends aus mancherlei Stoffen, wie zum Theil auch von edelem Metall, und nicht selten in reichster Fassung herstellte, bezogen sich solche Benennungen wesentlich auf die Arten der Speisen, die zu tragen sie bestimmt waren.

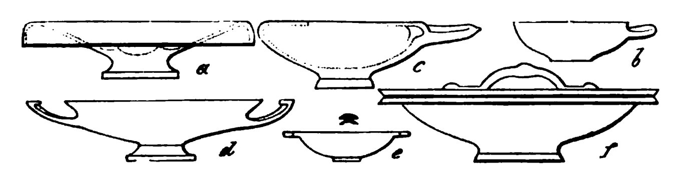
Zu den Geräthen, deren Namen sich auf die Form bezog, zählten der „Diskos“ und der „Pinax“. Ersterer hatte höchstwahrscheinlich die Gestalt einer kreisrunden Scheibe, letzterer die eines nur einfachen Bords. Ihre Hauptbestimmung war die Aufnahme einer grösseren Masse von Fleisch, Geflügel u. dergl. In späterer Zeit erhielten sie, so insbesondere der „Pinax“, bisweilen einen Umfang, hinreichend, ein ganzes Schwein zu fassen.

Zur Auftracht mässigerer Bestände, sowohl fester als auch flüssiger, dienten ausschliesslich die Schüsseln und Näpfe. Von ihnen standen in erster Reihe das „Triblion" und das „Oxybaphon".

Das „Triblion" ward vorzugsweise zu Saucen und Brühen benutzt, gehörte somit zu den tieferen Gefässen (*Fig. 259. c, b, e*), das „Oxybaphon", da namentlich zur Vorlegung von Fischen verwendet, glich mithin wohl mehr einer schalenartigen Schüssel (*Fig. 259. a, d, f*). — Noch sonst waren napf- und schüsselartig der insbesondere für Kompots u. dergl. gebrauchte „Oxis" (vergl. *Fig. 259. c, b*), ferner das „Batanion", das „Mazonomion", das „Artophoron", das „Paropsis" u. a. m. Das Batanion ward häufig ebenfalls zu Fischspeisen, das Mazonomion und die übrigen vorwiegend für Zugemüse benutzt. —



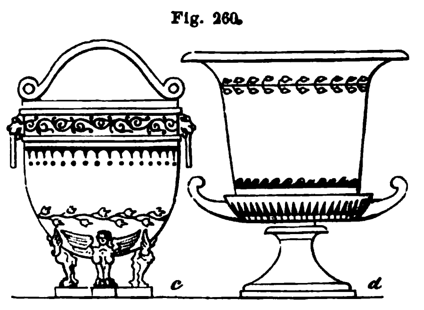
Fig. 259.



Gleichwie man seit frühster Zeit das stets von der Speisung getrennte Trinkgelage (Symposion), seiner geselligen Bedeutung nach, weit über jene schätzte (S. 331), so auch waren, namentlich in Attika, alle hierhin bezüglichen Gefässe schon frühzeitig ein Gegenstand mehr künstlerischer Bethätigung.

Nach altem Brauch ward bei Trinkgelagen der Wein in einem besonderen Gefäss, dem „Krater" oder „Mischkessel", vor den Trinkern aufgestellt. Seiner, auch schon durch den Zweck gebotenen Grundform nach glich er einem umfangreichen weitgeöffneten Becher oder kurzfüssigen Kelch (*Fig. 260. c, d*). Nächstdem dass man nun diese Formen im Ganzen, in dem Gesammtumriss, verschiedentlich kunstvoll behandelte, suchte man ihnen durch Anfügung von zumeist gleichfalls kunstvoll gefertigten Henkeln, Füssen u. s. w. einen noch höheren Reiz zu verleihen. War das Gefäss von gebranntem Thon, trat ausserdem Bemalung hinzu (*Fig. 249. c*); auch bestanden dann Fuss und Henkel mehrentheils aus Metall. — Berühmt in Beschaffung thönerner Krater waren in älterer Zeit Argolis, Lesbos und Korinth. Später wurden solche zunehmend durch erzene und selbst silberne, von Toreuten gefertigte verdrängt. — Das Gefäss selbst ward gemeiniglich auf einen Untersatz gestellt.

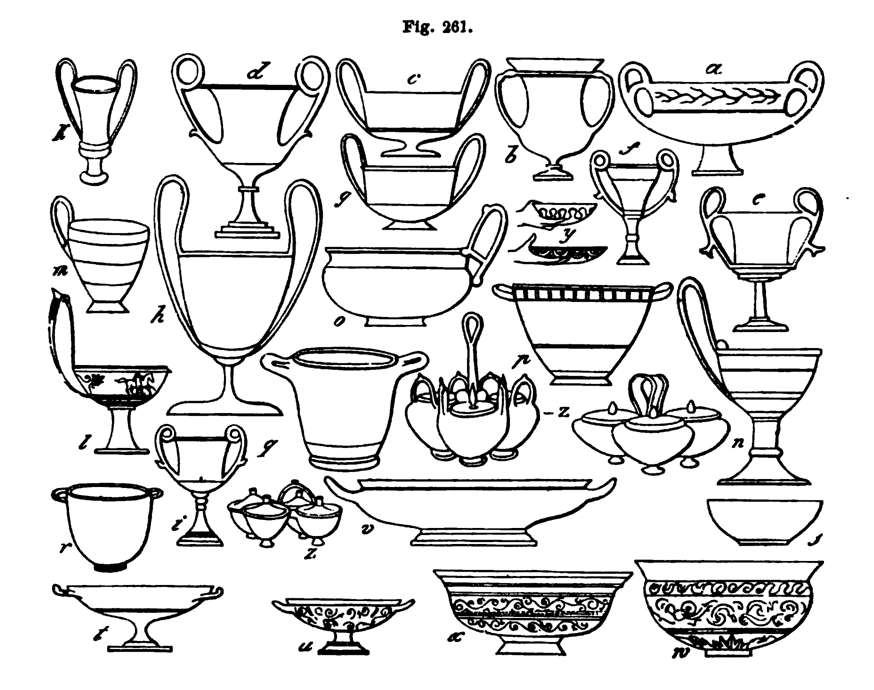
Fig. 260.



Die Untersätze („Hypokasterien") hatten mehrfach zugleich den Zweck, die beim ausfüllen etwa verschüttete Flüssigkeit aufzufangen, und bildeten dann auch ein Gefäss für sich. Auch gab es eigene Kühlgefässe. Ein solches („Psykter") ward mit Schnee oder mit Eis gefüllt. Wohl selbst zur Aufnahme des Kraters bestimmt, und so gleich als Hipokasterion dienend, wird es denn wohl meist die Gestalt eines flacheren Kübels gehabt haben. Indessen erhielt mitunter auch dies wiederum eigene Untersätze, gemeiniglich in Form von Würfeln.

Ein besonderer Reichthum in Stoff und Form entfaltete sich an den Trinkgeschirren. Sie wurden, wenngleich zumeist aus Thon,

Fig. 261.



auch aus Holz, Erz, Silber, Gold, und seit alexandrinischer Zeit selbst häufiger aus edelem Gestein, auch aus weissem oder farbigem Glase gefertigt, und bei vielfach linearem Wechsel mehrentheils bildnerisch, und die thönernen ausserdem unter Anwendung von Malerei, eigens kunstvoll durchgebildet.

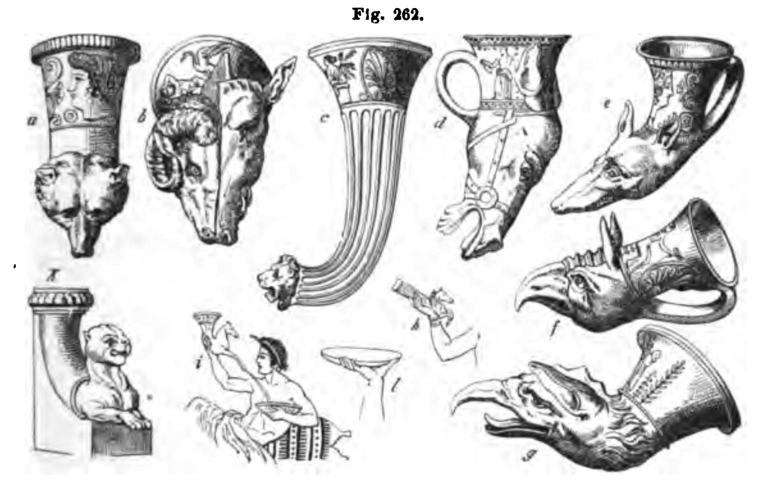
Mit zu den ältesten Gefässchen der Art zählten das „Karchesion" und der „Kantharos". Beide bewahrten die Gestalt einer zweihenkligen Schale und die eines ebenso gehenkelten Kelchs. Erstere blieb vornämlich dem Karchesion (*Fig. 261. a—c*), letztere mehr dem Kantharos eigen (*Fig. 261. d—k*). Das Karchesion

ward nicht selten den Göttern als Weihgeschenk verehrt, der Kantharos vorzugsweise im Culte des Dionysos und in dem des Herakles verwandt. In Kunstdarstellungen des Dionysos erscheint er als Hauptgefäss desselben.

Seltener wird das „Kymbion“ erwähnt. Es war dies, wie anzunehmen ist, ein zierliches henkelloses Näpfchen (*Fig. 261. w, x, y*).

Dem Kymbion der Form nach wohl verwandt, bezeichnete man vermuthlich kleinere, zum Theil mit Schaft und Henkel versehene Trinkschälchen überhaupt als „Phiale“ oder „Kylix“. Diese Schälchen hatten mehrfach die Gestalt eines Schiffs u. s. w., und dann wiederum auch darauf bezügliche Sonderbezeichnungen, wie „Skaphe“, „Akatos“ u. s. f. Das in der geschichtlichen Zeit

Fig. 262.



als „Kylix“ beliebteste Trinkgeschirr war eine verschiedentlich hohe, stets anmuthig geschwungene Schale mit schlankem Fuss und zwiefach gehenkelt (*Fig. 261. t, u, v*). Ausserdem gab es unter gleicher Benennung kleinere, aus mehren mit einander verbundenen Behältern bestehende „Doppelgeschirre“ (*Fig. 261. zz*), und grössere Ziergefässe.

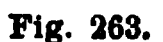
Beliebt, wie die „Kylix“, war auch der „Skyphos“. Er glich zumeist einem rundbodigen Napf, henkellos oder mit kurzen Griffen (*Fig. 261. p, q, r, s; Fig. 272. a*).

Diesem vermuthlich entsprachen die „Kotyle“ und der „Kyathos“, vielleicht nur dass erstere weitbauchiger, letzterer mehr halbeiförmig war (? *Fig. 261. n, o; Fig. 261. l, m*). Beide dienten, ausser zum trinken, auch zum schöpfen, so wie auch als Maass für flüssige und feste Körper.

Neben allen diesen, vorwiegend schalen-, napf-, becher- und

kelchförmigen Geschirren, bildeten dann die „Trinkhörner“, als „Kerata“ und „Rhyta“, eine wiederum eigene Gruppe.

In Beschaffung dieser Geschirre knüpfte man unmittelbar an die Form der ursprünglich überhaupt zum trinken benutzten Thierhörner an. Auch blieben solche selbst bei einzelnen Festen, wie bei denen des Poseidon in Ephesos, wo der Wein in Stierhörnern gereicht wurde, überlieferungsweise in Gebrauch. — An und neben den so zunächst völliger hornähnlichen Geschirren bildete sich, vielleicht in Folge vorderasiatischen Vorgangs (S. 108, *Fig. 89. l—n; Fig. 146. a*), gewissermaassen durch Erweiterung des Umfangs und Verminderung ihrer Länge eine Art von gebogenem Becher aus. Diese Becher wurden am Boden zu einem Thierkopf ausgestaltet und zum Theil darüber mit einem Henkel versehen (*Fig. 262. a, b, d, e, f, g*). Es war dies das eigentliche „Rhyton“. — Schon die nur hornähnliche Form (*Fig. 262. c*) bot der Bildnerei einen weiteren Spielraum. Es entstanden Gefässe dieser Art, die in einem vollständigen Vordertheil eines Thiers endigten (*Fig. 262. h, i, k*), und


Fig. 263.



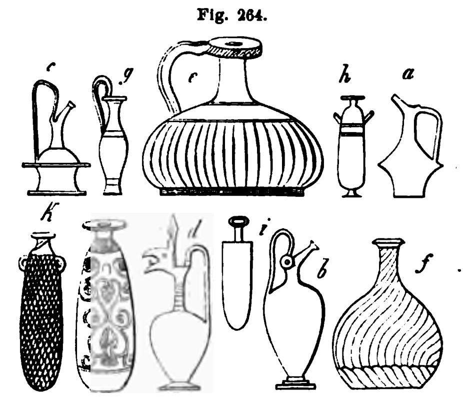
andere die, theils in Verbindung damit, so eingerichtet waren, dass sich mit ihrer Verwendung ein scherzhaftes Spiel vereinigen liess (*Fig. 262. i*). Man fertigte sie aus Thon und Metall. Aeschylos unter anderen gedenkt silberner Hörner mit goldener Mündung.

Für das „Rhyton“ als solches blieb die Thierbildung maassgebend. Ward es, wie zumeist, aus Thon hergestellt, so wurde sein becherförmiger Theil fast stets durch Malerei geschmückt. Hierbei suchte man das Bild häufiger zu der Gesammtgestaltung inhaltlich in Beziehung zu setzen. Je nach der Gattung des Thieres, dessen Kopf es trug, pflegte man es als „Pferderhyton“ (*Fig. 262. i*), Greifenrhyton (*Fig. 262. f, g*), Maulthierrhyton (*Fig. 262. d*), Jagdhundsrhyton (*Fig. 262. e*), Pantherrhyton (*Fig. 262. k*), Fuchs- oder Hundsrhyton (*Fig. 262. a*) u. s. f. zu benennen. Bisweilen auch wurden zwei miteinander verbundene halbe Thierköpfe verschiedener Gattung angefügt (*Fig. 262. b*). — Um diese Geschirre aufstellen zu können bedurfte es eigener Untersätze (*Fig. 262. h*). Diese („Hypodemata“) waren gemeiniglich von Holz.

Eine fernere, vielgliederige Gruppe bildeten die Giessgefässe im engeren Sinne. Sie dienten theils zum überfüllen aus einem Gefäss in das andere, mehrentheils aber zum aufstellen kleinerer Mengen von Flüssigkeit zu jeweiligem Gebrauch. Bei ihnen herrschten dementsprechend die Formen des Topfs und der Kanne mit Henkel und Dülle vor.

Der Mehrzahl nach glichen sie den schon erwähnten „Oinochoeen“ (S. 381), nur waren sie im Ganzen von mässigem Umfange. Je nach ihrer besonderen Bestimmung wurden sie mehr oder minder zierlich durchgebildet. Es erstreckte sich dies, ausser auf den Gesammtumriss, vornämlich auf Henkel und Dülle. Der Henkel ward stets handlich und schwungvoll, die Dülle gelegentlich zu einem Thierköpf ausgestaltet, bisweilen auch das ganze Gefäss mit Verzierungen bedeckt (*Fig. 263. a—e*). Hierher gehörten, wie es scheint, der „Prochos“ und „Prochytes“. —

Fig. 264.



Vor allem reich in Stoff und Form entfalteten sich, namentlich in späterer Zeit, die mit dem asiatisirenden Aufwand in Verwendung von kostbaren, wohlriechenden Oelen u. s. w. verbundenen Oel- und Salbengefässchen. Sie fertigte man wohl auch aus Thon, vorzüglich jedoch aus allen Arten halbedelen und edelen Gesteinen, Metallen, Glasflüssen u. s. w., und bei allem festhalten an dem ihnen zu Grunde liegenden Zweck, in den mannigfachsten Gestalten.

Wohl zu den ältesten dieser Gefässchen zählten wesentlich diejenigen, welche bestimmt waren das zur Einreibung des Körpers erforderliche Oel zu bergen, und die man, zu eben diesem Behuf, auch in die Gymnasien und Bäder mitzunehmen pflegte. Es waren dies insbesondere der schon von Homer erwähnte „Lekythos“ und die vermuthlich erst später aufgekommene „Olpe“ und „Olpis“. Beide hatten die Form bald eines rundlicheren, bald schlankeren Tropfens mit kurzer, trichterartiger, scheibenförmig abschliessender Mündung (*Fig. 264. h, i, k, l*).

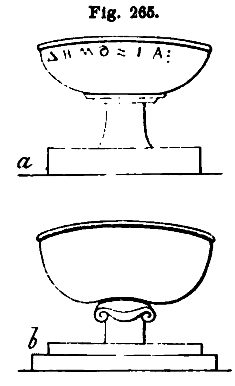
Alle noch sonstigen derartigen Gefässchen ahmten entweder diese Form mit nur geringen Abwandelungen nach oder bildeten, eben in vielfachem Wechsel, theils wie der „Bombilius“, der „Aryballus“ u. dergl. (*Fig. 264. c, e, f*) mehr und minder weitbauchige Fläschchen, theils gehenkelte Kännchen (*Fig. 264. b, d*), Näpfchen, Schälchen u. s. w. — Benannt wurden sie meist einerseits nach

ihrer stoffigen Beschaffenheit, als „Onix, Alabastron", andrerseits nach der Flüssigkeit, die aufzunehmen sie bestimmt waren, als „Nardekia" u. s. f.

Eine hervorragende Stelle behauptete, auch hausstandlich, das Badegeschirr. Für die frühere Zeit ist anzunehmen, dass man sich zu dessen Verfertigung vorherrschend des Thons bediente; später allerdings traten an Stelle irdner Geschirre immer häufiger Behälter von Marmor, Porphyr u. dergl., so wie auch von Metall.

Abgesehen von grossen Bassins („Kolymbethren"), wie solche in öffentlichen Bädern bestanden, theilte sich das Geschirr nach wie vor in Wannen und Becken oder Schüsseln. Erstere, als „Puelos, Maktra, Loutär" und „Loutärion" bezeichnet, ruhten entweder auf ebener Erde oder auf einer Art von Tritt; die Becken („Lebetes") entweder auf einem Dreifuss, wohl meist von Erz, oder auf säulenartigem Fusse (*Fig. 265. a—b*). Letztere Form war, wie es scheint, mehr für grössere Gefässe, der Dreifuss mehr für kleinere Schüsseln, wie für solche zum reinigen der Hände, gebräuchlich.

Fig. 265.



Besondere Reinigungsgefässe waren das „Potaniptär", die „Skaphis" und das „Skaphion". Von ihnen wurde ersteres vorzugsweise zum waschen der Füsse, die „Skaphis" zum begiessen des Körpers, und das „Skaphion" zum schöpfen und füllen benutzt. Die beiden letzteren waren gewöhnlich schiffsförmig, von Holz. —

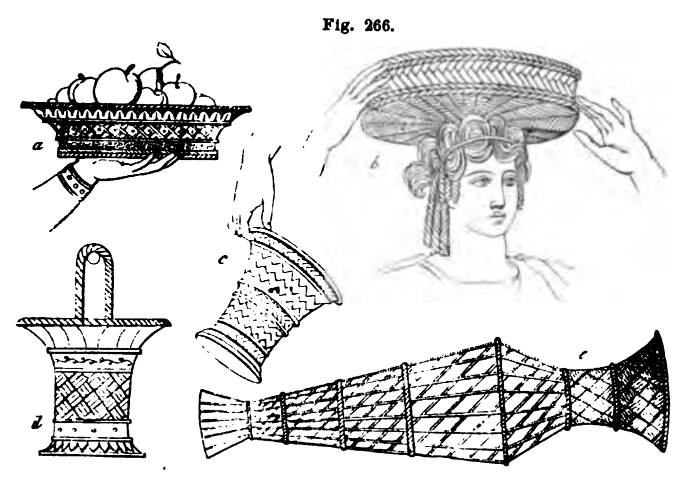
Die mit einzelnen Erwerbszweigen enger verknüpften Gefässe entbehrten wohl irgend welcher äusseren Ausstattung. Höchstens machten hiervon die zur Weinbereitung bestimmten Keltern jeweilig insofern eine Ausnahme, als man solche an den dem Weingott, dem Dionysos geweihten Festen, gleichsam als Mittelpunkt derselben, eigens auszuschmücken pflegte. Im Uebrigen bestanden sie als „Amystis, Anaphaia, Amphotis, Proaron" u. s. f. hauptsächlich in grösseren thönernen, hölzernen und metallnen Kübeln, Fässern, Kesseln, Pfannen u. dergl.

Vornämlich zu landwirthschaftlichem Gebrauch stellte man, ausser den ähnlichen Gefässen, auch mannigfache Behältnisse als Stab- und Flechtwerk her, so zumeist theils viereckte, ovale und runde Henkelkörbe, theils Kipen mit und ohne Gehenk.

Nächst diesen gröberen Flechtarbeiten gab es dann auch für den häuslichen Bedarf, wie insbesondere des weiblichen Geschlechts, allerlei zierliche Geräthe der Art. Nicht wenige derselben („Kaladia, Kaladoi, Kaladiskoi") waren zur Aufnahme der zu feineren Handarbeiten erforderlichen Gegenstände bestimmt. Ueberaus

zweckmässig formte man sie fast durchgängig höher als flach, behenkelt und unbehenkelt (*Fig. 266. c—d*), und, als Umschluss von Knäueln, schlank mit trichterförmiger Oeffnung (*Fig. 266. c*). — Andrerseits fehlte es auch nicht an mancherlei flacheren Körbchen („Spirides“ u. A.). Sie fanden vorwiegend Verwendung zu Blumen, Früchten, Gebäck u. dergl. Die zur Aufnahme von Backwerk bestimmten hiessen im Allgemeinen „Kana“, und sonach auch die in Prozessionen damit erscheinenden Jungfrauen gemeiniglich „Kanephoren“ (*Fig. 266. a, b*). — Viele dieser Flechtarbeiten wurden, namentlich in späterer Zeit, in Metall und anderen Stoffen nachgebildet.

Fig. 266.



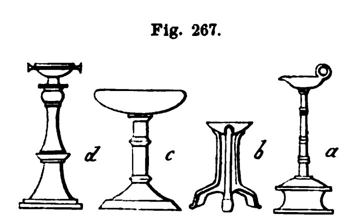
Eine Erwärmung der Wohnräume, falls diese überhaupt statt hatte, geschah höchst wahrscheinlich vermittelst ähnlicher Feuersorgen, wie deren in Pompeji gefunden wurden (s. unt.). Es sind dies verschieden grosse tragbare Herde von Erz. Der Ausbildung einer Kaminheizung stand wohl die Milde des Klimas entgegen.

Die künstliche Erleuchtung ward nach wie vor, ausser durch Fackeln und Holzspähne, hauptsächlich durch Oel und Lampe vermittelt. Die Lampen kamen schon frühzeitig so allgemein in Gebrauch, dass allein ihre Herstellung einen eigenen Handwerkerstand hervorrief und dauernd beschäftigte. Anfänglich vielleicht wurden sie ausschliesslich aus Thon gefertigt, also dass denn dieses Gewerk von den Töpfern abzweigte, allmälig jedoch immer häufiger auch aus Metall beschafft, so dass sich mit ihm in der Folge denn auch Metallarbeiter verbanden. — Wohl zugleich mit der Lampe entstand, als Stütze, ein Lampenständer.

Gleich die blosse Lampe an sich („Lychnoi, Lychnia“) ward aufs mannigfachste ausgestaltet. Trotz ihres bedingten Umfangs und ihrer nicht zu umgehenden Grundform einer mit Dülle ver-

sehenen Schale, suchte man sie im Ganzen und Einzelnen ebenso verschiedentlich, als anmuthig durchzubilden. Vielfach versah man sie mit Henkeln, mit zwei, drei oder noch mehren Düllen, und mit allerlei bildnerischem Schmuck ebensowohl in flach- als auch in runderhobener Arbeit, sich bewegend in freien Verzierungen und Darstellungen aus den Bereichen der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt.

Fig. 267.



Der Ständer nahm hieran gleichmässig Theil. Selbst bei nur einfachen Leuchten bildete er stets eine zierliche und doch bequeme Handhabe (*Fig. 267. a—d*). Nächstdem, dass man ihn mit der Lampe unmittelbar verband, ward er auch als ein selbstständiges Geräth, bestimmt zur Aufnahme von einer oder von mehren Lampen, als Arm- und Hochleuchter („Lychneia, Lychnouchoi") auch wiederum eigens kunstvoll behandelt. — Später, vermuthlich erst in nachalexandrinischer Zeit, kamen auch Talg- und Wachskerzen, und Windlichter oder Laternen auf. Deren Verwendung blieb indessen eine untergeordnete.

Die Möbel.

Die Mobilien-Ausstattung war im Ganzen wenig umfassend. Der Hauptsache nach beschränkte sie sich, auch bei den begüterten Ständen, ausser auf eine nach dem Umfange der Familien je bestimmte Zahl von Ruhe- und Lagerstätten, auf nur einige Sitze, sehr wenige Tische und Laden oder Kisten. — Zur Beurtheilung dieser Gegenstände liegen fast lediglich Abbildungen vor. Dem zufolge schlossen sie sich, ihrer Gestaltung nach, namentlich in Attika, wesentlich den dafür zunächst in Vorderasien ausgebildeten Formen an. Hinsichtlich ihrer Verzierungen bewegen sie sich fast durchgängig in eben diesen Formen ähnlichen pflanzlichen und thierischen Bildungen. Und so auch wurden sie da, wo es auf eine reichere Ausgestaltung abgesehen war, gleichfalls völlig dementsprechend, theils aus seltenem Holze, theils aus Metall beschafft, und, je nach dem, durch erhobene oder, auch in Verbindung hiermit, durch eingelegte Arbeit von Silber, Gold, Elfenbein u. dergl., durch Vergoldung u. a. geschmückt, und so auch die Sitze und Lagerstätten, insbesondere bei den Athenern, mit Polstern oder Teppichen und mit Thierfellen ausgestattet.

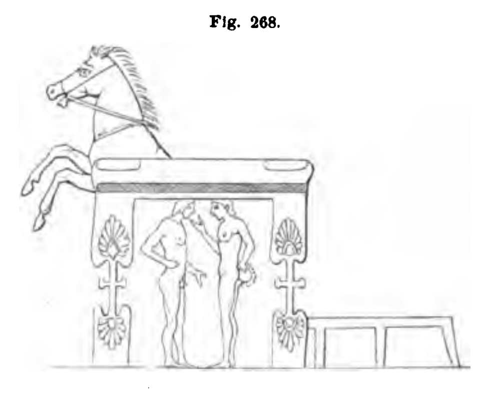
Die Spartiaten allerdings beharrten auch hierin, wenigstens insoweit sie sich selbst treu blieben, bei dem ihnen vorgeschriebenen Maass. Ihr Gesetz gebot den Knaben bis zum fünfzehnten Jahre auf Heu und Stroh, von da ab auf Schilf oder Rohr zu

schlafen, und den Männern, nicht auf Polstern, sondern, auch während der Mahlzeit, auf hölzernen Pritschen zu liegen. Sie wandten sich einem geräthlichen Aufwand auch überhaupt erst in späterer, nachalexandrinischer Zeit, und auch dann noch nur sehr allmälig zu. —

Zu den vornehmsten Sitzen zählten die bereits von Homer als „Thronos" und „Klismos" genannten. Beide Namen bezeichneten ausschliesslich Lehnsessel.

Mit zu den beliebtesten Formen gehörten die in Vorderasien seit frühster Zeit gebräuchlichen, nur mit einer Rückenlehne versehenen Thron- oder Ehrensitze. Gleich wie diese mehrentheils, erhielten solche auch hier nicht selten, bei überhaupt reicher Ausstattung, Stützen von menschlicher und Lehnen von thierischer Gestalt (*Fig. 268;* vergl. *Fig. 38. d; Fig. 90. h; Fig. 107. c*).

Fig. 268.



Andere Gesässe der Art hatten zugleich Armlehnen. Sie entsprachen wesentlich den von den älteren Assyriern angewendeten Prunksesseln (*Fig. 269. a, b, c*; vergl. *Fig. 190. g, h*; *Fig. 37. k*). — Beide Arten wurden fast stets mit schwellenden Polstern belegt.

Fig. 269.

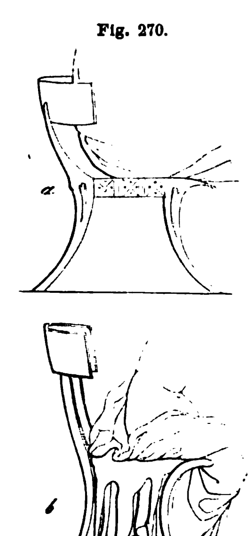


Zu gewöhnlicherem Gebrauche dienten einfachere Lehnsessel, zumeist nur mit einer Rückenlehne. Sie pflegte man, im Gegensatz zu jenen Prunksesseln, insbesondere für das weibliche Geschlecht, leicht und schwungvoll zu gestalten (*Fig. 270. a, b*), auch, wie es scheint, gelegentlich durch Charniere an den Füssen derartig einzurichten, dass sie zusammengeklappt werden konnten

(*Fig. 270. a*). Sie wurden nur ausnahmsweise, und dann vorwiegend mit einem zierlichen Thierfell bedeckt (*Fig. 270. b*).

Nächstdem auch fehlte es nicht an mancherlei lehnlosen Sitzen. Sie fasste die geschichtliche Zeit in dem Begriff des „Diphros" zusammen. Zu ihnen zählten vorwiegend als „Okladiai diphroi" sägebockförmige Klappstühle. Sie glichen, theils bis ins Einzelne, den bei den Vorderasiaten und den Aegyptern seit frühster Zeit gebräuchlichen Stühlen eben der Art (*Fig. 271. a, b, c;* vergl. *Fig. 37. n, o; Fig. 91. b; Fig. 129. b*). — Ferner gehörten hierher, zum Theil ebenfalls zusammenklappbare vierbeinige Schemel und Bänke mit senkrechtstehenden Füssen, als „Skimpous, Bathron" und „Chamauhälos" (vergl. *Fig. 37. a, b, c, g*). — Auch diese Gesässe pflegte man, gleich wie die übrigen, gelegentlich mit einem Polster, Thierfell u. dergl. zu belegen.

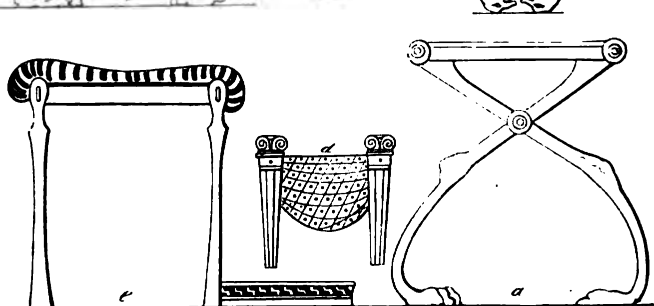
Fig. 270.



In Verbindung mit den Sitzen bestanden besondere Fussbänke. Sie erhielten gemeiniglich eine der Beschaffenheit des Stuhls, für welchen sie bestimmt waren, je entsprechende Gestalt, so denn bisweilen auch die eines zwei- und eines mehrstufigen Tritts (*Fig. 268; Fig. 269. c; Fig. 271. e,* vergl. *Fig. 38. e, f; Fig. 107. c; Fig. 129. d, e*). —

Fig. 271.





Früh schon, mindestens mit dem Beginn der geschichtlichen Zeit, ward es, wohl in Nachahmung westasiatischen Gebrauchs, unter den Männern üblich sich, statt zu setzen, zu lagern, wovon ausser den Weibern und Knaben schliesslich nur noch die altdorischen Kretaer eine Ausnahme machten. In Folge dessen wurden die Stühle zunehmend aus der Männerwohnung in die Frauengemächer verwiesen und dort durch Polsterläger ersetzt. Sie nun bestanden, im Wesentlichen ganz ähnlich den Schlafstätten der homerischen Helden (S. 190), aus einem auf vier Füssen ruhenden länglich viereckten Gestell („Kline") und aus einer Ausstattung desselben mit Kissen und Teppichen.

Fig. 272.



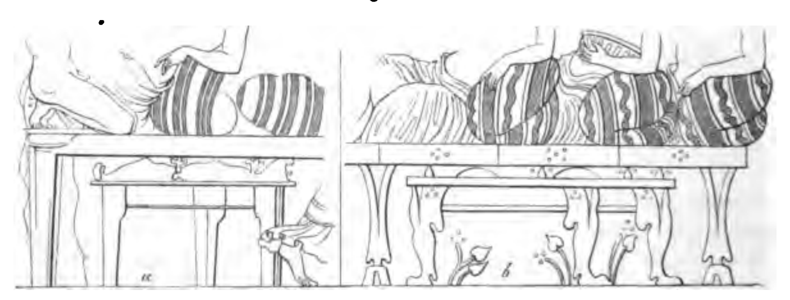
Ein solches Gestell war von Holz oder Metall, in letzterem Falle hauptsächlich von Bronze, nur ausnahmsweise am Kopfende oder an beiden Schmalseiten mit einer Art niedriger Lehne versehen, und an den Theilen, die nicht verdeckt wurden, häufig reicher verziert, wenn von Metall durch erhobenes Bildwerk, und wenn von Holz, wohl theils ebenso, vorzugsweise jedoch durch Einlagen von Metall, Elfenbein, Bernstein u. dergl. m. (*Fig. 272*). — Einfache Gestelle (*Fig. 273. a, b*) pflegte man meist, eben desshalb, ganz zu verhängen.

Ward das Gestell überdeckt, so geschah dies durch einen Teppich oder eine Art von Matratze, letztere gefüllt in älterer

Zeit gewöhnlich mit pflanzlichen Stoffen, wie Seegras, Heu u. dergl., später auch mit Wollenflocken oder Federn. Ihr Ueberzug war von Linnen oder Leder.

Die Kissen erhielten zumeist als Kopfkissen eine rundliche, als Rücken- und Armkissen eine viereckte Auspolsterung. Zu ihren Bezügen wählte man vorzüglich buntgemusterte Zeuge; ebenso für die Teppichbehänge. Es gab solche, welche auf einer oder auf beiden Seiten wollartig, zottig, aufgelockert, und, so namentlich in der Zeit eines gesteigerten Aufwands, auch solche, die dicht mit Federn besetzt waren. —

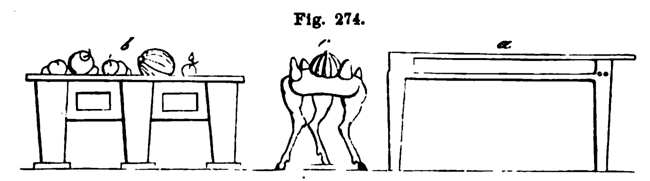
Fig. 273.



Die für den Schlaf bestimmten Läger waren im Ganzen demähnlich beschaffen. Weniger Bemittelte schliefen gewöhnlich auf Fellen, vornämlich von Schafen oder Ziegen, die Sklaven und das niedere Volk zumeist nur auf Binsen- oder Bast-Matten.

Tische kamen, ausser zum speisen, nur selten in Anwendung. Selbst das Schreiben pflegte man liegend zu verrichten. — Ihre hauptsächliche Verschiedenheit beruhte gleichwie bei den ägyptischen und den vorderasiatischen Tischen, abgesehen von der Ver-

Fig. 274.

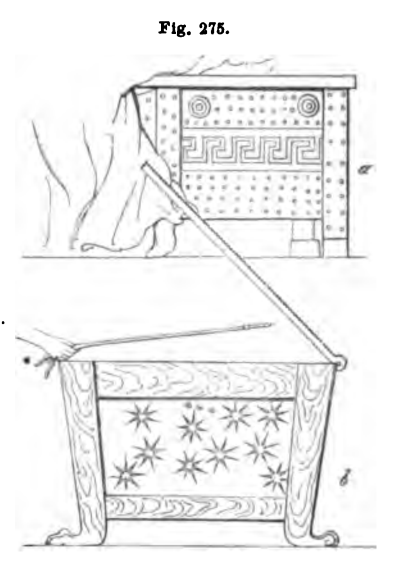


zierungsweise, auf einem Wechsel in der Grösse, der Zahl der Füsse und der Form der Platte (*Fig. 274. a—c; Fig. 270. c; Fig. 275. a, b*). Die Grösse war durchweg nicht bedeutend, die Zahl der Füsse wechselte zwischen eins, drei und vier, die Platte war entweder rund oder unterschiedlich viereckt. — Gefertigt wurden sie, wie die Lagergestelle, theils aus Holz, theils aus Metall, und so auch ähnlich wie diese verziert. Die Beine erhielten nicht selten die Form von ganzen Thierschenkeln. — In Athen

konnte man einen mit bronzenen Stierköpfen und Satyrgesichtern geschmückten Schenktisch schon für dreissig Drachmen (etwa 6 Thlr. 21 gr.) kaufen. Ein solcher Tisch war vermuthlich nur klein. Ueberhaupt aber war die Mehrzahl auch der Speisetische verhältnissmässig klein und niedrig. Je für eine Person bestimmt, erreichten sie zumeist kaum die Höhe des Lagers, vor das sie gestellt wurden (*Fig. 272. c; Fig. 273*). — Tischtücher, Finger- oder Mundtücher; Messer und Gabel benutzte man nicht (S. 331). Die von den Speisen benetzten Finger säuberte man mit Brodkrume. So auch verwendete man mitunter entkrumte Brodkrusten als Löffel. Knochen und sonstige Speisereste pflegte man unter den Tisch zu werfen. Nach beendigter Mahlzeit kehrte man sie, zum Zweck ihrer Fortschaffung, vermittelst eines Besens zusammen. —

Statt hoher mit Thüren versehener „Schränke“, die vermuthlich erst in spätester, römischer Zeit aufkamen, bediente man sich der Koffer oder Laden („Cheloi; Larnakes“). Es waren dies kistenförmige Behälter von sehr verschiedenem Umfange, wohl hauptsächlich von Holz, zum Theil mit Metall beschlagen und auch sonst noch verziert. Bestimmt zur Bergung von allerlei Dingen, waren sie mit verschliessbaren Deckeln, oft auch mit Deckelstützen versehen (*Fig. 275. a, b*). Zur Aufnahme von Einzelschmuck, Salbengefässchen u. dergl. bestanden besondere kleine Kästen („Cheloi; Kiboutoi“). Diese erhielten meist eine sehr zierliche Durchbildung in edelem Metall oder in anderem Stoff, wie Elfenbein, Schildpad u. s. w. — Mit zu den bekannt ältesten und zugleich kunstvollsten Laden, gehörte die des Kypselos. Sie war in Korinth verfertigt, von jenem etwa in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts der Juno in Olympia geweiht worden, und im Tempel daselbst aufgestellt. Hier sah sie noch Pausanias. Diese Lade war ganz von Cedernholz, reich mit Elfenbein und Gold, und ringsum in (fünf ?) Streifen übereinander mit erhobenem Bildwerk geschmückt, darstellend Vorgänge aus der Heroenmythe und der Geschichte der Kypseliden. — Der Verschluss dieser Laden geschah durch eine eigene Bandverknotung, ausserdem durch Versiegelung, ein Gebrauch, der sich auch auf Thüren und Vorrathskammern erstreckte. —

Fig. 275.



Zeitmesser.

Die Erfindung der „Stundenweiser“ verdankte man den Babiloniern. Die dahin bezüglichen Geräthe bildeten Sonnen- und Wasseruhren. Erstere („Polos“), deren Verbesserung sich insbesondere Anaximander mit solchem Erfolg angelegen sein liess, dass man ihn geradezu als deren Erfinder bezeichnete, blieben, da auch nur im Freien benutzbar, auf die Oeffentlichkeit verwiesen. Sie bestanden entweder, in ältester Form, aus einem senkrecht stehenden Zeiger, dessen Schatten auf einem zu dem Zweck bezeichneten Umkreis gemessen ward, oder, so spätestens seit dem Ende des fünften Jahrhunderts, aus einem innerhalb durch Linien eingetheilten, hier ebenfalls mit einem aufrecht stehenden Stab als Schattenzeiger versehenen Becken. — Die Wasseruhren („Klepsydra“) bewahrten dauernd wohl die Form einer mit Wasser anzufüllenden, etwas flach gedrückten, zu zeitbestimmendem auströpfeln eingerichteten Hohlkugel mit kurzem verschliessbarem Hals. Eine derartige Uhr war im „Windethurm“ zu Athen öffentlich aufgestellt.

Spielgeräthe.

Auch das sonst so strenge Sparta trübte die Jahre der Kindheit nicht, sondern liess auch seine Kleinen, bis dass sie der Staat den Eltern entzog, sich an Spielen erfreuen. Ward doch die Erfindung der Kinderklapper dem Spartiaten Architas nachgerühmt, und nicht vergass man sich zu erzählen, wie Agesilaos seinem Knäbchen auf einem Stecken was vorgeritten.

Während die Kleinen allerlei Dinge selbstthätig sich beschafften, auch sich zu leichten Uebungen, zu einer Art „Blindekuh“ u. dergl. vereinigten, versorgte sie auch das Handwerk selbst mit allerlei wirklichem Spielgeräth. Dahin gehörten der Ball („Sphaira“), der zu peitschende Kreisel („Strombos“), der mit dem Stecken zu treibende Reif („Trochos“), die Schaukel („Aiora“) als Wipp- und Strickschaukel, kleine Wägelchen („Amaxides“, *Fig. 218. b*), hölzerne Steckenpferdchen und, nächst zahlreichen Nachbildungen von Wirthschaftsgeräthen u. s. w. in Holz, Thon und Metall, thönerne und wächserne Püppchen.

Andere Belustigungen waren das „Knöcheln“, wozu man sich meist der „Sprungbeine aus der Ferse der Lämmer und Schafe bediente“, das vermuthlich schon von Homer gekannte Königsspiel (S. 191) und verschiedene Wort- oder Rathespiele. Sie jedoch, und auch das Ballspiel, wurden nicht mehr nur von der Kindheit, vielmehr auch, und vorzugsweise, von der schon erwachsenen Jugend geübt. —

Eine hauptsächlich bei Trinkgelagen wiederkehrende Belustigung hiess der „Kottabos“. Sie bestand nach den allerdings schwer

zu vereinigenden Nachrichten darüber, vornämlich darin, dass man sich bemühte, Wein oder sonstige Flüssigkeit mit dem Munde oder aus einem Gefässchen auf ein schwebendes oder schwimmendes Ziel zu spritzen, dies dadurch zur Senkung zu nöthigen. Zu dem Ende begnügte man sich nun wohl häufig damit, nur einige Schälchen auf Wasser zu setzen, indessen gab es zu eben dem Zweck auch eine besondere Vorrichtung. Diese hatte die Gestalt einer von einem Mittelständer gestützten ein- oder zweischaligen Wage. Unter jeder Schale stand ein erzenes Figürchen („Manes“). Gelang es eine Schale zum sinken zu bringen, so fand der Scherz seinen Abschluss dadurch, dass sie, auf den Manes stossend, kippend sich ihres Inhalts entleerte [1], und, waren zwei Schalen vorhanden, nun beide Schalen in wechselnder Schwingung, je ihr Figürchen berührend, ertönten.

Ein nicht minder beliebtes Spiel, bei dem es wesentlich auf Hand- und Fingerfertigkeit ankam, nannte man wegen der dazu erforderlichen Münze „Chalkismos“. Die Münze wurde aufrecht in schnellste Wirbeldrehung versetzt, und musste so durch plötzliche Berührung mit dem Finger zum stehen gebracht werden.

So auch vertrieb man sich die Zeit mit dem Versuch vermittelst eines Stifts schnell und sicher zwischen die Lagen eines zu dem Zweck eigens fest zusammengelegten Riemens zu treffen, dem sogenannten „Himanteligmos“ oder „Riemenstechen“.

Für eine mehr ernste Unterhaltung war durch Brettspiele gesorgt. Ihre Entstehung ward auf Palamedes zurückgeführt. Man spielte sie bald in der Weise des „Schach“, bald in der des „Damenbrettspiels“ theils mit theils ohne Würfel. — Abarten waren das Städtespiel („Polis“), der „Diagrammismos“ u. a. m.

Die Würfel an sich bestanden entweder in den schon erwähnten Thierknöcheln („Astragalos“) oder in eigentlichen Würfeln („Kibos“). Zur Herstellung der letzteren wählte man zumeist Stein und Metall, nächstdem Knochen, Thon u. dgl. Die Zahlenbezeichnung erstreckte sich bei den Würfeln auf alle sechs, bei den Knöcheln nur auf die dazu geeigneten glatten vier Seiten. Zum werfen der Würfel pflegte man sich eines Bechers zu bedienen.

---

[1] Nach einigen Angaben stand jedes Erzfigürchen noch in einer besonderen Schaale, welche dazu bestimmt war, die verschüttete Flüssigkeit aufzunehmen. Die Voraussetzung indess, dass es zur Entleerung der gefüllten Waageschale noch einer besonderen Vorrichtung bedurft habe, deren Erklärung A. Becker (Charikles. I. S. 478) Schwierigkeiten macht, scheint mir nach gegebener Schilderung kaum nothwendig; sie fällt aber sicher fort, wenn man sich die Schalen flach und die Figürchen ausserhalb ihres Mittelpunkts gerückt denkt, da dann das Kippen unvermeidlich blieb. Will man dennoch halbrunde Schälchen und demnach eine besondere Einrichtung derselben annehmen, so könnte sich diese höchstens auf ein in deren Boden angebrachtes Klappventilchen beschränkt haben, das sich, indem es auf die Figur stiess, nach oben öffnete und so dem Wein einen Ausfluss gewährte.

Im Uebrigen verfolgte die wohlhabendere athenische Jugend männlichen Geschlechts auch mancherlei „nobele“ Passionen. Verbreitet war die Liebhaberei für schöne Pferde, schöne Hunde, kostbare Tauben und anderes seltenes Federvieh, so auch, insbesondere für Wetten. Letztere steigerten sich seit den persischen Kriegen vor allem in Hinneigung zu Hahnen- und Wachtelkämpfen bis zur Leidenschaft. In Athen fand, eingeführt durch Themistokles, alljährlich ein derartiges Schauspiel öffentlich auf Staatskosten statt. Wettlustige liessen für ihre Zwecke die hierzu abzurichtenden Thiere, nicht selten für ungemeine Summen, theils aus dem Tanagräischen, theils aus dem Rhodischen kommen und mit grösster Sorgfalt erziehen. Vor Beginn des Kampfs wurden sie mit Sporen versehen. Den Kampfplatz selbst bildete meist ein rundes umrandetes Brett („Tälia“). —

Tonwerkzeuge.

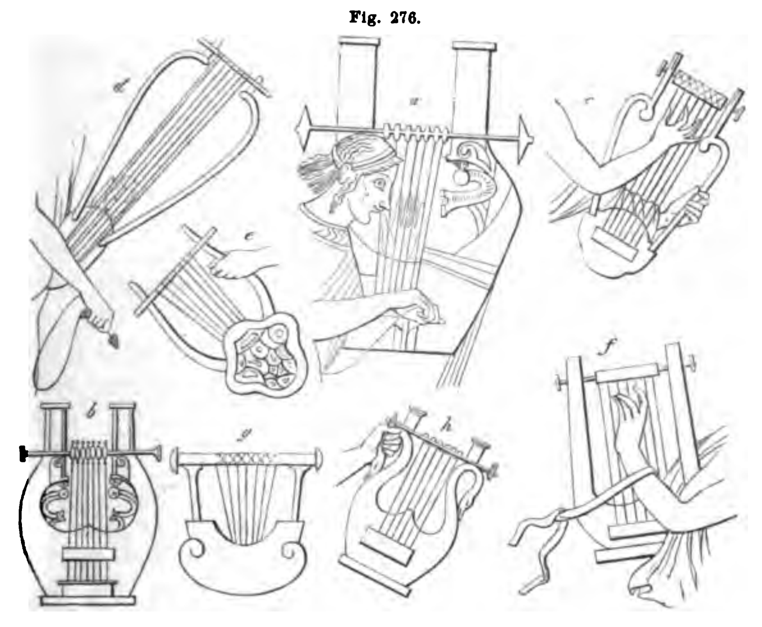
Zu den bereits von Homer gekannten musikalischen Instrumenten (S. 191) kam sachlich kaum wesentlich neues hinzu. Seit mehrer Verselbstständigung der Musik, etwa seit dem siebenten Jahrhundert, wurden sie dann aber wohl in Rücksicht auf ihre nunmehrige Bestimmung künstlerisch weiter ausgebildet. Doch konnte auch dies weder überall, noch durchweg gleichmässig geschehen, um so mehr als die einzelnen Stämme je dies oder jenes Instrument dauernd oder zeitweise mit besonderer Vorliebe pflegten. So blieben die Arkadier der ihnen vielleicht urpelasgisch eigenen einfachen Flöte und der mehrröhrigen „Syrinx“, als einer Erfindung des Pan, und die östlichen Böotier, vornämlich die Thebäer, der ursprünglich lydischen Flöte und der kurzen Gazellenpfeife („Monokalamos“) vor allem zugethan. Die Spartaner, bei denen indessen wie bei den Doriern überhaupt, die Musik nur beschränkt geübt wurde, gaben schon früh, auf Veranlassung des Lyrikers Terpandros (um 660), der Lyra den Vorzug, und die Athener, bei denen zuerst die einfache und doppelte Flöte vorzugsweise in Geltung stand, wandten sich folgends, namentlich zur Zeit der perikleischen Verwaltung, gleichfalls mehr dem Saitenspiel zu.

Unter den Saiten-Instrumenten behaupteten von vorherein die „Lyra“ und die „Kithara“ den Vorrang. Sie auch machte die griechische Sage zu griechischen Erfindungen, indem sie deren Entstehung bald dem Apollo, bald dem Pan, bald dem Hermes zuschrieb. — Beide, so wie auch die im Ganzen ihnen ähnliche „Phormix“, dienten anfänglich wesentlich nur zur Begleitung der Rede, wurden dann aber, wie man annahm bereits um 700, zuerst durch Aristonikos, unabhängig davon gespielt. Bis etwa um die Mitte des siebenten Jahrhunderts hatten sie drei, höchstens vier, von da an, zunächst durch Terpandros vermehrt, bis zu sieben

Saiten. Anfänglich waren sie gross, massig, mithin schwer (*Fig. 276. a, b*), später, während des mittleren Zeitraums, vorwiegend schlank und leicht (*Fig. 276. c, d, e*), hiernach häufiger selbst klein (*Fig. 276. f, g, h*), überhaupt aber mehr oder minder, mitunter reich verziert. Schliesslich, seit alexandrinischer Zeit, steigerte sich die Zahl der Saiten gelegentlich bis auf elf.

Die grösseren dieser Instrumente wurden während des Spiels nicht selten, eben ihres Umfangs wegen, zu freier Bewegung der Hände, zwischen den Knieen gehalten. Im anderen Falle pflegte man sie, und so in jüngerer Zeit wohl ausschliesslich, entweder mit einem Bande am linken Arm zu befestigen (*Fig. 276. f*) oder

Fig. 276.



mit letzterem gegen die Hüfte zu pressen (*Fig. 276. d*), oder auch, bei nur einhändigem Spiel, bloss mit der linken Hand zu fassen (*Fig. 276. c*). Nur ausnahmsweise wurden die Saiten mit den Fingern gerührt (*Fig. 276. c, f*); gewöhnlich bediente man sich hierzu eines zierlichen Stifts („Plectron") von Elfenbein oder Metall. Dieser befand sich mehrentheils gleich am Instrument, an einem Schnürchen hängend (*Fig. 276. a, d*).

Noch sonstige Saiten-Instrumente waren das vierzigsaitige „Epigonion", die zwanzigsaitige „Magadis", die „Sambike", das „Barbiton", das „Trigonon" u. a. Sie überliess man fast lediglich den von Asien eingewanderten Künstlern. Auch waren sie selber, wie es scheint, zumeist vorderasiatischen und zum Theil ägyptischen Ursprungs (vergl. *Fig. 42, 43, 34; Fig. 92*). Trotz ihrer vor-

wiegend zahlreichen Besaitung, oder vielleicht auch gerade desshalb, gelangten sie, höchstens mit Ausnahme des in makedonischer Zeit nun harfenähnlichen „Trigonon“ (*Fig. 277*), zu keiner eigentlich höheren Bedeutung. Den Griechen galten eben einzig, nächst der Flöte, die „Kithara“ und die „Lyra“ als ihrer würdig. Bei ihren musikalischen Wettkämpfen kamen nur sie in Anwendung. Nur wer sich, mit ihnen versehen, den Odeen und Festen nahte (*Fig. 278*), um hier sich auf ihnen hören zu lassen, war eines heiteren Empfangs gewiss. —

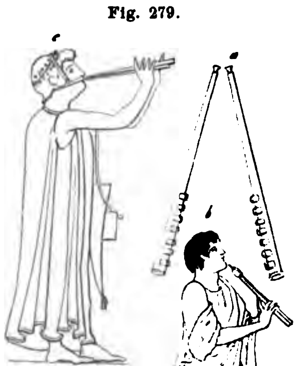
Fig. 277.

Fig. 278.



Von dem Flötenspiel wusste die griechische Sage manches Scherzhafte zu berichten. Sie bekannte dessen lydischen Ursprung und machte dem Spiel im Vergleich mit dem Spiel der Lyra die höhere Berechtigung streitig. Auch wurde die Flöte von den Griechen wohl nicht gleich überall gewürdigt. Erst, wie es heisst, nachdem sie der Lydier (?) Olympos in Hellas zu Ehren gebracht (etwa um 650), ward sie hier in weiterem Umfange geübt. In Athen wurde sie Hauptinstrument und blieb es, bis dass Alkibiades sie wegen der bei ihrer Verwendung unvermeidlichen Verziehung des Mundes spottweise lächerlich machte.

Fig. 279.

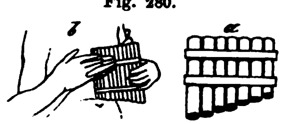


Von den Aegyptern wurde die Flöte beim blasen seitwärts, quer, von den Griechen, wie von den Assyriern, geradeaus gehalten (*Fig. 279. b, c;* vergl. *Fig. 41. f*). — Es gab eine gerade und eine gebogene Flöte („Aulos“ und „Plagiaulos“). Erstere bestand theils aus einem Rohr („Monaulos“), theils, als Doppelflöte („Diaulos“), aus zwei Röhren (*Fig. 279*). Dazu kamen die „lydische“, die „phrygische“, die „karische“, die Pans-Flöte oder „Syrinx“ und die thebäische Pfeife. Die Syrinx war anfänglich dreiröhrig, wurde

folgends jedoch zu fünf, neun und mehr Röhren erweitert (*Fig. 280. a, b*).

Die eigentlichen Flöten, besonders die geraden, wurden allmälig durch Windklappen (?) oder Verstellpflöcke verbessert (*Fig. 279. a*). — Wohl zu dem Zweck, beim blasen die Luft leichter zusammenhalten zu können, kamen Backen- und Mundbinden auf (*Fig. 279. c*). Zur Verwahrung des Instruments selbst dienten eigene Umschlussbehälter, die man bei sich zu führen pflegte. —

Fig. 280.



Die Trompete („Salpinx") und das Horn („Keras") galten wesentlich als Kriegsinstrumente. Ihrer geschah bereits Erwähnung (S. 348; *Fig.* 236).

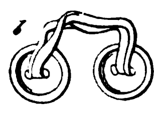
Als Schlaginstrumente waren im Gebrauch kleine tellerförmige eherne Becken („Kymbalon", (*Fig. 281. b*), eine gewöhnlich kreisrunde, flache Handtrommel („Tympanon" *Fig. 281. a*) und hölzerne oder metallne „Krotalen". Letztere entsprachen den Kastagnetten (*Fig. 281. b*).

Geräthe zu körperlichen Uebungen.

Das Ringen [1], Reiten, der einfache und der doppelte Lauf [2], wurden ohne Geräth vollzogen. Verbunden dagegen war ein solches, ausser mit dem Wagenrennen und den Uebungen mit dem Ball, auch mit dem Sprung, der „Skaperda", dem Wurf und dem Faustkampf.

Fig. 281.





Der Sprung wurde als Weit-, Hoch-, Tief- und Lastsprung geübt. Beim Lastsprung trug man in jeder Hand eine gewöhnlich bleierne schwere Doppelkugel, ähnlich den heutigen Hanteln. Man sprang über Pfähle und Seile, und durch Leinen und Reifen.

Zu der „Skaperda" gehörte eine mannshohe Säule nebst einem darüber laufenden Strick. Dieser wurde von Einem an einem Ende erfasst, von einem Anderen rücklings über die Schulter genommen, und so von diesem nun versucht, den Gegner an die Säule heran und in die Höhe zu ziehen.

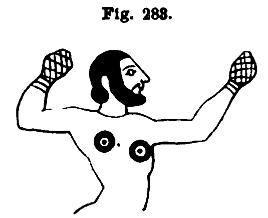
[1] Hier unterschied man: 1. die Pale orthe. Sie wurde aufrechtstehend geübt, wobei es galt den Kämpfer niederzuwerfen. 2. die Halinthesis, wobei der Kampf am Boden fortgeführt ward. — Ferner gehörte dahin: a. die Dielkystinda. Zwei Reihen Kämpfer traten einander gegenüber; jeder bemühte sich seinen Gegenmann zu sich zu ziehen. b. Hippas und Kybetinda. Der Eine stützte sein Knie in die Hände des Anderen, der sie zu dem Zweck auf dem Rücken faltete, sodann umschlang jener dessen Nacken und Augen; so wechselten beide. — [2] Er theilte sich in: 1. Langlauf. Bei ihm galt es eine Strecke von 7—24 Stadien zurückzulegen.

Der Wurf geschah theils mit einem Speer, theils mit einer linsenförmigen Scheibe („Diskos"). Der Speer wechselte in der Länge; die Scheibe war bald von Metall, bald von Stein, äusserst glatt, mitunter verziert. — Beide Uebungen fanden gewöhnlich von einer Erhöhung („Balbis") aus statt. Sie bedingten, zu festerer Stellung, bei leichter Neigung des Oberkörpers, dass man den linken Fuss vorsetzte, das Standbein aber etwas zurückzog. Der Speer ward in der Mitte gefasst, wagerecht bis zum Ohr erhoben und mit Rück- oder Vorschwung entsendet; die Scheibe bis zur Schulter gebracht und in einem Bogen geworfen (*Fig. 282. a, b*).

Fig. 282.

Die Uebungen mit dem Ball theilten sich, und dementsprechend auch die Bälle selbst, in leichte und schwere. Die Bälle bestanden, je nach dem, aus Stein, Holz oder Zeug (*Fig. 129. n*). Die gefälligsten Spielarten, die auch besonders das weibliche Geschlecht mit Vorliebe betrieb, hiessen „Urania" und „Harpaston". Sie wurden mit kleinen Bällen gespielt, gemeiniglich, indem es nur galt den geworfenen Ball zu fangen. — Abarten hiervon, zu mehren, vorzugsweise von Männern beliebt, waren „Phänides" und „Episkyros" oder, mit letzterem gleichbedeutend, „Ephebike" oder „Epikoinos". Ersteres war ein Wurfspiel, bei welchem man den Gegner durch Finten zu täuschen suchte. Der „Episkyros" oder „Epikoinos" erforderte zwei abgegrenzte Parteien. Auf der mittleren Grenze ruhte der Ball. Er wurde wahrscheinlich bald von der einen, bald von der anderen in die Gegenreihe geworfen, und kam es nun darauf an, ohne verlassen des Orts, ihn zu fangen. — Gegensätzlich zu diesen Spielen verhielt sich die Uebung mit dem „Korykos". Es war dies ein frei hängender mit Sand u. dergl. gefüllter Sack von beträchtlichem Umfange. Ihn versetzte man in immer weitere Schwingungen und fing ihn dann bald mit der Brust, bald mit dem Nacken auf. —

Fig. 283.



Der Faustkampf, wohl seines zumeist blutigen Ausgangs wegen im Allgemeinen weniger beliebt, ward theils mit Faustbandagen vollzogen. Letztere („Himantes") bestanden in starken, eigens

2. Waffenlauf. Dabei trug der Renner einen Schild. 3. Doppellauf. Hier musste der Läufer, sobald er das Ziel erreicht, dieses umschreiten und den Weg sofort zurücklaufen. — Bei besonderen Festlichkeiten, so am Feste der Athenä Skiras, waren die Renner mit Weintrauben behangen („Weinrebenlauf"), auch führten sie mitunter brennende Fackeln („Fackellauf"). Sie durften nicht verlöschen. Letzteres ward auch zu Pferd geübt.

umzulegenden Riemen, bisweilen mit bleiernen Kugeln u. dergl. versehen (*Fig. 283*). —

Da einzelnen dieser Uebungen, wie dem Ringen u. a., seitens der, die sich dazu verstanden, eine Einreibung des Körpers mit Oel voranzugehen pflegte, sie überhaupt aber für diese eine Verunreinigung durch Schweiss und Staub mit sich brachten, so bedurfte es nach deren Beendigung einer gründlichen Reinigung. Zu jenem wie zu diesem Zweck führte man eigene Geräthe. Diese bildeten einerseits ein kleiner meist kugeliger Oelbehälter und eine runde flachvertiefte kurzhenkelige Schale, andrerseits verschiedene schmale, an einem Ende gebogene Schaber, alles dies gewöhnlich von Bronze, die Schaber („Xustris“) bei den Spartanern auch gelegentlich nur aus Rohr zugeschnitten. Das Ganze pflegte man, nächst einem Schwamm, an einem Ring zu vereinigen (*Fig. 284*).

Fig. 284.



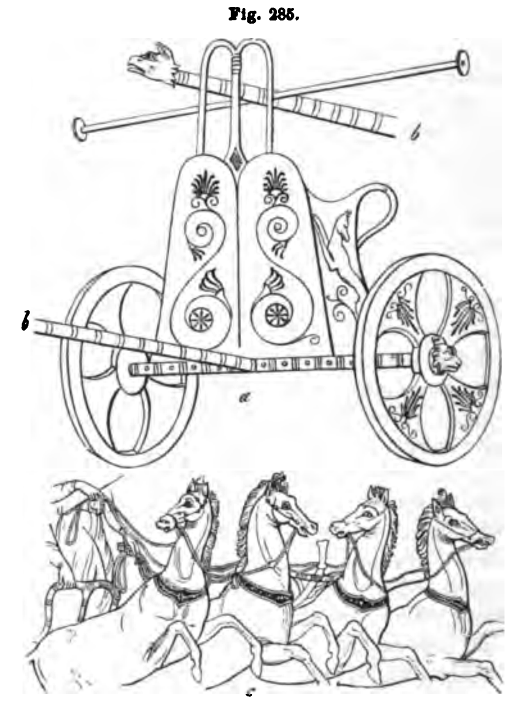
Schliesslich befand sich wohl in jeder gut eingerichteten „Palaistra“, als deren ständiges Besitzthum, um etwa vorkommenden Unfällen sofort begegnen zu können, ein chirurgisches Kabinet. Gewiss ähnliche Instrumente, wie solche in Pompeji zahlreich zu Tage kamen, werden auch dort nicht gefehlt haben. Kannte doch schon die ältere Heilkunde, neben so mancherlei Wundbandagen (*Fig. 123*), allerlei Zangen und Pincetten, Aderlassmesser, Schröpfköpfe, Klistirspritzen u. a. m.

Fuhrwerk.

Die zu Wettfahrten bestimmten Wägen bewahrten, wie es scheint, im Wesentlichen die Einrichtung der von Homer geschilderten Kriegswägen (S. 192). Gleich wie bei diesen war bei jenen der Wagenkorb und die Deichsel unmittelbar mit der Axe verbunden, ebenso hatten auch sie stets nur zwei, gemeiniglich vierspeichige Räder und ein nur für zwei Pferde eingerichtetes Joch, so dass bei Verwendung von drei und vier Pferden das dritte, oder das dritte und vierte, je eigens angekoppelt werden musste (*Fig. 285. a—c*). Selbst in der Art der Bespannung, wie auch in der Ausstattung an sich, blieb man im Ganzen der dafür in früher Zeit üblichen Weise getreu. — Bisweilen verband man, zu mehrer Festigung, die Deichsel am äusseren Ende mit der Vorwand des Wagenkorbs durch eine, wohl meist metallne Stange (vergl. S. 113). — Einen kleineren derartigen Wagen konnte man in Athen um die Mitte des fünften Jahrhunderts schon für den Preis von drei Minen (etwa 68 Thlr. 18 gr.) kaufen.

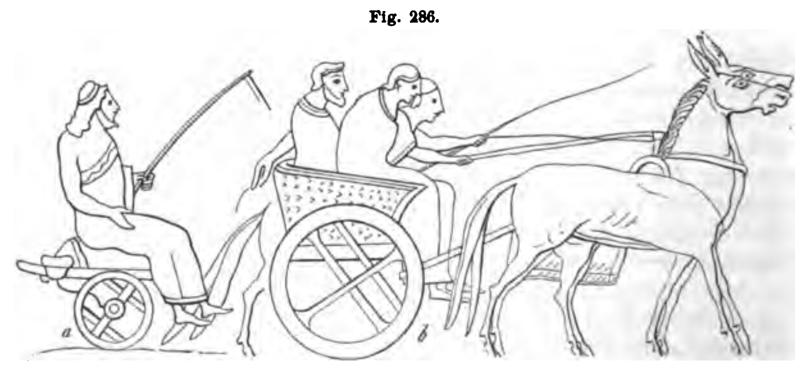
Die noch sonstigen Wägen bestanden in meist einfachen zwei- und vierrädrigen Karren mit und ohne Obergestell (*Fig. 286. a, b*).

Fig. 285.



Sie wurden, ausser zur Beförderung von Waaren, nur ziemlich spärlich benutzt. Vergnügungsreisen machte man nicht, und falls

Fig. 286.



der Besuch von Festen oder der Handel zur Reise trieb, legte man solche gewöhnlich zu Fuss oder auf einem Zaumthiere zurück. — Im Weiteren hatte man Tragesänften. Indessen brachte man

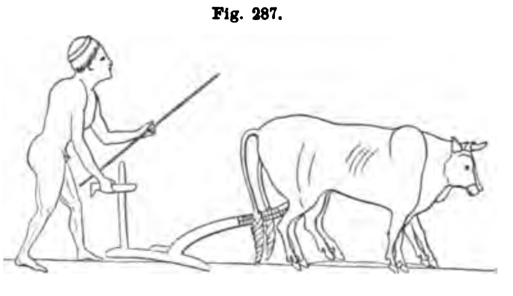
auch diese nur in besonderen Fällen, so zur Beförderung von Kranken u. a., in Anwendung.

Landwirthschaftliches Geräth.

Mit Ausnahme der Fischerei, welches Gewerbe man nicht eben schätzte, stand der Betrieb der Landwirthschaft, vornämlich in Attika, in vorzüglicher Achtung. Namentlich war es der athenische Bürger, der, im Gegensatz zu den Metöken (S. 369), gerade Ackerbau und Viehzucht, wie auch die Gärtnerei, letztere theils als „nobele Passion“, mit besonderer Vorliebe pflegte. Die Spartaner allerdings beschränkte hierin ein Gesetz, das sie von einer mindestens selbstthätigen Ausübung von Feldarbeit zurückhielt.

Mit der frühen Entfaltung des Ackerbaues bildete sich zugleich der Pflug frühzeitig zweckgemäss aus. Schon Hesiod gedenkt zwei Arten desselben; die eine bestand aus einem Stück, wesentlich in Form einer grossen mit einer Leitstange versehenen Hacke (*Fig. 287*), die andere aber bereits aus Scharbaum, Schaufel, Krummholz, Deichsel, Rädern u. s. w. — Als Gespann bediente man sich der Maulthiere oder der Stiere; letzterer auch vorzugsweise zum austreten des Getraides. Zum sichten der Rispen von den Körnern, was durch ausworfeln geschah, verwendete man hölzerne Mulden, und zur Aufstellung des Korns innerhalb der Vorrathskammern grosse aus Stabwerk geflochtene Körbe.

Fig. 287.



Der Obst- und Weinbau erforderten, nächst den schon erwähnten Gefässen, den Amphoren, Schläuchen und Kelterpressen, verschiedene Arten von Messern und Scheren, und wiederum auch dafür bestimmte Körbe.

Mit der Viehzucht verbunden waren Milch- und Melkgeschirre, Tröge, Kübel u. dergl., und mit der Bienenzucht insbesondere, die namentlich in Attika blühte, neben verschiedenem Kleingeräth, wie Schalen zur Bereitung des Wachses, den heutigen Bienenstöcken ähnliche Behältnisse.

Nächstdem war es die Jagd, die allerlei Geräth mit sich brachte. Sie selbst wurde von allen Griechen als eines freien Manns würdig vorzugsweise hochgeschätzt. Bei den Kretaern und den Spartanern machte sie, als Vorschule für den Krieg, einen Theil der Erziehung aus. Von Platon und Xenophon ward sie, mit Ausnahme der Vogeljagd, eigens der Jugend empfohlen.

Xenophon verlegt die Jahre, in der man ihr vorzüglich obliegen soll, in die Zeit, während welcher der Knabe sich dem Jünglingsalter nähert, und wo er, gewandt und entschlossen, an Anstrengung ein Vergnügen findet. Er gedenkt aller Arten von Jagden und der dazu erforderlichen Geräthe: — „Die Fallnetze sollen aus feinem karthagischem Lein sein; desgleichen die Weg- und Stellnetze; diese jedoch stärker wie jene, mindestens zwölf- und sechzehnfädig. Die Höhe der Fallnetze betrage etwa fünf Spanne (3½ Fuss), die Länge der Wegnetze zwei bis fünf, die der Stellnetze zehn und dreissig Klafter, die Weite der Maschen nicht über sechs Zoll. Längs den Säumen müssen die Wegnetze

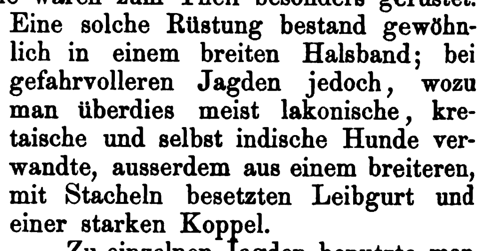
Fig. 288.



mit Schleifen, die Stellnetze mit Ringen versehen sein, und die Leinen aus starken Stricken bestehen.“ — Ihre Aufstellung geschah an Forkeln oder hölzernen Stangen in fortlaufend gleicher Höhe vom Boden. Sie waren geglättet und zum Zweck der Aufstellung unten zugespitzt.

Als die tauglichsten Hunde erachtete man die kastorischen und die „Fuchshunde“. Sie waren zum Theil besonders gerüstet. Eine solche Rüstung bestand gewöhnlich in einem breiten Halsband; bei gefahrvolleren Jagden jedoch, wozu man überdies meist lakonische, kretaische und selbst indische Hunde verwandte, ausserdem aus einem breiteren, mit Stacheln besetzten Leibgurt und einer starken Koppel.

Fig. 289.



Zu einzelnen Jagden benutzte man Fussfallen. Sie waren aus Eibenholz kranzförmig geflochten, stellenweis mit Nägeln bespickt, und oben mit einer Schlinge belegt, welche ein Stück Eichenholz hielt. Zum Abfang vergrub man sie flach und bedeckte das Ganze mit Reisig. War das Thier gefangen entschlüpft, ward seine Spur durch die Falle bezeichnet.

Die Waffen bildeten zumeist Speere und Wurfspiesse, doch auch, in früher Zeit, häufiger nur hölzerne Keulen (*Fig. 288*). Selbst Steine verschmähte man nicht, um das Wild damit zu erwerfen. Später kamen verschiedene speerartige Fangeisen auf.

Wölfe, Luchse, Bären u. a. pflegte man auch wohl durch Gruben und Gift, und durch Netze zu überlisten. Sie jagte man auch in der Nacht, dann aber gewöhnlich beritten.

Die Fanggeräthe der Fischerei blieben wohl durchgängig die alten, so für den Thunfischfang dreizackige Harpunen, überhaupt aber Netze, Angeln, Hamen u. s. f. Den Fang selbst beförderte man in Kübeln, Netzbeuteln und Tragkörben (*Fig. 289.*) —

Staatsamtliches Geräth.

Abgesehen von den Kriegswerkzeugen und den Cultgeräthschaften dienten, nächst den schon näher bezeichneten Ehrensitzen oder Thronstühlen (S. 391), Strafwerkzeugen und Richterstäben (S. 336 ff.), zu staatlichen Zwecken, wie insbesondere zur Abstimmung bei Verhandlungen, unterschiedliche Stimmloose, Sammelbehälter für diese, und kleine Schreibtafeln. Die Tafeln bestanden in einem geschwärzten mit weissem Wachs überzogenen Brettchen. Die Schrift wurde in das Wachs vermittelst eines Griffels („Stylos") bis auf den Grund eingeritzt, so dass denn dieser sie kennzeichnete. Zu dem Zweck, sie gleich wieder löschen zu können, war der Griffel an dem einen Ende, zum zusammendrücken des Wachses, flach oder kugelig ausgestaltet. — Die Loose bildeten theils beliebige Gegenstände, wie Bohnen, Muscheln u. dergl. theils kleine Kugeln von Erz. Letztere waren, zur Unterscheidung, einerseits voll, anderseits durchbohrt. Bei den übrigen Loosen entschied die Farbe. Die Sammelbehälter glichen meist einer Urne. Während der Sammlung selbst standen sie auf einem besonderen Gestell. — In jeder Gerichtshalle befand sich eine Wasseruhr (S. 396).

Kriegsgeräth.

In den von Homer geschilderten Kämpfen war ein Kriegswerkzeug nicht üblich. Erst in der geschichtlichen Zeit kam solches in Anwendung. Es bestand in Geräthen zum Angriff, zur Erstürmung befestigter Plätze, und zur Vertheidigung.

Zu den zum Angriff bestimmten Geräthen zählte vermuthlich zu den frühsten ein nur einfacher starker Balken mit metallner Spitze. Er diente als „Sturmbock" oder „Widder" („Krios") zur Brechung von Mauern, und wurde von einer Anzahl von Kriegern anfänglich unmittelbar bewegt. In der Folge ward der Balken unter einem Gerüst aufgehängt, durch Stangen in der Schwebe

gehalten und nun so gegen die Mauer geschwungen. Eine stetigere Verwendung fand er seit der Belagerung von Samos durch Perikles (um 439). — Daneben kam in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts ein „Mauerbohrer" („Tripanon") auf. Seine Spitze war schraubenartig und ward dem Mauerwerk eingedreht.

Zur Deckung für die bei ihrer Arbeit dem Feinde zunächst ausgesetzten Truppen erfand man die „Breschschildkröte" (Chelone dioruktis") und andere wohl ähnliche Gerüste. Erstere bildete eine auf Rädern bewegbare Pfahlhütte mit spitzwinklicher Bedachung. — Nächstdem stellte man, zum ersteigen von Mauern, Thürme („Purgoi") aus Balkenwerk, und verschiedene Arten von Wurfgeschützen her. An Nebenwerkzeugen, wie Sturmleitern, Stangenwehren u. dergl., fehlte es wohl auch gleich anfänglich nicht.

Diese Geräthe insgesammt fanden dann, namentlich unter makedonischer Herrschaft, eine wesentlich weitere Durchbildung. Solche begann bereits unter Philippos, gefördert während dessen Belagerung von Perynthos und Byzanz durch den kunstfertigen Polykides, steigerte sich unter Alexander, zunächst durch Bethätigung seitens der beiden Schüler des ersteren, Diades und Chäreas, und ferner durch die von dem Könige eigens berufenen Ingenieure Dienechos und Poseidonios. Bald auch trat der Mineur Krates mit Erfindungen hervor. — Diades verbesserte den „Mauerbohrer", stellte Wandelthürme her, die man mit sich führen konnte, also wohl zerlegbar waren, und fügte diesen Thürmen eigene Sturmbrücken („Epibathra") hinzu. Die Breschwerkzeuge („Kriomata") wurden durch neue Formen vermehrt, die zur Deckung dienenden Pfahlhütten zweckgemässer umgestaltet. Man richtete sie theils zur Aufnahme eines Sturmbocks oder Mauerbohrers, einerseits als „Widderschildkröte" („Chelone Kriophoroi"), anderseits als „Schuttschildkröte" („Chelone chostrides") ein. In Anwendung kamen „Laufhallen" (Stoai), oft von beträchtlicher Ausdehnung, aus Holz gezimmert und überdeckt, umfangreiche „Lauben" (Amploi), Pfahlverhaue u. a. m.

Vor allem bemüht blieb man die Wurfgeschütze und Wandelthürme, letztere nun mit besonderer Rücksicht auf möglichste Leichtigkeit, immer künstlicher auszugestalten. — Die Thürme wurden mit Rädern versehen oder auf Walzen befördert. Sie selber bildeten ein auf quadratischer Grundfläche sich nach oben verjüngendes Gerüst von mehren Stockwerken, ringsherum verkleidet mit Brettern, bisweilen darüber mit Thierhäuten. Die Stockwerke waren zur Aufstellung von Wurfgeschützen eingerichtet und im Innern, bis zum Dach, durch Treppen oder Leitern verbunden. Jedes Stockwerk hatte Fenster und eine umlaufende Galerie. — Die Höhe der Thürme richtete sich je nach der Höhe der zu erstürmenden Mauern. Mehrentheils hatten sie zehn Stockwerke.

Man stellte sie bis zu neunzig Fuss, und bei einer Grundfläche von über fünfunddreissig Fuss im Geviert selbst bis zu hundertachtzig Fuss Höhe zu zwanzig Stockwerken her. Den grössten Umfang erreichten sie unter Demetrius Poliorketes. Er erweiterte ihren Grundraum bis fünfundsiebenzig Fuss im Geviert, und steigerte ihre Höhe dementsprechend. Bei diesen Thürmen, die man eigens „Städteeinnehmer" (Helepoleis) nannte, ward das Balkenwerk durch eiserne Klammern gefestigt und durch Eisenblech verstärkt. Sie erhielten in bestimmten Abständen, nach dem Vorbild des Diades, breite Fallbrücken, mehrentheils auch am untersten Stockwerk, zur Anbringung von Sturmböcken, Widdern u. s. w., einen dachartigen Vorbau, und auf einem der Umgänge einen mit Trittsprossen u. s. w. versehenen Krahn („Korax").

Durch Alexanders Kriege in Indien lernte man die daselbst üblichen bethurmten Kriegs-Elephanten kennen. Auch sie fanden beim griechischen Heere, jedoch erst in spätester Zeit und auch nur vorübergehend, Nachahmung und Verwendung. So unter Pyrrhos in Asien in den Kämpfen mit den Römern. —

Die Wurfgeschütze („Katapeltai") zerfielen in Horizontalgeschütze und in Geschütze mit schräger Spannung. Ihrer Gestalt und Einrichtung nach glichen sie riesigen Armbrüsten, je nach Umfang und Aufstellungszweck von einem grösseren oder kleineren Balkengerüst unterstützt. Ihre Schleudergewalt beruhte auf einer künstlichen Steigerung der Schnellkraft ihrer Bögen und der Widerstandsfähigkeit ihrer Spannmittel. — Mit den Horizontalgeschützen pflegte man hauptsächlich Pfeile, gelegentlich mit Brandern versehen, mit den Schräggeschützen dagegen grosse Steine und sonstige Massen zu schleudern. — Beide Arten von Geschützen wurden, namentlich in Rücksicht der Leistungsfähigkeit als solcher, mehrfach umgestaltet, und somit bisweilen zu einem förmlichen Baugerüst vergrössert. — Noch sonst auch gab es unter dem Namen „Bauchspanner" (Gastraphetai) kleine mehr handliche Bogengeschütze, welche man vermittelst eines gezahnten Läufers zu spannen vermochte. Sie wurden vorzugsweise zur Vertheidigung von Wällen verwandt.

Für den Seekrieg hatte man, allerdings erst in späterer Zeit, den „Delphin" und die „Stangensichel". Jener bestand, wie es scheint, in einem gewuchtigen Stück Metall, das, einem Delphin ähnlich gestaltet, am Mastbaum an Ketten (?) befestigt war, um von hier aus geschleudert zu werden; die Sichel diente zum zerschneiden des Tauwerks. — Als Enterhaken werden erwähnt die eiserne Hand und die „Harpagonen". Es waren dies lange und starke Stangen mit ankerförmigem scharfem Eisen.

Zu Schutzstätten im Lager dienten Erdhütten und Zelte. Letztere bestanden für die niederen Truppen zumeist aus Matten oder Leder, für die höherstehenden Krieger, wie insbesondere für

Oberfeldherrn, aus starker Leinwand und Teppichen, nicht selten in reicher Ausstattung. Das Zelt Alexanders bildeten, ganz nach persischer Art, bunte und golddurchwirkte Behänge, und das des Ptolemäos Philadelphos wurde von einem weissumrandeten, mit gestirnten Feldern geschmückten „Uraniskos“ überspannt.

Cultgeräth.

Gleichmässig mit der nach Stamm, Ort und Zeit je sich bestimmter vollziehenden Sonderung der Anschauungsweisen von dem Wesen der Götter und den Formen ihrer Verehrung, war das hiermit verbundene Geräth in den Bereich nun einer je dementsprechenden Symbolik gezogen, und zugleich Hauptgegenstand künstlerischer Bethätigung. Es erstreckte sich diese allmälig bis ins Einzelne, schritt jedoch in der Ausgestaltung von altherkömmlich als heilig erachteten Grundformen, wie denn vor allem von Götterbildern, nur schüchtern zu höherer Vollendung vor.

Die Götter sollen anfänglich nur durch Steine oder steinerne Pfeiler und einfache hölzerne Pfähle versinnbildlicht worden sein. Noch lange nachdem bereits die Kunst sie in Menschengestalt darstellte, erhielten sich derartige Urformen. So galten den Doriern, und von diesen auf Athen übertragen, als Sinnbild des Apollon Ägyieos ein bloss kegelförmiger Pfeiler, so den Spartanern namentlich als ein Bild der Dioskuren zwei durch ein Querholz verbundene Balken, und den Thebäern als ein Bild des Dionysos eine von Epheu umrankte Säule. Ingleichem verehrte man fortdauernd einzelne uralte Bilder von Holz, die man der Sage nach als von der Gottheit selbst vom Himmel gesandt erachtete. Es waren dies vorzugsweise die taurische Artemis, die athenische Polias und das troische Palladium; noch sonst auch Bätilien von eigener Gestalt. Auch nicht minder begnügte man sich zu einer Vergegenwärtigung der Götter, theils gleichfalls bis in die spätere Zeit, einzig mit deren Attributen, und legte auch selbst einzelnen, vermeintlich mit der Heroensage enger verknüpften Dingen, wie dem Scepter des Agamemnon, eine gewisse Heiligkeit bei.

Im Verfolg das Götterbild zu mehrer Versinnlichung zu vermenschlichen, knüpfte die Bildnerei an den hölzernen Pfeiler an. Zunächst beschränkte man sich darauf, diesen, doch auch nur andeutungsweise, oberhalb zu einem Kopf und, ferner, zur Bezeichnung der Arme, zu kurzen Ausladungen auszugestalten. — Es entstand die Form der Herme (*Fig. 290*).

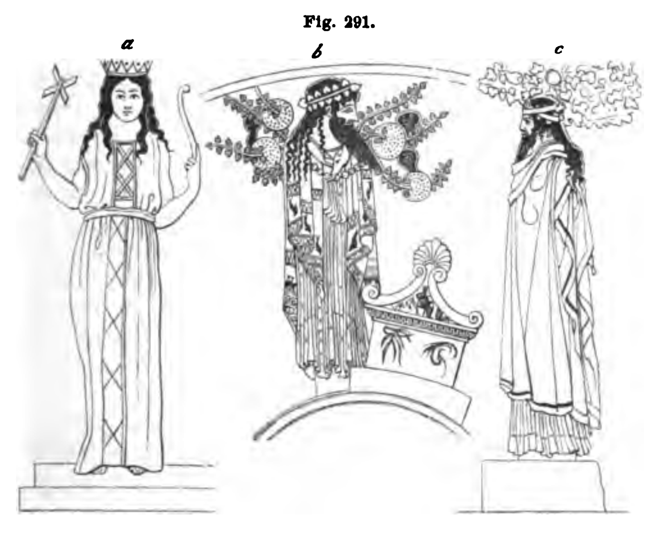
Allmälig schritt man dazu auch die übrigen Theile des Körpers, vorerst demähnlich, nur zu bezeichnen. Hiernach begann man die so gewonnene, aber an sich noch rohe Gestaltung, im engsten Anschluss an die Grundform im Ganzen weiter durchzubilden. Es entstanden nunmehr Figuren zunächst mit ungetrennten

Gliedern von gleichsam erstarrtem Ausdruck. Vermuthlich erst nach längeren Versuchen wagte man dann die Arme vom Leibe und die Beine von einander zu trennen, die Gestalten nun überhaupt, wohl ähnlich den ältesten Darstellungen der ausschreitenden lanzenschwingenden Athene, bewegter zu behandeln, auch durch Beifügung von Attributen näher zu verständlichen. Im Uebrigen pflegte man sie, nach vorderasiatischem und ägyptischem Brauch, wie menschliche Wesen zu bedienen. Sie wurden regelmässig gewaschen, frisirt, mit meist reichgestickten Gewändern, mit Schmuck u. dergl. m. ausgestattet, auch zum Theil mit einer für sie je bestimmten Farbe, roth, weiss u. s. w., angestrichen, und im Gesicht mit Gold bedeckt.

Fig. 290.

Neben solchen Holzbildnereien kamen als Werke samischer Künstler Götterbilder von Metall und, wohl als korinthische Arbeit, thönerne Götterbilder auf. Zu den Werken der ersteren Art zählte eine besonders grosse aus Gold getriebene Bildsäule des Zeus, welche Kypselos oder Periander dem Heiligthum in Olympia weihte. Indessen waren sowohl diese, als auch jene Arbeiten aus Thon,

Fig. 291.



zunächst doch auch eben nur Versuche, mithin auch wohl kaum geeignet etwa die Holzbildner zu fördern. Letztere beharrten bei ihrer Behandlungsweise, diese wesentlich nur decorativ weiter bildend. In Folge dessen fertigten nun sie nicht mehr Bildwerke blos aus Holz, sondern auch aus Elfenbein in Vereinigung mit Gold über einem hölzernen Kern („Chryselephantinen“), wobei sie

denn gemeiniglich das Elfenbein zur Darstellung des Nackten, das Gold zum Schmuck von Gewandtheilen und zu sonstigem Beiwerk verwandten. — Nun auch ward es üblich zu gleichem Zweck Holz und Stein zu „Akrolithen“ zu verbinden, den Kopf, die Arme und die Füsse aus letzterem herzustellen.

Aber auch alle diese Werke erhielten noch vorwiegend das Gepräge strengerer Gebundenheit, fern von der Form der natürlichen Erscheinung, wie insbesondere in Betreff des Nackten von der des innerlich bewegten menschlichen Gliederbaues. Um dem entsprechen zu können, bedurfte es erst noch eines Eingehens auf seine Eigenheit. — Die nächste Gelegenheit nun hierzu bot der dann aufkommende Gebrauch den siegreichen Kämpfern in Festspielen ihnen ähnliche Ehrenbildsäulen von Erz und Marmor zu errichten. In Folge dessen erst lernte man den menschlichen Körper in seinen Theilen naturgemässer nachbilden, und begann die so gewonnene Kenntniss nun auch für die Darstellung von Götterbildern zu verwerthen. Doch vollzog sich auch dies nur langsam. Immer noch trennte man sich nur schwer von der Ueberlieferung. Ungeachtet man sich die Götter durchaus menschlich dachte, und auch zunehmend sich bestrebte sie eben demgemäss zu gestalten, erreichte man zunächst doch nur ihren Bildern einen Ausdruck von anmuthloser Ruhe zu geben.

Erst nach lang dauernder Fortentfaltung in Nachbildung des wirklichen Lebens löste sich dies zu mehrer Freiheit bis zu endlich voller Durchdringung des Altherkömmlichen, zu einem selbstschöpferischen Gelingen auf. Angelangt auf diesen Punkt, genügte man sich denn aber nicht, den Bildern eine eben nur dem Menschen ähnliche Gestaltung zu geben. Gleich wie die Götter an sich nicht dem Bereiche der Wirklichkeit, sondern einer anderen, höheren Welt angehörten, suchte man nun auch sie dementsprechend weit über die natürliche Erscheinung hinaus, in erdenklicher Vollkommenheit schön, überhaupt ideal zu verkörpern. Das Höchste hierin erreichte Phidias. Wohl pflegte auch er noch das Bildwerk mitunter über einen hölzernen Kern aus Elfenbein und Gold zu beschaffen [1], doch er war Meister in jedwedem Stoff. Von seinen Schöpfungen bewältigt, erachtete man diese nicht mehr als nur ein Sinnbild des Gotts, vielmehr als die leibliche Gottheit selbst.

---

[1] So das Standbild des olympischen Zeus, das ganz Hellas als ein Wunder betrachtete: „Der Thron, auf dem der Gott sass, bestand aus Cedernholz mit Zierden und Bildnereien aus Gold, Elfenbein, Ebenholz, Steinen, auch Malerei. Ebenso war der Fussschemel reich verziert; die Basis mit Bildwerken in einem Streifen an der Vorderseite geschmückt. Die Schranken waren von Panänos gemalt, gegen die Hinterthüren blau; ebenso die Blumen auf dem goldnen Gewande. Die Figur, unter einem Theile des Daches sitzend, war etwa 40 Fuss hoch auf einer Basis von 12 Fuss. In der Rechten hielt sie eine Nike, in der Linken das aus edeln Metallen zusammengesetzte Sceptron.

Ohne sich noch an eine der älteren Behandlungsweisen irgend zu binden, bewegte man sich fortan überhaupt, sei es in Thon, Holz, Metall oder Stein, mit dem gleichen Geschick, liebte es nun auch die Bilder selbst, eben je nach ihrem Stoff, noch eigens schmuckvoll zu behandeln. [1] —

Geopfert wurde, ausser wie es scheint den unterirdischen Gottheiten, denen man die Gaben vermuthlich in Gruben darbrachte, auf erhöhten Stätten oder Altären. Von einzelnen Altären wird erzählt, dass sie durch stetige Anhäufung von Resten der geopferten Thiere, so theils von Asche und Opferblut, theils von Ziegen- oder Rindshörnern, entstanden. In der geschichtlichen Zeit galten solche, soweit deren überhaupt noch vorhanden waren, als Besonderheit urthümlich einfachen Brauchs. So, zugleich als „Wunderwerke", der „hörnerne" Altar des Apollon auf Delos, und der Altar des Zeus zu Olympia. Letzteren beschreibt Pausanias. Demzufolge bestand derselbe, bei einem Umfange von zweiundreissig Fuss, in einer Höhe von zweiundzwanzig Fuss aus Resten verbrannter Schenkelknochen. Vor ihm befand sich ein Voropferplatz („Prothysis") von einhundert und fünfundzwanzig Fuss. Zu diesem führten von zwei Seiten steinerne Treppen, und von ihm wiederum bis zur Höhe des Altars selbst aus Asche gebildete Stufen.

Nur gelegentlich erforderte Opferstätten stellte man, je nach Umständen, bald von Erde, Lehm oder Steinen, bald von Laub und Reisig her. Letztere wurden mit dem Opfer verbrannt, jene zumeist dem Verfall überlassen.

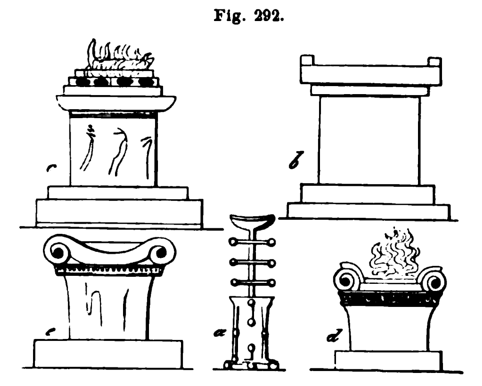
---

[1] S. F. Kugler. Ueber die Polychromie u. s. w. S. 51—69: Wie das Alterthum den Cultusbildern dadurch besonderen Reiz zu geben suchte, dass es dieselben wenngleich auf rohe und barbarische Weise färbte, so auch zeigt sich in der späteren Zeit ein Bestreben die einfache plastische Behandlung der Figuren durch farbige Zuthat zu erhöhen. Wenn schon die Akrolithen wie die aus Ebenholz und Elfenbein u. s. w. gefertigten Statuen auf Mehrfarbigkeit schliessen lassen, so ist es gewiss, dass man gar häufig die Steinbilder mit metallischen Zierrathen versah. Was indess die Bemalung derselben betrifft, so beschränkte sich diese vermuthlich nur auf gewisse Theile des Körpers, als der Augen, die man auch von anderen Stoffen bildete und einsetzte, der Lippen, der Haare (die auch wohl wie der Bart vergoldet wurden), während man den Marmor, insofern er das Nackte darstellte, entweder in seiner ursprünglichen Reinheit bestehen liess oder ihm durch einen enkaustischen Ueberzug von Wachs einen etwas weicheren und wärmeren Ton zu geben suchte. Hauptsächlich wandte man wohl die Bemalung zur besonderen Bezeichnung der Gewänder an, die man nicht selten mit einem Saum von Purpur oder anderer Farbe bemalte und durch Verzierungen der Art zu beleben suchte.

Auch bei Bronzestatuen waren nicht selten gewisse Einzelheiten durch den mehr oder weniger gefärbten Ton des Metalls unterschieden, und Kallistratos beschreibt einen Orpheus, an dem die persische Kopfbedeckung mit Gold gestickt, das Kleid mit einem goldnen Gürtel zusammengefasst und die Sohlen mit goldnen Rändern geschmückt waren. Ebenso wusste man das Metall durch Beimischung von Silber bleicher, wie durch Versetzung von Kupfer entsprechend röther zu färben.

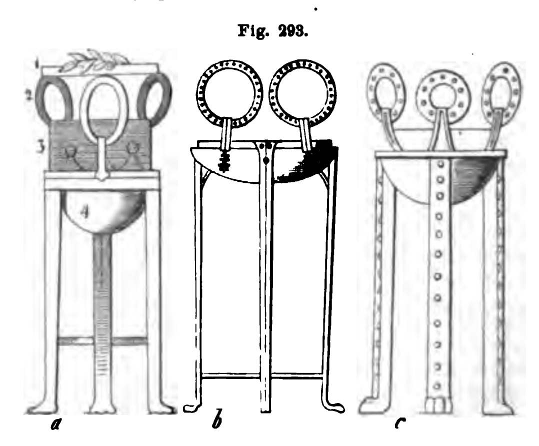
Die für den Haus- und den Tempelgebrauch bestimmten Altäre dagegen waren entweder festaufgemauerte Herde oder bewegbare Feuerstätten, diese von Stein oder Metall, oft von zierlicher Durchbildung (*Fig. 292. b—e*; *Fig. 291. b*); nächstdem, zur Aufstellung von Gefässen, theils Dreifüsse, zumeist von Erz, und, zur Aufnahme unblutiger Gaben, wie Blumen, Früchten, Backwerk u. dergl., sowie auch von Räucherwerk, theils förmliche Tische von Holz oder Metall, theils, vornämlich zu letzterem, meist einfussige metallne Ständer („Thymiaterion“ *Fig. 292. a*). — Die Dreifüsse insbesondere wurden auch zur Aufstellung mit Weihwasser gefüllter Becken („Aporrhanteria; Perirrhanteria“) vor den Eingängen der Tempel und innerhalb derselben verwendet.

Fig. 292.



Ueberhaupt bildete der Dreifuss an sich, gleichwie im gewöhnlichen Leben, so auch im Dienste des Cults seit frühster Zeit ein Hauptgeräth. In letzterer Eigenschaft pflegte man ihn, bei auch sonst wechselnder Ausstattung, längs dem Rande des Kessels („Lebes“) mit mehren, gemeiniglich drei, ringförmigen Handhaben

Fig. 293.

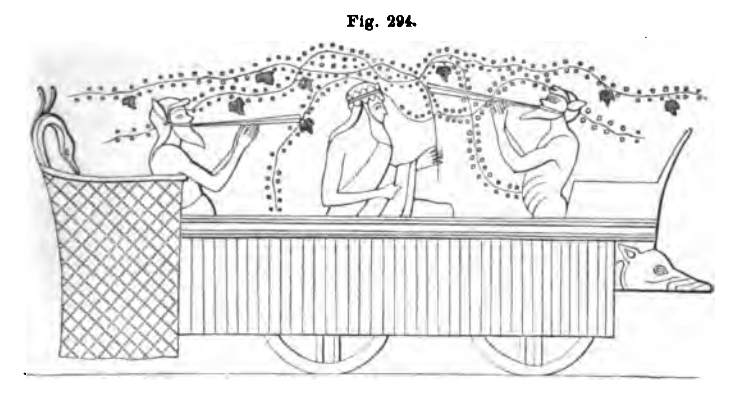


zu versehen (*Fig. 293. a—c*; a, *2*); dazu kamen, für besondere Zwecke, wie etwa zu dem für die delphische Pythia als Sitz bestimmten „Tripos“, ein eigenes Schallgefäss („Echeion; *Fig. 293. a, 3*) und eine einfache Deckplatte („Holmos“; *Fig. 293. a, 1*). — Zu einer etwaigen Verzierung boten sich der Raum zwischen

Holmos und Kessel, die Handhaben und die Füsse als vorzugsweise geeignet dar. —

Das Opfergeräth im engeren Sinne gliederte sich nach wie vor in die bereits von Homer als allgemein üblich bezeichneten Schlacht- und Weihgeräthschaften. Es bildete der Zahl und dem Stoffe, sowie auch seiner Ausstattung nach, unter den Tempelbeständen überhaupt wohl stets mit den kostbarsten Theil. Jeder einzelne hierzu zählende Gegenstand — so die zum abschlachten erforderten Keulen, Beile und verschiedenen Messer, die zum schüren der Flammen und zum wenden des Opferfleisches gebräuchlichen Stäbe und Zangen, die zum tragen der heiligen Gerste und des Salzes nöthigen Behälter, die zur Aufstellung von Wasser und Wein, und die zum libiren dienenden Gefässe, wie Schalen, Kannen u. dergl. m. — ward einer künstlerischen Durchbildung in reichem Stoff als würdig erachtet und auch demgemäss behandelt. —

Fig. 294.



Besondere, meist grosse Schaugeräthe, wie solche bei Festen in Anwendung kamen, trugen gemeiniglich ein Gepräge einer nur schmückenden Decoration. Entweder waren sie ständig oder wurden, vorkommenden Falls, jedesmal erst beschafft. Zu ersteren zählte ein für das Fest der Hera bestimmtes zweispänniges Fuhrwerk für die Priesterin derselben, von zwei weissen Kühen gezogen; zu letzteren ein Wagen für das Fest der Hyakinthien, welcher stets erst zu dem Zweck eigens geschmückt wurde, von spartanischen Jungfrauen gelenkt; ingleichem vermuthlich auch das am Feste der grossen Panathenäen mitaufgeführte Rollschiff (S. 363) und andere, vorzugsweise bei dionysischen Festen verwendete, ähnliche Fuhrwerke (*Fig. 294*). —

Das Bestattungsgeräth blieb von vorherein wesentlich auf Mittel zur Bergung der Leiche beschränkt. Es waren dies eine Bahre, auf welcher sie ausgestellt und zur Ruhestätte getragen ward und, falls man sie zu verbrennen gedachte, nächst dem

Scheiterhaufen, zur Aufnahme der Asche bestimmte Urnen. Der Scheiterhaufen wurde mit Kränzen, Bändern u. s. w. geschmückt, auch wohl mit einzelnen dem Dahingeschiedenen einst werthen Gegenständen belegt, die Urnen, wenn, wie gewöhnlich von Thon, nicht selten mit Malereien oder auch, vornämlich wenn von Stein oder von Metall, wie denn später häufiger, in erhobener Arbeit verziert. — Sollte der Leichnam beigesetzt werden, so geschah dies mehrentheils in einer dazu ausgemauerten Gruft (*Fig. 295*),

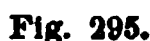
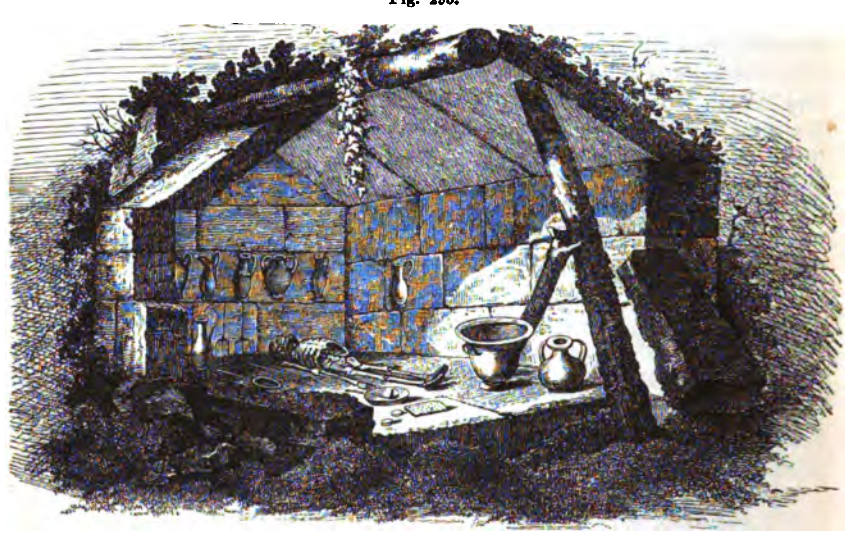


Fig. 295.



eingesargt oder ohne Umschluss. — Die Särge waren zum Theil von Holz, häufiger von gebrannter Erde, mit schwarzem Firniss überzogen, gelegentlich auch ringsum streifenweise verziert, in älterer Zeit vorwiegend dreiseitig, folgends durchgängiger oval und muldenartig. — Dem Todten selbst pflegte man allerlei Liebesspenden, sowie auch Gebrauchgeräthe, Waffen u. a. m. mitzugeben.

Viertes Kapitel.

Die Völker Italiens.[1]

Vorbemerkung.

Wie in Griechenland die Ausläufer der kambunischen und tymphäischen Gebirgszüge die Gestaltung der Bodenfläche bestimmen, so in Italien der Apennin. Er theilt es der ganzen Länge nach und scheidet es im Norden von der lombardischen und piemontesischen Tiefebene, welche wiederum ihre Grenze an den sie umlagernden Alpen findet. Erst südlich von jenem Gebirgsstock, der sich von Genua bis Ankona fast quer durch das Land erstreckt, beginnt das eigentlich altitalische Völkergebiet. Dies wird in seinen nördlichen Theilen von Parallelketten des Gebirges gegliedert, bald indess, gegen die Westküste hin, zu grösseren Flächen mit stufenförmigen Zwischenlagern erweitert. Demähnlich dehnt

[1] A. Böttiger. Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. 2 Thle. mit 13 Kupfern. Leipzig 1806 (und später), A. Becker. Gallus oder römische Scenen aus der Zeit des Augustus. Zur Erläuterung der wesentlichen Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer. 3. Aufl. von W. Rein. Leipz. 1849. 3 Bde. — W. Ramsay. A Manual of Roman Antiquities. With numerous illustrations. 2. Ed. London 1851. — A. Rich. Dictionnaire des Antiquités Romaines et Grecques. Accompagné de 2000 gravures d'après l'Antique. Traduit de l'anglais sous la direction de M. Chevruel. Paris 1859. — G. Micali. Italia avanti il dominio dei Romani. Florenz 1810. 4 Vol. und 1 Atl.; derselbe: Storia degli antichi popoli Italiani. Florenz 1832. 3 Vol. 1 Atl.; derselbe: Monumenti inediti ad illustrazione della Storia degli antichi popoli Italiani. Florenz 1844. 1 Vol. 1 Atl. — F. Inghirami. Monumenti etruschi e di etrusco nomo 10 Vol. 4. Poligraf. Fiesolana 1825 ff. Musei etrusci quod Gregorius XVI. P. M. in aedibus Vaticanis constituit monumenta etc. 2 Vol. Fol. In aedib. Vatic. 1842. E. Gerhard. Etruskische Spiegel. 2 Vol. (I. Allgemeines und Götterbilder. 12 Hefte. Berlin 1839—1843. II. Heroische Mythologie, desgl. Berlin 1843—1845). G. Dennis. The cities and cemetries of Etruria or the extant local remains of Etruscan art. Plat. 2 Vol. London 1850. (Dasselbe: „Die Städte und Begräbnissplätze Etruriens. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. N. W. Meissner. Mit 106 Abbildungen. Leipzig 1852.) Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereien, Mosaiken und Bronzen. Gest. von H. Roux. Mit erklärend. Text von L. Barré. Deutsch von Kaiser. 6 Bde. Mit 740 Kupfern. Hamburg 1841. Real Museo Borbonico. 13 Vol. 4. Napoli. 1824—1843. Pompeii: its past and present state, its public and private building etc., compiled in part from the great work of Mazois, the Museo Borbonico etc., but chiefly from the Ms. cournals and drawings of W. Clarke. 2 Vol. with 8, Plates and 280 woodcuts London 1846; daneben J. Overbeck. Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. 3. Aufl. Leipzig 1868. W. Zahn. Neu entdeckte Wandgemälde von Pompeji. Fol. Stuttgart u. Tübingen 1830; Desselben: Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Herculanum, Pompeji und Stabiae. 2 Vol. Berlin 1828—1845 und W. Ternite. Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum. Berlin 1830 ff.

sich hier das Land, östlich von dem Gebirgskamm begrenzt, weit gegen Süden hin, mässig von Hügelbildungen durchsetzt. Im Norden bilden es weitausladende sumpfige oder versandete Strecken. Sie gestalten sich längs den Ufern der Flüsse und der niedereren Abstufungen der Berge, theils zu Ackerboden, theils zu wuchernden Weiden. Südlicher wird der Boden, besonders den Küsten zu, fruchtbarer, doch wechseln auch hier noch sanddürre Haiden mit tiefeinschneidenden Sümpfen, Mooren und Salzseen ab. — In der campanischen Landschaft hingegen, so vornämlich unfern des Vesuvs, gewinnt der Pflanzenwuchs selbst ein Gepräge von Fülle. Schon um Gaëta sich reicher entfaltend, erstreckt er sich gartenhaft über Neapel bis zu den südlichen Bergen, bis zum Vorgebirge von Spartimento.

Mächtigere Ausläufer des Apennin durchsetzen den Norden der östlichen Küste. Diese gegen Süden zu wasserarmen, dürren Ebenen verlaufend, bildet, mit Ausnahme der stromreicheren Niederungen des tarentinischen Meerbusens, eine überhaupt wenig einladende Stätte. Dann, gegen Westen, dehnen sich jene über Basilikata und der calabrischen Halbinsel zu schluchtenreicher Einöde aus. In diesem Zuge setzt sich der Gebirgsstock über den Nordrand Siciliens fort. Hier gliedert er sich zu vielfachen Zweigen, zahlreiche Thalebenen bildend. Sie gewinnen gegen Südosten bis zum Meere zunehmend an Umfang und an Wasserfülle und umfassen so den üppigsten Theil dieser an sich ergiebigen Gebiete.

Fragt man nun wie das Land etwa beschaffen war, bevor eine thätige Hand seine Erzeugungskraft mitbestimmte, so muss diese Frage allerdings als eine offene dahingestellt bleiben. Erwägt man indessen, wie einzelne Gebiete, die vor Jahrhunderten blühten, folgends versandeten oder versumpften, so wird sich immerhin annehmen lassen, dass vor aller Kultur ein eben derartiger Zustand der allgemeinere war. So insbesondere dürfte der Norden, zumal die östliche Küste, nur wenig geeignet gewesen sein, eine Ansiedelung sofort zu begünstigen. Jedenfalls galt es hier, schon um nur Boden zu gewinnen, einen langdauernden harten Kampf. Und vielleicht nur um weniges besser mochte es sich mit dem mittleren Lande, bis zur Grenze Campaniens verhalten. Weit ausgedehnte Moräste, von denen die pontinischen Sümpfe noch erübrigen, bestanden sicher auch hier, und fand sich daneben festerer Grund, so ward dieser von giftigen Dünsten erfüllt, die den Morästen entstiegen. Mithin waren es wohl wesentlich nur die Rücken der Berge, die zu ständigem Anbau sich geeignet erwiesen; immerhin aber auch nur vereinzelt, denn mit Ausnahme von Höhen des Albanergebirges, bilden sie meist waldlose Schluchten. — So auch verdankt selbst Campanien trotz seiner natürlichen Fruchtbarkeit den grössten Reichthum seiner Erzeugnisse, wie überhaupt seiner

Bodenkultur, erst der eifrigen Pflege des Menschen. Hier jedoch kam ihm der Boden entgegen, boten sich ihm auch waldreichere Höhen und der Viehzucht günstige Stätten dar. —

Ueberreste von einem etwa ureingebornen Stamm sind nicht nachweisbar. Höchst wahrscheinlich wurde das Land durch Einwanderer bevölkert. Wie die Sprachforschung erkennen lässt, hatten diese, als sie dasselbe betraten, bereits ein Hirtenleben entwickelt und, wie es scheint, auch Feldbau betrieben. Alles Weitere spricht dafür, dass sie, verhältnissmässig selbst spät, von dem Wanderstamme abzweigten, der, von Asien kommend, südwestwärts gewandt, zum Theil das griechische Festland besetzte. —

Vermuthlich das vorderste Glied in der Kette bildete das, jedoch an sich kaum bestimmbare Volk der Japygen. Diesem folgten, vielleicht schon zu einzelnen Häuptlingschaften gegliedert, die Latiner, und diesen die, wohl ebenfalls schon zu Gemeinden gesonderten Umbrer. Die Japygen wurden allmälig bis zum äussersten Süden vorgeschoben; die Latiner bemächtigten sich der ergiebigeren Gebiete westlich des Apennin von dem linken Ufer des Tiber bis zur Südspitze. Sondergemeinden, so die Siculer, überschritten von hier aus das Meer, sich längs den Küsten Siciliens verbreitend. Den Umbrern blieb das nordwestliche Land und die unfruchtbare östliche Hälfte. Jenes ward von ihnen zuerst besetzt, und vermuthlich durch südliche Zweige von ihnen, welche die Sage als „Tursici, Tusci“ u. a., als „Thurm- und Städteerbauer“ bezeichnet, auch zuerst bewohnbar gemacht. — Da nahte der Völkerschwarm der „Rasennä.“ Diese, vielleicht nordbarbarischen Ursprungs, ergossen sich über die Umbrer, und verschmolzen mit ihnen zu einem Volk. Der Name der „Rasennä“ löste sich in dem der „Tursici“ auf, und der letztere wiederum zu der Gesammtbezeichnung „Etrusci“. — Die hierdurch bedrängten umbrischen Zweige setzten dann theilweis ihre Wanderung längs der Küste fort, sich in noch weiterem zersplitternd. — Während die westlichen Ansiedler zu stetigerer Kultur gelangten, und so auch schon früh mit den Griechen Handelsverbindungen knüpften, blieben die östlichen umbrisch-sabellischen Zweige, die „Picentes, Sabini, Samnites, Marsi, Volsci“ u. a., wesentlich auf den Verfolg der Viehzucht, auf ein unstetes Hirtenleben verwiesen. —

Etwa seit Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr., wohl mit in Folge der dorischen Wanderung, begannen auf dem Gebiet der Latiner sich griechische Zuzügler anzusiedeln. Begünstigt durch ihre Sittigung und als Träger gewerklicher Künste fassten sie, unter stetiger Zunahme, in weiter Ausdehnung festen Fuss. Wohl nach Verlauf von drei Jahrhunderten hatten sie nicht nur Campanien, vielmehr den ganzen Süden, und auch Sicilien durchsetzt. Hier, wie es scheint, mussten ihnen selbst die daselbst sesshaft

handelnden Phönicier theils nach den südlichen und östlichen Vorgebirgen der Küste, theils nach den Inseln hin, weichen. — Ueberall aber wo Griechen sassen, bürgerte sich die griechische Sprache, überhaupt griechischer Brauch ein. — Folgends blieb der italische Stamm wesentlich auf das nordöstliche und das mittlere Land, der eigen latinische Zweig auf das Gebiet von dem Norden Campaniens bis wenig über das rechte Ufer des Tiber, bis zur Grenze Etruriens beschränkt.

So umgeben von den Griechen, von den an sich stammfeindlichen Etruskern und von umbrisch-sabellischen Zweigen, sahen sich die Latiner bald zu kriegerischer Abwehr veranlasst. Inmitten der Höhen, wohin sie wohl die Beschaffenheit der Ebenen versetzt, gründeten sie ein festeres Bollwerk. Vermuthlich erst nachdem sie von hier aus die Niederungen bewohnbar gemacht, stiegen sie zu diesen herab, nun, zu Einzelgemeinen gesondert, sie mit ihren Hütten bedeckend. Von den Geschlechterdörfern der Art war es dann das Bollwerk der „Ramnes“, das sich als „Palatium“, dann als „Roma“, zunächst verselbstständigte. Auf dem hügeligen Ufer des Tiber errichtet, bildete es eine Vorburg gegen den Norden zugleich für ganz Latium. Bald denn auch suchten die Nachbargemeinden sich mit den „Ramnes“ zu verbinden. Es schlossen sich ihnen die Sabiner („Tities“) und die Albaner („Luceres“), sowie auch kleinere Zweige von dem umbrisch-sabellischen Stamme an.

Während eines langen Zeitraums, den die Sage nur dürftig erhellt, entfaltete Rom die ersten Keime eines staatsrechtlichen Lebens. Durch ein, vorerst patriarchalisches Königsthum fester gebunden, schritt es unter Mühen und Kämpfen zu höherer politischer Bedeutung vor; Rom ward Mittelpunkt aller latinischen Bünde. Siegreiche Züge, vor allem gegen Süden, erweiterten sein Gebiet nach hier: — Schon nach dem Sturze des letzten Tarquiniers schloss es, nunmehr als Republik, im Vollgefühl seiner Aufgabe, einen wichtigen Schiffahrtsvertrag mit dem handelsmächtigen Karthago (um 509 v. Chr.).

Gleich anfänglich auf den Krieg verwiesen, zogen die Römer ihr Interesse immer enger hierauf zusammen. Zu idealen Bestrebungen fehlte ihnen die Anlage. Von vorherein überdies gedrängt zur Bewältigung örtlicher Widerstände, bildete sich bei ihnen vielmehr ein Sinn für Verfolg von Nützlichkeitszwecken und eine Beharrlichkeit aus, die jedes Hemmniss überwand. — Gegen Ende des vierten Jahrhunderts hatten sie, mit ihren Verbündeten nun zu einem Ganzen verschmolzen, in Latium die Obergewalt errungen. Nach langwährendem Kampfe mit den Etruskern, gelang es ihnen, deren Macht zu brechen (351 v. Chr.). Letztere wurden dann völlig unterworfen und, mit Ausnahme weniger nordöstlichen Zweige, romanisirt. —

Die Etrusker, zu Anbeginn minder bedrängt wie die Latiner,

vermuthlich auch eher stätthaft wie diese, hatten sich frühzeitig zu höherer Gesittung erhoben. Bereits lange bevor Rom zu einiger Bedeutung gelangte, waren sie im Besitz eines Handels, welcher sie mit den südwestlichen Griechen und den Vorderasiaten, vielleicht auch mit den Aegyptern verknüpfte. Ihr Staatsleben beruhte auf einem innigen Verband der Familie und einer strengen Verehrung der Götter. Wesentlich in Verbindung hiermit entfaltete sich bei ihnen zugleich eine künstlerische Bethätigung. Sie selbst bewegte sich hinsichtlich der Formbehandlung, sicher in Folge des Einflusses eben jenes Handels, vorwiegend in einem Gemisch von griechischen und vorderasiatischen Formen, und erstreckte sich, wie es scheint gleichfalls schon in früher Zeit, auch auf viele Zweige des eigentlichen Handwerks. —

Ob und in wie weit nun die Römer von dieser Kultur beeinflusst wurden oder nur die Ergebnisse solcher Bethätigung in Anspruch nahmen, lässt sich im Grunde nicht ermessen. Anzunehmen allerdings ist, dass sie davon nicht unberührt blieben, wie auch dass sie andrerseits sich von ihren südlichen Nachbarn, den Griechen, manches aneigneten. —

Nachdem sie Etrurien bewältigt, wandten sie sich gegen den Süden. Gleichsam im Fluge gewannen sie das hellenisirte Campanien (um 314), und bald darauf die übrigen Gebiete, einzig mit Ausschluss der Inseln (um 303). Im Norden kämpften sie mit den Sennonen, gleichzeitig bedrohten sie Sicilien (um 282), das ihrem Schwerte erlag. — So denn war ganz Italien ihnen unterthan, Rom selbst, als Mittelpunkt dieser Macht, eine gebietende Stellung gesichert.

Seit dem Besitz Campaniens neigten die Römer entschiedener der griechisch-italischen Weise zu. Waren sie auch wenig bereit von ihrer Eigenheit abzulassen, vermochten sie doch einem nun dadurch geweckten Zuge nach äusserem Behagen nicht mehr zu widerstehen. So vor allem das jüngere Geschlecht. Zudem war die alte nüchterne Strenge, zu der sie die einstigen Verhältnisse erzogen, schon seit lange vielfach gelockert. So auch hatte man schon vor Zeiten dem durch Gesetze zu begegnen versucht. Sie betrafen vorerst jedoch nur ein Gepränge bei Leichenbestattungen. Nunmehr sah man sich veranlasst solche auch gegen einen Aufwand mit Silber- und Goldgeschirr zu erlassen (um 290 und 277 v. Chr.). — Mit der Erhebung Roms zur Weltstadt, erwachte und mehrte sich der Trieb sich weltstädtisch zu bewegen, das Streben nach dementsprechenden Mitteln. Ohne indessen nach dieser Richtung selber sich zu bethätigen, überliessen die Römer dies hauptsächlich den griechischen Ansiedelern. —

Durch die Ausdehnung ihrer Macht bis an die natürlichen Grenzen des Landes standen ihrem siegreichen Schwerte die Wege nach allen Seiten hin offen. Vorerst noch wenig gewöhnt,

auf dem Meer sich zu bewegen, blieb ihr nächstes Ziel der Norden. Das weite Gebiet bis zu den Alpen wurde nun völlig romanisirt (236—222 v. Chr.). Bald aber, nachdem dies geschehen, wurden sie durch Karthago gedrängt (220 v. Chr.) ihre Waffen auch nach dort, dann auch in Sicilien und Spanien, sowie auch dann ferner in Griechenland und in Kleinasien geltend zu machen. Unter ausgezeichneten Führern kämpften sie überall fast gleichzeitig. — Nach siebenzehnjährigem Ringen waren sie im Besitz von Karthago (201 v. Chr.), doch auch mit fast sämmtlichen Völkern in weitaussehende Kriege verwickelt.

Die vom Staat unter solchem Verfolg allmälig ausgebildete Flotte sicherte ihm die Herrschaft zur See. — Wenige Jahre nach dem Fall von Karthago beendeten die Römer in kürzester Zeit einen Vernichtungskrieg gegen die Ligurier und die wieder aufständigen Boier (194—180 v. Chr.), gewannen Corsika und Sardinien (177 v. Chr.), und, trotz Unruhen im eigenen Lande, auch weite Gebiete in Spanien (178 v. Chr.). In Griechenland und in Kleinasien hatten sie bereits siegreich gekämpft (187 v. Chr.), so dass sie nunmehr in fast allen südlicheren Reichen geboten.

Angelangt auf diesem Punkt, kam es vor allem darauf an, auf der Höhe sich zu behaupten. Was durch das Schwert errungen, musste, sollte es nicht wanken, durch tiefere Interessen gefestigt werden. Hierzu jedoch waren die Römer, da nur gewöhnt Kriege zu führen oder wie „reiche Bauern“ zu leben und ein trockenes Recht zu üben, wie es die Praktik sie gelehrt, nicht nur wenig befähigt, vielmehr auch schon durch griechischen Einfluss im eigensten Kern zu tief erschüttert. — Bereits während des Kampfs um Karthago griff die Entfremdung von alter Sitte zunehmend weiter um sich. Der stetige Zuwachs von neuen, mehrentheils weitentlegenen Provinzen, steigerte die Schwierigkeit der Verwaltung. Seit den Siegen in Westen und Osten wurde Rom zum Sammelplatz aller Natur- und Handerzeugnisse, aller Genüsse und auch aller Laster, welche die ausseritalische Welt in nur zu reicher Fülle darbot. Der einmal erregte Hang nach äusserer Behaglichkeit verbreitete sich in allen Schichten. Bei einem Verblassen kriegerischen Geistes, erzeugte er nun ein Streben nach Gewinn, nach einem Anhäufen von Reichthümern, und andrerseits einen arbeitsscheuen, genusssüchtigen, unbändigen Pöbel.

Fast gleichzeitig mit dieser Wandlung erhob sich ein Kampf im Volke selbst, befördert durch die Versuche Einzelner sich die Oberleitung zu sichern (121 v. Chr.). Immer von neuem angefacht, währte er nahe an fünfzig Jahre, alle Leidenschaften entfesselnd. Nicht kämpfte man mehr nur mit der Waffe, sondern zugleich mit Verrath und Betrug, überhaupt mit jeglichen Mitteln, während man sich, nun zügellos, auch jedem Sondergelüste, jeder Schwelgerei überliess. Unter dem Deckmantel der Religion wur-

den die üppigsten Culte geübt, die der Orient kennen gelehrt. Die Kapitalisten zogen es vor, statt der Verarmung der Bürger zu wehren, mit Verschwendung maassloser Summen um die Gunst des Pöbels zu betteln.

Sulla gelang es den schwanken Staat vom Bankerotte zu retten, ihn gewaltsam zusammen zu fassen (bis 79 v. Chr.); die inneren Schäden jedoch, die das Römerthum erlitten, vermochte er nicht zu heilen. In seiner Eigenheit war es gebrochen, allem Fremdländischen zugänglich. Zudem lag man fast überall in Kampf und Widerstreit, so in Gallien, Spanien, im Pontus, in Griechenland, Asien und Aegypten, und betrat nun auch Germanien und selbst das ferne Britannien. — Auch währte die Ruhe im Innern nicht lange. Nach dem Ableben Sullas sofort begannen die Wirrnisse von neuem, erhob sich ein wiederum verwildernder Kampf nunmehr um die Oberherrschaft zwischen dem Freiburgerthum und der soldatischen Macht. — Wohl stand Rom, wie ganz Italien, auf dem Punkte tiefster Zerrüttung, da Cäsar als Sieger erschien, um über die Zukunft des Reichs zu entscheiden.

Doch auch ihm blieb es versagt, den Staat dauernd zu festigen. So machtvoll auch er eingriff und die Parteien zum schweigen zwang, wirkten diese nun im geheimen nur um so eifriger. Sein Bemühen der Verwilderung zu wehren, blieb aber immerhin einerseits nicht ohne mindesten äusseren Erfolg. Selber vorwiegend griechisch gebildet, wurde durch ihn griechische Bildung allgemeiner gefördert. Und wenn solche auch bei den Römern, ihrer eigensten Grundlage nach, mit nur selteneren Ausnahmen, eben nicht tiefer zu dringen vermochte, ward in ihnen nun doch ein Bestreben sich dementsprechend zu bewegen, griechisch gebildet zu scheinen, in einem Grade gesteigert, so dass denn wenigstens das Aussenleben ein nahezu griechisches Gepräge annahm. Die innere Verderbtheit allerdings wucherte dessenungeachtet fort. Gleich nach der Ermordung Cäsars fand sie dann abermals reiche Nahrung in dem darauf folgenden Bürgerkriege (32 v. Chr.). In ihm rieb sich das Volk selbst, unter Greueln aller Art, bis zur Ermattung auf. —

Willig übergab man sich der Alleinherrschaft Octavians. Wesentlich mit das Bedürfniss der Ruhe ebnete ihm den Weg, begünstigte seine Pläne und Ziele. Die Staatsverwaltung ward geregelt, Ordnung kehrte zurück und wurde durch strengere Maassnahmen gefestigt. Auflehnung und Widerspruch verstand er gewandt zu unterdrücken, die Eroberungssucht zu mässigen, das Erworbene zusammen zu halten. Er selber suchte das Volksthum zu kräftigen, seinen alten Stolz wieder zu wecken, andrerseits aber in noch weiterem höhere Bildung zu verbreiten, Kunst und Wissenschaft zu heben, wie überhaupt den geistigen Interessen vollste Geltung zu gewinnen. So denn auch entfalteten sich diese Gebiete zu einer Blüthe, welche auf einem anderen Boden wohl sicher ge-

eignet gewesen wäre, auch nach Innen veredelnd zu wirken. Ein solcher Boden jedoch liess sich eben nicht mehr beschaffen. Wie viel auch das geistige Leben gewann, und was auch Einzelne in eigener Bethätigung selbst Bedeutsames leisteten, auf das sittliche Verhalten im Ganzen blieb es ohne merklichen Erfolg. Trug doch die eigene Familie des Kaisers die innere Verderbtheit so zur Schau, als gelte es vielmehr diese zu adeln.

Was andrerseits erreicht worden war, ging dann unter den nächstfolgenden Kaisern, die als Ausgeburten der Zeit selbst der Menschlichkeit Hohn sprachen, unter je tieferer Verwilderung verloren. Auch das Bestreben nun einzelner besserer, theils auch ausgezeichneter Herrscher solcher Verkommniss zu begegnen, hatte theils nur einen Scheinerfolg, theils scheiterte es überhaupt. Das Römerthum lebte sich aus, unaufhaltsam eilte es seiner Auflösung entgegen. Wohl kämpfte man noch zunächst mit Glück, so unter anderem am Rhein, im Osten, südlich längs der Donau, in Parthien, Armenien und in Britannien, indessen auch mehrten sich die Niederlagen, so namentlich im Kampfe mit den Germanen. — Unter zunehmender Hinneigung zu asiatischen Besonderheiten suchte man nun überhaupt alles, was irgend neu sich darbot, sich zu eigen zu machen. Nichts verschmähte man, auch selbst nicht einmal fremde Götter. So, in einem wirren Gemisch des Verschiedenartigsten, verlor man schliesslich sich selbst. — Diocletian zog es vor, nachdem er seine Herrschaft niedergelegt (305 n. Chr.), sein Leben, anstatt in Rom, in Dalmatien zu beschliessen. Mit dem Sieg Constantins über Maxentius, und der nunmehrigen Verlegung der Regierung nach Byzanz (330 n. Chr.) wurde dem Römerthum als solchem überhaupt der Stab gebrochen.

Die Tracht.

Die etruskischen Ueberreste tragen zum grösseren Theile ein den ältesten vorderasiatischen Ueberresten ähnliches, übereinkömmliches Gepräge. So sorgfältig an ihnen auch die Tracht im Ganzen und Einzelnen behandelt erscheint, geben sie davon immerhin nur ein mehr nach einer bestimmten Regel gefertigtes, schematisirtes Bild.

Die bezüglichen römischen Alterthümer zeigen eine den Naturformen entsprechendere Formbehandlung. Nicht wenige von ihnen allerdings, hervorgegangen aus dem griechischen und griechisch-italischen Kunstbetrieb, bewegen sich in idealerer Gestaltung; die Mehrzahl indessen, wie insbesondere eine Fülle von Bildnissstatuen, vergegenwärtigt das Verhalten in der Wirklichkeit durchaus. —

Die Kleidung.

Ueber die Stoffe, deren sich die Etrusker zu ihren Gewändern bedienten, fehlt es an Nachrichten; ebenso über deren darauf gerichtete Handwerklichkeit. Soweit indessen die Denkmale sprechen, waren sie schon in frühster Zeit im Besitz sehr verschiedener, dichterer und zarterer, zum Theil florartiger Gewebe, ähnlich den vorderasiatischen und ägyptischen Webereien, sowie auch vorzüglich geübt in der Wirkerei, Stickerei und Buntfärberei.

Der hauptsächlichste Stoff bei den Römern zur Verfertigung ihrer Gewandung war zunächst thierische Wolle. Anfänglich wohl einzig darauf verwiesen, erkannten sie hierin zugleich einen Schutz gegen die die Niederungen erfüllenden schädlichen Dünste („Aria cattiva"). Nächstdem dann baute man Hanf und Flachs. Doch wurden Kleider aus diesen Stoffen wohl verhältnissmässig erst spät gebräuchlicher. Auch nachdem man sich schon mehrem Aufwande zugewendet, und bereits fremde Zeuge zunehmend weitere Verbreitung fanden, blieb in Rom der Gesammtverbrauch von wollenen Geweben so beträchtlich, dass unter den Gewerbszweigen daselbst das der Tuchmacher („Collegium textorum panni") und das Geschäft der Walker („Fullonia") stets mit zu den bedeutendsten zählten.

Die Verfertigung der Kleider für den eigenen Bedarf geschah anfänglich wohl überhaupt lediglich in den Familien selbst durch die Frauen und deren Mägde. In vielen Familien von altem Schrot blieb dies dauernd üblich. Noch in der späten Aufzählung der Zünfte, deren Entstehung die Ueberlieferung allerdings in die älteste, mythische Zeit verlegte, treten wohl die Färber und Walker, nicht aber Weber auf. — Daneben herrschte vermuthlich schon früh auch die Verwendung der Nähnadel. Während die Gewandungen der Griechen sich in der einfachen Grundform bewegten, wie solche der Webestuhl ergab (S. 306), wurden wenigstens das römische Hemd und mancherlei Nebengewänder erst durch die Arbeit des Nähters („Vestiarius; Vestificus; Paenularius") fertig gestellt. — Dagegen verhielt es sich mit der Farbe wiederum ähnlich wie bei jenen. Auch den Römern galt die durch walken und bleichen erzielte Weisse des Stoffs als dem Wohlanstande zumeist, einem feierlichen Erscheinen aber als allein angemessen. Für das volksthümliche Gewand, die „Toga", blieb dies selbst bedingt.

Während des ersten punischen Kriegs (264—241) wandte sich das weibliche Geschlecht mit Vorliebe farbigen Gewändern zu. Es griff dies in einem Maasse um sich, so dass der Volkstribun C. Oppius es für geboten erachtete dagegen ein Gesetz zu erlassen (um 215). Indessen seit Anfang des zweiten Jahrhunderts begann auch das männliche Geschlecht mehrfach demähnliche Kleider zu tragen. Auch kamen von nun an nächst einzelnen, nicht römisch

volksthümlichen Umwürfen, die man jedoch vielleicht auch schon länger mit den Etruskern und Griechen theilte, auch Kleiderstoffe und fertige Gewänder vom Auslande her in Aufnahme. Alsbald erschien eine zweite Verordnung, um dem Aufwande überhaupt zu steuern (um 195 v. Chr.).

Wesentlich mit in Folge der Unternehmungen in Kleinasien, ward die Neigung zum Kleideraufwand zunächst in noch weiterem genährt (seit 190 v. Chr.). Fortan bezog Rom von Puteoli, zuvörderst durch Korinth, dann durch Delos vermittelt, fast jegliche Erzeugnisse des Ostens. Hiemit zugleich begann in Rom unter den höheren Ständen, vor allem seitens des weiblichen Geschlechts, auch noch ein besonders Streben in der Weise der Bekleidung zu wechseln. — Bald nach dem mithridatischen Kriege (136 v. Chr.) erhielt man jene Erzeugnisse theils auf geradem Wege, theils über Alexandrien; dann von hier aus fast ausschliesslich seit der Eroberung Aegyptens (31 v. Chr.), und damit nun auch alle Waaren, welche der indische Handel darbot. — Fast gleichmässig mit dem Aufwande mehrten sich die Verordnungen dagegen, Beweis genug, wie wenig sie von nachhaltigerer Wirkung waren. Auf jene beiden ersten Erlasse in den Jahren 215 und 195 folgten in je kürzeren Zwischenräumen weitere um 161, 115, 89, 81 und 61 v. Chr. —

Unter den Stoffen und fertigen Kleidern, welche das Ausland lieferte, zählten in erster Reihe die florartigen Gewebe von Kos und Amorgos (S. 173), die zarten weissen und farbigen Linnengewänder Aegyptens, die Baumwollenzeuge aus Indien und, neben meist reich gemusterten persisch-indischen Tüchern, rohe und verarbeitete Seide.[1] — Ganz besonders waren es die Weiber innerhalb der begüterten Kreise, welche alles dies zunächst in möglichster Fülle beanspruchten. Eine vorzügliche Schätzung erfuhren dann auch noch eigens kostbare Gewebe, ausgezeichnet einerseits durch buntgewürfelte Muster („plumatae"), andrerseits durch wellenähnlich wechselnden Glanz („undulatae"), und ebenso nun auch bunte Gewänder, deren es folgends „purpurne, scharlachne, amethistfarbene, violette, lauchgrüne, gelbliche, eisen-, meer-, malven-, krokus-, hyacinthfarbige" u. a. m. gab. — Die Männer begnügten sich wohl auch jetzt noch wesentlich mit wollenen Stoffen, wählten indessen nunmehr vorwiegend feinere und feinste Gewebe, wie

---

[1] Nach Chr. Lassen. Indische Alterthumskunde. III. S. 23 ff. bedeutet: „Carpasium" baumwollnes Garn, „Carbasia" baumwollne Zeuge, „Sindon" Baumwollenstoff im klassischen Alterthum überhaupt, „Gossypium herbaceum" die Baumwollenstaude; ferner „Sericum" etwa „Seidenland", „Memasericum" gesponnene Seide; somit „Serica" seidene Zeuge, „Metaxa" rohe Seide und „vestis serica" Kleider ganz aus Seide, „subserica" halbseidene Kleider, „Holoserica" Zeuge mit anderem Stoffe aufgezogen und mit Seide eingeschlagen. Aus dem Gegensatz von „Serica" und „Bombicina" lässt sich annehmen, dass der erste Name asiatische, der letztere europäische seidene Stoffe und Kleider bezeichne.

solche schon seit länger Apulien, nächstdem aber, unübertroffen, Samos, Milet und Lakonien darboten. So wenigstens im allgemeinen noch bis gegen Ende der Republik; die Weiber aber trieben den Aufwand bis ins Schrankenlose. Schon während der ersten Kaiserzeit standen sie zum Theil selbst nicht mehr an, sich auch der koischen und amorgischen Gewebe, welche als „vitrea toga" oder „nebula linea", auch wenn doppelt angelegt, den Körper fast nackt erscheinen liessen, ohne Rückhalt zu bedienen. Man trat dem gesetzlich entgegen. Dennoch blieb es nicht nur dabei, vielmehr suchte man diesen Geweben auch noch dadurch Reiz zu verleihen, dass man sie verschiedentlich färbte und theils, überdies, mit Gold- oder Silberlahn durchzog. Aehnliche Gewebe fertigte auch das etruskische Dorf Tuscus, was denn vielleicht noch dazu beitrug, solche Unsitte zu begünstigen.

In weiterem führte die Prachtliebe zur Verwendung auch goldener Stoffe. Ihre Erfindung schrieb man dem Könige Attalos von Pergamon zu, und bezeichnete sie danach als „attalische" Gewebe. Sie bestanden entweder, so zur Zeit des Kaisers Severus (um 222 n. Chr.), aus Linnen, durchsteift mit Goldfäden, oder einzig aus goldenen Fäden.

Neben dem Allen spielten mit Purpur gefärbte Zeuge eine wesentliche Rolle. Wohl schon frühzeitig lernten solche die Etrusker durch ihren Handel, und dann die Römer durch jene kennen. — Anfänglich wurde der Purpur ausschliesslich aus dem Safte der „Purpurschnecke" (Purpura) bereitet, und wie es scheint nur eintönig, als ein nahezu schwarzes ins Röthliche spielende Violet. In der Folge schritt man dazu auch vermittelst noch anderer Stoffe eine demähnliche Farbe zu beschaffen, sowie auch den ächten Purpur zu fälschen, überhaupt aber verschiedene Purpurfarben herzustellen. So entstand eine Farbenabstufung, die sich in allen Uebergängen von jenem ursprünglichen schwärzlichen Ton bis zu dem des geronnenen Rindsbluts, und von diesem bis zum bläulichen und weisslich schillernden Rosa bewegte (vergl. Taf. VIII). Hiernach wechselte denn auch der Werth. Als die kostbarsten Arten galten der „tyrische" und der „Janthin- (Hyacinth-") oder „Amethist-" Purpur, beide von dunkelster Tonung. Die Verwendung dieser Farben wurde nur einzelnen bestimmten Würden, und auch nur in Gestalt von schmalen Besatzstreifen, als Auszeichnung zugestanden. Gegen Ende der Republik indessen begannen die Begüterteren überhaupt, nächst den sonstigen purpurnen Stoffen, auch jene Farben in Anspruch zu nehmen, und nun nicht bloss als Besatz, vielmehr gleich für ganze Gewänder. Es griff dies zunehmend weiter um sich, so dass es dann Cäsar für geboten erachtete dies gesetzlich zu beschränken. Verboten nun wurden so gefärbte wollene und seidene Kleider und ganz purpurne Stoffe. Der „tyrische" und der „Janthin-Purpur" sollten allein dem Herrscher-

thum und, gleich wie vordem, den amtlichen Dienern des Staats verbleiben. — Unter den Wirren des Bürgerkriegs trat diese Verordnung ausser Kraft. Augustus aber erneuerte sie, mit nun ausdrücklichem Hinweis auf das amtliche Verhältniss. Doch gleich schon unter Tiberius kehrte die frühere Willkühr zurück. Er dann begegnete dem, indem er selber den Purpur ablegte, wodurch er denn allerdings erzwang, dass man seinem Beispiele folgte. Indessen währte dies eben auch nur bis zu seinem Tode. Und Nero wiederum sah sich genöthigt, den ausseramtlichen Gebrauch des „Amethist-" oder „Janthin-" und des tyrischen Purpurs zu verbieten. Dann aber, nach seinem Tode, trat völlige Purpurfreiheit ein. Sie währte bis zur Regierung des Licinius Gallienus (um 259 n. Chr.), der ihr eine Verordnung entgegenstellte, die indessen wohl bei den Wirren, welche sich nunmehr erhoben, ohne weitere Wirkung blieb. —

Fig. 296.

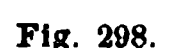


Die den Etruskern eigene Bekleidung entsprach theils der vorderasiatischen, theils der früh-griechischen; ersterer die der Weiber, letzterer mehr die der Männer.

Die Gewandung der Männer bildete anfänglich eine dem älteren Himation durchaus ähnliche viereckte Decke, die, wenn angelegt, den Körper nur mässig umschloss (*Fig. 296. b*; vergl. *Fig. 190*). Daneben kamen Umwürfe von beträchtlicherem Umfange in Form theils eines halben Ovals theils eines Kreisabschnitts auf (*Fig. 296. a*). Das Anlegen jener wie dieser geschah, bei letzteren den Bogen nach aussen gekehrt, ganz nach griechischer Weise (S. 306). Die Form eines Kreisabschnitts blieb, wie es scheint, die volksthümliche.

Dahinzu traten ein Untergewand und einzelne besondere Umhänge. Ersteres glich dem ionischen Chiton, war wie dieser bald von dichterem bald von feinerem Stoffe, vermuthlich von Wolle oder Linnen, entweder nur mit Armöffnungen oder faltigen Schulter-

Fig. 297.







ermeln, seltner mit langen Ermeln versehen, einfach oder, so namentlich wenn von zarterem Gewebe, stellenweis oder durchweg gemustert. Getragen ward es, wie anzunehmen, vorwiegend un-

Fig. 299.



gegürtet (*Fig. 297; Fig. 298*). — Jene besonderen Umhänge waren von sehr verschiedenem Umfange, sowohl rund als auch viereckig, und zumeist durch Randbesatz u. dergl. ausgestattet. Sie wurden theils über den Kopf angelegt, und hatten dann, zu eben dem

Zweck, inmitten einen kreisrunden, gemeiniglich sehr weiten Ausschnitt (*Fig. 298*).

Ausserdem kamen, jedoch wohl nur bei den niedereren Ständen, auch Exomis-artige Hemden (*Fig. 214. a*) und bei gewissen Handtierungen, als besondere Arbeitskleider, einfache Hüftschürze in Anwendung. —

Die Weiber machten von Uebergewändern in der Anordnung, wie solche in griechischer Weise den Männern gleich anfänglich eigen war, wie es scheint, keinen Gebrauch. Ihre Gewandung beschränkte sich wesentlich auf ein hemdförmiges Kleid und verschiedene, nur zum umhängen verwendete Tücher. Jenes Kleid bestand gemeiniglich aus einem zarten, bisweilen durchscheinenden, reich gezierten Gewebe, und wurde nicht wie das dorische und spätere attische Weiberhemd erst auf dem Körper selbst durch Hafteln u. s. w. hergestellt (S. 308 ff.), sondern war wie das kleinasiatische und ionische Hemd an den Seiten und oberhalb der Schultertheile durchaus geschlossen, auch zu bald kürzeren, bald längeren Ermeln ausgestaltet, und zumeist von beträchtlicher Länge, so dass es, um darin schreiten zu können, falls man es nicht hochgürtete, mit der Hand aufgenommen werden musste (*Fig. 300; Fig. 301. a, b; Fig. 299;* vergl. *Fig. 109; 120. a—d; 121. a—d; Fig. 194 ff.; Fig. 201 ff.*).

Fig. 300.



Die zum umhängen bestimmten Tücher waren mehrentheils von mässigem Umfange, bald länglich viereckig, bald halbrund, bald oval, zum Theil, wie einzelne der von den Männern getragenen ähnlichen Ueberhänge, inmitten weit rund ausgeschnitten, und vorwiegend längs den Kanten verziert (*Fig. 299*). Angelegt wurden sie, abgesehen von den inmitten weit geöffneten, die man über Kopf und Schultern warf (*Fig. 299*), hauptsächlich über den Rücken, und dann dergestalt, dass man zwei ihrer Zipfel je über die Schultern nach vorn, auch gelegentlich ausserdem den übrigen Theil des oberen Randes über den Kopf bis zur Stirne zog (*Fig. 301. a, b*). Die Zipfel selber wurden nicht selten vor der Brust vermittelst einer Spange zusammengefasst und zugleich hier befestigt.

Den Kopf pflegten beide Geschlechter, übereinstimmend mit asiatischem Brauch, durchaus zu bedecken. Auch trugen die Bedeckungen an sich ein vorwiegend asiatisches Gepräge. Die der Weiber bewegten sich theils in phrygisch-lydischen, theils in persischen und selbst ägyptisirenden Formen (*Fig. 302. a—e; Fig. 301. a, b;* vergl. *Fig. 13. a—d; Fig. 19. c; Fig. 118;*

Fig. 119. a), die der Männer glichen zumeist den assyrischen und medo-persischen Kappen (*Fig. 303. a—d;* vergl. *Fig. 76; Fig. 99. c, d*). — Die Männer umwanden auch das Haupt mit einer als

Fig. 301.



„Struppus" bezeichneten Binde, ähnlich wie dies bei den Kleinasiaten und den Ioniern üblich war (*Fig. 118. c*).

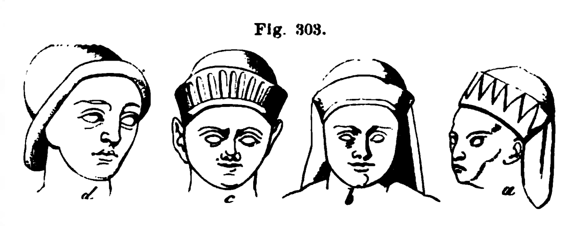
Ebenso war eine Bedeckung der Füsse beiden Geschlechtern durchaus eigen. Ihren Gestaltungen nach bestand sie in mancherlei Arten von Schnürsohlen, halben und ganzen Schuhen und verschieden hohen Stiefeln (*Fig. 304. a, b; Fig. 301. a, b; Fig. 297*). Sie sämmtlich wurden, mit Ausnahme der Stiefel, deren sich nur die Männer bedienten, von diesen und den Weibern gleichmässig getragen. Erstere auch pflegten gelegentlich das ganze Bein mit zwiefachen, meist schmalen Binden kreuzweis zu umwinden (*Fig. 305*). — Ueberhaupt legte man schon früh auf eine eigens reiche Beschuhung einen ganz besonderen Werth. Man fertigte sie aus farbigem Leder und stattete sie mit allerlei, namentlich metallischen Zierrathen aus. Vorzüglich geschätzt wurden von den Römern die „etruskischen

Fig. 302.



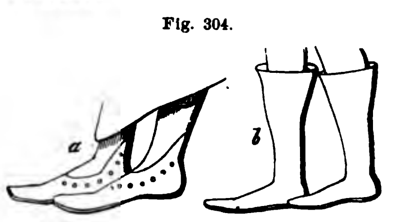
Prachtschuhe", und ebenso von den östlichen Griechen bereits in früher Zeit die „tyrrhenischen Sohlen". Letztere waren, wesentlich dem westasiatischen „Kothorn" entsprechend, ziemlich hoch, von Holz, dem Fusse angepasst, überzogen mit rothem, theilweise vergoldetem Leder, versehen mit doppelten, purpurfarbenen Bindebändern, so lang, dass diese, kreuzweise geschnürt, bis über die Wade reichten. —

Fig. 303.



Die **Römer** bildeten selbstständig eine Gewandung aus, die, bestimmt umgelegt zu werden, sich nach Form und Anordnung von den Umwurfgewändern sowohl der Etrusker als auch der Griechen wesentlich unterschied. Es war dies die ihnen eben volksthümlich eigene „Tebenna" oder später (?) „Toga". Sie selber bezeichneten sich danach als „gens togata" oder „Togati".

Fig. 304.



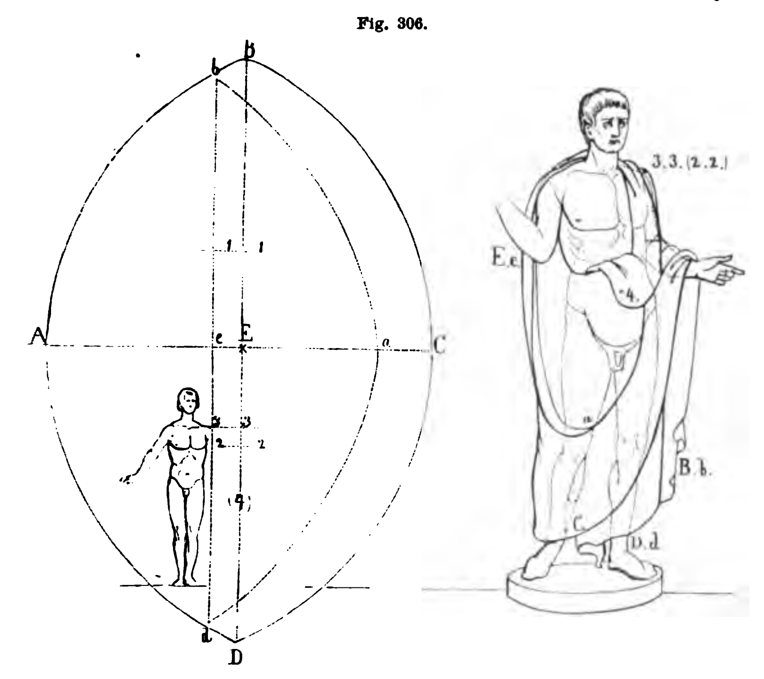
Dieses Gewand bildete ein Oval (*Fig. 306. A, B, C, D*), dessen Länge mindestens dreimal die Höhe eines Manns (*B—1, 1—2, 2—D*) und dessen mittlere Breite mindestens zwei Mannslängen betrug (*A E, E C*). — Um sich damit zu bekleiden, wurde es der Länge nach in etwas weniger als ganzer Breite (*b A d*) zu einem Doppelgewande zusammengelegt (*b a d*) und zunächst der dadurch entstandenen Kante (in *b d B D*) zu Längenfalten ineinander geschoben, dann aber beim bekleiden selbst, ganz wie der etruskische und griechische Umwurf, über die linke Schulter nach vorn geschlagen, doch so, dass es (in *3—3, d—D*) die linke Seite ganz bedeckte und auf dem Boden beträchtlich schleppte (*d D*) —, mit der übrigen Masse, hinter dem Rücken weg, unter, seltner über den rechten Arm nach vorn gezogen, der Rest über die linke Schulter nach rückwärts geworfen, und der den Rücken bedeckende Theil desselben bis an oder auf die rechte Schulter abermals nach vorn genommen: So denn ruhte das zuerst nach vorn übergeschlagene, auf dem Boden schleppende Drittheil auf der linken Schulter (*3—3, 2—2*), das zweite Drittheil reichte zur Hälfte etwa bis unter den rechten Arm (*E e*), während das übrige

Fig. 305.

einestheils wiederum auf der linken Schulter ruhte, andterntheils hinterwärts herabhing (*B b*). — War das Gewand dergestalt geordnet, so ward der auf dem Boden schleppende Zipfel (*d D*) vorn, von der Brust aus, mindestens bis über den Fuss hinaufgezogen und sein so nach oben geführter Schlepptheil über die von der linken Schulter sich nach der rechten Hüfte erstreckende Faltenmasse („Sinus"), als Bausch („Umbo"?) nach vorn umgelegt (*Fig. 307. a—c*).

Die Bekleidung der Männer soll sich anfänglich überhaupt lediglich auf dieses Gewand beschränkt haben. Nächstdem jedoch

Fig. 306.

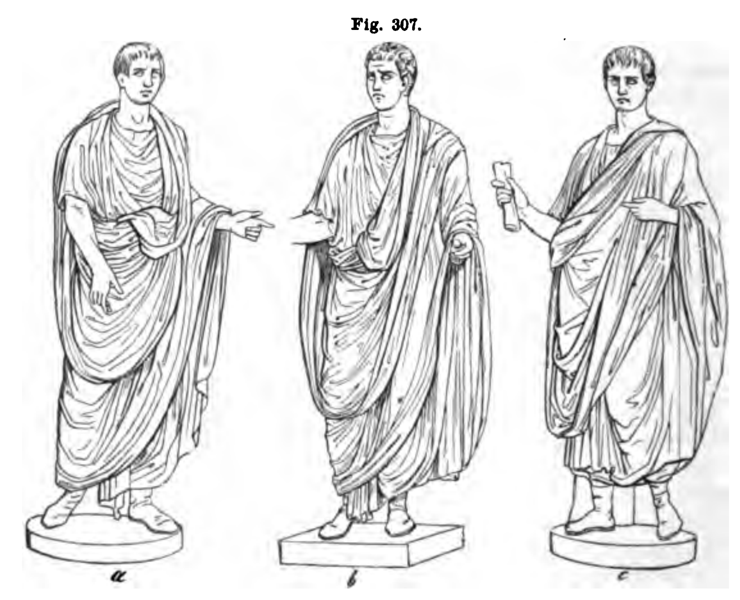


wurde von ihnen, wohl gleichfalls schon in früher Zeit, auch ein hemdformiges Gewand („Tunica") getragen. Jenes blieb für die Oeffentlichkeit, letzteres in ausschliesslicher Verwendung mehr für das Haus bestimmt. Auch war es noch in späterer Zeit, wenngleich nicht mehr geradezu gebräuchlich, doch auch nicht ungewöhnlich, zum Ausgange nur die Toga anzulegen, während ein öffentliches Erscheinen nur in der Tunica stets als anstandswidrig galt.

So lange die alte Einfachheit währte, man sich vorherrschend nur mit der Toga bekleidete, war diese wohl, ohne weiteren Aufwand, von gröberem Wollenstoff und von mässigem Umfange. Vermuthlich jedoch änderte sich dies schon bald nach der Ansie-

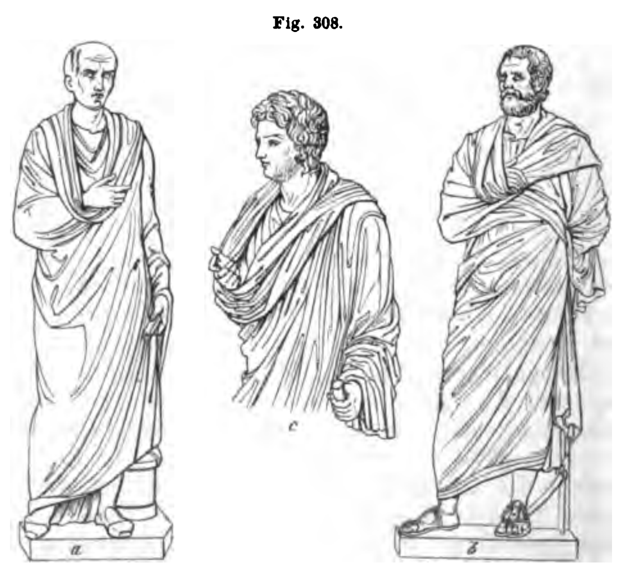
delung der Griechen. Der Stoff an sich gewann an Feinheit und der Umfang an Fülle. Beides steigerte sich, letzteres insbesondere,

Fig. 307.



so dass gegen Ende der Republik das Gewand für den Träger selbst geradezu beschwerlich war. Hiermit dann erfuhr auch die Weise

Fig. 308.



der Fältelung eine sorgfältigere Behandlung, nun zunehmend bis zum Künstlichen: — In dem Bemühen die Massen zu ordnen, schritt man, wohl nach dem Vorgange der späteren Griechen dazu, die Zipfel mit grossen bleiernen, umnähten Quasten zu beschweren, dann aber auch das Gewand an sich über besondere schmale Brettchen für den Gebrauch vorzufälteln, und es noch eigens auf dem Körper selbst vermittelst kleiner Zangen u. s. w. zierlichst zurecht zu legen.

Wohl wesentlich mit in Folge dessen begann man sich neben der Toga, zunächst für den gewöhnlichen Verkehr, der leichteren und bequemeren etruskischen und griechischen Umwurfgewänder zu bedienen (*Fig. 308. a—c*). So vor allem der letzteren. Es nahm dies, besonders unter Cäsar, auch bei den höheren Ständen, in stets weiterem Umfange zu, so dass die Toga fast gänzlich verschwand. Die Wirren nach der Ermordung Cäsars trugen noch an sich dazu bei, dies zu beschleunigen. Als Augustus zur Herrschaft gelangte, war sie bereits so ausser Gebrauch, dass nun er den Bürgern befahl, mindestens bei Staatsverhandlungen, auf dem Forum und am Hofe in derselben zu erscheinen. Auch sollte der Römer sich ausserhalb Rom, in den Provinzen, sowie auf Reisen, durch sie als solcher kennzeichnen.

Fig. 309.



Das hemdförmige Gewand, die „Tunica“, bewegte sich vorwiegend in den Formen des etruskischen Männerhemds (*Fig. 297; Fig. 298*). Es war von verschiedener Weite und Länge, gelegentlich bis zu den Füssen reichend, hatte zum durchlassen der Arme theils nur Oeffnungen, so dass bei beträchtlicher Weite der hier herabfallende Theil sich sackähnlich gestaltete (*Fig. 309*), theils kurze, nur die Schultern bedeckende, theils lange, bis zur Hand gehende Ermel. — Wohl bis gegen Ende der Republik trug man das Kleid im Allgemeinen von nur mässiger Weite, weniges bis über die Knie, gänzlich ermellos oder mit knappen Schulterermeln, eine Verwendung der übrigen Formen einzelnen amtlichen Würden als Auszeichnung überlassend. Von da an indessen machte sich auch ausserhalb der amtlichen Kreise eine Hinneigung auch zu diesen Formen geltend. Es betraf dies vorzugsweise die bis auf die Füsse reichenden „Talares“. Das Altbürgerthum trat dem tadelnd entgegen. Dennoch wurden sie üblicher, wenigstens ward es allgemeiner das Gewand überhaupt von mehrer Länge als bisher, mindestens bis über die Mitte der Unterschenkel herab, zu tragen. Auch blieb man hierbei nicht stehen. Man begnügte sich

folgends nicht mehr mit nur einer Tunica, sondern legte bei kühlerer Witterung deren zwei, auch mehre an. Von Augustus wird erzählt, dass er in den Fällen selbst vier Kleider zu tragen pflegte. — Nur wenig Anklang dagegen fanden die Tunicen mit langen Ermeln („Tunicae manicatae"). Sie kamen erst in jüngerer Zeit, auch wesentlich bei Ausübung fremder, vornämlich asiatischer Culte, und als Theatergarderobe in Anwendung.

Das Gewand wurde, ausgenommen in seiner Eigenschaft als Amtskleid, über den Hüften gegürtet („Cinctura", *Fig. 309*). Bei Anwendung der amtlichen Tunica, der „Tunica laticlavia" (s. u.) und einem Unterkleide („Tunica interior" oder „subucula") fand bei letzterem eine Gürtung statt. Dieses Kleid war gemeiniglich enger und um weniges kürzer als das Oberkleid („Supparus").

Mit dem Umwurfe und der Tunica war die Gewandung der Männer im Wesentlichen abgeschlossen. Wohl kamen daneben noch eine Anzahl anderer Gewänder in Aufnahme, doch nur ausnahmsweise in Anwendung. Zu diesen zählten die „Paenula", die „Lacerna", die „Laena, Abolla, Synthesis, Endromis" u. a. Von allen diesen Gewändern indessen ist es allein die „Paenula", darüber Näheres verlautet. Mehre von ihnen entsprachen vermuthlich theils den griechischen Umhängen, theils jenen beiden Hauptgewandungen, wie insbesondere der Tunica, mit nur geringen Abwandelungen nach Stoff, Form und Anordnung. So unter anderem heisst es beim Plautus, und wohl nicht lediglich mit Bezug auf die Neuerungssucht der Weiber:

„Was ist dabei zu wundern? als ob nicht
Gar viele durch die Strassen zögen, ganze
Grundstücke auf dem Leibe? — Vollends die,
Die alle Jahr den Kleidern neue Namen
Erfinden" —

und dann was die Namen selbst betrifft:

„Tunicam rallam, tunicam spissam, linteolum caesitium
Indusiatam, patagiatam, caltulam, aut crocutulam
Supparum, aut subminiam, ricam, basilicum aut exoticum
Cumatile, aut plumatile, carinum, aut gerrinum,"

welche Bezeichnungen aber eben, wenigstens dem Modesinn nach, unübersetzbar sind.

Die „Paenula" wurde von beiden Geschlechtern, auch der niederen Stände, vornämlich bei regnerischem Wetter über der sonstigen Kleidung getragen, bildete mithin vorzugsweise ein Schutzkleid gegen die Witterung (*Fig. 310. a—e*). Ihrer hauptsächlichen Beschaffenheit nach war sie glockenförmig mit einer Oeffnung nur für den Kopf, so, dass sie, angelegt, den Körper rings umschloss

(*Fig. 310. a*), bisweilen vorn, von unten her, bald kürzer bald höher aufgeschlitzt (*Fig. 310. b, c*). Mehrentheils hatte sie eine Kapuze („Cucullus; Cucullio"); mitunter auch bestand sie nur aus einem mit einer solchen Kappe versehenen längeren Schulterkragen (*Fig. 310. d, e*). — Gefertigt ward sie aus derbem Gewebe, gelegentlich auch aus Leder, und etwa seit dem ersten Jahrhundert nach Chr. auch aus einem besonderen, um diese Zeit erfundenen, zottigen Stoff „Gausape" („Paenula gausapina").

Fig. 310.



Die „Lacerna" trug ein Gepräge mehr des leichten und stutzerhaften. Noch zur Zeit des Antonius erfuhr deren Anwendung, wohl eben desswegen, mehrseitig Tadel. Dennoch wurde sie häufiger, zuerst über die Toga, dann auch über die Tunica angelegt. Ihrer Form nach glich sie wahrscheinlich, bei mannigfach wechselndem Umfange, den griechischen Umhängen (*Fig. 199. a—c*), und wurde, wie diese, auf der Schulter, doch vielleicht auch vor der Brust, vermittelst einer Spange verbunden (*Fig. 311;* vergl. *Fig. 199. a, c*). Für ein Erscheinen in derselben in Gegenwart des Kaisers, so auch im Theater und im Circus, forderte der Anstand, dass sie weiss („Lacerna alba") sei. Sonst aber wählte man gerade für sie vorzüglich farbige, sowohl helle als auch dunklere Stoffe. Hiernach steigerte sich ihr Preis. So unter anderem kostete eine purpurfarbene Lacerna bis zu zehntausend Sesterzien (etwa fünfhundert Thaler). — Auch sie erhielt, wie die Paenula, mitunter eine Kapuze.

Fig. 311.

Die „Abolla“ hatte vermuthlich die Gestalt einer kleineren Lacerna oder „Lacernula“, entsprechend dem von den Soldaten getragenen kurzen Schultermantel („Sagum; Sagulum“; *Fig. 378*). — Die „Synthesis“ bildete wahrscheinlich theils einen eigenen mehrtheiligen Anzug, theils ein bequemes Hausgewand, und so vielleicht auch ein häusliches Tafel- und Gesellschaftskleid [1] („Vestis coenatoria“). Sie wurde, allein ausgenommen am Feste der Saturnalien, an welchem man sich eben absichtlich jede Freiheit gestattete, nie öffentlich getragen. — Die „Laena“ war, wie es scheint, nur ein schmälerer Umhang von Wolle, etwa ähnlich der frühgriechischen „Chlaena“ (*Fig. 191*), und die „Endromis“ eine weite, starkstoffige, viereckte Decke, dazu bestimmt um nach dem Bade und nach körperlichen Uebungen, zum Schutz gegen Erkältung, übergeworfen zu werden.

Eine besondere Bekleidung der Beine war von vorherein nicht gebräuchlich. Höchstens dass man, doch auch erst später und auch immer nur vereinzelt sich dazu verstand, die Schenkel stellenweis mit Zeugstreifen („Fasciae“) zu umwinden (vergl. *Fig. 305*). Eine solche Umwindung erstreckte sich entweder über das ganze Bein oder theils, als „Feminalia“, nur über den oberen, theils, als „Tibialia“ und „Cruralia“, über den unteren Schenkel. — So verblieb es durchgängig bis zu den gallischen und parthischen Kriegen. Während dieser, vornämlich der letzteren, begannen die dabei betheiligten Truppen, wohl wesentlich mit durch das Klima veranlasst, die Beine, nun ähnlich wie die Gallier und Parther, mit Hosen („Braccae“) zu bedecken. Vorerst wählten sie fast ausschliesslich nur bis zum Knie reichende Beinlinge (*Fig. 389; 402*); allmälig jedoch, insbesondere seit Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. kamen, nun bei den Truppen überhaupt, lange Beinkleider in Gebrauch (*Fig. 388*). In Folge dessen gingen diese dann auch auf die übrigen Stände über. Im Ganzen jedoch fanden sie hier, als eigentlich barbarischen Ursprungs, immerhin nur sehr langsam Anklang. Nichtsdestoweniger waren sie bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts bereits so verbreitet, dass der Kaiser Honorius (um 395 n. Chr.) das Tragen derselben mindestens innerhalb Roms verbot.

Nächstdem aber bediente man sich, auch schon zur Zeit der Republik, zum Schutz gegen den Wechsel der Witterung, besonderer Binden für Leib und Hals („Villosa ventralia“ und „focalia“).

---

[1] Die Synthesis war in späterer Zeit stets buntfarbig und auch in Rücksicht auf die Fältelung von äusserster Eleganz. Vielleicht entsprach sie doch (wie schon Ferrarius annahm) einer himationartigen Toga (Pallium), wie solche einzelne Bildwerke deutlich zeigen, vergl. u. a. bei W. Ramsay a. a. O. p. 453 Fig. 1. Th. Hope. Costume. IV. 224 u. 239. Mus. Borbon. Vol. VIII. Taf. XXIX.

Den Kopf bedeckten Männer nur selten. So vor allem die höheren Stände fast lediglich, und auch nur zum Theil, beim Besuch öffentlicher Schaustellungen zur Abwehr der Sonne. Die hierzu hauptsächlich verwendete Bedeckung bestand in einem breitkrempigen, dem griechischen „Petasos" ähnlichen Hut (*Fig. 199. a, c*). Mit einem solchen Hut pflegte bei derartigen Gelegenheiten auch Augustus zu erscheinen. Gewöhnlich beschränkte man sich darauf in Fällen, wo es geboten war, die Toga, oder trug man ein mit einer Kapuze versehenes Gewand, diese über den Kopf zu ziehen. — Ebenso die niedereren Klassen. Nur die,

Fig. 312.



welche genöthigt waren, dauernd im Freien zu verkehren, sich jedem Wetter auszusetzen, wie Schiffer, Fischer u. s. w., führten gemeiniglicher, eben wie diese in Griechenland, theils Kappen von Stroh und Binsen geflochten (*Fig. 312. g, h*), theils unterschiedliche Mützen von Filz, Leder u. a. m. (*Fig. 312. b, d, e, f*).

Fig. 313.

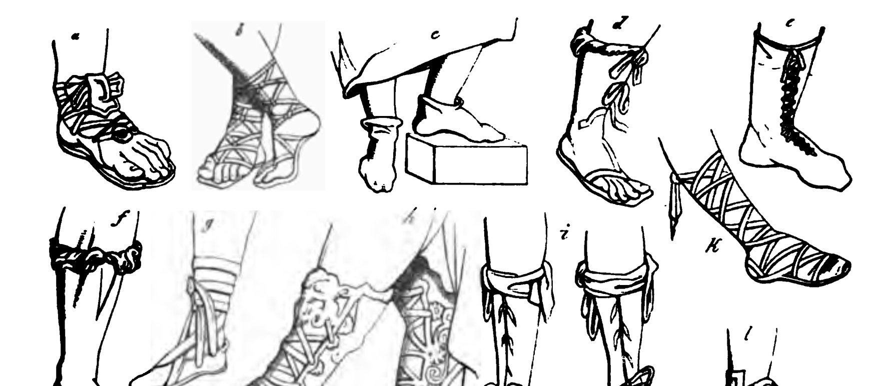
Die Füsse zu bekleiden galt, mindestens in späterer Zeit, anstandsgemäss als unerlässlich. In dem Punkte folgte man wohl schon früh dem gleichen Brauche der Etrusker, denen man überdies, vermuthlich auch schon frühzeitig, mehre Arten von Fussbekleidungen („Mulleus, Compagos" u. a.), theils von reicherer Ausstattung verdankte.

Die den Männern eigene Fussbekleidung bildeten, ihren Hauptformen nach, Schnürsohlen („Soleae"; *Fig. 313. a; Fig. 314. a, b, l, k*), ganze, engeranschliessende und sockenartige Schuhe („Calcei"; *Fig. 313. b; Fig. 314. c, g*). Erstere [1] waren vorzugs-

[1] Bei der Befestigungsart der einfacheren Sohlen „geht gewöhnlich ein Riemen zwischen der grossen und der zweiten Zehe durch und ist dort durch eine „ligula" mit einem anderen verbunden, der der Länge nach über das Fussblatt geht, und nebst dem Knöchelriemen das Ganze hält. Zuweilen

weise für den inner-häuslichen und häuslich-gesellschaftlichen Verkehr, letztere wesentlich für die Oeffentlichkeit bestimmt. Indessen nahm man es mit solcher Trennung nicht gerade genau, so insbesondere nachdem man bereits ausser und neben der Toga auch andere Gewänder zu tragen pflegte. Schon vor Beginn der Kaiserzeit war es sogar durchaus gebräuchlich zu der Tunica und Lacerna nur Sohlen anzulegen. Zur Toga aber blieb fortdauernd nur der Calceus zulässig. Dieser hatte entweder zwei oder, als Amtsschuh der Senatoren, vier Bindebänder („Corrigiae"). Sie wurden überkreuz geschnürt und reichten, so bei letzteren, bis einiges über die Knöchel (*Fig. 313. b; Fig. 313. g*). Unterschieden hiervon war der Calceus der Consuln, und von beiden wiederum der der Patricier, jener weiss, dieser schwarz; der der Senatoren

Fig. 314.



hingegen wahrscheinlich roth, und zudem, vielleicht oberhalb des Spanns, mit einem silbernen Halbmond („Lunula") geziert. — So auch waren die Schnürsohlen, vornämlich in Betreff der Bänder und der Weise sie zu ordnen, unterschiedlich ausgestattet (*Fig. 313. a; Fig. 314. a, b, k, l*).

Auch fehlte es nicht an noch anderen Formen. So namentlich seit dem Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. auch selbst nicht an kürzeren, theils gleichfalls zum schnüren bestimmten Stiefeln. Von ihnen schlossen die einen völlig, andere vorn nur zum Theil, und wieder andere erstreckten sich oberhalb nur bis zu den Zehen

theilt sich auch jener Riemen gleich an den Zehen in zwei, die ebenfalls in der Länge über das Fussblatt laufend, auch durch ligulas an die Knöchelriemen befestigt sind."

(*Fig. 314. d, e, f, h, i*). Sie waren zumeist asiatischen Ursprungs, und kamen, vielleicht mit einigen Ausnahmen (*Fig. 314. d, e, f*), wohl weniger im gewöhnlichen Leben, als vielmehr bei Schauspielen u. a. in Anwendung.

Den Stoff dieser Bekleidung überhaupt bildeten vorzüglich Filz und Leder. Ihrer Färbung nach wechselte sie hauptsächlich zwischen weiss, schwarz und roth, später jedoch auch mehrfarbiger; und ebenso ward sie durch Einzelzierrathen, wie Spangen, Knöpfchen u. dergl. unterschiedlich ausgestattet. —

Die Kleidung der Weiber soll anfänglich der der Männer fast gleich gewesen sein. Jedenfalls steht ausser Frage, dass das weibliche Geschlecht solche schon frühzeitig gegen eine der griechischen Weiberkleidung ähnliche Bekleidung vertauschte und diese, wie bereits erwähnt, begünstigt durch die von Griechenland und Kleinasien bezogenen Waaren, theils in eigener Bethätigung stetig reicher ausbildete. Bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. war dies bereits in jeder Weise, bei den Begüterteren auch schon vielfach weit über das Maass ihrer Mittel hinaus im Schwange. Gleichwie schon Plautus die Neuerungssucht rügte (S. 436), so unterliess er nicht auch darauf hinzuweisen:

„Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter steh'n;
Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut'
Und Schleierweber, Färber in violett und gelb;
Dann Ermelmacher, Spezereihändler auch.
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen steh'n;
Dann sitzend Schuster- und Pantoffelmachervolk;
Es stehen Sohlenmacher, Malvenfärber da,
Haarlockenkräusler, Schneider — Alle fordern Geld.“

Zu den wesentlichen Stücken eines solchen Anzugs gehörten, hinsichtlich der Gewandung, ein Unter- und ein Ueberziehkleid, und ein einem Mantel entsprechendes Obergewand. Dazu kamen Besonderheiten, die einestheils mehr nur den Zweck einer Verschönerung der Gestalt, anderentheils, wie Schleier u. dergl., den eines Schmucks zu erfüllen hatten. — Anfänglich allerdings wird man wohl, abgesehen von dem Umwurf, nur ein Kleid getragen haben.

Das Unterkleid — „Tunica interior“, auch, vielleicht nach Zeit und Umstand, als „indusium“ oder „intusium“ und „interula“ bezeichnet — wurde auf den blossen Körper angelegt. In früher Zeit, wie es scheint, hatte es die einfache Form eines in seinen Schultertheilen zusammengenähten[1], bis etwas über die Kniee oder

[1] Die zuverlässigste Darstellung der älteren Form dieses Gewandes dürfte Real Mus. Borb. Vol. IX. tav. XXVII. geben, wo Hercules mit dem Hemd der Omphale bekleidet erscheint; hier ist letzteres auf den Achseln genäht. Ganz dem ähnlich R. Mus. Borb. Vol. VI. t. XL. u. a. m. O. —



bis zu den Füssen reichenden, nahezu ermellosen Hemds. Folgends erhielt es ausserdem die Gestalt theils eines Schleppenkleids mit und ohne Ermel (*Fig. 316; Fig. 317;* vergl. *Fig. 201*; *Fig. 207*), theils die des nur an den Langseiten geschlossenen griechischen Chitons, mit und ohne Brust- und Rückenüberschlag (*Fig. 320 ff.;* vergl. *Fig. 194 ff.*). In letzteren Fällen wurden die, die Armöffnungen bildenden Theile oberhalb, mit nur seltnen Ausnahmen ihrer ganzen Länge nach, vermittelst Spangen („Fibulae") oder kleiner Knöpfchen verbunden (*Fig. 318. c; Fig. 319.; Fig. 320;* vergl. *Fig. 204 ff.*). Man trug es gegürtet und ungegürtet (*Fig. 316; Fig. 317 ff.*). — Es diente, gemeiniglich allein, als Haus- und Morgenkleid.

Fig. 315.



Zuerst bestand es ausschliesslich aus einem Gewebe von Thierwolle, später jedoch immer häufiger aus Linnen, Baumwolle

Fig. 316.



Fig. 317.



und selbst Seide, vorwiegend ungefärbt, weiss. Auch wählte man dazu in der Kaiserzeit, so namentlich während des jüngeren Ver-

laufs, wo allerdings das Schamgefühl überhaupt nur noch wenig mitsprach, gelegentlich selbst die überaus zarten, nahezu durchsichtigen amorgischen und koischen Gewebe (*Fig. 315;* S. 329).

Sollte über ein solches Kleid ein Oberkleid angezogen werden, so pflegte man vorher über jenes ein Busenband („Mamillare; Strophium“) anzulegen. Es war dieses vermuthlich zumeist von sehr feinem Leder, und diente, gleich dem „Strophion“ der Griechinnen, hauptsächlich die Fülle des Busens zu heben. Gleichwie bei diesen, so zählte es auch hier wesentlich zu den Geheimmitteln (s. unt.).

Das Oberkleid („Stola“) wiederholte im Ganzen die Formen des Unterkleids. Ganz wie dieses bildete es theils ein völlig geschlossenes Hemd mit halben und ganzen Ermeln, theils einen nur

Fig. 318 Fig. 319.

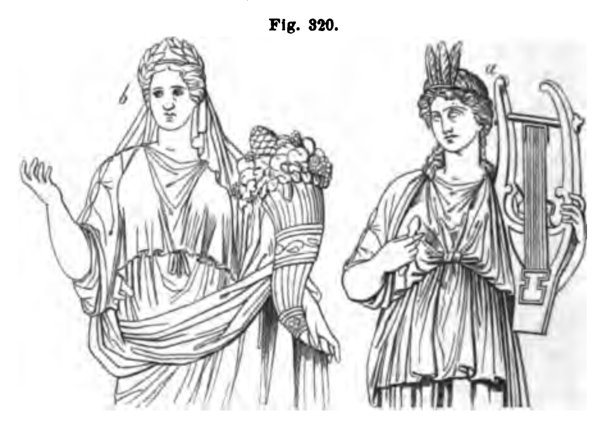


seitlich geschlossenen Chiton mit und ohne Ueberschlag. Auch ward es hinsichtlich der Ermel fast durchweg wie jenes behandelt. — Zu einem Unterkleide mit Ermeln bediente man sich gemeiniglich eines Oberkleids ohne Ermel, und ebenso umgekehrt (*Fig. 318. b; Fig. 319; Fig. 324. b*).

So gering der Unterschied zwischen beiden Gewändern der Grundform nach war, so wesentlich war derselbe nach Ausstattung und Anordnung. Für das Oberkleid wählte man s t e t s einen besonders kostbaren Stoff und, nächst ausnehmender Fülle, zumeist eine solche Länge, dass es, freierer Bewegung wegen, gegürtet und mindestens vorn aufgeschürzt werden musste. Den unteren Saum schmückte mehrentheils eine bald schmälere bald breitere, nachschleppende Falbel („Instita“), nicht selten diese selber eine

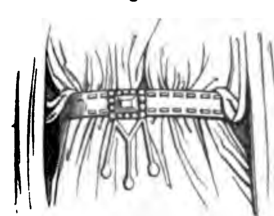
Umrandung mit Purpur, so wie gelegentlich, auch zugleich, ein ein- oder mehrfacher Besatz von Perlen, zierlich gestalteten goldnen Blechen („Limbi“) u. dergl. m. Mitunter erstreckten sich ähnliche Besätze auch um die Halsöffnung und längs den Rändern der Ermel, so auch, obschon mehr vereinzelt, in Form von freien Verzierungen vorn, inmitten, vom oberen bis zum unteren Rande

Fig. 320.



(*Fig. 322*). — War das Kleid von schleppender Länge, so zog man es hinter dem Gürtel weg bis etwa zum Fussblatt hinauf, und ordnete es dann über jenem, je nachdem, zu einem Bausch (? „Sinus“). War eine solche Bauschung nicht thunlich (*Fig. 319; Fig. 320. b*), also dass der Gürtel sichtbar blieb, so wählte man einen Gurt („Semizona“) von um so reicherer Ausstattung (*Fig. 321*). Bei den Kleidern mit Brust- und Rückenüberschlag wurde nicht selten auch der Ueberschlag selbst in wechselnder Weise, ein-, auch wohl zweimal, übergürtet (*Fig. 320. a*). — In Betreff der Färbung verhielt es sich ähnlich wie bei den Griechen (Taf. VII; vergl. S. 316).

Fig. 321.



Im Uebrigen bediente man sich, ebenfalls als Ueberziehkleider, allerdings auch einfacherer, eben nur Stola-ähnlicher Hemden, und auch verschiedener, zum Theil rings geschlossener Jäckchen mit halben und mit ganzen Ermeln (*Fig. 323*). Diese indessen wurden hauptsächlich nur von jüngeren Mädchen, wie überhaupt von Jungfrauen getragen, während die „Stola“ wesentlich verheiratheten, älteren Frauen, den „Matronen“, eignete.

Schickte sich die Frau zum Ausgange an, überhaupt wohl bevor sie sich öffentlich zeigte, legte sie über die sonstige Gewandung den Mantel („Palla“), ihn sorgfältig ordnend. Dieser entsprach nach Form und Anordnung vorwiegend theils der Toga

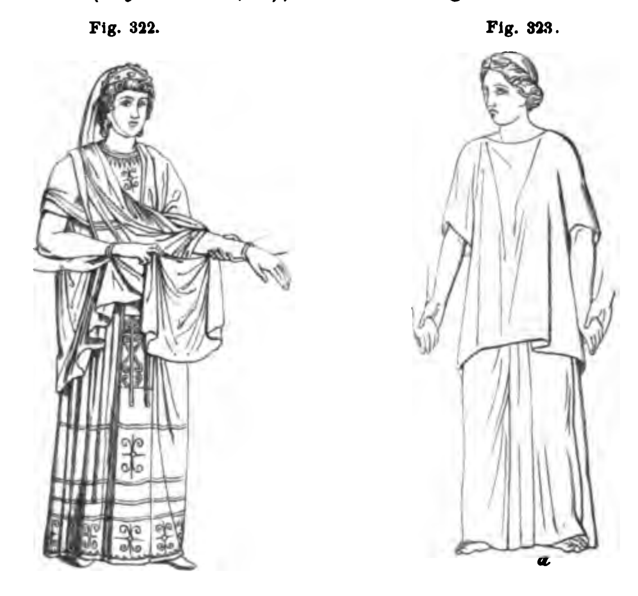
Taf. VII. zu Seite 444

1 2 3 4

Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart. Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht, Stuttgart. Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

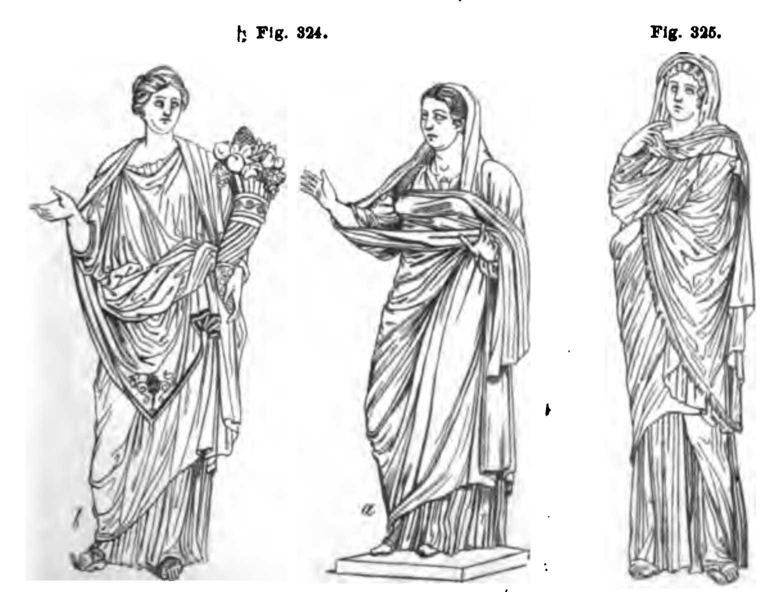
der Männer, nur dass er weniger faltenreich und auch im Schnitt zierlicher war (*Fig. 324. a, b*), theils dem griechischen Himation

Fig. 322. Fig. 323.



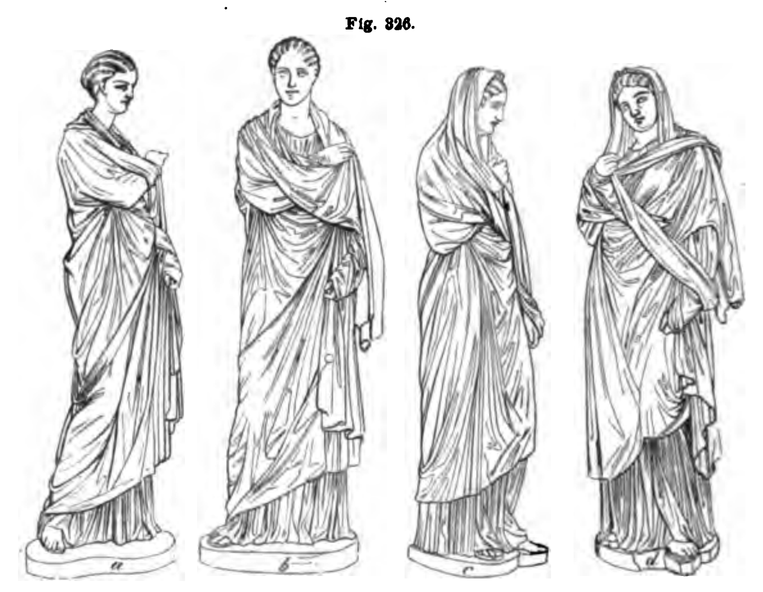
(*Fig. 326. a—d*). Statt dessen aber auch pflegte man, wenngleich wie es scheint mehr ausnahmsweise, ein dem ähnliches Gewand

Fig. 324. Fig. 325.



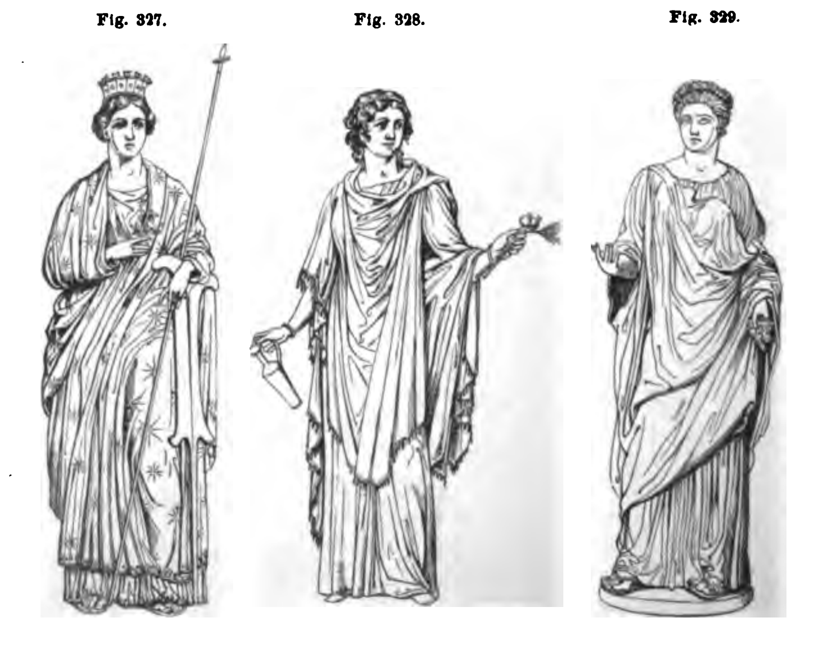
auch in der Gestalt eines einfachen vorn offenen Rückenmantels über die Schultern zu hängen (*Fig. 327*), und auch, nächst der

Fig. 326.



„Paenula“ (S. 436), dieser wesentlich entsprechende, doch mehrfach beträchtlich weitere Ueberziehmäntel zu tragen (*Fig. 328*).

Fig. 327. Fig. 328. Fig. 329.



Sie hatten gelegentlich an beiden Seiten, oder auch nur rechts, eine Oeffnung für den Arm (*Fig. 329*). — Und noch ferner bediente man sich, obschon jedenfalls mehr nur als Putz, auch den etruskischen Umhängen ähnlicher halbrunder und halbovaler Tücher, zumeist ganz in der eben für diese altherkömmlichen Weise (S. 430).

Fig. 330.



Als Stoff zu diesen Gewändern wählte man hauptsächlich Wolle, allerdings wohl mehrentheils von eigens zarterem Gewebe, doch auch, je nach der Jahreszeit, andere und selbst die kostbarsten Zeuge. Ihre sonstige Ausstattung bildeten, abgesehen von einer Färbung, die später verschiedentlich wechselte (S. 426), wesentlich farbige Umrandungen und ein Schmuck der Zipfel mit Einzelzierrathen (*Fig. 324. b*). Mitunter aber erstreckten sich solche auch, so insbesondere an den vorn offenen Rückenumhängen, über das ganze Gewand (*Fig. 327*).

Zu einem vollständigen gewandlichen Putz, namentlich vornehmerer Frauen, gehörte wesentlich ein Schleier („Rica; Ricinium"). Derselbe bestand meist aus einem sehr feinen Gewebe, war von sehr verschiedenem Umfange, bisweilen von solcher Weite und Länge, dass man sich in ihn völlig einhüllen konnte (*Fig. 330; vergl. Fig. 331*). Er wurde gewöhnlich im Haar oder an einem Kopfschmuck befestigt, so dass er rücklings über die Schultern, diese nur leicht bedeckend, herabfiel. Die Weiber verstanden es trefflich ihn gefallsüchtig zu handhaben.

Fig. 331.



Als Kopfbedeckung trugen sie, kaum verschieden von griechischem Brauch, fast nur Tücher und Hauben („Mitra; Calantica, Calvatica"). Ersterer bedienten sie sich hauptsächlich nur im Hause, so auch um während des Schlafs das Haar zusammenzuhalten. Sie erhielten entweder durch nähen oder auch nur durch binden gewöhnlich die Form von faltigen Säcken (*Fig. 332. a—c*), die Hauben aber zumeist die Gestalt von mehr oder minder anschliessenden Kappen, und theils einen netzartigen Ueberzug aus goldenen oder silberen

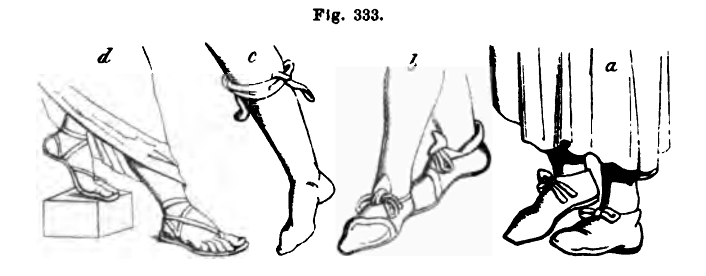
Fäden (*Fig. 332. d, e*). Diese Häubchen („Reticula“) bildeten zugleich einen gefälligen Putz.

Fig. 332.



Die Fussbekleidung bewegte sich in ganz ähnlichen Formen wie die der Männer. Doch gaben die Frauen allgemeiner vor den Schnürsohlen (*Fig. 333. d*) den Schuhen den Vorzug (*Fig. 333. a, b*). Selten, wohl nur auf dem Theater oder etwa bei cultlichen Feiern, legten sie strumpfähnliche Socken an (*Fig. 333. c*). Vor allem hielten sie in diesem Punkte auf ausnehmende Zierlichkeit. Am liebsten wählten sie dafür hellere, zarte Farben, und, als Verzierung, goldenes Stickwerk oder, bei mehrem Aufwande, einen Besatz mit indischen Perlen.

Fig. 333.



Der Schmuck.

Eine besondere Vorliebe für glänzenden, metallischen Zierrath war vor allen den Etruskern eigen. Auch bei den Römern sollen bereits unter dem Könige Numa, mithin gleichfalls in ältester Zeit, Goldarbeiter eine Zunft gebildet haben. — Wohl nicht minder frühzeitig legten denn auch wohl jene wie diese vorzüglich Werth auf die Pflege des Körpers, als auch, namentlich, des Haars.

In Etrurien pflegte das männliche Geschlecht sein Haar theils in altgriechischer Weise vom Scheitel nach dem Nacken hin schlicht zu ordnen, theils, wie die Aegypter, abzuscheren (*Fig. 334*), seltner längs dem Scheitel zu kräuseln oder frei herab hängen zu lassen. — Der Bart wurde geschoren; ebenso, wie zu vermuthen steht, der Körper von Haaren befreit.

Die Weiber verfuhren hierin mannigfacher. Ausser in einzelnen barocken Gestaltungen, trugen sie das Haar vorherrschend gelockt oder zu breiteren Schichten getheilt, auch zu Zöpfen ver-

flochten. Die Zöpfe liessen sie zumeist frei, nächstdem auch verbunden, in den Nacken fallen (*Fig. 302. a, b, c*). Die Schichten wurden, oft mehrfach verschlungen, zu beiden Seiten gleichmässig in Art eines „Puff- oder Wellenscheitels", mitunter auch je eigens geregelt. Das Kräuseln erstreckte sich entweder auf das gesammte Haar oder nur auf einen Theil, und wechselte überdies nach Grösse und Zahl der Locken. Im ersteren Falle bildete es ein durchgängiges Gekräusel, im Uebrigen aber ein Gelock bald nur rings um die Stirn, bald ausserdem um die Schläfen. Bei Anwendung grösserer Ringellocken fielen diese völlig frei, oder zu Lockenknäueln vereinigt, theils nach vorn, über die Schultern, theils hinterwärts, über den Rücken, herab.

Ueber etwa von den Etruskern angewendete Verschönerungsmittel, wie Salben, Schminken u. dergl., fehlt es an Nachrichten. Indessen ist bei ihrem so frühen Handelsverkehr mit den östlichen Völkern wohl als sicher vorauszusetzen, dass sie solche in ähnlicher Fülle, wie eben diese selbst, besassen. Zudem auch wurde in ihren Gräbern ein dahin bezügliches Putzgeräth, wie auch überhaupt ein besonderer Reichthum an allerlei Schmuckgegenständen entdeckt.

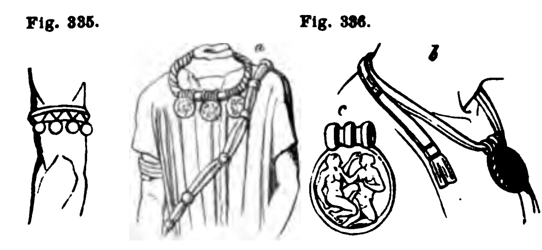
Letztere vor allem lassen erkennen, dass sie die Metallarbeit, soweit es eben das Kleinwerk betraf, nach jeder Seite hin beherrschten. Nächst Erz verwandten sie Silber und Gold, das sie in Barren durch den Handel bezogen. Dieses wie jenes wurde rein, ohne Zusatz, verarbeitet, gegossen, getrieben und gepresst. Die so gewonnenen Gestaltungen pflegte man zum Theil nachzugraviren, auch in einzelnen Fällen, namentlich die gepressten Stücke, zu einem Ganzen zu verbinden, zu verlöthen oder zu verstiften. — Mit Geschick verstand man das Gold zu feinsten Fädchen zu dehnen, und diese filigranartig zu verwerthen; in dasselbe Figuren zu schneiden, und die so vertieften Linien, anscheinend ähnlich wie beim „Niello", mit farbigem Schmelz zu füllen. Ausserdem übte man die Vergoldung durch Belegen mit Goldblättchen. — Das gleiche Verfahren befolgte man in Verwendung des Silbers. — Gleich geschickt bethätigte man sich in der Steinschneiderei, in Verwerthung farbigen Glases zu Perlen und allerlei Ziergehängen, sowie auch in der Schnitzerei in Elfenbein, Bernstein u. a.

Zu Hauptgegenständen des Schmucks der Männer zählten Hals- und Brustbehänge, Kränze, Ringe und Oberarmspangen von Erz, Silber und Gold. — In Verwendung der Armspangen beschränkte man sich gemeiniglich auf nur eine für den linken oder den rechten Arm. Sie selber bildeten vorwiegend einen ein-, auch mehrfach gewundenen, oder leistenartig gegliederten Reifen mit und ohne Behang. Letzterer bestand zumeist aus aneinander gereihten Kugeln (*Fig. 335; Fig. 336. a*). — Die Kränze wurden,

hauptsächlich aus Gold, den Blättern des Oel- und Lorbeerbaums, der Eiche, des Epheu und der Myrthe, in bald dichterer bald loserer Anordnung, nachgebildet. Sie waren hinterwärts geschlossen, hier vielleicht auch gelegentlich mit Bindebändern versehen (*Fig. 334*). Jene Spangen und diese Kränze scheinen eigens volksthümlich gewesen zu sein. — Die Hals- und Brustbehänge wechselten ihren Grundformen nach zwischen langen Ketten, massiven, zum Theil gewundenen Reifen und bald weiteren bald engeren, aus verschiedenartigen Einzeltheilen geordneten Schnüren. Hiervon waren die Ketten fast durchgängig aus starken, vermuthlich inmitten durchbohrten Rundplatten zusammengereiht (*Fig. 334*), die Reifen häufiger mit mehren bebilderten Rundstücken behängt (*Fig. 336. a, c*), die Schnüre bisweilen netzartig behandelt. Diese Schnüre hatten mitunter ein nahezu ägyptisches Gepräge, und dürften wohl weniger von Männern, als von den Weibern beliebt worden sein (s. u.). Nächstdem war es männlicher Brauch um den Hals an einem Bande ein eigenes Amulet in Gestalt einer runden verschliessbaren Kapsel („Bulla") zu tragen (*Fig. 336. b*). —

Fig. 334.

Fig. 335. Fig. 336.



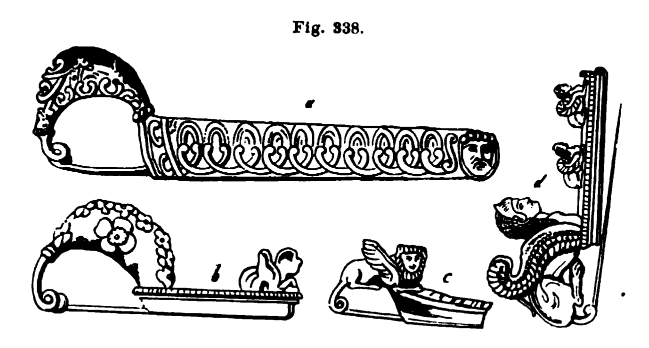
Die Ringe bildeten theils einfache Reifen, zierlich, wulstig, glatt oder durchbrochen (*Fig. 337. a, d, c*) mit geprägten oder eingeschnittenen Verzierungen (*Fig. 337. c*), theils ein- und mehrfach gewundene Spiralen (*Fig. 337. b*). Die Platte bestand entweder aus Metall oder aus einem umfassten Stein, häufig mit eingegrabenem Bildwerk. Sie war theils unbeweglich, theils, wie bei ägyptischen Ringen, um ihre Achse drehbar. Bei Anwendung nur eines Rings, schmückte man damit fast ausnahmslos den „Ringfinger" der linken Hand. Doch liebte man mehre Ringe zu tragen.

Fig. 337.

Dahinzu kamen als ein besonderer Schmuck sehr verschieden gestaltete Hafteln, bestimmt zur Befestigung der Gewänder. Sie namentlich wurden mehrentheils eigens reich durchgebildet, nicht selten, ausser auf den Flächen durch Filigran, Schmelz u. s. w., durch frei erhobenes Bildwerk verziert (*Fig. 338. a—d*). Ihrer sonstigen Beschaffenheit nach glichen sie den in Grabstätten der nördlichen

Völker gefundenen Hafteln (*Fig. 164. u, v, w, x*). Gleich wie diese bewegen sie sich in nahezu allen Uebergangsformen von der Form einer einfachen mit einem Knopf versehenen Nadel, bis zu der der entwickelten Schnalle.

Fig. 338.



Noch ferner gehörten zum Schmuck der Männer, vielleicht jedoch mehr in der Eigenschaft von bestimmten Abzeichen, reich verzierte Brustplatten von Gold, ähnlich der Platte, welche im Grabe von Kul Obo gefunden wurde (S. 235; vergl. *Fig. 164. t*).

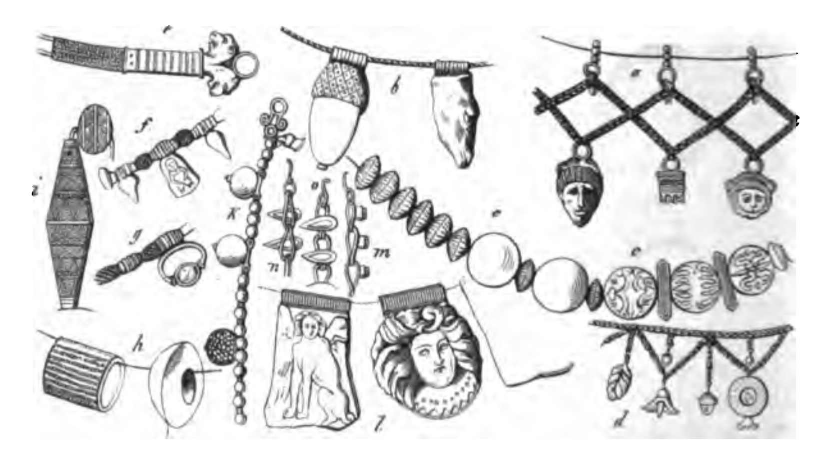
Reicher noch war der Schmuck der Weiber. Dieser umfasste ausser den von den Männern verwendeten Gegenständen noch zahlreich Besonderheiten, theils von ausnehmender Kostbarkeit. Vorzugsweise zum Prunk geneigt, legten sie gelegentlich dies alles, bis zur Ueberladung, an (*Fig. 339*). Fast für jeden Theil des Körpers bestanden eigene Zierrathen: So für den Kopf, nächst goldenen Kränzen wie die Männer trugen, mannigfach gestaltete Nadeln, metallne, zum Theil verzierte Bänder und diademförmige Reifen, dies mehrentheils in Verbindung mit ein- oder mehrfachen Schnüren von Perlen, Steinen u. dergl.; für den Hals, nach Form und Ausstattung vielfach wechselnde Behänge, sowie die bereits erwähnten unterschiedlich gegliederten Schnüre (*Fig. 340. a—m*); für die Schultern kostbare Hafteln; für die Brust tief herabhängende, längs den Rändern besetzte Bänder, und kreuzweis verbundene, gemeiniglich an beiden Seiten sich bis unter die Hüfte erstreckende, starke geflochtene Schnüre (*Fig. 339*); für die Hüften selbst, reiche Gürtel; für den Ober- und Unterarm goldenes Spangenwerk; für die Hände zahlreich Ringe, und für die Ohren eigene, theils

Fig. 339.



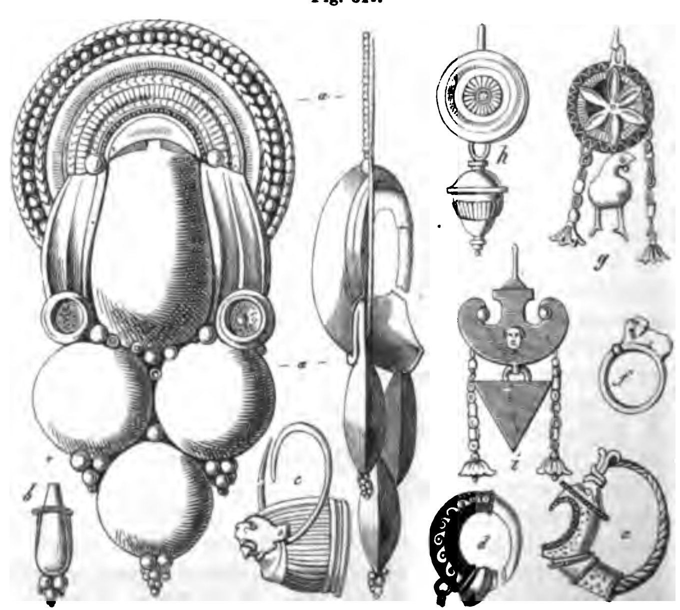
umfangreiche Einhängsel (*Fig. 341. a—i*). Letztere bildeten vorwiegend, wie einzelne ägyptische Ohrgehänge, eine mit beweglichen Zierstücken ausgestattete runde Scheibe, meist so gross,

Fig. 340.



dass sie, angelegt, das Ohr völlig bedeckte (*Fig. 341. a*). Und so entbehrten auch nicht die Füsse, mindestens hinsichtlich ihrer

Fig. 341.



Bekleidung, eines mannigfach wechselnden Zierraths, vornämlich von Metall.

Nächst derartigen Schmucksachen fanden sich auf etruskischem Boden besonders zahlreich bronzene Spiegel. Diese sind gemeiniglich rund, auf einer, der Rückseite, verziert, und mit Handgriff versehen (*Fig. 342. a—d*). Der Griff ist fast immer bildnerisch gestaltet, jene Verzierung eingeschnitten. Sie bewegt sich hauptsächlich in menschlich-figürlichen Darstellungen aus dem Bereiche der griechischen Sage, und ist, wenn zumeist auch nur handwerksmässig, doch in einzelnen Fällen mit seltenem Kunstgeschick behandelt (*Fig. 342. a*). Um die Fläche gegen Reibung zu sichern, wurde deren Rand nach vorn, auch theils wechselnd nach rückwärts umgebogen, sie selbst mitunter flach vertieft. Auch verwahrte man die Spiegel an sich, so namentlich die mit losem Griff, bisweilen in einer Kapsel. Auch diese wurde mitunter verziert. —

Fig. 342.

Die Nachrichten über den Schmuck der Römer gehören der späteren Zeit an, sind mithin auch nur für diese bestimmend. Alles deutet darauf hin, dass bei ihnen auch in diesem Punkte, ähnlich wie in der Kleidung, wesentlich die Griechen von Einfluss waren.



Fig. 343.

So wird, was die Männer betrifft, bezüglich deren Pflege des Haars ausdrücklich hervorgehoben, dass es bis 290 v. Chr. allgemein üblich gewesen sei längeres Haupthaar und Bärte zu tragen, und dass es erst seit diesem Zeitpunkt, veranlasst durch Uebersiedelung einzelner Bartscheerer von Sicilien, in Rom gebräuchlich wurde das Haar zu kürzen und den Bart abzuscheeren (*Fig. 343; Fig. 307. a—c*; *Fig. 308. a—c*). Dieser Gebrauch setzte

sich fort, ausser bei den niederen Klassen, die eben dem Zeitgeschmacke nicht folgten, und einigen jugendlichen Stutzern, die hin und wieder ein Bärtchen pflegten, bis in die Kaiserzeit. Während dieser wurde es, theils durch die Kaiser selbst, wie es scheint namentlich seit Hadrian wiederum üblich mindestens den Bart stehen zu lassen (*Fig. 344. a—c*; *Fig. 308. b*). — Hinsichtlich der Behandlung des Haupthaars trat bald ein mehrfacher Wechsel ein. Es lang, frei herab hängend zu tragen, blieb fortdauernd ungebräuchlich. Sonst aber trug man es bald schlicht, bald durchweg gelockt, und eben so auch zu mehren Locken-

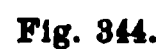
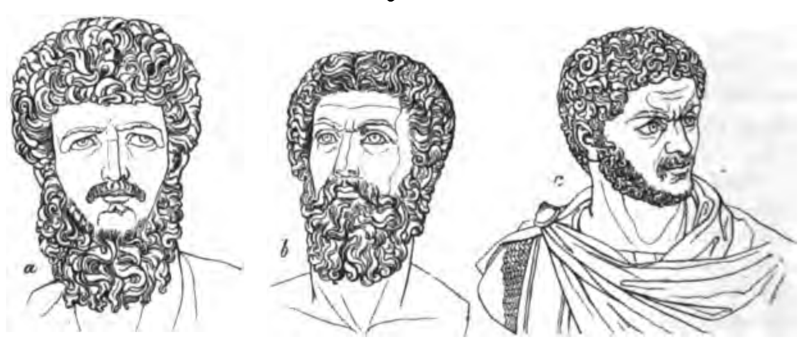


Fig. 344.



schichten abgetheilt. Den Mangel des Haars aber suchte man gelegentlich durch eine Perrücke oder, falls solcher nur theilweis bestand, durch ein Bemalen der kahlen Stellen vermittelst Salbe zu verdecken. Dieses bespöttelnd, dichtete Martial:

„Rhötus, du lügst dich behaart durch bräunliche Streifen von Salbe,
Deckst mit gemachtem Haar künstlich die Glatze dir zu.
Nun darf kein Barbier mit Messer und Schere dich putzen;
Rhötus, den ganzen Kopf schert dir ein einziger Schwamm.“

Im Uebrigen liebte man es das Haar, um es geschmeidiger zu erhalten, so wie auch um ihm mehr Glanz zu verleihen, wiederholentlich einzuölen. Und von Commodus wird erzählt, dass er sein geöltes Haar, um recht strahlend zu erscheinen, mit Goldstaub zu bestreuen pflegte.

Von Schmucksachen trugen die Männer, abgesehen von Gewandzierrathen, wie Schulterspangen u. dergl., durchgängiger nur einen Siegelring. Solcher war anfänglich von Eisen, später gemeiniglich von Gold, geschmückt mit einem geschnittenen Stein. In jüngerer Zeit ward es üblicher, mehre Ringe anzulegen. Einzelne beliebten dann auch wohl die Finger damit zu überladen, auch selbst die Ringe an sich nach den Jahreszeiten zu wechseln. Die Goldarbeiter und Steinschneider kamen gewinn-

süchtig dem entgegen. Sie fertigten, zu eben dem Zweck, je bestimmte Formen und Steine mit dahinbezüglichen Bildern, zu jeweiligem Gebrauche geordnet in einem Kästchen („Dactyliotheca“). Auch diese Eitelkeit geisselte Martial:

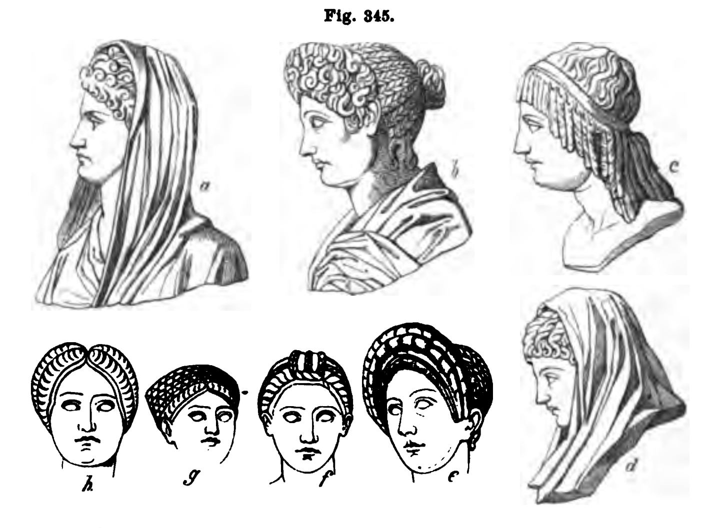
„Sechs Stück Ringe trägt auf seinen Fingern Charinus;
Diese legt er nicht ab, weder bei Tage noch Nacht,
Auch nicht, wenn er sich badet. Weswegen thut er das? fragt ihr:
Weil er kein andres, als dies Fingerringkästchen besitzt.“

Die Weiber freilich waren nicht so genügsam. Von ihnen wurde herangezogen, was sich irgend als Schmuck darbot. Alle von den östlichen Völkern geübten Toilettenkünste, deren besondere Verschönerungsmittel und mannigfachen Schmuckgegenstände, wurden von ihnen aufgenommen und überdies, wie auch nun von den in Rom angesessenen Gewerbtreibenden, sowohl theils weiter ausgebildet, als auch durch eigene Erfindungen vermehrt. Was dahin als geeignet erschien, suchte man hierfür zu verwerthen; so auch von den nördlichen Völkern selbst einzelne diesen von Natur eigenartige Besonderheiten. — Nächstdem dass denn so auch sie die kostbarsten Oele und Wohlgerüche für sich zunehmend verwendeten, auch nicht beanstandeten sich zu schminken und die Augenbrauen zu schwärzen, richtete sich ihr Augenmerk, und bald in immer weiterem Umfange, ganz besonders auf die Anordnung ihres Haars.

In älterer Zeit pflegten sie das Haar nur schlicht aufzubinden. Bei den höheren Ständen indessen galt eine solche Anordnung schon vor Ende der Republik für ein öffentliches Erscheinen nicht mehr als anstandsgemäss. Vorerst allerdings begnügte man sich auch hierfür mit nur einfacheren Formen. Bald aber ward man erfinderischer, bildete diese stets künstlicher aus, und begann sie nun häufiger zu wechseln. Bis zum Eintritt der Kaiserzeit wurde dies zum Tagesgeschmack, nahm dann aber auch gleich in dem Grade zu, dass nun auch Beobachter solches Wechsels dem selbst nicht mehr zu folgen vermochten. So unter anderen Ovidius, der nicht umhin konnte zu bemerken „dass man eben so wenig im Stande sei, die in Rom üblichen Haartrachten zu zählen, als die Eicheln an einer astreichen Eiche oder die Bienen auf dem Hybla oder das wilde Gethier auf den Alpen, und dass man es eben durchaus nicht vermag, die Verschiedenheit in den Anordnungen in eine Gesammtzahl zusammenzufassen, und dass jeder Tag einen neuen derartigen Schmuck für das Haupt der Weiber hervortreten lasse.“ Auch fühlte er selber sich angeregt zu einem dichterischen Versuche für die verschiedenen Gesichtsbildungen je die geeignetste Haartracht zu bezeichnen. — Die Vorbestimmung in diesem Punkte ging von oben herab. Gewöhnlich waren es die Kaiserinnen, welche hierin den Ton angaben.

Die Anordnungen selbst bewegten sich wesentlich in den Formen der Scheitelung, der Kräuselung und der Verflechtung, so wie in vielfachen Verbindungen derselben. Die einfachste und älteste Art war eine gerade Scheitelung nebst einer Vereinigung der Gesammtfülle im Nacken in einen Knoten („Nodus“; (*Fig. 315; 316; 317; 326. a*). — Die Kräuselung erstreckte sich entweder nur auf das äussere oder auf das gesammte Haar. Im ersteren Falle pflegte man gemeiniglicher es nur ringsum zu längeren Ringeln zu gestalten und diese freihängend zu tragen (*Fig. 345. c*), im anderen Falle es so zu belassen (*Fig. 345. a, d*) oder, auch abtheilungsweise, kegelförmig aufzulockern. Mitunter beliebte man beide Formen bald so, bald so zusammen zu ordnen. — Auch die Verflechtung wurde entweder nur theilweis oder im

Fig. 345.



Ganzen vollzogen, je nach der Zahl der Flechten wechselnd. Solche frei herabfallen zu lassen war, wie es scheint, nicht üblich. Nicht selten ward das Scheitelhaar in viele schmale Strehnen getheilt und so gleichlaufend mit der Scheitelung oder überkreuz gelegt, gelegentlich auch hiermit eine Kräuselung längs der Stirne und rücklinks verbunden (*Fig. 345. b*). Bei Verflechtung des ganzen Haars pflegte man mehrfach die einzelnen Flechten, je nach ihrer Zahl und Länge, von der Mitte der Stirn und der Scheitelung aus nach rückwärts in schneckenförmigen Windungen neben, auch aufeinander, zu ordnen oder, in oft seltsamer Verschlingung, über den ganzen Kopf zu verbreiten, hierzu häufiger auch die Stirn selbst mit einer ein- oder mehrtheiligen, bald höheren, bald niedrigeren, auch eigens gegliederten Wulst zu umziehen (*Fig. 345. e—h*). — Alle diese, und noch zahlreich ihnen

ähnliche Gestaltungen, zählten indessen bei allem Aufwand, den schon ihre Herstellung erforderte, immerhin zu den einfacheren. Anders verhielt es sich mit den eben um vieles künstlicheren, stetig wechselnden Anordnungen. Sie bewegten sich, bei vielfach sehr beträchtlichem Umfange, in allen möglichen Zusammenstellungen, und wurden wohl wesentlich dadurch beschafft, dass man schon fertige Aufsätze mit dem eigenen Haar verband, oder bestanden überhaupt in Perrücken („Capillamentum", „Galerum"). Ueber jene spöttelte Juvenalis:

„— — — Sie bebauet Stockwerk auf Stockwerk
Sich den Kopf, und erhöht ihn durch Bindebalken zum Thurme."

und über die letztere Martialis:

„Fabulla schwört, dass ihr die Haare zugehören,
Die sie sich jüngst gekauft. Mit Recht kann sie dies schwören."

Zu dem Wechsel der Formen trat ein Wechsel in der Farbe. Als man in Folge der nordischen Kriege das lange glänzend rothblonde Haar der germanischen Weiber kennen lernte, ward dieses in Rom allgemein bewundert. Sofort bemühten sich die Römerinnen das eigene Haar derartig zu färben, vor allem aber in Besitz von künstlichen Aufsätzen u. dergl. aus wirklichem deutschen Haar zu gelangen. Der Handel beeilte sich dem zu entsprechen. Germanisches Haar und die beitzenden Seifen der Germanen und Gallier wurden durch ihn eingeführt. — Auch dies liess Martialis sich nicht entgehen. Hinsichtlich der Verwendung von Seifen wandte er sich gegen das Alter:

„Graues Mütterchen, nimm dein altes Haupthaar zu färben
Kugeln aus Mattium an. Aber was hilft's? Du bist kahl."

und im Hinblick zugleich auf solche Seifen und auf jenes Haar gegen diese Thorheit an sich:

„Dieser brennende Schaum giebt deutschen Locken ihr Feuer.
Putze so lieber dein Haupt, als mit dem sklavischen Haar."

Dieser Dichter kannte nicht minder auch die tieferen Geheimnisse der weiblichen Verschönerungssucht. Doch wussten hiervon auch schon ältere, ebenso aufmerksame Beobachter, namentlich Plautus und Terenz (192—159 v. Chr.), mancherlei aufzudecken. So der Letztere unter anderem die auch schon zu seiner Zeit geübte künstliche Verbildung des Körpers:

„Nicht gleicht die Jungfrau unsern Mädchen, welche die Mütter tief herab
Die Schultern senken, den Busen binden heissen, dass sie schmächtig sind.
Ist eine voller, heisst sie Fechtergestalt; dann wird die Kost
Verkürzt. Ist die Natur auch gut, durch Zucht macht man sie binsengleich."

Hierbei spielte die Busenbinde („Fascia pectoralis“) eine wesentliche Rolle. Ihren eigentlichen Zweck indessen verrieth dann wiederum Martialis:

„Halt die wachsenden Brüstchen zurück, o Binde! was unsere
Hand umspannt und deckt, sei für die Schöne das Maass.“ —

Sorgfältig pflegte man die Hände, die Nägel und die Zähne. Zur Erhaltung der letzteren käuete man Mastix, putzte sie mit Bimsensteinpulver und benutzte als Zahnstocher Stiftchen von Gold oder Mastixholz. Dieses auch empfahl Martialis:

„Mastixholz ist besser, doch wenn dir die Spitzen der Zweige
Fehlen den Zahn zu befreien, leisten auch Federn den Dienst.“

Andrerseits verstand man schon früh fehlende Zähne durch falsche zu ersetzen, diese mit Golddrath zu befestigen. Gebisse waren mithin zu erkaufen. Im Hinblick nun hierauf liess denn jener das Zahnpulver selber sprechen:

„Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen
Mädchen: Keine gekauften Zähne putz' ich.“

Ausser diesen und anderen Hülfen, auch an Unterpolsterungen fehlte es nicht, wurden, insbesondere von schon bejahrteren Frauen, mancherlei Mittel in Anspruch genommen und eben so viele Versuche gemacht, um möglichst jugendlich zu erscheinen. Nächstdem dass man, wie schon erwähnt, sich schminkte, die Augenbrauen schwärzte, Haar und Gewänder mit kostbaren Oelen u. s. w. durchduftete, erging man sich in eigenen Erfindungen. Sie bestanden in sehr verschiedenen zu Waschungen bestimmten Wassern und anderweiten, gelegentlich selbst widerlichen Mischungen. So unter anderem galt als Mittel zur Verfeinerung der Hautfarbe ein Teig von Brod und Eselsmilch, und als geeignet zur Entrunzelung der Haut ein Gemisch aus Reis und Bohnenmehl. Ersteres erfand die Gemahlin Nero's und hiess nach dieser „Poppaeana“. Beides ward je vor dem Schlafengehen ziemlich stark aufgetragen und am nächsten Morgen als Kruste („tectorium“) abgenommen.

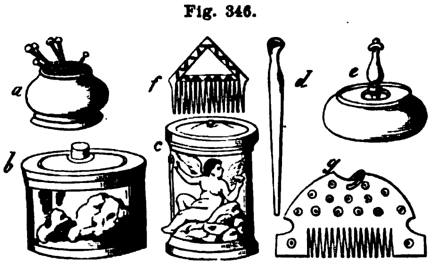
Bei Verwendung von diesen Hülfsmitteln mochte dann freilich von mancher Erscheinung, wenn man von ihr eben abzog, was der Kunst angehörte, nur wenig natürliche Anmuth verbleiben. Auch hierüber schwieg das Epigramm nicht; bitter rief es in die vornehme Welt, ihr hierzu den Spiegel vorhaltend:

„Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidnes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf.

Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt,
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: „ich liebe dich,“ sagen,
Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebet kein Mann.“

In Verbindung mit dem allen stand ein umfassendes Putzgeräth. Es zählten dazu nach Stoff und Form sehr verschiedene Behälter zur Verwahrung von Salben und Oelen („Matula, Unguenta, Vasa unguentaria“); Schminkdöschen, oft von zierlichster Durchbildung (*Fig. 346. b, c, d*), Schminkballen, Pinsel, Sonden, Ohrlöffelchen („Auriscalpium“ *Fig. 346. d*) von Elfenbein, Horn und Metall; zur Pflege der Nägel kleine Messer und scherenartig gestaltete Zängchen („Forfex, Forficula“); zahlreich verschiedene Nadeln (*Fig. 346. a*); ein Spiegel (Speculum), und allerlei Kleingeräth für den Haarputz. — Die Spiegel glichen theils den etruskischen, theils den griechischen Spiegeln, waren vorwiegend oval und nicht selten von Silber. — Zu jenen Kleingeräthen gehörten Brenneisen („Calamistra“), hauptsächlich bestimmt zur Kräuselung des Haars, und Kämme („Pectines“), gewöhnlich von Elfenbein oder Bux (*Fig. 346. f, g*). An sie knüpfte Martialis die trostlose Bemerkung:

Fig. 346.



„Wenn er auf deinem Kopf kein Haar mehr findet, was hilft dir
Dieser geschenkte Bux mit dem gespaltenen Zahn?“

Auch gab es, wie jener gleichfalls verrieth:

„Dass unreines Fechteröl glänzenden Locken nicht schade,
Decke mit dieser Haut dir das gesalbete Haar.“

eigene Häubchen, vermuthlich ähnlich den heutigen Badekappen, und, wie jener ferner besagt:

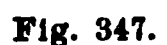
„Dass die gesalbten Haare das seidne Gewand nicht beflecken
Hält den gewundenen Zopf sichrer die Nadel dir fest.“

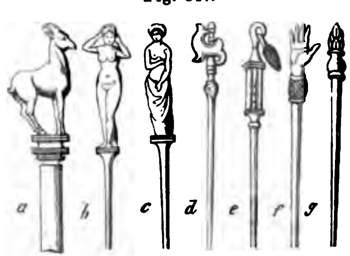
besondere längere Haarnadeln („Crinales“). Sie glichen wohl mehrentheils den in Pompeji gefundenen Nadeln, welche statt eines Knopfs irgend ein zierliches Bildwerkchen schmückt (*Fig. 347. a—g*).

In einem anderen Epigramm spricht er von einem „Scalptorium“:

„Diese Hand lass den Nacken hinunter, wenn dich ein Floh beisst,
Oder was vielleicht garstiger ist, als ein Floh.“

Mithin bediente man sich auch der „Rückenkratzer“, und, wie es hiernach scheint, ganz in der heut dafür üblichen Form einer an einem Stäbchen befestigten zweckgemäss gekrümmten Hand. —


Fig. 347.



Gleichmässig steigerte sich der Aufwand in Verwendung von Schmucksachen. Sie selber gewannen, namentlich in engerem Anschluss an griechische Formen, sowohl künstlerisch an Werth als auch an Mannigfaltigkeit. Besonders reich entfalteten sie sich seit dem Besitz der östlichen Länder in Folge der von dort eingeführten indischen Edelsteine und Perlen. Zu ersteren zählten vorzugsweise die Krystalle der Diamanten, die weissröthlichen Sardonixe, der Onix, Amethist, Hyazinth, Saphir, Chrysolith, Topas, Türkis, Berill, Smaragd und Opal. Die Begierde nach solchem Schmuck wuchs bis zur Leidenschaft. Vor allem geschätzt ward der Diamant. Er galt überhaupt als das Kostbarste. Ihm zunächst schätzte man den Opal und die Perle. Der Preis hierfür stieg, zumal für selten ausgezeichnete Stücke, gemeiniglich ins Maasslose. Ein Ring mit farbenprächtigem Opal des Senator Nonius ward auf 200,000 Sesterzien (etwa 53,333 Thaler) veranschlagt. — „Die Vorzüge der Perlen bestanden in ihrer weissen Farbe, der Grösse, der Rundung, der Glätte und dem Gewichte. Wegen ihrer Uebereinstimmung untereinander nannte man sie „unio“ (Einheit). Am meisten wurden die gepriesen, deren Farbe der des Alauns glich. Die länglichen, tropfenförmigen, hiess man „elenchi“ (Ohrgehänge), und die derartigen Gehänge selbst, ihres Geklappers wegen, „crotalia“. — Lolla, die Tochter des M. Lollius, die Gemahlin des Kaisers Caius Claudius, zeigte nicht bei grossen Festen, sondern bei den Verlobungen von unbedeutenden Männern, sich ganz mit Smaragden und Perlen bedeckt. Durch vorgelegte Rechnungen bewies sie, dass sie 40,000,000 Sesterzien, oder ungefähr 2,026,660 Thaler kosteten.“ Die Perle, welche Kleopatra in einer Wette mit dem Antonius opferte,

indem sie dieselbe in Essig auflöste und hinunterschlürfte, wurde auf 10,000,000 Sesterzien, die Perle aus dem Ohrgehänge der Metella, welche Clodius in gleicher Weise verschluckte, auf 1,000,000 Sesterzien geschätzt, und von Cäsar für eine Perle, mit der er die Mutter des Brutus beschenkte, 6,000,000 Sesterzien bezahlt. — „Auch zu den Plebejern stieg der Wunsch herab sich des Besitzes von Perlen zu rühmen, und sie behaupteten, dass die Perlen ihren Frauen, wenn sie öffentlich erschienen, denselben Rang bezeugten, als die Lictoren den Consuln und anderen Magistratspersonen.“ Solche Thorheit geisselte Martial, indem er sich „an den Papirianus“ wendete:

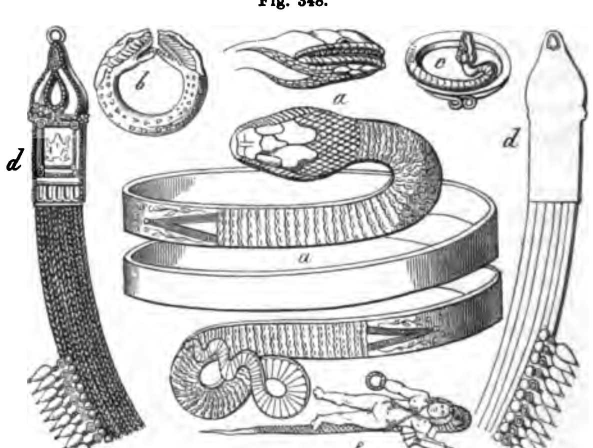
„Nicht beim heiligen Dienste Dindymenens,
Nicht beim Stiere der unbefleckten Nilkuh,
Nicht bei Göttern, mein Freund, noch bei Göttinnen
Schwört Fabulla; sie schwört bei ihren Perlen.
Diese herzet die Thörin, diese küsst sie.
Diese nennt sie Brüder, diese Schwestern.
Diese liebet sie mehr als beide Kinder.
Sollten diese der Armen einmal fehlen,
Glaubt sie, würde sie keine Stunde leben.
O wie heilsam, Papirianus, wären
Hier Annäus Serenus Diebes-Finger.“

und Seneka rief klagend aus: „Zwei Perlen neben einander und eine dritte darüber macht jetzt ein einziges Ohrgehänge aus. Die rasenden Thörinnen glauben vermuthlich, ihre Männer wären noch nicht geplagt genug, wenn sie nicht in jedem Ohre zwei oder drei Erbschaftsmassen hängen hätten!“ —

Die Schmucksachen an sich bildeten denn wesentlich sehr verschiedene Halsbänder („Monilia“), Hals- und Brustketten („Catellae“), Busengeschmeide („Torques; Catenae“), Ohrgehänge („Elenchi“), Handgelenk- und Oberarmspangen („Armillae, Spintheres, Brachialia“), Fingerringe („Annuli“), Gewandspangen („Fibulae“), Gürtel, Kopfreifen, Diademe, metallne Kränze u. a. m.; dies alles eben je von Gold oder Silber, von Perlen oder Edelsteinen, oder von jenen Metallen zum Theil mit Steinen und Perlen besetzt. — Die Halsbänder und Busenketten erhielten nicht selten einen Behang von kleinen metallnen Einzelzierrathen oder von wechselweise mit einander verbundenen farbigen Steinen und Perlen (*Fig. 348. d*). Bei der Ringform überhaupt folgte man zumeist den bei den Griechen dafür vorwiegend beliebten Schlangenbildungen (*Fig. 348. a—c*). Die Kleiderspangen wurden gelegentlich, ausser in den schon erwähnten Formen (S. 450), in Form von zierlichen Figürchen, wie Liebesgöttern u. dergl. gefertigt (*Fig. 348. e*), die Kränze, wie die etruskischen, aus einzelnen Blättern zusammengesetzt, und die Kopfreifen sowohl, als auch die Diademe, ausser mit Steinen u. s. w., mannigfach bildnerisch ver-

ziert. — Zudem bediente man sich aus wirklichen Blättern und frischen Blumen hergestellter Kränze; ebenso theils gestickter, theils sonst reich geschmückter Bindebänder, sowie auch, nächst allerlei Spielereien, so unter anderen als Kühlungsmittel kleiner Kugeln von Bernstein und Krystall, der Fächer und Sonnenschirme.

Fig. 348.



Die Fächer („Flabella“) wurden mitunter, wie Martial, sie empfehlend, berührt:

„Dass ein hässlich Geschmeiss dir nicht die Speise belecke,
Wehret der schönste Schweif, welchen ein Vogel je trug.“

aus Pfauenfedern beschafft, bestanden aber durchgängiger, eben wie die griechischen, einestheils aus einem dünnen, wohl farbig bemalten Brettchen („Tabella“), theils in einer Nachbildung eines grösseren pflanzlichen Blatts, so vornämlich des der Platane. — Die Sonnenschirme („Umbellae“) glichen wohl gleichfalls hauptsächlich den griechischen (*Fig. 213. a*). Auch ihren Gebrauch empfahl Martialis:

„Nimm den Schirm, der die heftigen Strahlen der Sonne dir abwehrt.
Stürmet gleich der Wind, decket dein Segel dich doch. —“

Kennzeichnendes Verhalten.

In Betreff der Etrusker ist anzunehmen, dass sich bei ihnen zur Bezeichnung sowohl besonderer Vorgänge als auch von Stand und Rang schon in frühster Zeit übereinkömmlich bestimmte äussere Formen herausbildeten. Bei ihnen erfolgte, wohl wesentlich veranlasst durch ihre Zusammensetzung aus verschieden ge-

arteten Stämmen, von vorherein als Grundlage staatlicher Durchbildung eine schärfer begrenzte Gliederung in Stammadel („Lucumonen“), Freie und Halbfreie („Clienten“), Unfreie, Knechte u. s. w., und damit vermuthlich auch eine dementsprechende Bezeichnung derselben. Den Römern selbst galten mehre bei eben ihnen gebräuchliche Standesabzeichen als etruskischen Ursprungs (s. u.).

Vielleicht dass auch beim römischen Volke zufolge seiner ursprünglichen Gestaltung aus den drei Volksklassen (Tribus) der Ramnes, Tities und Luceres eine demähnliche, ersichtliche Scheidung schon gleichfalls anfänglich statt hatte; wohl sicher war dies frühzeitig der Fall innerhalb einzelner der Geschlechter, welche aus diesen Klassen zu geschlossenen Körperschaften (Agnaten und Gentilen) erwuchsen. So wenigstens wird berichtet dass, theils bis in die spätere Zeit, die Frauen des Geschlechts der Atilii Serrani keine linnenen Gewänder, die Quinctier keinen Goldschmuck trugen, sich die Manlii Torquati durch eine goldene Kette und die Cincinnati durch langes Haar kennzeichneten.

Pflegten sich diese Geschlechter unter einander je zu bezeichnen, so nahmen sie wohl zugleich Bedacht sich von den Nichtbürgern nun überhaupt zu unterscheiden. Zu letzteren gehörten nächst den Sklaven (Servi) die nur gastrechtlich erachteten Fremden (Peregrini, Latini u. a.) und die, vielleicht in unterworfenen Voreinwohnern bestehenden, Halbfreien oder „Clientes“. Eine solche Unterscheidung wurde dann dadurch erreicht, dass man diesen insgesammt das Tragen des volksthümlich römischen Gewands, der „Toga“, und das von Waffen versagte. Beides blieb ein ständiges Alleinrecht nur des freien römischen Bürgers.

Daneben dann kam das Verhältniss der Sklaven noch besonders zur Erscheinung. Sie blieben von vorherein bis zur Regierung des Kaisers Claudius, im Grunde bis zu der Hadrians, rechtslos der Gewalt ihrer Herren überlassen. Ihre Abzeichen bildeten, wie es scheint auch seit ältester Zeit, langes, ungeschorenes Haar und eine eigene „Sklaventracht“. Letztere bestand wahrscheinlich, ähnlich wie bei den Griechen (*Fig. 214. a—c*), in einer grobstoffigen, meist dunkelfarbigen Tunica, ermellos oder mit kurzen Ermeln, die weniges bis über die Knie reichte, und, neben vorherrschender Barfüssigkeit, in einfachen Schnürsohlen. Dahinzu traten in späterer Zeit eine Art derbstoffiger Lacerna und die Paenula (*Fig. 310. a—c*). Dem durch feierliche Freisprechung (Manumissio) zum römischen Bürger erhobenen Sklaven wurde zum Zeichen dieser Erhebung sein Haar abgeschoren. Während der Feier erschien er bedeckt mit einem Spitzhut (Pileus) oder, statt dessen, das Haupt mit einer weisswollenen Binde umwunden, und in der ihm fortan rechtsmässig zustehenden Toga. — Den Sklavinnen war die Stola verboten.

Neben der anfänglichen dreifachen Klassentheilung des Volks,

bildete sich entweder aus der bald überwiegenden Zahl der halbfreien Insassen über die Zahl der freibürgerlichen Familien oder aus der „von den Königen nach Rom verpflanzten Bevölkerung bezwungener Städte“ eine wiederum besondere Gemeinde. Diese machte unter der Bezeichnung „Plebs“ (Menge) einen Stand von „Halbbürgern“ aus, der zwar frei und unabhängig, aber staatsbürgerlich tief gestellt war. Einerseits durch dessen Zunahme, wohl andrerseits auch durch die sich mehrenden Freigelassenen und die durch Verleihung der Bürgerrechts verselbstständigten Inwohner, gestaltete sich in stets wachsendem Maasse ein jüngeres Freibürgerthum. Demgegenüber vermuthlich sahen sich die ältesten Familiengeschlechter, die „Patres“ oder Patricier, in der ihnen ureigenen Würde bedroht. Wohl um so eifriger strebten sie das ihnen angestammte Recht aus ihrer Mitte die höchsten Aemter zu besetzen, vor allem den „Rath der Aelteren“ („Senatus“) zu bilden, auch ferner zu behaupten, eben hierdurch ihre Macht als auch ihren Stamm als solchen zu wahren. Indem sie denn so erreichten sich auf der Höhe zu erhalten, das Volk mehr nach ihrem Willen zu leiten, legten sie wahrscheinlich den Grund zu einem patricischen Adelsstand.

Derartige Spaltungen zu vermitteln, überhaupt den bedrückten Plebejern die volle freibürgerliche Geltung zu schaffen, bemühte sich Servius Tullius. Indessen, wie weit ihm dies auch gelang, währte es noch geraume Zeit, bis dass sie alle Ehrenrechte mit den Patriciergeschlechtern theilten.

Mit der Gleichstellung der Plebejer änderte sich das Verhältniss: „Das Patriciat verlor seine Wichtigkeit, und der Stand, der keine wesentlichen Interessen mehr gegen die Plebs zu wahren hatte, hörte auf eine politische Partei zu sein. Nur aber wenn die Plebs gehofft hatte, für die Dauer zu bewirken, dass es keinen bevorzugten Stand mehr gebe, war dies, wie sich bald zeigte, ein eitler Wahn gewesen. Das Ansehen und die äusseren Auszeichnungen, welche die höheren Würden verliehen — und das Consulat war gerade die erste, welche den Plebejern zugestanden werden musste — erloschen natürlich nicht mit der Amtsführung: wer einmal mit der höchsten Gewalt bekleidet gewesen war, der war für immer über die Menge erhoben, und sehr natürlich ging auch sein persönliches Ansehen auf seine Nachkommen über. Er hatte sein Geschlecht geadelt, und so bildete sich, wie früher innerhalb des patricischen Standes, von selbst, ohne gesetzlich anerkanntes Institut des Staates zu werden, an der Stelle, oder vielmehr neben dem immer gleichgültiger werdenden Geburtsadel ein Amtsadel, der aber forterbend in den Familien eben auch wieder zu einer Art Geburtsadel wurde, und nach und nach zu einer compacten Körperschaft sich gestaltete, welche die höchste Gewalt eben so exclusiv, wie früher die Patricier, als ihr Eigen-

thum betrachtete. Das ist die Nobilität im eigentlichen Sinne, und alle welche nicht in ihren Kreis gehören, sind ignobiles."

Seit der Befestigung der Nobilität wurden die staatlichen Aemter ausschliesslich durch sie besetzt. Die wohl schon von dem Patriciat für sich beanspruchten Ehrenrechte und besonderen Abzeichen gingen auf sie über. Diese wurden vermuthlich durch sie vermehrt und dann zunächst im eigenen Kreise als Rangbezeichnung verallgemeinert. Sie selbst bestanden in dem Vorrecht, von den Ahnen wächserne Masken im eigenen Hause aufzustellen („jus imaginum") und diese bei Bestattungen von Familiengliedern im Leichenzuge vorzuführen; statt eines sonst nur erlaubten eisernen Fingerrings, einen Ring von Gold, und statt eines sonst nur üblichen ledernen Amulets („Lorum"), eine Amuletkapsel (Bulla) ebenfalls von Gold zu tragen (S. 450); silbernes Pferdegeschirr zu führen und in einer Tunica mit einem vorn inmitten sich vom Halsausschnitt bis zum unteren Rand erstreckenden Purpurstreifen (Latus), der „Tunica laticlavia", sowie auch, doch vermuthlich erst später, in einer mit Purpur umsäumten Toga, der „Toga praetexta" zu erscheinen [1] (Taf. VIII).

Das Bestreben des jüngeren Adels sich, dem Stammadel gegenüber, zu mehrer Bedeutung zu festigen, ergab eine noch fernere Gliederung und hiermit auch eine noch weitere kleidliche Bezeichnung. Es vollzog sich dies innerhalb der wohl schon in früher Zeit kriegszwecklich begründeten freibürgerlichen Reiterei. Sie bildeten einzig Adelige, folgends aber eben hauptsächlich von plebejischer Abstammung. Unter stetiger Vermehrung lediglich durch die vornehme Jugend gewann sie wesentlich das Gepräge einer Edelgarde, und seit Cajus Gracchus (153—121 v. Chr.), in Folge staatlicher Umtriebe, das einer vom Kriegswesen unab-

[1] Man s. darüber Th. Mommsen. Römische Geschichte (2) I. S. 761 ff.: „Alle diese Abzeichen kommen wahrscheinlich ursprünglich nur der eigentlichen Nobilität, d. h. den agnatischen Descendenten curulischer Beamten zu, obwohl sie nach der Art solcher Dekorationen im Laufe der Zeit alle auf einen weiteren Kreis ausgedehnt worden sind. Bestimmt nachzuweisen ist dies für den goldenen Fingerring, den im fünften Jahrhundert nur die Nobilität, im sechsten schon jeder Senator und Senatorensohn, im siebenten jeder vom Rittercensus, in der Kaiserzeit jeder Freigeborne trägt; ferner von dem silbernen Pferdeschmuck, der noch im hannibalischen Kriege nur der Nobilität zukommt, von dem Purpurbesatz der Toga, der anfangs nur den Söhnen der curulischen Magistrate, dann auch denen der Ritter, späterhin denen aller Freigebornen, endlich, aber doch schon zur Zeit des hannibalischen Krieges, selbst den Söhnen der Freigelassenen gestattet ward. Der Purpurstreif (clavus) an der Tunica dagegen ist nachweisbar nur als Abzeichen der Senatorenkinder in der Zeit des hannibalischen Krieges, in der ciceronischen als das der Kinder vom Rittercensus, wogegen die geringeren das Lederamulet (lorum) tragen. Aber es scheinen das nur zufällige Lücken in der Ueberlieferung und auch der Clavus und die Bulla anfänglich bloss der eigentlichen Nobilität eigen gewesen zu sein."

hängigen geld-aristokratischen Ritterschaft. Diese „Ritterschaft" („Ordo equester") begriff dann „alle diejenigen, die als Besitzer eines Vermögens von mindestens 400,000 Sesterzien zum Rossdienst im Allgemeinen pflichtig waren, und also die gesammte senatorische und nichtsenatorische, vornehme römische Gesellschaft." Im Verlauf solcher Wandlung eignete sie sich neben dem wohl schon anfänglich ihr zuständigen Gebrauch eines goldenen Fingerreifs, silbernen Pferdegeschirrs u. a., eine vorn, inmitten, der Länge nach mit zwei purpurnen Streifen ausgestatteten Tunica („Tunica angusticlavia"; Taf. VIII.) und, als Uebergewand, eine sogenannte „Trabea" an. Letztere war vermuthlich entweder eine nur mässig weite, kurze, knappanschliessende Toga, oder, was wahrscheinlicher ist, da man sie auch auf der Schulter vermittelst einer Spange zu befestigen pflegte, ein der griechischen Chlamys ähnlicher, längerer Schulterumhang, verziert, wohl längs dem Rande, mit einem oder mehren schmäleren Purpurstreifen. Der Sage zufolge soll sie bereits von Romulus als Königskleid angenommen worden sein. — Sowohl die „Tunica angusticlavia", als auch die nur einstreifige „Tunica laticlavia" wurde ungegürtet getragen, wovon dann nur Cäsar eine Ausnahme machte.

Alle derartigen Standesbezeichnungen widersprachen gewissermassen dem republikanischen Geiste. Indessen waren sie altherkömmlich und, da einmal eingelebt, auch nicht geradezu angethan das Gefühl freibürgerlicher Gleichberechtigung zu beeinträchtigen. Hierbei jedoch blieb es nicht. Scipio wies den Senatoren (194 v. Chr.) im Theater gesonderte Plätze an, und bald darauf wurde durch Cajus Gracchus eine gleiche Auszeichnung auch der Ritterschaft zu Theil. Eine solche öffentliche Bevorzugung musste denn wohl, zugleich als Neuerung, ausserhalb dieser Kreise tief verletzend wirken. Durch sie nun wurde eine Trennung nach Rangstellungen ausgedrückt, der Begriff von Hoch und Niedrig unzweideutig zur Thatsache. Dazu kam, dass Cajus Gracchus zur Förderung seiner Sonderzwecke die Reichen überhaupt begünstigte, ihnen dann, wie schon erwähnt, bloss nach Maassgabe des Vermögens der Eintritt in die „Ritterschaft" ohne Weiteres eröffnet ward, und dass er andrerseits auch, um das Ansehen und die Macht der Nobilität zu schwächen, den armen Bürgern der untersten Klasse und selbst dem niederen Volk schmeichelte. Alle Schranken lockerten sich. In den seither gewohnheitsmässig geduldeten Standesbezeichnungen erblickte man bald wesentlich persönliche Bevorzugung, und vermeinte denn jeder Bürger den gleichen Anspruch darauf zu haben. Aller bemächtete sich ein Streben nach derartiger Ausgleichung. Die Revolution und der Bürgerkrieg trugen fördernd hierzu bei. Und begann nunmehr „in allen Schichten des Volks ein Jagen nach Auszeichnungen und Titeln".

Die Bestrebungen Einzelner, die früheren Zustände wieder

zu Seite 466.



Verlag von Ebner u. Seubert in Stuttgart. Lithogr. Anst. v. A. Gatternicht, Stuttgart. Weiss, Kostümkunde Zweite Aufl. I.

herzustellen, blieben ohne jeden Erfolg. Cato vor allem bemühte sich, insbesondere als Censor (seit 184 v. Chr.), auch selbst bis auf das äusserliche Erscheinen durch sein eigenes Beispiel dahin zu wirken. Er selbst erschien meist, im Gegensatz zu dem bestehenden Aufwand, ganz nach ältestem Brauch, einzig mit einer Toga bekleidet. Indessen, wie streng er mit sich auch verfuhr, brachte ihn dies doch jetzt nur in den Ruf eines Sonderlings. — Die Zeit war eben eine andere geworden.

Von dem Beginn der gracchischen Unruhen bis zum Beginn der Kaiserzeit vollzog sich eine äusserliche Ausgleichung in immer weiterem Umfange. Bis gegen Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. war sie bis zu dem Grade gediehen, dass, wie Appian bemerkt, „der Sklave wie sein Herr sich trug“ und „ausser der Kleidung der Senatoren zwischen der Tracht der Freien und Sklaven kein Unterschied mehr bestand“.

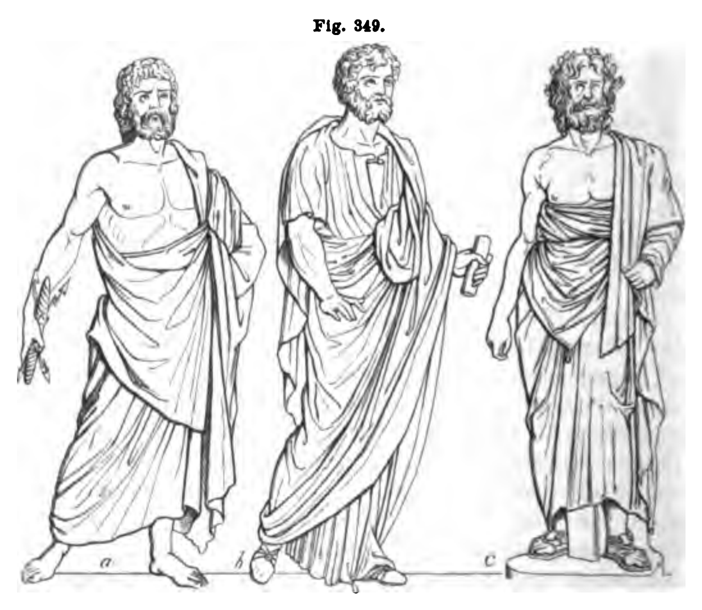
Seit der Befestigung des Kaiserthums ward denn freilich mehrfach versucht einer solchen Ausschreitung gesetzlich zu begegnen, sie auf ein bestimmtes Maass zu beschränken. Doch fand dies nun höchstens zeitweise, und auch dann immer nur vereinzelt, jedoch im Ganzen kaum Nachachtung.

Im Grunde trugen die Kaiser selber, so auch schon Cäsar, unbewusst vielmehr dazu bei das Ansehen von Rangbezeichnungen zu schwächen, deren Verbreitung zu beschleunigen. So gleich Augustus, wenn auch allerdings in gerade entgegengesetzter Absicht, in Betreff der „Ritterschaft“ und des Senats. Er sonderte aus der Ritterschaft „die durch Herkunft und senatorischen Census“ ausgezeichneten Ritter, erhob sie zu einer Oberklasse („Equites illustres“), und gestattete jedem von diesen, der sich dem Staatsdienste zu widmen gedachte, das Kleid der Senatoren, die „Tunica laticlavia“ (S. 465), schon vorweg. Das Tragen des goldenen Fingerrings ward unter den Freien überhaupt allgemein, und noch vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts ebenso unter den Freigelassenen; die purpurumsäumte Toga aber selbst den letzteren schon zur Zeit des hannibalischen Kriegs verstattet. — In Weiterem ergänzten die folgenden Kaiser dann auch die alten Patriciergeschlechter, aus Besorgniss, dass sie aussterben möchten, durch Plebejergeschlechter, und schwächten so denn auch wiederum das Ansehen der jenen alteigenen Ehrenrechte. Zudem artete das früher bestimmter begrenzte Clientel-Verhältniss zu einem völlig losen, nun gemeiniglich theuer bezahlten, prunkenden Hofstaat aus.

In Verbindung mit dem allen, der Bekleidung überhaupt, stand ein Wechsel in der Weise der Anordnung, eben je nach Ermessen des Einzelnen. Es betraf dies vor allem die Toga. Die anfänglich gebräuchlichen Togen waren vermuthlich dem weniger geeignet. Wohl ausschliesslich von derbem Stoff und der Form nach gleichartiger, dürfte auch eine Verschiedenheit hin-

sichtlich ihrer Fältelung um so geringer gewesen sein. — Anders nun aber verhielt es sich, als an Stelle dieser Togen andere von mannigfacheren, mehrentheils feinen Wollenstoffen und zugleich mehrfach verschiedenem, beträchtlicherem Umfange traten. Diese gestalteten sich bei Verwendung schon allein in Folge dessen sehr verschiedentlich, und führten dann überdies, wie erwähnt (S. 433), auch zu einer noch eigenen Behandlung ihrer Faltenmassen an sich. Bei ihnen unterschied man, abgesehen von einem Wechsel in der Grundform und Gesammtanordnung (*Fig. 349. a—c; Fig. 307. a—c*; *Fig. 308. a—c*) den Faltenwurf des öffentlichen Redners als besonders sorgfältig zurechtgelegt (*Fig. 349. b*), von dem der nach Rom übergesiedelten griechischen Aerzte, den Zierlichkeit auszeichnete, wie denn, nach griechischem Vorgange,

Fig. 349.

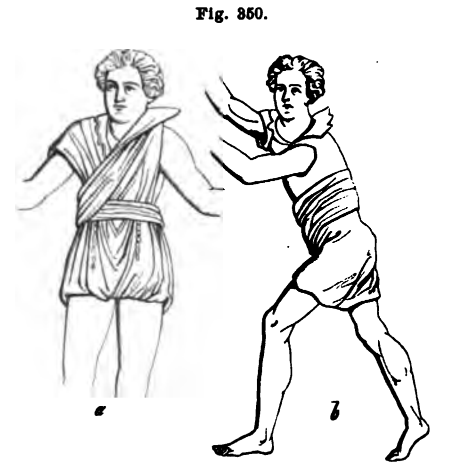


überhaupt eine anstandsgemässe, Bildung bekundende Anordnung von einer minder gefälligen und von einer mehr willkührlichen, rohen „bäurischen“ Form. Die Aufnahme griechischer Umwürfe trug denn noch eigens bei, solchen Wechsel zu vermehren (S. 435). Die Unbemittelten allerdings blieben auf Togen von billigen, derben Stoffen verwiesen. — Die Tunica trug man gewöhnlich gegürtet, nur, wie schon bemerkt, ausgenommen die mit Purpurstreifen geschmückte „Tunica laticlavia“ und „angusticlavia“.

Die zur arbeitenden Klasse etwa zählenden Freibürger machten von der ihnen zuständigen Toga wohl im Ganzen weniger Gebrauch. Diese Klasse überhaupt trug vornämlich, je nach Art und Zweck

ihrer Bethätigungen, entweder nur eine kürzere, meist dunklerfarbige Tunica oder auch nur, so die Feuerarbeiter und wohl gelegentlich auch die Schiffer, wie das niederste Volk insgemein, einen längeren Schurz und etwa eine „Pänula“ (*Fig. 310. d—e*), oder, wie theils die Walker und Färber, wenn auch weniger rohe, für die Arbeit bestimmte, besondere Hemden (*Fig. 350. a, b*). — Von den den Landbau betreibenden Bauern, vielleicht auch von den freien Römern und den freigewordenen Clienten, die sich damit selbstthätig befassten, wurde, vermuthlich seit frühster Zeit, auch mit aus Gesundheitsrücksichten, eine Bekleidung von Fellen getragen. Solche bestand entweder gänzlich oder nur theilweis aus wollenen Fliessen (*Fig. 351. Fig. 352*).

Fig. 350.



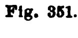


Fig. 351.



Fig. 352.



Zu dem allen fehlte es in Rom selbst weder an lächerlichen Erscheinungen, wie an eingebildeten Personen, die nach

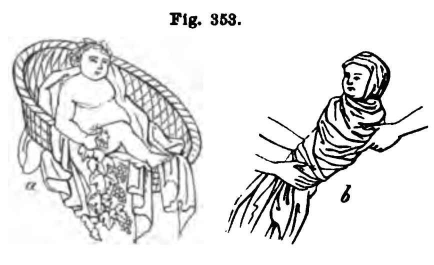
dem Vorbilde der Philosophen, der Stoiker und Cyniker, in Vernachlässigung ihres Aeussern, in einem Prunken mit schmutziger Kleidung und mit ungesäubertem Bart, ihren Geist zu bekunden suchten, noch an geckenhaften Stutzern und, vornämlich in der Kaiserzeit, an zahllos öffentlichen Dirnen. Solche Stutzer, häufig genug von Martial und Anderen gegeisselt, bedienten sich mehrentheils fast sämmtlicher Verschönerungsmittel und auch sonstiger Zierstücke der Weiber. Jene öffentlichen Dirnen, die „Meretrices“ und „Libertinae“, standen unter bestimmter Aufsicht. Sie sollten sich in erkennbarer Weise von der ehrbaren Frau unterscheiden. Innerhalb des Weichbilds der Stadt durften sie, wenigstens in älterer Zeit, weder eine Palla noch eine Stola, auch nicht die Kopfbinden („Vittae“) der Matronen tragen. Auch sollten sie stets in kurzer Tunica, ohne Falbel daran, und die „Meretrices“ noch eigens in dunkelfarbigem Uebergewande erscheinen. Im Ganzen wurden diese Verordnungen wohl kaum streng eingehalten, so besonders in späterer Zeit. Ueberdies zeichneten sich diese Dirnen gemeiniglich auch schon an sich, so namentlich durch leichte farbige Gewänder, zierlich behandelte Bindeschuh („Vincla“) und auffälligen glänzenden Schmuck, wie Knöchelspangen u. dergl., Jedem leicht erkennbar aus. — Für die Gewänder der höheren Stände wurden hinsichtlich der Färbung, ausgenommen die Toga, die von den Parteien der Circus-Spieler für ihre Kleidung gewählten Farben mehrentheils von bestimmendem Einfluss. —

Wie sich's aussen wandelte, ähnlich auch wandelte es sich innen. Es bedingte dies wiederum die mit dem mehr geistigen Leben enger verknüpften Ausdrucksformen. Unter den Wandelungen, welche diese im privatlichen Leben erfuhren, bewahrten die mit der Familie verbundenen, da wesentlich im Cult begründet, auch selbst bis in die jüngere Zeit ihr alterthümliches Gepräge zumeist. Es beruhte dies aber zugleich auf einer den italischen Stämmen, wie den Römern insbesondere, ureigenen höheren Anschauung von dem weiblichen Geschlecht überhaupt. Diesem blieb der freie Verkehr völlig unbenommen, und der Hausfrau, als „Mater familias“, die Verwaltung des häuslichen Wesens, gleichsam die häusliche Zucht belassen. So bildete sie, ihrer Stellung nach, zugleich eine Vermittlung zwischen dem Hausherrn und den Kindern, was um so bedeutsamer war, als diese, wie die Sklaven und das sachliche Eigenthum, ganz von der Willkühr des Vaters abhingen. Zudem war die Pflege, welche die Mütter für die Kinder beobachteten, durchweg eine zärtliche, und, abgesehen von der späteren Entartung, meist ebenso dauernd als nachhaltig fördernd. Trotzdem es bei der Erziehung der Knaben wesentlich darauf ankommen musste diese zu praktischen, kriegstüchtigen Bürgern heranzubilden, blieb nichtsdestoweniger auch sie, unabhängig von staatlicher Einmischung, vornämlich der Mutter anvertraut. Sie

eben vor allen war es denn auch, welche für eine Forterhaltung aller mit den Familienereignissen seit Alters verbundenen Gebräuche sorgte.

Gleich nach der Geburt ward das Neugeborene gebadet, mit einem Tuch umwickelt und durch eine Korbwiege geschützt (*Fig. 353. a, b*). Bald darauf, bei Mädchen am achten, bei Knaben am neunten Tage, fand die Namengebung („Lustratio") unter Beisein von Freunden am häuslichen Altar statt. Hierbei erhielten die Kleinen von den dabei Anwesenden, auch wohl von den Sklaven des Hauses allerlei zierliche Sächelchen. Sie wurden, auf einem Bändchen gereiht, dem Kinde um den Hals gehängt. Solche Angebinde („Crepundia") bestanden zumeist in Metallarbeiten, in goldenen Schwertern mit dem Namen des Vaters, einer Axt mit dem Namen der Mutter, zwei ineinander verschlungenen Händen, kleinen silbernen Thieren, Sternen, Ringen u. dergl.

Fig. 353.



Zugleich mit derartigen Freundesgaben zeichneten die Vornehmeren ihre Kleinen, auch um sie gegen Bezauberung zu sichern, durch die bereits erwähnte goldene Amuletkapsel (*Fig. 336. a—c*), und, waren sie ihrer Beine mächtig, durch einen mit einem Purpurstreifen ringsumsäumten Ueberwurf („Toga praetexta") aus (S. 465). Anfänglich war dies allein den Patriciergeschlechtern verstattet. Während des zweiten punischen Kriegs ward auch den Kindern der Freigelassenen, nächst einem freilich nur ledernen Amulet („Lorum"), ein solcher Ueberwurf zugelassen. Im ersten Jahrhundert v. Chr. indessen hing bereits die Berechtigung, die Kinder auch mit der goldenen Amuletkapsel auszustatten, überhaupt nur noch von dem Maass des Vermögens („Census") ab.

Diese Abzeichen trug der Knabe in älterer Zeit bis zum siebzehnten, später bis zum sechszehnten Jahre. Mit dem Beginn des letzteren trat er in das bürgerliche Leben, in das „Tirocinium fori" ein. Nun vertauschte er jenes Gewand mit der durchaus weissen Toga („Toga pura, — virilis"). — Unter besonderen Feiergebräuchen, die wohl schon im Hause der Eltern, am Hausaltar, ihren Anfang nahmen, legte er, und eben wohl hier, nunmehr sein Amulet ab, es den Hausgöttern weihend. Hierbei trug er, vermuthlich zugleich in Verbindung mit jener Toga, denn auch diese erhielt er im Hause, eine wie es scheint, eigenartig gewobene Tunica, die „Tunica recta" oder „regilla". Von Augustus wird erzählt, dass er an diesem Tage die „Laticlavia" (S. 465) getragen habe. — Nach vollzogener häuslicher Feier wurden die

Neueingekleideten, je möglichst zahlreich begleitet, zuerst nach dem Forum, dann in langem Zuge nach dem Capitolium geführt und schliesslich von ihnen hier die üblichen Opferungen verrichtet.

Durch die freie Gegenstellung beider Geschlechter zu einander war die Gelegenheit zu gegenseitiger Annäherung geboten. Hatte der Jüngling das „Tirocinium" erreicht, schritt er, namentlich in älterer unverderbterer Zeit, auch um so eher dazu eine Gattin sich zu erwählen.

Zur Vollziehung einer Ehe bedurfte es zunächst einer Erklärung des Freiers gegen den Vater der Braut oder, war dieser nicht mehr am Leben, gegen deren Vormundschaft. Ein solcher Vorgang ward festlich begangen. Die Eltern oder die Vormundschaft veranstalteten ein Mahl, und die Verlobten wechselten Geschenke aus. Diese bestanden gelegentlich seitens der Braut in einem von ihr gewobenen bunten Gewande, und seitens des Bräutigams, zugleich als Unterpfand („Arra") der Treue, in einem metallnen Fingerring („Annulus pronubus").

Fig. 354.



Die Bedeutsamkeit der Verehelichung als eines Hauptabschnitts im Leben, gestaltete deren Vollziehung, zumal in ehrbaren Familien, zu einer besonderen Feier, oft von wehmüthig ernster Stimmung. Vor allem nahm man Bedacht, sie auf einen der vermeintlich glücklichen Tage zu verlegen. Die Feier selbst leitete ein Opfer am häuslichen Altare ein, wobei die Braut alles Spielgeräth, überhaupt alles Sachliche, was sie an ihre Kindheit gemahnte, den Schutzgöttern des Hauses weihte. Vermuthlich erst nach vollbrachtem Opfer erhielt sie, unter Beisein von Freunden, einen sie auszeichnenden bräutlichen Schmuck. Ihn bildeten eine „Tunica recta", vielleicht in diesem Falle eigens als „regilla" bezeichnet (S. 471), ein wollener Hüftgürtel, ein Haarnetz von hochgelber Färbung, ebenso gefärbte Schuhe („Soccus") und ein umfangreicher gleichfalls dunkelgelber Schleier („Flammeum"); dazu eine Anordnung des Haars an jeder Seite zu drei Locken. Der Gürtel wurde nach uralter Weise zu einem „herkulischen Knoten" verknüpft.

Der Bräutigam trug, vermuthlich ohne besonders bezeichnet zu sein, die Toga, die Tunica und den Calceus (S. 439); die Tunica, doch erst in spätester Zeit, meist bis auf die Füsse reichend mit kurzen oder langen Ermeln (*Fig. 354*).

Die gewöhnlichen Gebräuche bei bürgerlichen Hochzeiten („Nuptiae") begannen, ähnlich wie bei den Doriern (S. 331), mit einer Art Scheinraub der Geliebten. Es geschah dies stets in der Abendzeit unter dem Scheine von Fackeln bei möglichst vollzähligem Geleite aller Verwandten und Freunde des Paares, zugleich in Begleitung eines Dieners (Puer camillus) des die Einsegnung leitenden Priesters (Flamen). Der Diener trug eine weite weisse Tunica und in einem besonderen Gefäss (Cumerus) die Spinngeräthschaften der Verlobten. — So, mit Gesang („Talassio") und beim Klange der Flöten, nahte der Zug dem Hause des Bräutigams. Dieses war festlich geschmückt. Angelangt, lag es der Braut nun ob die Eingangspforte zu verzieren und deren Pfosten mit Oel zu salben. Hierauf ward sie von dem Geliebten über die Schwelle gehoben, worauf bei „confarreirten" Ehen die priesterliche Feier vor sich ging. Letztere fand in der Wohnung des Bräutigams statt, und wurde dieser nun von seiner Verlobten mit der uralten Formel „ubi tu Caius, ego Caia," und sie von ihm in ähnlicher (?) Form begrüsst; sodann der Braut vom Bräutigam Wasser und Feuer (?) dargeboten, was sie durch leise Berührung entgegennahm. Die Priesterweihe selbst geschah unter Vorstand des Oberpriesters oder des Pontifex maximus in Gegenwart von etwa zehn Zeugen, welche eben so viel Curien oder Gentes vertraten; auch waren Seher oder Auspices zugegen, welche die üblichen Opfer versahen: — Während der heiligen Handlung sassen die zu Vermählenden dicht nebeneinander auf zwei mit einem Fell überdeckten Stühlen, ihre Hände fest zusammengefügt. — Nach Beendigung dieser Feier fand gemeiniglich ein Mahl (Coena nuptialis; Epula genialis), bei dem fünf Wachskerzen brannten, statt, welches wiederum damit schloss, dass man Nüsse auswarf und vertheilte. War auch dies zu Ende, wurde die Braut durch die „Pronubae" zu dem ehelichen Bett (Lectus genialis) hingeleitet, und dann von der Gesellschaft vor der Thüre des Schlafgemaches der Hymenäus angestimmt.

Mit dem Frühlicht des anderen Morgens leitete die Frau ihr Hausregiment durch ein häusliches Opfer ein. Fortan aber sollte sie in Matronenkleidung erscheinen (S. 444). — Die des Ehebruchs überführten verloren das Recht die Stola zu tragen. Sie sollten sie gegen eine Toga (?) vertauschen.

Das für den Hausstand erforderliche Gesinde bestand aus Unfreien und Sklaven. — Die zum Verkauf ausgestellten Sklaven pflegte man mit einem Kranz zu zieren, ihnen auch wohl Täfelchen um den Hals zu hängen, darauf ihr Name, Alter, Geburtsland und sonstiger Nachweis verzeichnet war.

So lange der anfängliche, einfache Brauch sich forterhielt, begnügte sich auch die reichste Familie mit verhältnissmässig

wenigen Dienern. Sie zählten mit zur Familie und speisten mit dem Hausherrn zusammen. — Dies indessen änderte sich gleichmässig mit der Lebensweise. Ihre Stellung zum Hause ward eine lockerere, und an sich zunehmend gedrücktere. Die Reichen vermehrten die Dienerschaft; dies mit der Steigerung ihres Besitzthums vielfach bis zu einem Maasse, so dass sie nicht mehr selber vermochten sie zu überschauen, und von Verwaltern beaufsichtigen liessen. Es betraf letzteres dann namentlich die auf ihren Landgütern zur Arbeit verwandten Sklaven, die „Familia rustica", weniger die Dienerschaft in der Stadt, die „Familia urbana", welche, sie unmittelbar umgebend, vielfach zugleich als Prunkstaat diente. Von dieser erhielt gemeiniglich ein Theil eine demgemässe Kleidung. So erschienen zumeist die Thürsteher („Ostiarii") in bunten Gewändern, einen Stab („Virgo; Arundo") führend, die Sänftenträger, mehrentheils riesige Kappadocier, in einer reichen rothen Kleidung von feiner Wolle („Canusina"), und die noch sonstigen Diener in verschiedenen, je nach dem gerade vorwiegenden Geschmack ihrer Herrschaft gefärbten Gewändern. Andere, wie etwa aus Asien, Aegypten u. s. w. stammende Sklaven, beliess man häufig bei ihrer Volkstracht. Vorzugsweise beliebt waren Mohren, und, als Vorläufer, schlanke Numidier. Sie besonders schmückte man gern mit grossen Ohrringen. — Dahinzu fügte die spätere Entartung zur Bedienung für Tisch und Bett zahlreich schöne Knaben, die leicht, üppig gekleidet, auch wohl mit Ringen gezeichnet wurden, so wie auch, zur Belustigung, allerlei Verwachsene, Zwerge, und selbst Blödsinnige. — Eine höhere Dienerschaft bildeten, nächst Haus- und Sachverwaltern, Erziehern, Abschreibern und Vorlesern, auch Künstler und Handwerker. Sie zeichnete, wie es scheint ausgenommen die Erzieher oder Pädagogen, die zumeist aus Griechenland kamen (S. 327), keine besondere Kleidung aus.

Fig. 355.

Aehnlich wie mit den Sklaven, verhielt es sich mit den Sklavinnen. Sie dienten wesentlich der Frau, und waren somit allerdings, namentlich in der späteren Zeit sittlicher Verwilderung, gemeiniglich noch um so übeler daran. Soll es für sie doch in nicht seltenen Fällen zur Bekleidungsvorschrift gehört haben in Gegenwart ihrer Herrin, damit diese ihren Unmuth an ihnen nachdrücklich auslassen könne, bis unter die Brust entblösst zu erscheinen. Ihre Kleidung war im Ganzen wohl nur einfach bemessen. — Um den Arm gegen den Druck von Henkelkörben u. dergl. zu schützen, bedienten sie sich einer Unterarmbinde (*Fig. 355*).

Hinsichtlich des äusseren Verhaltens der Clienten zu ihren Patronen forderte der Wohlanstand, dass jene bei allen Förmlich-

keiten, die sie gegen letztere zu erfüllen hatten, so bei der „Salutatio“ und „Anteambulatio“, in der Toga auftraten.

Noch bis zur Zeit der punischen Kriege beschränkte sich die gewöhnliche Kost, auch bei den vornehmsten Ständen, wesentlich auf einen Brei („Puls“) entweder aus Spelt („Far“) oder Hülsenfrüchten („Legumina“) und auf einige grüne Gemüse („Olera“). Dies vertrat auch die Stelle des Brods, das man überhaupt erst in Folge der Kriege in Griechenland und in Kleinasien kennen lernte. — Seit diesen Kriegen wechselte, wie das Aussenleben im Allgemeinen, so auch dieser Brauch. Fortan bezog man zunächst von dorther nicht nur die verschiedensten essbaren Naturerzeugnisse, vielmehr auch in stets wachsender Zahl Bäcker, Köche und Conditoren („Dulciarii“). War vordem Brod nicht bekannt gewesen, so gab es nun bald so viele Arten von feineren und gröberen Gebäcken, dass dafür eine lange Reihe von Sonderbezeichnungen auftauchte. Die Kocherei selbst ward zur Wissenschaft (171 v. Chr.), und schliesslich alles nur Geniessbare, theils für ungemeine Summen, in ihren Bereich hineingezogen. Auch blieb man nicht bloss bei einer Vermehrung der Zubereitungsweisen stehen, sondern legte auch zunehmend Werth sowohl auf eine künstliche Gestaltung der einzelnen Speisen an sich, als auch insbesondere auf eine reiche Anordnung und Ausstattung des Mahls überhaupt. Die Gastereien der Reicheren gewannen vorwiegend das Gepräge einer prunkenden Völlerei, und hiermit auch die damit verbundenen rein gesellschaftlichen Formen rücksichtlich kleidlichen Anstands das eines Bequemlichkeitsgepränges.

Dahin gehörte die Anwendung von besonderen „Tafelkleidern“. Sie bezweckten unter dem Schein höchster Eleganz möglichste Zwanglosigkeit. Beim Mahle pflegte man sie zu wechseln, streifte sie gelegentlich bis zu den Hüften herab, legte sie auch wohl gänzlich bei Seite. Ihrer Gestaltung nach waren sie, vielleicht nicht unähnlich theils den Lacernen (S. 437), theils den vorn offenen asiatischen Kaftanen (vergl. *Fig. 102. c; Fig. 111. c*), jedenfalls so eigener Art, dass es als durchaus unschicklich galt, in ihnen sich öffentlich zu zeigen (S. 438).

Alle weiteren Anstandsformen, die über Tisch beobachtet wurden, entsprachen im Grunde den griechischen (S. 381). So war auch hier üblich, dass man sich zu Tische legte und dass, bevor dies geschah, ein Sklave die Fussbekleidung entferne; ebenso Badung und Salbung der Füsse, und zwischen den einzelnen Gängen wiederholentlich Waschung der Hände. So auch führte man die festeren Speisen unmittelbar mit der Hand zu Munde und bediente sich auch, wie die Griechen, hierzu eigener Fingerlinge („Digitalia“). Nur benutzte man, wie es scheint, zum säubern der Hände mehrentheils ein besonderes kleines Tuch („Mappa“). — Desgleichen begann nach griechischem Brauch erst nach der Mahlzeit

das Trinkgelage und hiermit eine Vertheilung von Kränzen. Zu letzteren wählte man in Ermangelung natürlicher Gewinde künstliche. Unter den Pflanzen selbst schätzte man, gleich wie die Griechen, vor allem den Epheu, die Myrthe, das Veilchen und die Rose.

Die Bedienung geschah durch die Diener des Wirths in derselben prunkhaften Weise, in der sich das Mahl überhaupt bewegte. Mit ihnen pflegte man auch wohl noch besonders gross zu thun: Sie erschienen nicht nur geschmückt und sonst noch prahlerisch aufgestutzt, auch zählten dazu die erwähnten Knaben (S. 474), sondern bisweilen selbst eingeübt jede Dienstleistung singend und tanzend zu verrichten. Nächstdem sorgte man insbesondere für eine wechselnde Unterhaltung. Für grössere Gastgebote, bei denen es darauf ankommen sollte den Reichthum zur Schau zu stellen, wurden, oft mit äusserstem Aufwand, Schauspieler, Gladiatoren und Tänzer, Lustigmacher, Seiltänzer, Musiker, Weiber, Flötenbläserinnen u. s. w. gedungen. —

Fig. 356.



Mit einem ähnlichen Gepränge, mit dem die Reichen ihr Leben umgaben, umgaben sie ihre Verstorbenen. Hierin besonders gingen die Römer, vielleicht in Nachahmung etruskischen Brauchs (*Fig. 356*), schon frühzeitig so weit, dass bereits das „Zwölftafelgesetz“ (um 450 v. Chr.) es für geboten erachtete dagegen einzuschreiten. Dasselbe untersagte ausdrücklich „die Salbung der Leiche durch gedungene Leute, die Mitgabe von mehr als einem Pfühl und mehr als drei purpurbesetzten Decken sowie von Gold und flatternden Kränzen, die Verwendung von bearbeitetem Holz zum Scheiterhaufen, die Räucherungen und Besprengungen desselben mit Weihrauch und Myrrhenwein, die Klageweiber und die

Begräbnissklage, und bestimmte die Zahl der Flötenbläser im Leichenzug auf höchstens zehn."

Ungeachtet dieses Gesetzes und späterer dem ähnlicher Erlasse nahm das Gepränge stetig zu. Und seit dem Ende der Republik wurden die Anforderungen daran zu solcher Höhe hinaufgeschraubt, dass es nun selbst wohl Testamentare ihren Hinterbliebenen als Pflicht auferlegten, den sonst üblichen Aufwand auf ein gewisses Maass zu beschränken.

Sobald sich innerhalb einer Familie ein Todesfall ereignet hatte, begann die Trauer damit, dass einer der theuersten Anverwandten des Dahingeschiedenen diesem die Augen schloss. Hierauf ward der Verstorbene von den Anwesenden überhaupt unter Weh- und Klagegeschrei laut bei seinem Namen gerufen, sodann dem „Libitinarius", welcher die Bestattung besorgte, zur weiteren Pflege anvertraut. Demnach wurde die Leiche von ihrem Lager entfernt und mit heissem Wasser gewaschen, sodann von dem „Pollinctor" gesalbt, und mit denjenigen Kleidern bekleidet, welche dem Stand des Verstorbenen gebührten. Nächstdem ward die Leiche bekränzt, dies jedoch nur in dem Falle, dass der Verstorbene sich Ehrenkränze erworben habe. So geschmückt wurde sie meist, auf einem Bette ruhend, im Vorhaus („Atrium") zur Schau gestellt, geziert mit Blumen und Blumengewinden, auch neben dem Bette eine Räucherpfanne, und vor der Thür des Trauerhauses eine Kiefer oder Cypresse aufgestellt. — Gleich nach Eintritt des Todesfalls liess man das Feuer des Herds erlöschen und unangezündet bis nach der Bestattung.

Bei einem grossen Leichenbegängniss (Pompa; Funus; Exequiae) wurde der Zug durch den „Designator" mit Hülfe ihm beigegebener Lictoren geordnet und in Ordnung gehalten: Vorauf schritt eine Trauermusik. Diese spielten gemeiniglich zehn „Tibicines" oder eine gewisse Anzahl von Horn- oder Tubenbläsern. Ihnen folgten Klageweiber (Praeficae), ein Loblied (Naenia) auf den Verstorbenen singend, und diesen eine Reihe von Mimen, die, angeführt von dem Archimimus, theils tragische Stellen aus Dichtern citirten, theils burleske Possen trieben, wobei der Archimimus selbst die Aufgabe zu erfüllen hatte, die Person des Dahingeschiedenen in Kleidung, Maske und in Geberden dem Leben getreu darzustellen. — Unmittelbar an diese Reihe schloss sich die bereits berührte Procession der Ahnen an (S. 465). In ihr erschienen die Vorfahren der Familie je in der ihnen entsprechenden Maske und dem amtlichen Schmuck, den sie dereinst getragen: Triumphatoren im goldgestickten, Censoren im purpurfarbigen, Consuln im purpurumsäumten Mantel, mit den ihnen zukommenden Lictoren und anderweitigen Amtsinsignien" (s. u.). — Hatte der Verstorbene Kriegsruhm erworben, Siege erfochten, wurden auch wohl, wie bei „Triumphen", Täfelchen

(Tabulae) vorausgehalten, auf denen das Einzelne verzeichnet stand; desgleichen feindliche Rüstungen, Bilder von eroberten Städten, die Ehrenkränze u. a. m. — Hiernach kam der Leichnam selbst. Er lag in etwas erhobener Stellung auf einer kostbar verzierten Bahre („Lectus funebris") unter purpurnen Teppichen, die mitunter Goldstickwerk schmückte, und wurde entweder von nahen Verwandten oder von den durch das Testament freigelassenen Dienern und Sklaven oder auch, bei besonderen Verdiensten, von Rittern oder Senatoren oder von Magistraten getragen. — Gleich nach der Leiche folgten die Erben, wie insbesondere die Angehörigen nebst den Freigewordenen; und nach diesen in langer Reihe Freunde und Leute aus dem Volke: — Dabei trug die ganze Begleitung die allgemein übliche Trauerkleidung; jeder Freigelassene ausserdem, als Abzeichen seiner neuen Stellung, die schon erwähnte Kopfbedeckung (S. 463). Die Trauerkleidung selbst bestand, bis auf die Kaiserzeit, in dunkelfarbigen Gewändern, der sogenannten „Toga pulla", und war, wie anzunehmen ist, aus naturfarbner Wolle gewebt. Von da an ward es, namentlich beim weiblichen Geschlechte, üblich, in weissen Gewändern zu trauern. — In noch weiterem war es Brauch während der Trauerzeit an sich, Haar und Bart ungeschoren zu lassen, sich jedes öffentlichen Vergnügens, sowie auch der Bäder zu enthalten.

In so geordneter Weise wandte sich der Leichenzug zunächst nach der Rednerbühne des Markts („Forum"). Hier wurde die Bahre niedergesetzt. Um sie herum nahmen die Masken der Ahnen auf curulischen Stühlen Platz, worauf ein beredter Anverwandte die Rednerbühne bestieg, und die Verdienste des Verstorbenen in bestem Lichte schilderte. Danach setzte sich der Zug in der früheren Ordnung nach dem Ort der Bestattung in Bewegung.

Galt es die Leiche zu verbrennen — denn auch die Beerdigung, die älteste Form, wurde, mitunter sogar noch spät, wenngleich immer seltner vorgezogen, bis schliesslich sie wieder maassgeblich ward —, so erwartete ihrer ein Scheiterhaufen, oft von reichster Ausstattung. Auf diesen wurde die Leiche gelegt und ihr zunächst wieder die Augen geöffnet, sodann mit kostbaren Oelen, Kränzen und Liebesspenden beschüttet. Hiernach, unter dem Wehegeschrei der ringsum Versammelten, ward von dem nächsten Anverwandten mit abgewandtem Gesicht der Scheiterhaufen angezündet. Und hierbei fanden bei grossen Feiern nach altetruskischem Leichenritus innerhalb der Verbrennungspausen Gladiatorenkämpfe statt. Sie endigten mit der Verbrennung selbst. Nach dieser wurde die Asche gelöscht, eine Waschung der Hände vorgenommen und unter Anruf der Schatten der Todten (Manen) das noch übrige Gebein in die Trauergewänder gesammelt; das-

selbe mit Wein und Milch besprengt, mit linnenen Tüchern abgetrocknet und, um es in Urnen aufzubewahren, mit wohlriechenden Specereien vermischt. Schliesslich ward dem Dahingeschiedenen ein Lebewohl zugerufen, die Versammlung durch Besprengung mit geweihtem Wasser gereinigt (Lustratio) und mit der Formel „ilicet“ (= ire licet) entlassen. —

Neben den Ständebezeichnungen bestanden, gleichfalls schon in frühster Zeit, für die eigentlich staatlichen Würden je eigene staatsamtliche Abzeichen. Sie erhielten sich, wie es scheint, ohne wesentliche Veränderung bis in die jüngere Kaiserzeit. Ihr Ursprung lässt sich nicht ermitteln. Alle dahin bezüglichen Fragen, ob sie etwa den Etruskern oder den Griechen entlehnt, oder von den Römern ausgebildet wurden, müssen als offen dahingestellt bleiben. Die Römer selber nahmen an, dass sie zum grösseren Theil von dem etruskischen Königsthum auf das römische übergingen.[1] Zu vermuthen steht, dass das königliche Obergewand, abweichend von der Toga, der schon erwähnten „Trabea“ (S. 466) entsprach, und dass die Königsgewänder überhaupt vorwiegend purpurfarben und mit Goldstickwerk reich verziert waren.

Als die von den Königen angenommenen Abzeichen galten, nächst einer purpurfarbenen Trabea und einer mit Purpur umsäumten Toga oder „Toga praetexta“, eine mit eingestickten goldenen Palmen oder Victorien geschmückte „Tunica palmata“, eine purpurne mit Gold gestickte „Toga picta“, ein goldener Eichenkranz („Corona etrusca“) und ein elfenbeinernes Scepter mit dem Vogel des Jupiter, dem Adler auf seiner Spitze („Scipio eburneus“). Auch schrieb man ihnen, wiederum als ursprünglich etruskisch, den auszeichnenden Gebrauch eines elfenbeinernen reich verzierten Sessels („Sella curulis“) zu; und ebenso den eines Ruthenbündels mit daran befestigtem Beil (*Fig. 357*). Letzteres („Fasces“) bezeichnete, so auch wohl ohne tiefere Symbolik, „die mit dem höchsten richterlichen und dem kriegsherrlichen Amte verbundene,

---

[1] Während O. Müller bemüht ist, sämmtliche römischen Insignien auf Etrurien zurückzuführen, — vergl. dessen Etrusker. I. S. 271 ff.; S. 273; über die Toga praetexta und die goldene Bulla. I. S. 366; S. 374, über die Trabea. I. S. 267 ff., über die Corona etrusca. I. S. 371, über die Toga picta und die Tunica palmata. I. S. 372, über das Scepter ebendaselbst und endlich über die Lictoren. I. S. 370 und die Sella curulis. I. S. 371 — ist z. B. Th. Mommsen (Römische Geschichte. I. S. 75) durchaus der Ansicht, „dass wie der Purpurmantel und der Elfenbeinstab sicher (!) den Griechen — nicht den Etruskern — entlehnt wurden, man auch die 24 Lictoren und andere Aeusserlichkeiten vom Ausland herüber genommen hat,“ wogegen dann wieder L. Lange (Römische Alterthümer. I. S. 238) nur ziemlich unbestimmt sagt: „Es scheint aber, dass die Toga picta erst später an die Stelle der altlatinischen Trabea getreten sei und darauf mag sich die irrige Angabe beziehen, als ob die königlichen Insignien aus Etrurien stammten.“ — Mit dem allen ist denn noch A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. II (2). S. 366 ff. zu vergleichen.

unbegrenzte Strafgewalt". — Wo der König sich öffentlich zeigte, wurden ihm zwölf, oder vierundzwanzig, solche Bündel von ebensovielen Dienern („Lictores") vorangetragen.

Neben dem Könige gab es wohl noch kein ständiges Beamtenthum, sondern nur Bedienstete, deren Befugnisse er bestimmte. Eine etwaige Bezeichnung dieser dürfte sich somit wesentlich auf die des Patriciats beschränkt haben (S. 465). Vielleicht, dass sich auch schon die Reiter durch eine purpurumsäumte Trabea und einen goldenen Fingerring (S. 466) und der „Rath der Alten" (Senatus) durch eine „Tunica laticlavia" (S. 465) und die ihm später eigene Fussbekleidung kennzeichneten. Annahm man von letzterer, dass sie bereits in ältester Zeit den Etruskern entlehnt worden sei. Sie bildete ein hochsohliger Halbstiefel von rothem Leder, welcher vermittelst vier Riemen bis zur Wade geschnürt wurde, verziert, vermuthlich auf dem Spann, mit einem elfenbeinernen Halbmond (vergl. *Fig. 313. b; Fig. 314. g*). — Die Patricier trugen schwarze Schuhe.

Fig. 357.

Mit der durch den Sturz des Königsthums herbeigeführten freieren Verfassung vollzog sich eine Theilung der königlichen Vollgewalt. Von ihr vor allem trennte man die rein priesterliche Befugniss. Man erwählte einen besonderen „Opferkönig" („Rex sacrorum"), und übertrug nun auf diesen die dem Könige als Priesterkönig eigen gewesenen Abzeichen. Von welcher Beschaffenheit dieselben waren, lässt sich nicht bestimmen. Vielleicht bestanden sie eben in jenen purpurnen goldgestickten Gewändern, der „Tunica palmata" und „Toga picta", sammt der „Corona etrusca" und dem „Scipio eburneus", was alles gleichmässig den höchsten Gott, den capitolinischen Jupiter, sonst aber, in der Folge, nur noch den Triumphator auszeichnete. — Für die Ausübung der bürger- und der kriegsrechtlichen Gewalten wurden zwei Wahl-Magistrate mit einjähriger Befugniss eingesetzt. Sie rangirten als Ehrenämter („Honores") neben dem Senat, und bildeten so den Ausgangspunkt für die sich bald weiter verzweigende „Magistratur der Republik". — Die Bewerber („Candidati") um staatliche Aemter blieben fortan gehalten, während der Dauer ihrer Bewerbung lediglich in einer glänzend weissen Toga, der „Toga candida" zu erscheinen. Diese wurde zu eben dem Zweck vermittelst einer besonderen Kreide eigens bearbeitet. Im Jahre 322 ward sie in Folge der Entartung, zu welcher diese Bewerbung neigte, doch nur vorübergehend, verboten.

In der Frühzeit der Republik blieb die weltliche Oberleitung ausschliesslich dem Senat und den beiden jährlich wechselnden

Ehren-Magistraten belassen. Sie nannten sich, je nach ihrer Befugniss, Feldherr („Praetor“) und Richter („Judex“), und, nach ihrer Gemeinschaftlichkeit, Collegen („Consules“). Ihre Amtsabzeichen bestanden in der purpurumsäumten Toga praetexta und, jedoch erst in späterer Zeit, im Gegensatz zu den schwarzen Schuhen der Patricier, in weissem Schuhwerk. Als Vollstreckern der Strafgewalt waren ihnen je als Begleiter zwölf Fasces-Träger zugeordnet. Diese letztere Auszeichnung wurde um 509 v. Chr. durch das „valerische“ Gesetz dahin eingeschränkt, innerhalb des Stadtgebiets, soweit die Bannmeile reichte, Fasces ohne Beile zu führen. Hinsichtlich der Amtsausübung wechselten sie monatlich. Während derselben wurden die Fasces ihnen voran-, im anderen Falle nachgetragen, und war ihnen dann nur gestattet, einen Viator oder Accensus vor sich herschreiten zu lassen. Auch war jeder gehalten, vor dem in Comitien oder Cantionen versammelten Volk die Fasces zu senken.

Nach etwa neunjährigem Bestehen der consularischen Doppelverwaltung, um 501 v. Chr., erachtete man es für geboten wiederum ein Oberhaupt einzusetzen und dies als „Magister populi“ mit unbeschränkter Macht zu betrauen. Um indessen einer hierdurch möglichen Wiederbefestigung des Königsthums vorzubeugen, bestimmte man gleich anfänglich, dass diese Ernennung lediglich unter Beirath des Senats durch einen Consul nur auf die Dauer von sechs Monaten geschehe. Der in der Weise bestallte „Dictator“, so nannte ihn die spätere Zeit, trug, gleich den Consulen, die Toga praetexta, erhielt jedoch als amtlichen Vortrab die beiden Consuln insgesammt zugeordnete Zahl von Lictoren, mithin vierundzwanzig Fasces, und da unter der Dictatur das Recht der Provocatio aufhörte, mit den Beilen („cum securibus“). — Die Dictatur währte so lange, als man im eigenen Land Krieg führte. Bald nach dem Tode Cäsars ward sie gesetzlich aufgehoben und folgends nur noch nöthigenfalls durch bevollmächtigte Consule ersetzt.

In Folge heftiger Reibungen zwischen den Patriciern und den Plebejern erhob sich um 494 aus der Mitte der letzteren ein Volkstribunat („Tribus plebis“). Ohne eine Magistratur im eigentlichen Sinne zu sein, gewann es dem Consulat gegenüber eine so gefestigte Stellung, dass später nicht selten Patricier, um Tribun werden zu können, sich zu Plebejern machen liessen. Durch Sulla wurde seine Macht auf ein spärliches Maass beschränkt, erhielt sich aber nichts destoweniger bis tief in die Kaiserzeit. Eine äussere Bezeichnung war damit nicht verbunden, höchstens dass die Tribunen später sich eines Vorschreiters (Viator) bedienten.

Aus diesem Tribunat ging dann wiederum eine eigene Würde hervor. Sie knüpfte an die zunächst dienende Stellung der den Tribunen beigegebenen Gehülfen oder „Aediles“ an. Ihre Ob-

liegenheiten betrafen die Aufsicht theils über den Markt und den Verkehr im Allgemeinen, theils über die Ausübung des Cult und der damit verknüpften Volksfeste. Anfänglich nur aus Plebejern bestehend, gestaltete sich neben dieser, also plebejischen Aedilität, vermuthlich auf Grund einer Streitigkeit wegen Ausrüstung des städtischen Festes um 366 v. Chr., veranlasst durch zwei junge Patricier, eine patricische Aedilität, nun ausgezeichnet durch die ihrem Stande zuständige Toga praetexta. — Das Amt gewann zunehmend an Einfluss. Beide Aedilitäten verschmolzen. Ihr Geschäftskreis erweiterte sich, so dass eine stetige Vermehrung von Unterbeamten erforderlich wurde. Das Amt selbst ward ein selbstständiges. So ging es auf die Kaiserzeit über.

Um 451 v. Chr. ernannte man zur Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Plebejern und Patriciern, zunächst auf ein Jahr, zehn patricische Senatoren („Decemviri legibus scribendi"). Sie traten an die Stelle der Consuln, bewahrten aber wohl jedenfalls die dem senatorischen Range überhaupt eigenen Abzeichen (S. 467). Zugleich mit ihrer Ernennung ward die Provocatio eingestellt. Jedem von ihnen, wenn er amtlich erschien, wurden zwölf Fasces, nun dem gegenüber, mit den Beilen vorangetragen.

Nach kaum fünfjähriger Ruhe (etwa um 445) wurden mit in Folge eines Antrags des Tribun Canulejus, betreffend eine Vereinigung der Plebs mit dem Patriciat zu einer Ehren- und Aemtergemeinschaft, nunmehr auch die Plebejer, zuvörderst jedoch nur unter der Form eines „Kriegstribunats mit consularischer Gewalt" als „Tribuni militares consulari potestate" zur höchsten Magistratur zugelassen. Da die Plebs jeder Abzeichen entbehrte, blieben vermuthlich auch die aus ihr dazu Berufenen ohne solche.

Das Bestreben der Patricier den Plebejern gegenüber ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, führte zu einer Zersplitterung der consularischen Vollgewalt und eine Vertheilung derselben unter ihre Standesgenossen. Eine derartige Trennung erfolgte fast unmittelbar nachdem die Einsetzung des Volkstribunats sich vollzogen hatte, um 443 v. Chr. So nun ging die Staatskassenverwaltung, die „Censur", auf den Adel über, der sofort aus den Centurien zwei „Schätzer" oder „Censores" ernannte. Das Amt selbst bildete eine der höchsten staatlichen Würden, fiel jedoch nach kaum vierzig Jahren (um 403) ebenfalls den Plebejern mit zu. Vermuthlich bestimmte man für dasselbe, etwa um es von vorherein als patricisch zu kennzeichnen, eine purpurfarbene Toga.

Die zweite wesentliche Befugniss, die man vom Consulat trennte (um 366 v. Chr.), umfasste die Ausübung des Rechts, die consularische „Jurisdiction". Auch dafür wurde von den Patriciern nun wiederum eine eigene Würde unter der Bezeichnung „Praetor" geschaffen. Ihr ward eine Toga praetexta und ein amtlicher Vortrab von sechs Lictoren zuertheilt. — In Erweiterung ihres Ge-

schäftskreises vermehrte sich die Zahl der Prätoren. Hiernach beschränkte ein späteres Gesetz die Zahl ihrer Lictoren je auf nur zwei.

Daneben bestand das den Plebejern (um 445) zugestandene „Kriegstribunat“ nahezu achtzig Jahre ohne wesentliche Veränderung fort. Da gelang es Licinius und L. Sextius, das Consulat wiederum herzustellen und den Plebejern zu eröffnen. Um 365 v. Chr. sah Rom den ersten plebejischen Consul; und um 172 v. Chr. zwei plebejische Consule mit allen den den patricischen Consuln gebührenden Auszeichnungen bekleidet. „Wie es überhaupt die Sitte gebot, dass man sich vor dem Höhergestellten und somit auch vor dem Aelteren bei dessen Erscheinen vom Sitze erhob, so erforderte es auch die Ehrerbietung vor den Magistraten, dass, wo sie immer in einen Kreis Sitzender traten, Alle sich erhoben, entweder um ihren Sitz einzuräumen oder überhaupt ihre Achtung zu bezeigen. Das galt besonders den höheren Magistraten und namentlich den Consuln, in der Curie, im Theater und wo sie sich sonst zeigten, aber nicht ihnen allein und auch nicht bloss im öffentlichen Leben, sondern auch im Privathause. Ebenso gebot die Sitte, dass man auf der Strasse, namentlich dem Trottoir (Semita) ihnen auswich (decedere), und wenn man reitend ihnen begegnete, vom Pferde stieg, und ausserdem das Haupt entblösste, wenn man etwa die Toga darüber gezogen hatte. — Gleiche Ehrenbezeigungen war nun auch jeder Magistrat einem höheren schuldig. Der Praetor liess, wenn er dem Consul begegnete, die Fasces senken, selbst auf dem Tribunal erhob er sich von der „Sella curulis“, wenn ein Consul vorüberkam, und es war grobes Ungebühr, dass der Aedil Domitius einem Censor nicht auswich.“ Und solche Rücksicht erstreckte sich selbst auch auf die als Verbrecher erkannten Magistrate so lange, bis dass sie ihrer Würden entkleidet waren.

Legte ein Senator die Zeichen seiner Amtswürde ab, so kleidete er sich in die die Ritter auszeichnende Tunica angusticlavia (S. 466). War er zu amtlichen Reisen genöthigt, so wurde er während derselben von Lictoren begleitet.

Die zahlreich niederen Magistrate („Magistratus minores“) entbehrten besonderer Abzeichen. —

Von den öffentlichen Volksversammlungen blieben die Nichtbürger ausgeschlossen. Alle, welche sie besuchten, waren anfänglich gehalten, in ihnen, wie beim Auszug zum Kriege, in vollem Waffenschmuck zu erscheinen, was aber schon in der jüngeren Zeit der Republik aufgehoben ward. — Diejenigen, die unter Anklage standen oder welchen die Gefahr einer schweren Anklage drohte, pflegten sich in dunkelen oder abgetragenen Gewändern, sowie insbesondere in einer auffällig unsauberen Toga („Toga sordida“) zu zeigen.

Noch bevor die Republik ihren Kreislauf vollendet hatte, erfuhren die amtlichen Abzeichen eine weitere Vermehrung. Es geschah dies durch Julius Cäsar, und betraf lediglich ihn selbst. Erhoben zu den höchsten Ehren, denen eines Pontifex maximus, eines Consuls und Dictators, lehnte er zwar das Königthum ab, versagte sich indessen nicht seiner so ausnehmenden Stellung nun auch ersichtlich Ausdruck zu geben. Er that es, indem er die von ihm getragene Tunica laticlavia (S. 465) an den Ermeln ringsherum mit Purpur verbrämen liess, sie selber, gegen sonstigen Gebrauch, über den Hüften gürtete, und die weisse Toga gegen eine purpurne vertauschte.

Trotz der Verwirklichung der von Cäsar angestrebten Alleinherrschaft in der Erhebung Octavians, und ungeachtet man nun auf ihn alle erdenklichen Ehren häufte, ihn selbst Imperator benannte, nahm er die von jenem für sich beanspruchten äusseren Abzeichen nicht auf. Er vermied jeden Schein, der geeignet gewesen wäre, ihn einer Anmaassung zu verdächtigen. In eben dem Sinne liess er es sich vielmehr angelegen sein, das zu Gunsten griechischer Umwürfe allgemeiner vernachlässigte urvolksthümlich römische Gewand, die Toga, wieder zur Geltung zu bringen. Er suchte dies dadurch zu erreichen, dass er es zum Hofkleide bestimmte. Er selber trug ausser der Toga zumeist nur die dem Senator zuständige Tunica laticlavia (S. 465). Und wenn er sich, wie in der Folge, auch gelegentlich reich kleidete, so hielt er sich hierbei doch stets in den Grenzen der unter den Vornehmen überhaupt herrschenden Bekleidungsweise. Auch überschritt er nie die Zahl der ihm als ständige Begleitung zuertheilten zwölf Lictoren.

Diesem Vorgange folgten die Kaiser bis auf Domitian (81—96 n. Chr.). Auch sie beschränkten sich wesentlich auf die übliche vornehme Tracht. Domitian indessen nahm den Purpur wiederum auf. Mit der von ihm selbst geschaffenen Würde eines „Censor perpetuus“ eignete er sich die den Censor auszeichnende purpurne Toga an. Fortan vererbte sich diese Toga als Kaisergewand bis auf Diocletian (284—305 n. Chr.). Abweichend hiervon erschien der inzwischen auf den Thron erhobene syrische Sonnenpriester Heliogabalus (218—222) stets prunkvoll in reich gestickten Gewändern, das Haupt umwunden mit einer weissen, reich mit Perlen besetzten diademförmigen Binde. Diocletian dann wählte für sich einen demähnlichen asiatischen Prunk, wie auch insbesondere goldene, mit Perlen verzierte Armbänder und reich mit Perlen bestickte Schuhe. Diese Weise der Ausstattung ging dann, als Kaiserornat, zunächst auf Constantin über.

Die gleiche Vorsicht, mit der Octavian in seiner Stellung sich selbst bewegte, beobachtete er von vorherein der Magistratur gegenüber. Vor allem hütete er sich die Staatsverwaltung zu verändern, die einmal bestehenden Träger derselben in ihren Befug-

nissen zu berühren. Indessen da man „das Consulat, das ständige Imperium, das Tribunat und das Wichtigste von der Befugniss des Censoramts, das seit Cäsar in der Bezeichnung eines besonderen „Präfectus morum“ von neuer Bedeutung geworden war,“ in seiner Person vereinigte, blieb es denn allerdings nicht aus, dass die Behörden nun neben ihm, als dem „Princeps“ des Staats, mehr zu Scheinmagistraten herabsanken. — Die Zahl der Senatoren, die seit Cäsar mehr als tausend betrug, beschränkte er auf sechshundert, bestimmte als Vorbedingung zur Ernennung derselben ein gewisses Alter, sowie die Vermögenssumme von einer Million Sesterzien, und machte die Würde zu einer erblichen. In Folge dessen verordnete er ferner, dass die Söhne der Senatoren zugleich mit der Toga virilis auch die Tunica laticlavia der Senatoren erhalten sollten. Von den niederen Magistraten ertheilte er unter anderem den vordem wenig besagenden „Magistri vicorum“ das Recht, an gewissen Feiertagen eine Toga praetexta zu tragen und sich von zwei Lictoren begleiten zu lassen. — Ueberhaupt aber erfuhren die mit den einzelnen Aemtern verbundenen äusseren Auszeichnungen vorerst keine Veränderung.

Im weiteren Verlaufe der Kaiserzeit trat hierin allerdings eine Wandelung ein. Die amtlichen Befugnisse lösten sich immer entschiedener in den Eigeninteressen der Kaiser auf, und schufen nun diese neue Behörden, welche ihre Vollmachten dann eben nur noch durch sie ausübten. Von den älteren Magistraturen bewahrte sein Ansehen, wie es scheint, noch am längsten das Consulat, doch wesentlich auch nur dem Namen nach. Seine innere Bedeutsamkeit büsste es namentlich dadurch ein, dass die Dauer dieser Würde bei anderen Personen sich nahezu in dem gleichen Maasse verkürzte, in welchem sie die Kaiser für sich selber beanspruchten, und dass diese mit deren Verleihung immer willkührlicher verfuhren. Schon um 69 n. Chr. sah man gleichzeitig fünf Consule, dann aber unter Commodus sogar nicht weniger als fünfundzwanzig. Und um die Mitte des vierten Jahrhunderts nahm Jovianus selbst nicht Anstand zugleich mit sich auch seinen Sohn, der kaum den Windeln entwachsen war, zum Titular-Consul zu ernennen.

In demselben Maasse nun aber, in dem dieses Amt an Bedeutung verlor, ward es nach aussen hin zunehmend reicher ausgestattet. So erschienen vermuthlich bereits seit der Mitte des dritten Jahrhunderts die Consule bei ihrem Amtsantritte im Triumphatorornat, in der „Tunica palmata“, der goldgestickten „Toga picta“ (S. 479), in goldgestickten Schuhen und mit einem „Scipio“, einem kurzen goldenen Stabe, den ein goldener Adler oder sonstiges Bildwerk krönte (*Fig. 358. a*); ausgezeichnet noch ausserdem durch die „Sella curulis“, und durch eine Umwindung mit Lorber der von ihren Lictoren getragenen Fasces mit den Beilen; die Lictoren wahrscheinlich geschmückt mit purpurner Tunica.

Aehnlich wie mit der Würde des Consuls verhielt es sich mit der des Prätors, des Quästors, der Aedilität, des Volkstribunats u. a.

Fig. 358.



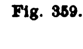


Fig. 359.



Bei diesen trat nunmehr überdies auch ein Unterschied zwischen wirklich Ausübenden („Functus“) und nur so Betitelten ein. Die Letzteren erhielten zugleich mit dem Titel die mit dem entsprechenden Amte verbundenen Abzeichen entweder ausschliesslich, oder wurden noch ausserdem in den betreffenden Rang des Senats aufgenommen. Somit denn gliederten sich deren Abzeichen, wohl ebenfalls wie die der Consuln unter zunehmend reicherer Gestaltung (*Fig. 359. a, b; Fig. 358. bb*), in „Ornamenta praetoria“, = „aedilitia“ und = „quaestoria“. Das Volkstribunat blieb ohne „Ornamenta“.

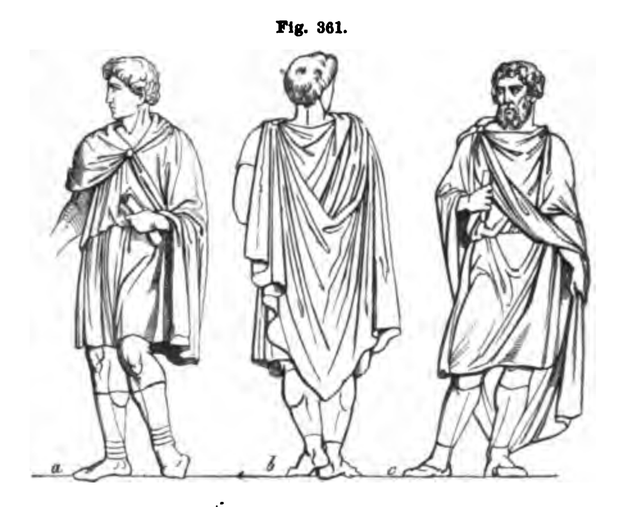
Fig. 360.



Die von den Kaisern sonst noch ernannten, zum Theil neu geschaffenen Behörden erhielten ein mehr soldatisches Gepräge. Fast insgesammt in der Eigenschaft von Oberbefehlshabern von Truppen, die in Rom in Besatzung lagen, waren sie meist als Statthalter („Praefecti“) in verschiedene Präfecturen getheilt. Unter ihnen den ersten Rang nahm

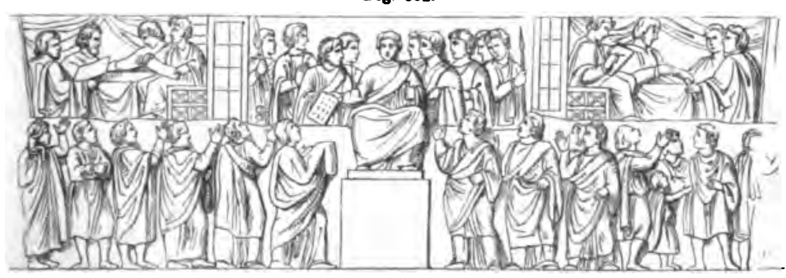
der Praefectus praetorii ein. Ihm war es verstattet sich, ausser den Fasces, gleich wie in der späteren Zeit den höchsten Beamten überhaupt, eines eigenen Wagens („Carpentum") zu bedienen. Ihm dem Range nach zunächst stand der „Praefectus urbi". Dem folgte der „Praefectus vigilum", und diesem als das Haupt der Marktpolizei der „Praefectus annonae". Die

Fig. 361.



äussere Stellung dieser Beamten bestimmte deren Ausstattung. Sie trug bis zu den Lictoren herab (*Fig. 360*) ein vorwiegend soldatisches Gepräge. Hauptstücke derselben waren ein dem Soldatenmantel („Sagum") ähnlicher Schulterumhang (*Fig. 361. a—c*) und ein Gürtel („Cingulum") von rothem Leder mit goldener oder

Fig. 362.



doch vergoldeter Schnalle. — Daneben blieb für gewisse Aemter stets eine der bürgerlichen Kleidung entsprechende Bekleidung üblich. Dahinzu kam, wie es scheint, seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts als ein besonderes Abzeichen nun wiederum bestimmter Beamten, vielleicht für den Consul oder Senator, eine breite Schärpe,

die über die linke Schulter gehängt ward, und von dieser sich nahezu bis zur rechten Hüfte ringsum erstreckte (*Fig. 363. a—c; Fig. 362;* vergl. *Fig. 358*).

Fig. 363.



Kriegswesen.

Obschon auf der Kriegstüchtigkeit des Volks die Grösse und das Gedeihen des römischen Staats überhaupt beruhte, so lässt sich doch deren Herausbildung zu einem geordneten Kriegswesen ebensowenig wie die der übrigen Seiten des römischen Lebens bis zum Ursprunge zurückverfolgen. Auch noch für die Zeit von Marius bis auf Augustus, im einzelnen selbst noch später, fehlt es darüber nur zu oft an durchaus widerspruchsfreien, zu einem Ganzen sich fügenden Berichten. Fast völlig dunkel aber bleibt die Gestaltung des etruskischen Kriegswesens.

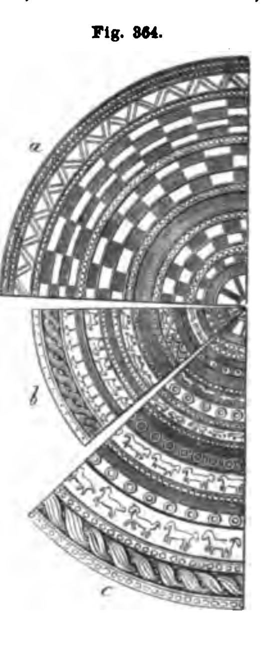
Waffen und Bewaffnung.

Die Rüstungsstücke wurden hauptsächlich aus Kupfer oder Bronze und aus Eisen gefertigt. Die Benennungen „Aes“ für Kupfer und „Ensis“ für Schwert wurzeln in dem sanscritischen „Asis.“ — Ob man den Bedarf an Metall gleich anfänglich dem Inlande verdankte oder zunächst aus der Fremde bezog, lässt sich nicht entscheiden. Vielleicht erhielt man den grösseren Theil an Erz und Eisen von der Insel Aethalia (Ilva; Elba). Von den Etruskern wird erzählt, dass sie von hier den Eisenstein verfuhren, in Populonia schmolzen und dann so in den Handel brachten. — Das Zinn bezog man vermuthlich zuvörderst von den westlichen

Inseln Englands, den sogenannten Cassiteriden; später vielleicht auch von Portugal und Gallicien. Das Blei wurde zum Theil, doch auch verhältnissmässig erst spät, durch eigenen Bergbau gewonnen. — In Folge der ausseritalischen Kriege lernten die Römer dann insbesondere den spanischen und norischen Stahl und die orientalischen Klingen schätzen.

Grössere Metallarbeiten, wie Schilde, Panzer u. dergl. pflegte man aus dem Ganzen zu treiben, seltner aus Stücken zusammenzustiften oder durchaus zu giessen. Verzierungen wurden theils gegossen, mehrentheils aber geprägt; letzteres, ausser auf Metall, auch auf Holz und Leder. Auch schnitzte man solche aus Elfenbein, und stellte sie durch Einlegen von Elfenbein, farbigem Glase, Schmelz u. s. w. her. — Eine ausgedehnte Verwendung fand seit frühster Zeit auch das Leder, sowohl zur Anfertigung von Unterfutterungen als auch von selbstständigen Ausrüstungsstücken, wie Waffenröcken u. a. m. — Als Hauptwerkstätte von Kriegswaffen galt bis in die spätere Zeit das uralte Arretium (Arezzo).

Fig. 364.



Wie erzählt wird, bestand die Schutzbewaffnung bereits unter Servius Tullius (576—534 v. Chr.) aus Schild, Helm, Panzer und Beinschienen.

Der Schild der Etrusker glich wesentlich den altvorderasiatischen und altgriechischen Schilden. Derselbe bestand vorwiegend aus Bronze, war, bei einem Durchmesser bis zu drei Fuss, kreisförmig, oberhalb vom Mittelpunkt aus in umlaufenden Kreisen verziert, und innerhalb mit zwei Handhaben versehen (*Fig. 364. a—c; Fig. 372. a*).

Von dem römischen Schilde nahm man an, dass er anfänglich viereckt war, dieser dann durch den etruskischen Rundschild („Clipeus; Aspis") verdrängt wurde, und dass man zur Zeit des Servius Tullius den samnitischen Schild, das „Scutum", entlehnt habe. — Wahrscheinlicher ist, dass man das „Scutum" den späteren Griechen verdankte, die es als „Thürschild" („Thyreos") führten, und dass den Römern überhaupt, nächst einem nur kleinen Rundschilde (*Fig. 365*), viereckte Schilde stets eigen waren.

Ueber das „Scutum" bemerkt Polybios, dass es vor seiner Zeit eben hinreichte, um die Brust zu bedecken, nur mit Leder überzogen war, und namentlich von den Reitern angewandt wurde. Nach Athenäus betrug seine Länge, bei zwei und einem halben Fuss Breite, nicht weniger als vier Fuss, und war aus hölzernen

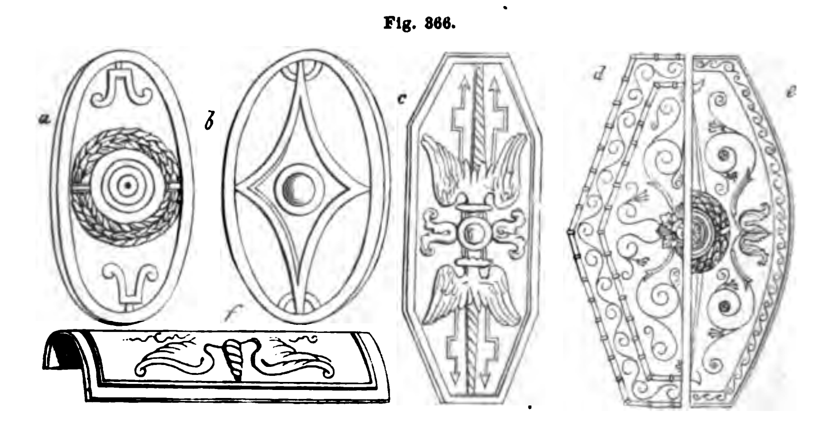
Platten gleichsam halbröhrenförmig gebogen, so dass es zugleich die Seiten schützte (*Fig. 366 f.*) Seit Camillus soll es dann am oberen und unteren Rande durch Metall verstärkt worden sein; später, wie aus Livius und nun auch aus Darstellungen erhellt, wechselte es seine Form, indem man es unterwärts zuspitzte. — Auf Darstellungen aus der Kaiserzeit zeigt es nicht mehr die frühere Grösse, auch nicht mehr durchweg die frühere Gestaltung. Dagegen erscheint es nun meist reich verziert, welche Art der Verzierung überhaupt in metallnen Beschlägen bestand (*Fig. 366. a—f*). — In der Folge erhielten die Schilde einer jeden Cohorte das gleiche Bild, und jedes Schild auf der Innenseite den Namen seines Eigners, den seiner Cohorte und Centurie.

Fig. 365.



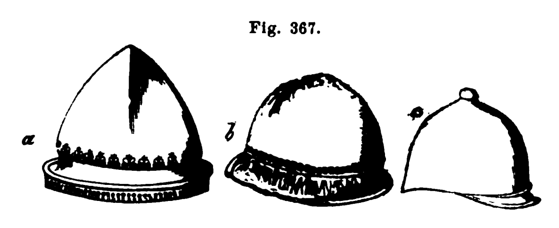
Der „Clipeus“ („Clipeum“) oder die „argolische Aspis“ war, eben wie der etruskische Schild, kreisrund und wohl gänzlich von Erz (vergl. *Fig. 223. a, b*). Er war den Faliskern besonders

Fig. 366.



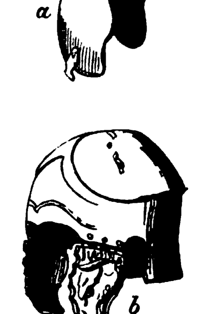
eigen. — In Weiterem kam für die „Velites“ ein leichter runder lederner Schild von etwa drei Fuss im Durchmesser, die „Parma“ in Aufnahme. In den kaiserlichen Heeren führten einzelne Abtheilungen demähnliche, ovale Schilde mit verzierenden Metallbeschlägen (*Fig. 366. a, b*). — Sämmtliche Schilde hatten zwei Handhaben.

Fig. 367.



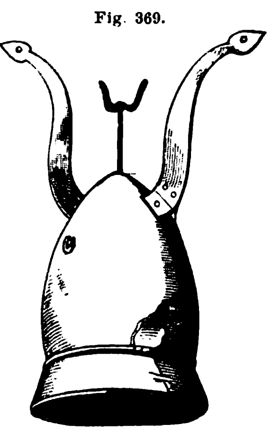
Helme und Helmkappen, vermuthlich der frühsten Zeit angehörend, wurden sowohl in Etrurien als auch im übrigen Italien gefunden. Sie sind gemeiniglich aus Bronze getrieben. Die in Etrurien aufgefundenen entsprechen ihrer Grundform nach zumeist den altasiatischen Pickelhauben (vergl. *Fig. 83. a—c, g*; *Fig. 145 ff.*). Einzelne von ihnen sind rundlicher (*Fig. 367. a—c*), auch mit etruskischer Schrift bezeichnet (*Fig. 367. b*), theils auch mit einem Visir versehen, welches die Form des Gesichts nachahmt. Andere, von ähnlicher Gestaltung, haben, bei auch sonst reicherer Durchbildung, bewegliche verzierte Ohrenklappen (*Fig. 368. b*); ebenso einige einfachere von mehr breitkegelförmiger Erhebung (*Fig. 368. a*). — Ein aus Sardinien stammendes Erzbild zeigt eine Helmkappe mit Hörnerschmuck, und ein bei Canosa gefundener hoher breitkegelförmiger Helm trägt auf der Spitze einen senkrecht stehenden, gabelartig endigenden, und daneben, zur rechten und linken, einen nach auswärts geschwungenen Stab, welche wohl sämmtlich zur Befestigung von besonderen Schmucktheilen dienten (*Fig. 369*).— Die in „etruskischen" Vasenbildern und an etruskischen Bronzefiguren dargestellten Helme stimmen im Wesentlichen mit den altgriechischen überein. Sie erscheinen fast durchgängig mit einem Helmbusch geziert (*Fig. 372. a, b*); ein Schmuck, welchen Livius auch den Samniten zuschreibt.

Fig. 368.



Den frühsten Kopfschutz überhaupt bildete wohl jedenfalls eine Kappe von Fell oder Leder. Von den Römern als „Galea" bezeichnet, wurde von ihnen diese Bezeichnung dann auf jedweden Helm übertragen. Bei ihnen soll der mit hoher Zierde („Crista") versehene Erzhelm („Cassis") im jüngeren Verlauf der Republik, und daneben, während der Kriege mit Etrurien, unter Camillus (396—368 v. Chr.) eine Art gestählter (?) Helme eingeführt worden sein. — Zur Zeit da Polybios in Rom weilte (166—149 v. Chr.), bestand der Helmbusch aus drei rothen oder schwarzen Federn; später wählte man hierzu am liebsten Federn von germanischen Gänsen, und zu umfangreicheren Büschen gefärbte Rosshaare. Nach Vegetius, im vierten Jahrhundert, scheint ein derartiger Schmuck nur

Fig. 369.

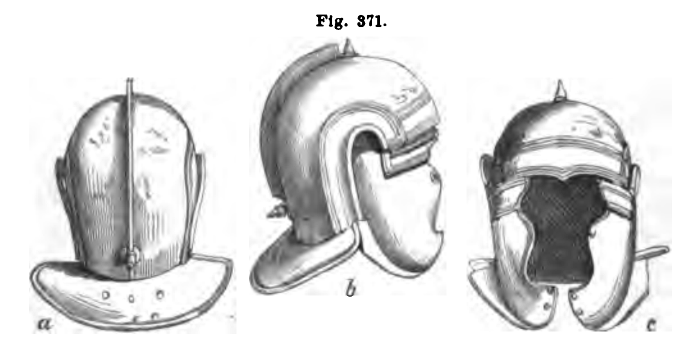


die Oberfeldherrn und die Abtheilungsführer von je fünfzig und hundert Mann, die „Centurionen“, bezeichnet zu haben. Auf dem Marsche pflegte man diesen Schmuck nicht zu führen, sondern vorher abzunehmen. — Von den auf der Trajanssäule und auf anderen Denkmalen aus der Kaiserzeit vielfach verbildlichten Helmen zeigen die der Oberanführer ein vorwiegend spätgriechisches Gepräge (*Fig. 370. a—c, f*), die Kappen der niederen Truppen dagegen durchweg eine Form, welche wahrscheinlich macht, dass sie aus Leder gefertigt und durch darüber angebrachte metallne Bügel verstärkt waren (*Fig. 370. d, e*). — Zufolge einer Nachricht Arrians trugen die seit Hadrian (117—138 n. Chr.) zur Legion gehörenden Reiter einen eisernen, vergoldeten Helm mit einem Gesichtsschutz und einem Schmuck von langen rothgefärbten Rosshaaren; von da an bis auf Constantin die Legionen im Allgemeinen nur noch pannonische Hüte („Pilei“). Ein bei Neuwied gefundener, unzweifelhaft römischer Helm (*Fig. 371. a—c*) dürfte aus dieser Zeit herrühren. Derselbe ist von Eisen, stellen-

Fig. 370.



Fig. 371.

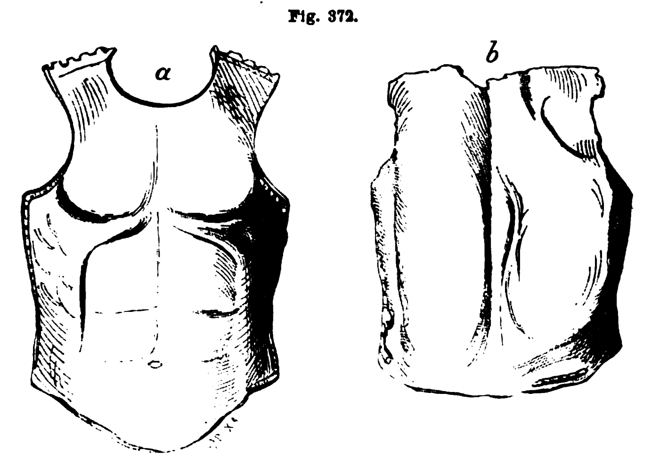


weis mit Bronze verziert. Aus letzterem bestehen das Stirnband, die Seitenbeschläge der Kappe, die Einfassung des Nackenschirms und die beweglichen Schliesse an den Wangenbändern.

Auch von Brust- und Rückenpanzern wurden theils in Etrurien, theils im mittleren Italien mancherlei Ueberreste entdeckt. Sie und einzelne ebenfalls hier aufgefundene Bronzefiguren (*Fig. 372.*

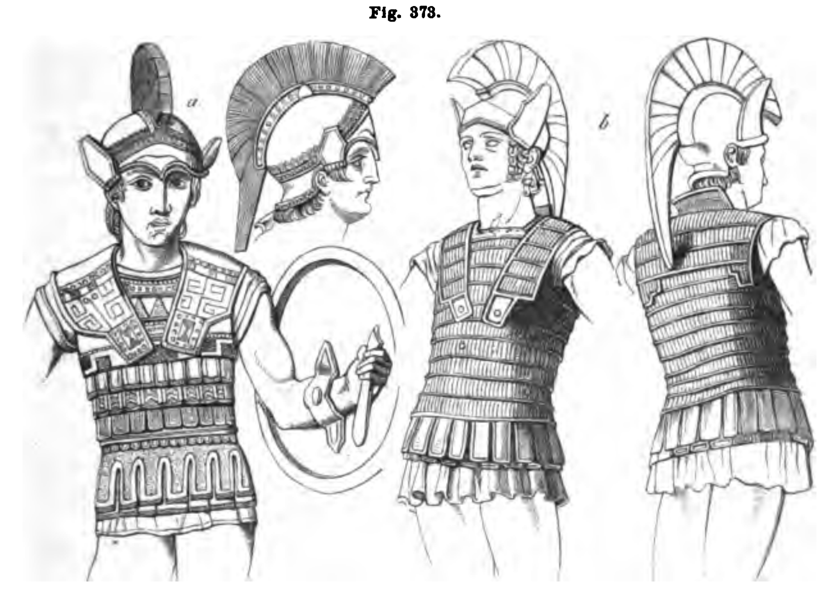
a, b) bestätigen den frühzeitigen Gebrauch sowohl ganzer nach den Formen des Körpers aus Bronze getriebener Platten (*Fig. 372. a, b*), als auch einer Bedeckung mit Schuppen und beweglichen Schienen,

Fig. 372.



nicht unähnlich den altvorderasiatischen und assyrischen Panzerjacken, sowie auch den Gebrauch von Schulterstücken (*Fig. 373. a, b;*

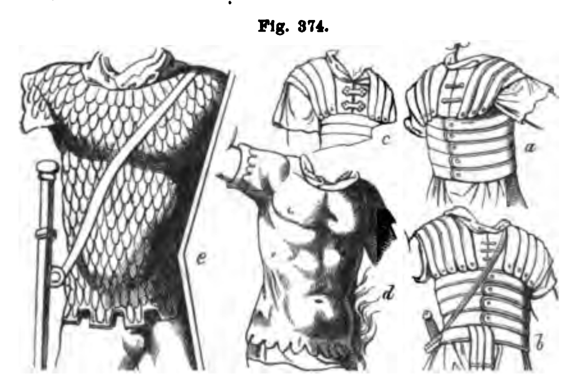
Fig. 373.



vergl. *Fig. 83. a, f, g; Fig. 86. d—f; Fig. 148. a*; *Fig. 234*). Noch fernere Verbildlichungen zeigen auch eine den späteren griechischen Harnischen fast völlig entsprechende Harnischform.

Die Panzer bestanden anfänglich, und zum Theil bis in die späteste Zeit, ausschliesslich aus Lederwerk („Lorum“). Ein solcher Panzer hiess „Lorica“. Gleichwie die Bezeichnung der anfänglich allein üblichen Fellkappe für die Helme überhaupt in Anwendung kam, ebenso wurde jene Bezeichnung für jedwede Art von Brust- und Rückenbepanzerung stehend. — Zufolge bildlicher Darstellungen, vornämlich aus der Kaiserzeit, trugen die niederen Truppen einestheils, also fortdauernd, Jacken von Leder oder sonstigem Stoff („Loricae linteae“), die, den Körper eng umschliessend, bis weniges über den Unterleib reichten, mit kurzen Schulterermeln (*Fig. 374. d*), anderntheils bis zu den Hüften sich erstreckende Jacken mit darum befestigten Schienen („Loricae ferreae“). Diese Schienen („Laminae“) bildeten schmale Bänder, wohl hauptsächlich von Eisen oder Stahl. Sie bedeckten, neben einander geordnet, den Theil von den Hüften bis unter den Armen und beide Schultern je vorn und rücklings bis weniges unter die Brust, waren unter sich vernietet und, wie es scheint, leicht verschiebbar (*Fig. 374. a—c*). Bisweilen beschränkte man sich auf eine Verwendung nur der Brust- und Rückenschienen. Mitunter, bereits zur Zeit des Polybios, pflegte man auch einzig die Brust mit einem etwa dreiviertel Fuss hohen Eisenblech („Kariophylax; Pectorale“) unter dem Lederwerk zu bedecken. Im Verlauf der späteren Kaiserzeit begnügte man sich mehrentheils lediglich den Unterleib durch ein länglich vierecktes Blech zu schützen. Ein solches Blech war gewöhnlich längs dem unteren Rande dicht mit langen metallnen Kettchen, die in Zierstücken endigten, behängt und ward dem Hüftgürtel untergeschnallt (*Fig. 375*). — Daneben bestanden Schuppenpanzer (Loricae squamatae“ oder „plumatae“; *Fig. 374. e*) und, noch während der Republik, als zunächst von den Galliern entlehnt, aus kleinen eisernen Ringen zusammengefügte kurze Röcke („Loricae hamatae“).

Fig. 374.



Diese letzteren Formen indessen wurden, ausser von fremden Hülfstruppen, denen sie eben volksthümlich eigneten, wohl nur von besonderen Abtheilungen und einzelnen Oberanführern getragen; ebenso die nach den Formen des Körpers aus dem Ganzen getriebenen Platten (*Fig. 376; Fig. 377*). Bei diesen wurden Vor-

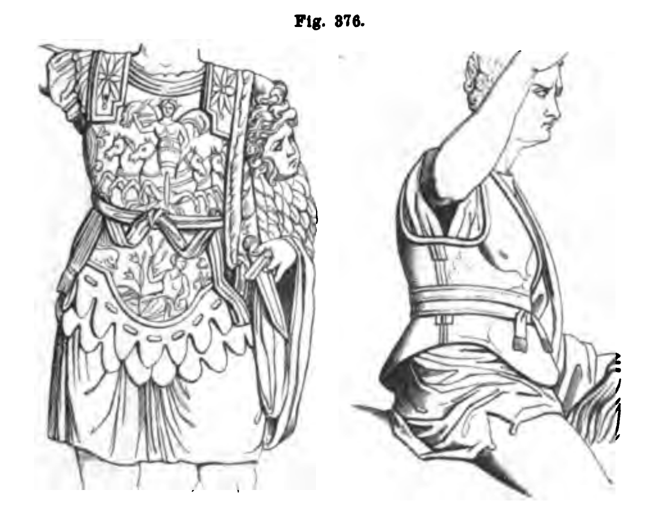
der- und Rückentheil da, wo sie an den Seiten und oberwärts zusammenstiessen, mit Charnieren und Häkchen verbunden (*Fig. 376. b*). Im Uebrigen liessen die Oberanführer, wie insbesondere die Höchstgestellten, ihre Rüstung überhaupt, und so auch ihre Brustpanzer, je nach eigenem Ermessen, zumeist besonders kostbar beschaffen, gemeiniglich entweder aus Metall, reich geschmückt in getriebener Arbeit (*Fig. 376. a*), oder aus Leder mit darauf befestigten metallnen Zierrathen (*Fig. 377. a*). — Diese Harnische insgesammt erstreckten sich, im Gegensatz zu den griechischen Harnischen, die über den Hüften gerade abschlossen, in rundlicher Ausladung über den Unterleib und waren, nun ähnlich wiederum wie jene, unten herum dicht mit kleinen beweglichen, meist gleichfalls verzierten Plättchen besetzt (*Fig. 376.; Fig. 377. a—c*).

Fig. 375.



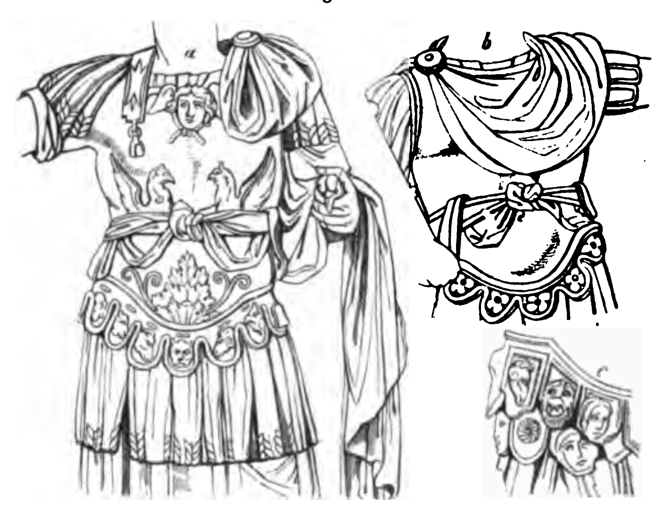
Der zum Panzer gehörende Hüftgürtel („Cingulum militare") war theils von elastischem Bronzeblech, zum schliessen mit einfachem oder

Fig. 376.



mit doppelten Haken und Oese (vergl. *Fig. 170. a—e*), theils, und später wohl vorwiegend, von Leder mit Metallwerk beschlagen (*Fig. 375*). Die ledernen Gürtel wurden geschnallt. Zu dem Zweck

Fig. 377.



waren sie, namentlich in der späteren Kaiserzeit, mit mehren längeren Schnallriemen versehen, damit, falls der gerade verwendete Riemen etwa unbrauchbar werden sollte, er sofort ersetzt

Fig. 378.



werden konnte (*Fig. 378. a, b*). Die Riemen selbst waren an ihrem Ende mit einer metallnen Spitze beschlagen. Auch gab es Doppelgürtel von ähnlicher Beschaffenheit.

Die Beinschienen („Ocreae“) glichen zum Theil völlig denen der Griechen. Hauptsächlich aus Bronze oder Eisen getrieben, bisweilen erhoben verziert, und mit Leder oder Wolle gefüttert, umgaben sie den Unterschenkel von den Knöcheln bis über die Knie entweder vollständig oder nur vorn und zu den Seiten (*Fig. 379*; *Fig. 380*). Im ersteren Falle wurden sie rücklings, wie es scheint,

Fig. 379.

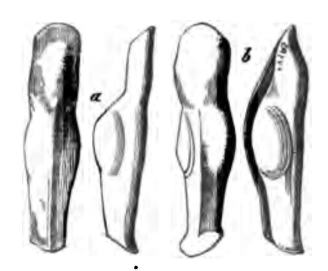


Fig. 380.



dichtgeschnürt, im anderen Falle vermittelst zwei an ihnen befindlicher Schnallen und Riemen eben nur angeschnallt. — Auch von solchen Schienen haben sich mehre erhalten. Diese bestehen aus ziemlich dünnem, doch hartem elastischem Bronzeblech (*Fig. 379*), und sind darunter einzelne mit etruskischer Schrift bezeichnet (*Fig. 379. b*). — Zudem gab es ähnliche Schienen für den linken Unterarm. Ihrer bedienten sich die Bogenschützen zum Schutz gegen den Anprall der Bogensehne (vergl. *Fig. 27. f; Fig. 83. h; Fig. 148. d*).

Fig. 381.



Die Fussbedeckung bildete eine starksohlige Sandale, folgends eine besondere Form („Caliga“), bestehend aus eben solcher Sohle, doch mit davon zahlreich ausgehenden Riemen, bestimmt um dicht nebeneinander bis über die Knöchel geschnürt zu werden, so dass sie den Fuss durchaus umschlossen. Dieser Schnürsohle verdankte der Kaiser Cäsar Germanicus (12—41 nach Chr.), da er als

Kind solche getragen, den Beinamen „Caligula". — Die Oberanführer und Feldherrn trugen durchweg leichtere, vorn breitoffene Schnürsohlen, zumeist von reicher Ausstattung (*Fig. 381*). —

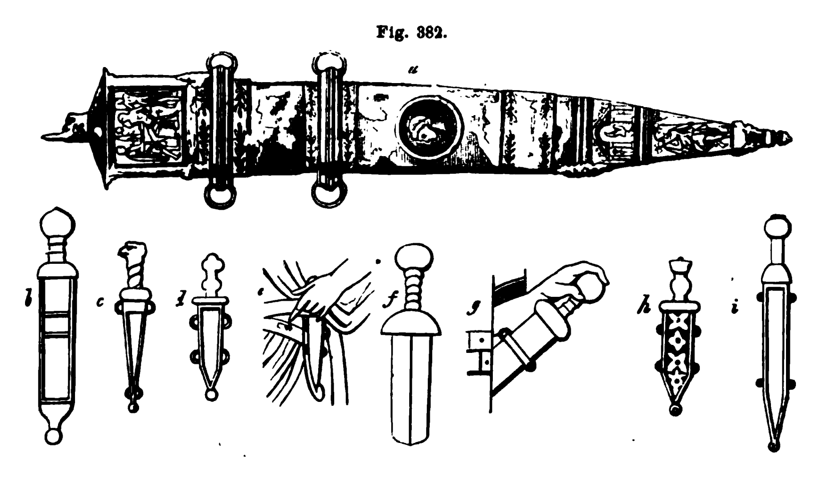
Die Angriffswaffen bestanden, vermuthlich bei Etruskern und Römern anfänglich gleichmässig, vorwiegend in Speer und Schwert.

Der Speer („Hasta") hatte wahrscheinlich in früher Zeit die Form der Lanze („Lancea"). So soll derselbe nach Dionysios, als Hauptangriffswaffe der Etrusker, den altgriechischen langen Stosslanzen entsprochen haben (*Fig. 231*; *233; 235*), und durch Servius Tullius auch in dieser Gestalt beim römischen Heer eingeführt worden sein. — Daneben gab es im etruskischen als auch im römischen Heere, in diesem bis in die späteste Zeit, mannigfach kürzere Speere („Hastae velitares"), Spiesse („Gaesa") und leichte Wurflanzen („Lanceae; Jacula"). — Die grösseren Speere erhielten mehrfach am unteren Ende eine metallene Spitze („Spiculum"), um sie in die Erde stossen zu können; auch wandte man diese Spitze bei etwaigem Verlust der eigentlichen Klinge („Cuspis") statt dieser an. Die Klingen waren, je nach dem Zweck, von sehr unterschiedlicher Länge und Breite, gemeiniglich scharflanggezogen, rauten- oder blattförmig, mit schmaler Dülle auf dem Schaft befestigt, anfangs hauptsächlich von Bronze, später durchgängiger von Eisen. Die Wurflanzen insbesondere, doch auch die längeren Stosslänzen wurden gelegentlich, um sich ihrer wirksamer zu bedienen, unterhalb der Mitte des Schafts mit einem eigenen Hand- oder Schleuderriemen versehen („Hastae amentatae"). — Als Auszeichnung für Tapferkeit ward eine Lanze ohne Klinge („Hasta pura") verliehen.

Seit Camillus (396 vor Chr.) ward unter den Fusstruppen, wie man annahm durch ihn selbst, eine eigene Art von Wurfwaffe, das „Pilum", allgemein gebräuchlich. Diese Waffe bestand nach einzelnen, allerdings späteren Angaben, in einem runden oder viereckten, etwa vier Fuss drei Zoll langen und zwei und dreiviertel Zoll starken Schaft und einer daran besonders befestigten verhältnissmässig sehr dünnen Klinge. Die Klinge war so lang wie der Schaft, von Eisen, am oberen Ende gestählt, bis zur Hälfte gabelförmig getheilt, und mit diesen Theilen vermittelst Nägeln um den Schaft, doch so leicht befestigt, dass die Waffe, wenn sie wo haftete, sich durch ihre Schwere umbog, mithin an Schilden u. s. w. eine schwer zu entfernende Last abgab, und nun überdies unbrauchbar war, also seitens des Feinds nicht verwandt werden konnte. — Durch Marius (120—86 vor Chr.) dann trat die Veränderung ein die Klinge, anstatt gabeltheilig, nur einfach, flach, an den Schaft zu nieten, oder, dreikantig zugespitzt, bis zur Hälfte ihrer Breite in ihn einzunuten, so dass eine ihrer Seiten offen zu Tage lag, und durch hölzerne Stifte lose zu festigen. — Nach Polybios hatte die Klinge einen scharfen Widerhaken

und der Schaft am unteren Ende einen spitzen eisernen Schuh; auch ward der Schaft gemeiniglich, zu mehrer Verstärkung des Wurfs, mit einem Schleuderriemen versehen. Zum Wurf setzte man, umgekehrt wie zum Hieb, das linke Bein voran. — Neben dem Pilum führte man, gewöhnlich zugleich mit diesem, einen leichteren Wurfspiess, vielleicht von ähnlicher Gestaltung. Von solcher Art waren vermuthlich das „Spiculum“ und „Vericulum“, beide seit Hadrian vornämlich üblich.

Fig. 382.



Das Schwert („Gladius“) war ebenfalls anfänglich vorwiegend von Bronze, später gemeiniglicher von Eisen. Das Schwertgehenk hiess „Balteus“ und soll diese Bezeichnung etruskischen Ursprungs sein. Ein solches Gehenk bildete ein zum schnallen eingerichteter, meist mit Metallwerk beschlagener Riemen, bestimmt um über eine der Schultern, quer um Brust und Rücken, gehängt zu werden.

Fig. 383.



Zu den alteinheimischen Schwertern, welche wohl den in den nördlichen Ländern vielfach aufgefundenen bronzenen Schwertern entsprochen haben dürften (S. 281), kamen seit dem zweiten punischen Kriege (218—201 vor Chr.) das spanische Schwert („Gladius hispanus“) und das gallische Schwert hinzu. Ersteres war leicht handlich, kurz und scharf zugespitzt, so dass es sich vorzugsweise zum Stich, mithin zum Nahe-Kampf eignete, ohne zum Hieb untauglich zu sein; längs der Mitte verstärkt, hatte es scharf abfallende Schneiden. Seine Länge betrug etwa zwei Fuss, seine Breite etwa drei bis vier Zoll (*Fig. 382. b, f, g, i*). Das gallische Schwert war lang, ohne Spitze. — Getragen wurde das Schwert überhaupt entweder

am Hüftgürtel oder an jenem erwähnten Schulterriemen, dem „Balteus", bis zur Zeit Vespasians (70—79 nach Chr.) fast ohne Ausnahme an der rechten Seite (*Fig. 374. e*). Von da an ward es allgemein üblich nächst dem Schwerte einen Dolch zu führen (*Fig. 382. c, d, e, h*), und nun diesen rechts, das Schwert links zu befestigen. Seitdem auch wechselte man hierin, pflegte auch, vornämlich seit Trajan (98—117 nach Chr.), das Schwert beträchtlich hoch zu gürten (*Fig. 383*). Dazu kamen nach Hadrian (117 bis 138), vermuthlich von fremden Truppen auf die Legionen übertragen, auch sehr lange Schwerter („Spathae") in Gebrauch. — Die Scheide bestand zumeist aus Holz und einem Ueberzug von Leder, durch metallne Beschläge verstärkt. Sie und den Griff liebten Vornehme besonders reich ausstatten zu lassen (*Fig. 382. a*).

Bogen und Pfeil fanden im Heer wesentlich erst durch ausheimische, vorwiegend asiatische Hülfstruppen, Verwendung. Auch blieb solche fast auf diese beschränkt. Und so auch blieb die

Fig. 384.

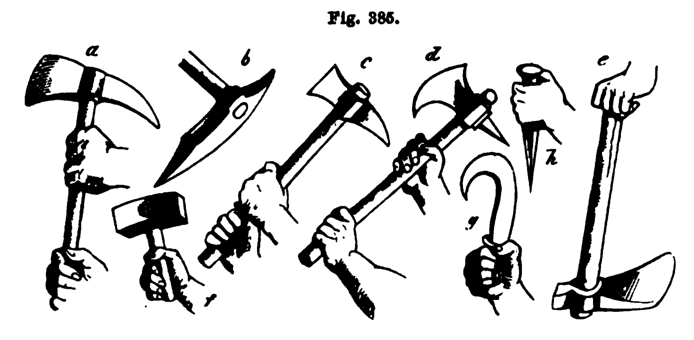


Beschaffenheit dieser Waffe an sich, abgesehen vielleicht von einzelnen Wandelungen in der Verzierungsform, die ihr volksthümlich eigene (*Fig. 384. a—c*). Ebenso in Betreff des Pfeilköchers und der Weise ihn zu tragen. — Später allerdings fertigte man die Bögen bisweilen gänzlich aus Stahl.

Aehnlich verhielt es sich mit der Schleuder („Funda"). Auch sie wurde dem Heere erst durch fremde Hülfstruppen zugeführt. Zu diesen Truppen zählten vor allem die in Handhabung dieser Waffe berühmten spanischen Inselvölker (S. 298). Die Schleuder selbst bildete ein langer inmitten zur Aufnahme des Geschosses rundlich ausladender Riemen (*Fig. 387*). Später, unter Trajan, (98—117 n. Chr.), brachte man ausserdem Stockschleudern („Fustibali") in Anwendung, damit man nun eine besondere Abtheilung (Fundibulatores") bewaffnete. Bei dieser Schleuder war, nach Vegetius, der Schleuderriemen mit einem Ende an der Spitze eines vier Fuss langen Stabs befestigt. Der Riemen reichte von seinem

Auflager bis zum anderen Ende des Stabs und wurde, zum Zweck des Wurfs, mit dem Stabe zugleich mit beiden Händen festgehalten, mehremal um den Kopf geschwungen und, glaubte man sich des Ziels sicher, der Riemen plötzlich losgelassen. — Als Geschosse verwandte man zuerst gewöhnliche, roh belassene Steine. In der Folge wurden solche theils eigens zugehauen („Lapides

Fig. 385.



missiles"), theils durch runde oder eiförmig gegossene bleierne Stücke („Glandes") ersetzt; auch schleuderte man gelegentlich „Brander". — Ausserdem warf man aus freier Hand, nächst Steinen u. dergl., kleine, etwa acht Zoll lange Pfeile, deren Schaft, eine Spanne lang, zu drei Flügeln ausgestaltet war.

Aexte, Beile, einfache und doppelte; Hämmer, Picken u. dergl., dienten hauptsächlich als Kriegshandwerkszeug, wohl nur gelegentlich, im Nothfall, als Waffe. Ihre Klingen bestanden aus Eisen, und glichen der Form nach wesentlich den gegenwärtig üblichen (*Fig. 385. a—h*).

Fig. 386.



Die Bekleidung der Truppen war wohl durchgängig eine bestimmte. In früher Zeit soll sie einestheils einzig in der Toga, anderntheils, so für die Reiterei, in der Trabea bestanden haben (S. 466). Diese Gewänder wurden, freierer Bewegung wegen, nach „gabinischer" Weise geschürzt. Auch hiess diese Schürzung selbst „Cinctus Gabinus". Bei der Toga geschah sie, indem

man jenen Theil derselben, der bei sonst üblicher Anordnung (S. 432), von der Schulter rückwärts fiel (*Fig. 307. a—c*), um die Hüften zusammenzog und mit seinem Ende durch die Faltenmasse steckte (*Fig. 386. a*); die Trabea wurde wahrscheinlich nur als schmale Faltenwulst um den Oberkörper und die Hüften geschlungen (*Fig. 386. b*).

Fig. 387.



An die Stelle dieser Bekleidung traten wohl sicher schon frühzeitig die dann überhaupt üblichen Kriegsgewänder. Es waren dies für die niederen Truppen zunächst eine Tunica mit sehr kurzen Schulterermeln und ein wollner viereckter Umhang („Sagum; Sagulum“), der auf der rechten Schulter vermittelst einer Spange befestigt ward (*Fig. 387*). Er entsprach der griechischen Chlamys (*Fig. 199. a*). — Dahinzu kamen, wie schon erwähnt (S. 438), veranlasst durch die nordischen Kriege, zuerst engere Kniehosen (*Fig. 389. b; Fig. 390*), dann, etwa seit Hadrian, weitere lange

Fig. 388.

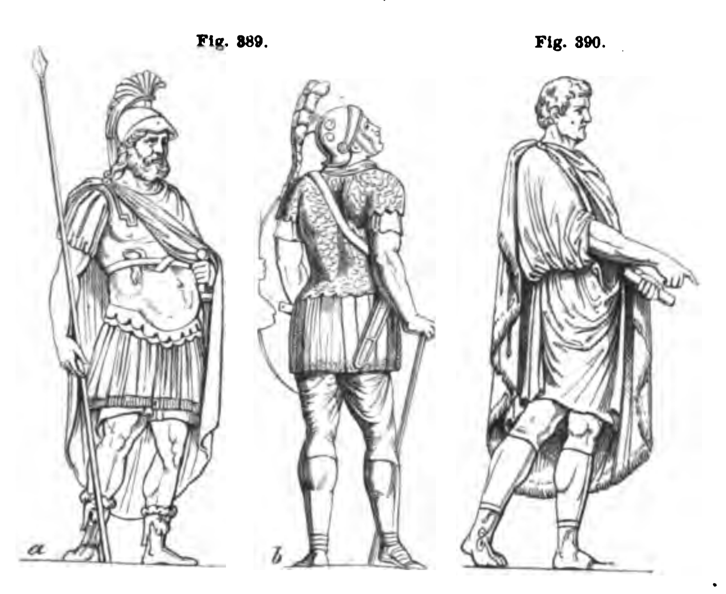


Beinkleider (*Fig. 388*), und statt der kurzermeligen Tunicen theils Tunicen mit langen Ermeln (*Fig. 388*) theils ein dem gallischen Rock („Caracalla“) ähnliches Gewand. Letzteres war diesem Rock

(S. 264) nachgebildet, wesentlich nur einiges länger, bis etwas über die Knie reichend, und häufig mit einer Kapuze versehen: eine Gestaltung, welche es durch den Kaiser Antonius Bassanius erhielt, in Folge dessen man diesem selbst den Beinamen „Caracalla" gab.

Von dieser Bekleidung unterschied sich, abgesehen von letzterer Form, die der Anführer und selbst der Feldherrn hauptsächlich nur durch Feinheit des Stoffs und durch die Art des Schulterumhangs. Ihr Umhang war von beträchtlichem Umfang (*Fig. 389. a*), und der der Oberfeldherrn als „Paludamentum" ausserdem weiss, scharlach-, oder purpurfarben (*Fig. 390*). Die Oberfeldherrn hatten je eine bestimmte Anzahl Lictoren, welche, wie es das Kriegsrecht mit sich brachte, die Fasces mit den Beilen

Fig. 389. Fig. 390.



führten. — Zu den Abzeichen der Centurionen gehörte ein starker Rebenstock („Vitis"), der ihnen zugleich als Strafmittel diente (*Fig. 389. b*), und zu der kleidlichen Ausstattung der Kriegsmusiker und Feldzeichenträger, mindestens seit Trajan, ein in einem Löwenfell bestehender Kopf- und Rückenbehang (*Fig. 391. a, b; Fig. 392. a*).

Die Musiker führten als Tonwerkzeuge die „Tuba", das „Cornu" und die „Bucina". Je nachdem hiessen sie selber „Tubicines", „Cornicines" und „Bucinatores". Die „Tuba" glich einer langen glattröhrigen Trompete (*Fig. 392. b*); das „Cornu" war vermuthlich ein grosses im Halbkreis oder im nahezu vollen Kreise gebogenes Rohr (*Fig. 392. a*), und die „Bucina" einestheils eine langtrichterförmige, schneckenartig gewundene Trompete, anderntheils ein nur

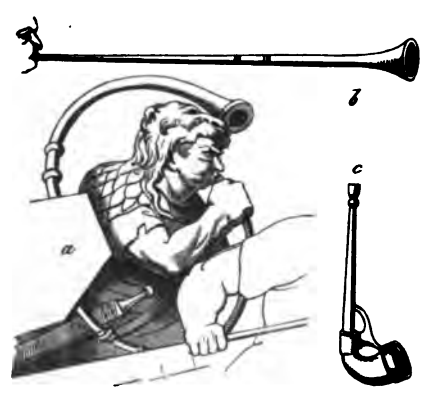
leicht gekrümmtes, ebenso gewundenes Horn. — Dahinzu trat für die Reiterei der „Lituus“, eine Art kurzer Zinke (*Fig. 392. c*). — Durch die Tuba ward das Zeichen zum Angriff und zum Rück-

Fig. 391.



zug gegeben, durch das Cornu vornämlich der Aufbruch des Heers verkündet, und durch die Bucina vorzugsweise die Nachtwacht (Vigilia) angezeigt.

Fig. 392.



Von den Feldzeichen nahm man an, dass sie anfänglich in einer Stange mit einem daran befestigten Bündel Heu bestanden hätten.

Bis auf Marius (120 v. Chr.) entbehrte das Heer eines gemeinsamen Zeichens. Durch ihn soll als solches ein Adler eingeführt worden sein, und sich seitdem unverändert als „Signum legionis“ erhalten haben (*Fig. 393. a*). Daneben dann bildeten sich auch für die Abtheilungen der Cohorten je eigene Zeichen aus. Es waren dies „Signa“ und

„Vexilla". Zu ersteren zählten hauptsächlich Stangen mit daran, meist in vielfachem Wechsel angebrachten metallnen Bildern (*Fig. 394. a—f; Fig. 391. a, d*), zu letzteren ebenfalls Stangen, doch mit einer an einem Querstab befestigten kleinen viereckten Fahne (*Fig. 393, b*). Bisweilen ward ein derartiges Fähnchen mit einem „Signum" verbunden, auch, und mehrentheils, auf ein Signum

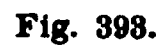


Fig. 393.



der Adler gesetzt (*Fig. 394. a, b, c, f*). Der Legionsadler bestand mitunter aus edelem Metall. Die Stangen und Erzbilder pflegte man, wie es scheint, zu vergolden. Die Fähnchen waren erst weiss und roth, später auch purpurfarben. — Die Signa wurden von den Fusstruppen, die Vexilla gemeiniglicher von der Reiterei geführt.

Fig. 394.



Zur Zeit der Republik war es üblich den dem Heere gemeinsamen Adler im Frieden im Staatsschatz („Aerarium"), im Kriegslager aber als „Numen legionis" in einer Kapelle daselbst aufzustellen.

Die Vertheilung der Waffen hinsichtlich der Truppen-

gattungen hing von der Gliederung des Heers ab, und beruhte mithin wohl anfänglich auf der Theilung des Volks in die drei Stammverbände der Ramnes, Tities und Luceres. Diesen lag, als der Bürgerschaft, die Führung der Waffe überhaupt als Verpflichtung ob. — Erzählt wird, dass vor Servius Tullius es stets die Reiter waren, welche, absitzend von ihren Pferden, die Schlachten siegreich entschieden.

Als Begründer einer neuen Ordnung wird Servius Tullius (576—534 v. Chr.) bezeichnet. Ihm ward die Einführung einer besonderen Heeresaufstellung, ähnlich der makedonischen Phalanx, so wie eine Eintheilung der Truppen nach dem von ihm eingeleiteten Census oder der Vermögenssumme und eine wiederum hiernach bestimmte Anweisung ihrer Stellung und Bewaffnung zugeschrieben. Demzufolge gliederten sie sich in vier Hauptklassen. Diesen Klassen gemeinsam waren, als Angriffswaffen, Speer und Schwert. Dazu führte die erste Klasse Helm, Panzer, Clupeus und Beinschienen, die zweite nur Helm, Beinschienen und das Scutum, die dritte Helm und Beinschienen, und die vierte theils nur das Scutum, theils überhaupt keine Schutzwaffe.

Ausserdem soll Servius noch zwei Abtheilungen gebildet haben, von denen die eine, als „Rorarii“, nur mit einem Wurfspiesse, die andere, als „Accensi velati“, nur mit einer Schleuder bewaffnet war.

Zu den Reitern fügte er zwölf neue Reiter-Centurien hinzu. — „Ausser den Reitern ward jeder Legion ein Theil der vier centuriae fabrorum, aerariorum, tignariorum, tubicinum und cornicinum beigegeben; aus der Zahl der Letzteren wurden einige als liticines der Reiterei beigesellt.“

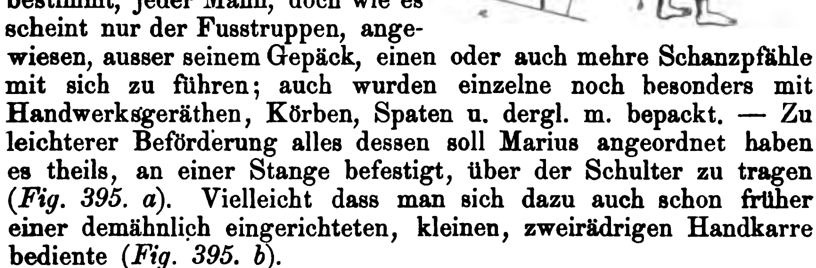
In solcher Ordnung verblieb das Heer wahrscheinlich bis auf Camillus (406 v. Chr.). Er vermuthlich änderte die Weise der Aufstellung zu einer Manipular-Stellung ab, führte eine Art stählerner (?) Helme und das „Pilum“ ein (S. 498). Zudem gestaltete sich neben den Ritter-Centurien eine neue Reiterei als ein zur Legion gehöriges Corps. — Folgends, bis auf Polybios (146 v. Chr.), verstärkte sich das Heer zunehmend durch fremde Sold- und Bundestruppen, durch „Socii“ und „Auxiliares“.

Um die Zeit des Polybios wurde die Gliederung der Legionen und die Art der Bewaffnung nicht mehr lediglich durch den Census, sondern vorwiegend durch das Alter bestimmt. Hiernach zerfielen sie in die vier Klassen der „Hastati, Principes, Triarii und Velites“. Nur noch für die Letzteren blieb der Census maassgeblich. Die anderen gliederten sich als Jüngste, Mittlere und Aeltere. Sie allein trugen die volle Rüstung: einen Helm mit hohem Busch, ein durch Metall verstärktes Scutum, Panzer und Beinschienen. Den Panzer der ersten Klasse bildeten Schuppen- und Ringketten-Jacken, den der übrigen eiserne Schienen. Die Veliten schützte

eine lederne Kappe und ein leichter Rundschild („Parma"). Dazu führten als Angriffswaffen sämmtliche Klassen das spanische Schwert, ausserdem die Principes das Pilum und einen Speer, die Hastati nur das Pilum, die Triarii eine Lanze („Hasta") und die Velites zwei Wurfspeere.

Die Ausrüstung der Reiterei bestand bis zu dieser Zeit wahrscheinlich, ausser in dem ihr eigenen Schmuck, wie der Trabea u. s. w. (S. 466), in einem gestählten (?) Helm, einem ledernen Brustharnisch und einem, vielleicht ebenfalls ledernen, kleinen Rundschild („Cetra"), einem Schwert und einer Lanze. Sattel- und Steigbügel kannte man nicht; den Sitz bildete eine wollene Decke. — Seit den Kämpfen in Griechenland folgte sie dann mehr der Rüstungsweise der schweren griechischen Reiterei (S. 351). Fortan erschien sie gemeiniglich ausgerüstet mit dem Scutum, mit erzenem Helm und erzenem Panzer, mit Hüftstücken sammt lederner Beinbekleidung, mit langem Schwert und langer Lanze.

Fig. 395.



Hinsichtlich des Felddienstes waren die Truppen getheilt in „Dienstpflichtige" und in „von Dienstpflicht Befreite". Solche „Dienstpflicht" betraf hauptsächlich die Ausführung von Schanzarbeiten und die Besorgung der Tag- und Nachtwachen während der Dauer der Kriegslagerung. Dieser Dienst musste ohne Ausnahme in voller Ausrüstung („accincti") geschehen.

Die Marschordnung war fest bestimmt, jeder Mann, doch wie es scheint nur der Fusstruppen, angewiesen, ausser seinem Gepäck, einen oder auch mehre Schanzpfähle mit sich zu führen; auch wurden einzelne noch besonders mit Handwerksgeräthen, Körben, Spaten u. dergl. m. bepackt. — Zu leichterer Beförderung alles dessen soll Marius angeordnet haben es theils, an einer Stange befestigt, über der Schulter zu tragen (*Fig. 395. a*). Vielleicht dass man sich dazu auch schon früher einer demähnlich eingerichteten, kleinen, zweirädrigen Handkarre bediente (*Fig. 395. b*).

Eine der Hauptveränderungen im Heere bestand in dem allmäligen Erlöschen der Legionsreiterei. Sie wandte sich, vermuthlich in Folge des durch Gracchus veranstalteten „Ordo equester", immer mehr von dem Felddienste ab, der Elite des Feldherrn zu, bis dass sie denn schliesslich überhaupt nur noch als Ehrengarde



bestand. Allmälig auch schwand der Unterschied von Census und Altersklassen. Die Klasse der Veliten ging ein, und wurden die „Hastati, Principes und Triarii" in Rang und Bewaffnung gleichgestellt.

Immer entschiedener zerfiel das Heer in Legionen und fremde Hülfstruppen. Folgends, bis zur Kaiserzeit, ward insbesondere die Reiterei fast nur noch aus letzteren gebildet. Zu ihnen zählten nach und nach Gallier, Spanier, Thraker, Numidier und, wenn auch minder zahlreich, Germanen. Sie wurden von Praefectis alarum, zuweilen aus ihrer Mitte, befehligt, jedoch nur zum Theil nach römischer Art ausgerüstet und eingeübt. Die Mehrzahl derselben behielt ihre volksthümliche Tracht und Bewaffnung bei.

Unter den Kaisern gewann die gesammte Kriegsmacht das Gepräge eines stehenden Heers, das nur den Kaisern verpflichtet

Fig. 396.



blieb, und in den Provinzen, wie in Rom, durch Statthalter („Praefecti") befehligt ward. — Von Augustus wurde es in vier Hauptmassen eingetheilt: in Legionen und Auxilia, in die in Rom und der Nähe der Stadt in Besatzung liegenden Söldnerscharen, und in die seit dem ersten punischen Kriege zu grossem Umfang erwachsene Flotte.

Die Auxilia umfassten alle Truppen, welche nicht zur Legion gehörten. Ihre Bewaffnung verblieb, wie bemerkt, zum grösseren Theil die ihnen je landesüblich eigene; auch wurden sie wesentlich danach, so denn als „Sagittarii" (Pfeilschützen) und diese, je nachdem sie beritten oder zu Fuss dienten, als „Equites sagittarii" oder „Pedites sagittarii" (*Fig. 140; Fig. 142. a; Fig. 148. a, d*), als „Contarii" (Speerträger; *Fig. 142. b; Fig. 151*), als „Cataphracti" (Schuppenbe-

deckte; *Fig. 145*), als „Funditores“ (Schleuderer; *Fig. 387*) und, doch erst im vierten Jahrhundert, als „Scutati“ (Scutumbewehrte) bezeichnet.

Die nach römischer Art gerüsteten Reiter trugen gemeiniglich Helm und Panzer und zur Zeit Trajans (*Fig. 396. a; Fig. 397. a, b*) theils einen ovalen Schild, theils das Scutum, theils keinen Schild, ein langes Schwert, eine Lanze („Contus“) und in einem Köcherbesteck drei oder mehre Wurfspiesse. — Diejenigen Reiterabtheilungen, die seit Hadrian wiederum zu den Legionen zählten, führten seit eben dieser Zeit einen vergoldeten mit Gesichtsschutz versehenen Helm mit einem Busch rother Rosshaare, ein leichtes, verziertes Scutum, einen rothen „kimmerischen“ Rock, und ihre Pferde schmuckvolles Riemzeug. — Von Zaumzeug haben sich

Fig. 397.



mehrfach erhalten zum Theil kunstvoll behandelte silberne und bronzene Brustschilde („Phalerae“), kreisrunde Platten, bronzene Gebisse, metallne Ketten u. a. m. (*Fig. 398; Fig. 399. a—f.*).

Mit durch die friedlichere Stellung veranlasst, welche das Heer in dem Zeitraum von Augustus bis auf Trajanus bewahrte, bildeten sich, namentlich für den niederen Soldaten („Miles gregarius“) sehr verschiedene Rangstufen, und ein Aufrücken in diese aus. Ausgeschlossen hiervon blieben alle diejenigen, deren Dienstleistung, wie die der Feldmusiker, der Feldmesser u. a., nur in Ausübung besonderer Kunstfertigkeiten bestand. — In Betreff der Vertheilung der Musiker scheint es jetzt Regel gewesen zu sein, dass die „Prätorianer“ Tubicines, Bucinatores und Cornices, die „Vigiles“ nur Bucinatores, die „Cohortes urbanae“ Tubicines, die

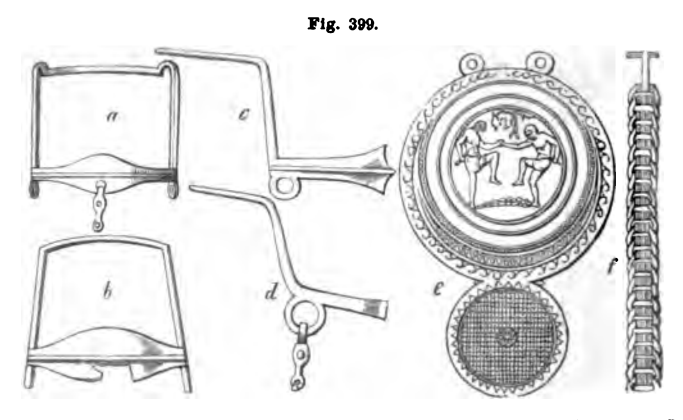
„Equites singulares“, nächst Liticines, einen Bucinator und Tubicen hatten (S. 503). — Von Feldzeichen-Trägern kamen, wie es scheint, auf die „Prätorianer“ Signiferi und Vexillarii, auf die Legionen, ausser dem welcher das Hauptzeichen, den Adler, führte, dreissig Manipel-Zeichen-Träger („Signiferi“), bei den „Vigiles“ auf jede Centurie mindestens ein Vexillarius, und bei den „Equites singulares“ auf jede Turma ein Signifer oder Vexillarius (S. 504). — Ausser der Zeit der Feldübungen wurden die Truppen mehrentheils bei städtischen Bauten u. s. w. als Hülfsarbeiter mitverwandt.

Fig. 398.



Neben den seitherigen Belohnungen für ausgezeichnete Kriegsleistungen, trat das alte Kriegsstrafrecht nun wiederum in voller Schärfe auf. Die höchste Strafgewalt blieb an die Person des Feldherrn geknüpft, und die Ausübung des Rechts, das eigentlich richterliche Verfahren, den Tribunen anvertraut. Die Leibesstrafen wurden entweder durch dazu befohlene Soldaten oder durch Kriegs-Lictoren vollzogen.

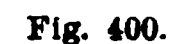
Fig. 399.



Die Strafen selbst bestanden hauptsächlich in Verminderung des Solds und in Verlängerung der Dienstpflichtigkeit, in Erniedrigung im Range, verbunden mit Abnahme der Hasta, in schimpflicher Ausstellung im Lager oder Ausstossung aus dem Heere, in körperlicher Züchtigung und in Verurtheilung zum Tode, vorwie-

gend durch Enthauptung. — Verräther und Ueberläufer wurden durch Verlust der Hände bestraft, auch wohl für die im Amphitheater stattfindenden Thierkämpfe als Mitkämpfer aufbewahrt.

Die Belohnungen dagegen waren ebenso mannigfach als lockend. Auch sie hingen von dem Feldherrn ab und wurden gewöhnlich noch während des Kriegs, nicht selten sofort nach beendigter Schlacht, im Lager ausgetheilt. Sie bestanden einerseits in Zuweisung eines Theils der Beute, in Erhöhung des Solds und in Rangbeförderung, andrerseits in Belobung der betreffenden Kriegsleistung in Gegenwart des versammelten Heers, und in Verleihung von Ehrenzeichen mit der Berechtigung dieselben bei allen vorkommenden Festen u. s. w. tragen zu dürfen. — Diese Abzeichen beschränkten sich in früher Zeit wesentlich auf die „Hasta pura“ (S. 498), bildeten aber in der Folge theils „Vexilla“ oder Fähn-


Fig. 400.



chen, die, einfarbig oder purpurn, auch Stickwerk von Gold und Silber zierte, theils „Armillae“ oder Armbänder, ausschliesslich aus edlem Metall; ferner „Catellae“ und „Fibulae“ oder Kettchen mit Spangenwerk; „Torques“: Halsketten von Gold oder Silber, und, nächst sehr verschiedenen Kronen, den höchsten Abzeichen der Tapferkeit, vielgestaltige „Phalerae“ oder kleine geschmückte Rundstücke, wohl meist gleichfalls von edlem Metall. Diese Stücke wurden vermittelst eines Riemengehänges über den Panzer angelegt (*Fig. 400. a, b*). — Seit der Zeit des Caracalla ward es Gebrauch auch statt solcher Schildchen Schaumünzen von beträchtlichem Umfang, zuweilen mit Steinen besetzt, zu verleihen und diese an einem Bande zu tragen.

Bei den Ehren-Kronen hing deren Beschaffenheit von der Art der Erwerbung ab. Wer einen Bürger in der Schlacht aus

Lebensgefahr errettet hatte, erhielt die „Corona civica“. Sie bestand aus Eichenlaub. Für die Erstürmung einer Mauer ward eine in Form von Mauerzinnen aus Gold bestehende „Corona muralis“, für die Erstürmung eines Walles oder einer Lager-Umschanzung eine in Form von Pallisaden gleichfalls goldene „Corona castrensis“ oder „vallaris“ ertheilt. Derjenige, der in einem Seetreffen zuerst ein feindliches Schiff bestieg, wurde mit einem goldenen Reif, den ringsum goldene Schiffsschnäbel zierten, mit der „Corona classica“ („rostrata“ oder „navalis“) geschmückt, und derjenige Feldherr oder Anführer, dem es gelang, ein bedrängtes Heer aus seiner Bedrängniss zu befreien, von diesem durch eine aus Gras geflochtene „Corona obsidionalis“ geehrt. Daneben gab es für einzelne kriegerische Dienstleistungen, die jedoch nicht zu ermitteln sind, vermuthlich entweder nur einfach glatte oder mit Steinen besetzte Reifen „Coronae aureae“ und „gemmatae“, und, doch nur für Oberfeldherren, je nach dem Maasse ihres Verdienstes, theils eine „Corona triumphalis“, theils eine „myrtea“ oder „ovalis“; und für die Soldaten, die bei Triumphen als Ehrengarden mit aufzogen (*Fig. 401*), eine aus Oelbaumblättern geflochtene Oelkrone oder „oleaginea“. — Die „Corona triumphalis“ war ursprünglich ein Lorbeerkranz entweder von natürlichem Laub oder von feinstem Golde, später eine Art Strahlenkrone, die „Corona radiata“. Die „Corona ovalis“ bildete ein frischer Myrtenkranz.

Fig. 401.

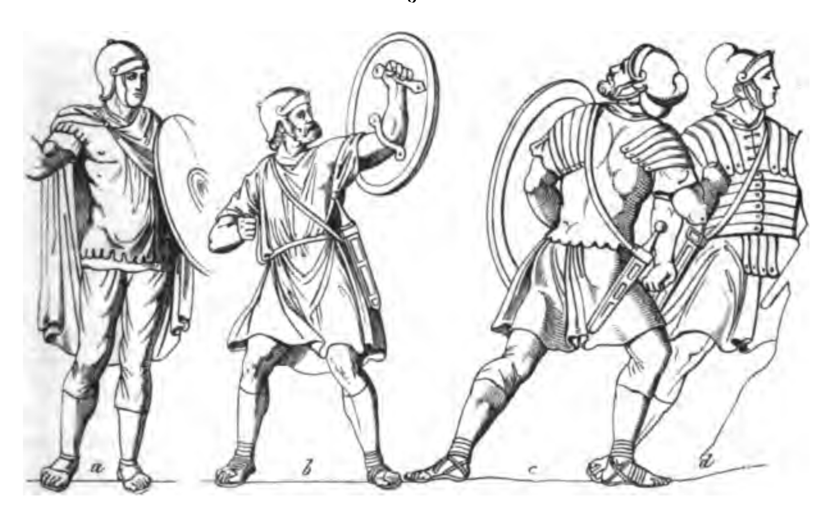


Unter den Auszeichnungen, die der Staat den siegreichen Feldherren vorbehielt, nahm die Gewährung eines Triumphes die erste Stelle ein. War die Genehmigung dazu erfolgt und der Tag der Feier bestimmt, ward diese selbst nun damit eröffnet, dass die Behörden und der Senat, sowie eine grosse Anzahl von Bürgern dem Gefeierten bis zur „Porta triumphalis“ entgegengingen. Von hier bewegte sich der Zug durch den „Circus Flaminius“ und durch die „Porta Carmentalis,“ durch welche er in die Stadt eintrat. Dann ging er über das „Velabrum“ und das „Forum Boarium“ zunächst in den „Circus maximus“, und von hier durch die „Via sacra“ über das „Forum“ zum „Capitol“. Sämmtliche Strassen, die er durchschritt, waren mit Kranzgewinden geziert, auch waren sämmtliche Tempel geöffnet. — Die Spitze des Zuges bildeten die Behörden und Senatoren, je im vollen amtlichen Schmuck; ihnen folgten Tubicines, und diesen in möglichst langer Reihe, entweder getragen oder auf Wägen, einestheils zahlreiche

Beutestücke, als Waffen, Fahnen, Gefässe, Standbilder, Kronen und Schätze an Gold und Silber, andererntheils Abbildungen der von dem Sieger unterworfenen Städte, der vom Heer überschrittenen Flüsse, der im Kriege bezwungenen Nationen und Nachbildungen von feindlichen Festungen, feindlichen Schiffen und Kriegsmaschinen. Dieser Schaustellung [1] reihten sich die zum Opfer bestimmten weissen Stiere, von einzelnen Priestern begleitet, an, und diesen wiederum Paar um Paar die vornehmsten von den Kriegsgefangenen. Nun erst, begrüsst von der Zuschauermenge mit dem Zuruf „Io triumphe!“, folgte der Triumphator selbst. Vor ihm her schritten Lictoren, ihre Fasces mit Lorbeeren bekränzt. Jener aber stand hocherhoben auf einem mit vier Rossen [2] bespannten und reich mit Goldschmuck verzierten Wagen. Thronend, gleichwie der höchste Gott, trug er die mit goldenen Palmen bestickte „Tunica palmata“ und die purpurne „Toga picta“ (S. 479), in der Hand den Elfenbeinstab („Scipio eburneus“), auf dem Haupte die Lorbeer- oder Strahlenkrone. Um ihn sassen seine Kinder oder die nächsten Anverwandten. — Neben und hinter dem Wagen erschien, wohlgeordnet, das Amtspersonal, die „Apparitores“ zu Fuss, die „Legati“ und die „Tribuni“ zu Pferd, und, als Schluss, das mit allen Insignien ausgestattete Siegesheer. —



Fig. 402.



[1] Bei dem Triumphe des Aemilius Paulus wurden am ersten Tage 250 Wagen mit Statuen und Bildern, am zweiten die makedonische Waffenbeute und 75 Gefässe mit Gold und Silbergeld, am dritten Tage 120 Opferstiere mit vergoldeten Hörnern und Kränzen, dann 400 goldene Kronen u. s. w. vorgeführt. — [2] Bei dem ersten afrikanischen Triumphe des Pompejus zogen den Wagen vier Elephanten. —

Angelangt auf dem Capitol, legte der Triumphator dem capitolinischen Jupiter den Lorbeer der Fasces in den Schooss. Hiernach wurde das Opfer vollzogen und darauf die Feierlichkeit überhaupt mit einem Festmahl der Magistrate und des Senates beendet.

Bei der „Ovatio“ — dem kleinen Triumph — war der Triumphator gehalten zu Fuss oder höchstens zu Pferde zu erscheinen. Auch trug er nicht die Toga picta, sondern die Toga praetexta und einen Myrtenkranz. —

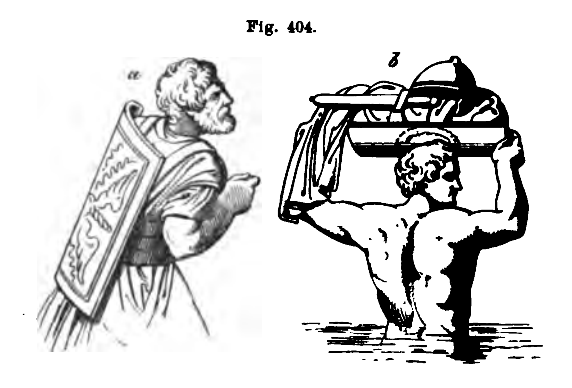
Unter der Herrschaft Trajans wurde das Heer von neuem belebt. — Zufolge der bildlichen Darstellungen der nun durch ihn geführten dacischen und parthischen Kriege war die Schutzbewaffnung indessen nicht mehr durchweg die frühere. So, wie es scheint, war bei den Fusstruppen die an sich beschwerlichere Plattenrüstung u. s. w. fast gänzlich ausser Gebrauch gekommen, und auch der eiserne Schienenpanzer mehrentheils vereinfacht worden (*Fig. 402. c, d*). Viele trugen gar keinen Harnisch, sondern nur kurze, wohl lederne Jacken, oder auch nur die Tunica (*Fig. 402. a, b*; *Fig. 403*); sonst aber gemeiniglich Schnürschuh, Hosen, Mantel und eine Art kurzer Halsbinde (vergl. S. 438). Und so auch war die Reiterei nur zum Theil noch mit Panzern gerüstet (*Fig. 397; Fig. 398*).


Fig. 403.



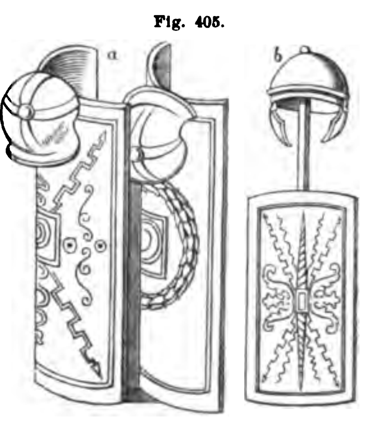
Die Marschordnung hinsichtlich des Gepäcks blieb die von Marius eingeführte (S. 507). Um das Tragen des Scutum zu erleichtern, pflegte man es über den Rücken zu hängen (*Fig. 404. a*); auch bediente man sich desselben bei Uebergängen über Ströme, falls man diese durchschwimmen musste, als einer Unterlage, und, falls sie durchwatet werden konnten, als einer Trage für Waffen und Kleider (*Fig. 404. b*). — Für die Erdarbeiter und Kriegshandwerker galt nach wie vor die Anordnung, auch während der Arbeit gerüstet zu sein. Hiebei waren die Scutum-Träger angewiesen, Scutum nebst Helm neben sich aufzustellen (*Fig. 405*). —

Fig. 404.



Hadrian war nicht geeignet, die Kriegsmacht ähnlich zusammenzuhalten. Mehr dem Frieden zugeneigt, suchte nun er vorzugsweise die Schäden der inneren Verwaltung zu bessern, und das Heer demgemäss mehr verwaltungsbehördlich zu ordnen. So denn wurde dessen kriegerischer Geist wiederum abgeschwächt.

Fig. 405.



Rücksichtlich der Heeresaufstellung war man bereits zu der frühsten Anordnung, zu der Phalanx zurückgekehrt. Ueberhaupt aber trat nun allmälig eine solche Schwäche ein, dass man sich lieber dem Feinde bloss gab, als dass man sich dazu verstand beschwerliche Vertheidigungswaffen zu tragen: Helm und Panzer wurden fast vollends beseitigt, und durch lederne Röcke und „pannonische“ Hüte ersetzt. — In der Phalanx, die acht Mann Tiefe hatte, führten die vier ersten Glieder Mann für Mann je zwei Pila: ein grösseres („Spiculum“) und ein kleineres („Vericulum“), die letzten Cohortes oder hinteren Glieder vermuthlich von den Hülfsvölkern entlehnte Lanzen („Lanceae“) und lange Schwerter („Spathae“).

Mit der Bedeutung des „Manipel“ gingen wahrscheinlich auch die „Signa manipulorum“ ein. Wenigstens hatten seit Hadrian auch die Centurien ihre „Vexilla“, und auch die Cohorten ihre „Signa“. Letztere hiessen, wohl jedenfalls nach ihrer Form, „Dracones“ (Drachen), und ihre Träger „Draconarii“. —

Cultliches Verhalten.

Die mit dem Priesterthum verbundenen äusseren Abzeichen trugen ein zwiefaches Gepräge, das einer bildlichen Begriffsbezeichnung und das eines amtlichen Schmucks. Die Herausbildung der ersteren erfolgte wohl schon in frühster Zeit, die der letzteren vermuthlich im Verlauf der Republik. Seit ihrem Beginn ward das Priesterthum dem Wesen nach zur Staatsbehörde. In nun dieser Eigenschaft ging es wahrscheinlich zunächst auf das Patriciat über. Es dürften sich mithin auch dessen Abzeichen vorerst wesentlich auf die den Patriciern überhaupt eigene Toga praetexta (S. 465) beschränkt haben.

Unter den dahin bezüglichen, allerdings meist erst aus jüngerer Zeit herrührenden Angaben, behaupten ihrer Ausführlichkeit wegen die über den „Flamen Dialis“, den Priester des Jupiter, und seine Frau („Flaminica“) den ersten Rang. Es ward dies Amt unter Augustus erneuert, und blieb dafür nur ein Patricier wählbar. Hoch war das Ansehen dieser Würde, jedoch auch einer auf uraltem Brauch beruhenden strengen Vorschrift unterworfen. Hiernach durfte der „Flamen“ allein kein Pferd besteigen, kein gerüstet Heer ausserhalb der Grenze des Pomoeriums sehen, überhaupt nichts schauen und berühren, was dem Begriff höchster Heiligkeit und höchster Reinheit widersprach. Ausdrücklich versagt blieb ihm die Berührung, selbst die mündliche Erwähnung des Epheu und der Schösslinge des Weinstocks, der den Verstorbenen geweihten Bohne, eines in Gährung stehenden Gemenges, des rohen Fleisches des Hunds und der Ziege; desgleichen die Leistung eines Eids. Die Füsse seiner Lagerstätte sollten mit Lehm angestrichen sein; in ihr durfte kein Anderer ruhen, er selbst nicht drei Nächte hintereinander ausserhalb derselben zubringen. An ihrem Fussende musste sich, für jeden möglichen Bedarf, eine Lade mit den üblichen geweihten Opfergaben befinden.


Fig. 406.



In Betreff seiner Amtstracht wurde gefordert, dass sein Haupt- und Barthaar nur ein Freigeborener mit einem ehernen Messer scheere, und dass die Abfälle der Haare, sowie auch die Abschnitzel der Nägel, unter dem Stamm eines fruchttragenden Baums vergraben werden. An ihm selber durfte keine Fessel sein, weder ein geschlossener Ring, noch an dem Kleide ein Knoten. Sein Fingerring war offen, und die Gürtung des Gewandes geschah vermittelst Spangenwerk. Auch durfte er niemals sein

Haupt entblössen, nie unter freiem Himmel sich entkleiden. Und erst in später Zeit erlaubte ihm ein Pontificalbeschluss im Hause die Kopfbedeckung abzunehmen. Letztere („Albogalerus") bildete ein weisser, aus dem Felle eines dem Jupiter geopferten Schafs gefertigter, spitzkegelförmiger Hut („Pileus"), auf seiner Spitze (Apex) einen mit wollenen Fäden umwickelten Oelbaumzweig („Virga") tragend. — Sein priesterlicher Umwurf war die Toga praetexta. Diese musste von seiner Frau aus schwerer Wolle, daher man sie auch als „Laena" bezeichnete, eigenhändig gewoben sein. Und da dem „Flamen" jeder Tag, als seinem Gott geweiht, heilig war, erschien er stets im amtlichen Schmuck. Es zählten hierzu ausserdem ein Opfermesser („Secespita") und, schritt er zum Opfer, ein dünnes Stäbchen („Commentaculum"), bestimmt, die Menge fern zu halten (*Fig. 406*). Ein Lictor schritt vor ihm her. — Seine Ehe war unauflöslich. Starb seine Frau, so musste er sein Amt niederlegen.

Die Frau des Flamen hatte als „Flaminica Dialis" den Dienst der Juno zu versehen. Für sie gebot die heilige Regel, ihr Haar nach altem Brauch in Form eines „Tutulus", in kegelförmiger Erhebung, umflochten mit einem wollenen purpurfarbenen Bande zu tragen (? *Fig. 301. b; Fig. 302. a, b, d*). Bei Ausübung des Amts fügte sie dem einen an seinen Enden mit einem Faden weisser Wolle verbundenen Zweig eines Granatbaums („Inarculum") hinzu; letzteres vermuthlich als ein dem Wesen ihrer Gottheit entsprechendes Sinnbild der Fruchtbarkeit. — Für einzelne Festlichkeiten, so für das Fest der Salier und das der Reinigung des Vestatempels, bestand die Verordnung, dass sie während deren Dauer ihr Haar nicht pflege, noch die Nägel schneide; und für das Argeenopfer, dass sie ausserdem ohne die ihr eigene Kopfbedeckung, unverhüllten Haupts, erscheine.

Ihre Amtskleidung bildeten eine wollene, purpurne Tunica („Stola"), so lang, dass sie die Füsse bedeckte, ein mit Franzen besetztes viereektes Kopftuch („Rica") von dunkelrother oder purpurner Färbung, das nur von unverwaisten Jungfrauen edelster Geburt aus frischer Lammwolle beschafft sein durfte, und ein längerer Schleier („Flammeum") von gleicher Farbe wie das Kopftuch. Ihre Schnürsohlen sollten nur aus dem Fell eines getödteten, nicht abgestorbenen Thiers bestehen. Ausserdem führte sie, wie der Flamen, ein Opfermesser („Secespita") von Erz. — War sie Wittwe geworden, durfte sie nicht wieder heirathen. —

Daneben bestanden seit frühster Zeit für den Dienst des Quirinus (Romulus) und für den des Mars ein „Flamen Quirinalis" und ein „Flamen Martialis". Sie waren wohl jedenfalls ähnlichen Vorschriften unterworfen. Zu den Opfern, welche sie, zum Theil vereinigt, zu versehen hatten, gehörte das der „Fides publica". Es ward dies unter Zutritt des Flamen Dialis vollzogen. Hierbei

brachte die Feier mit sich, dass sie vollständig verhüllt, vermittelst eines Zweigespanns bis zum Tempel gefahren wurden. — Wie zu vermuthen steht, ging das Amt der Flamines erst unter Theodosius (384 nach Chr.) ein.

Gleichfalls nur dürftig sind die Nachrichten über das Verhalten der „Salier", der „Luperci", der „Titii" und der zwölf „Fratres arvales".

Den Ursprung der „Salier" führt die Sage auf den König Numa zurück. Zu dieser Zeit soll in Rom ein Schild („Ancile") vom Himmel gefallen und dort aufgefunden sein, das man als Heiligthum bewahrte. Es war langoval und inmitten jeder Langseite halbkreisförmig ausgeschnitten, dürfte mithin wesentlich dem altpersischen Schilde geglichen haben (*Fig. 103. a*). Um es gegen Raub zu sichern, liess derselbe König elf gleiche Ancilia anfertigen, und betraute mit ihrer Bewahrung die palatinischen Salier. Ihr Fest fiel in den Monat März, und trug seiner äusseren Haltung nach ein vorwiegend kriegerisches Gepräge. Auf dem Fest selbst und den damit verbundenen Umzügen erschienen sie reich geschmückt, bekleidet mit der „Tunica picta" und dem Reitermantel „Trabea", bewaffnet mit einem ehernen Harnisch, einem spitzkegelförmigen Helm („Apex"), einem Schwerte, einer Lanze und dem heiligen Schild. So ausgestattet begaben sie sich unter Anführung ihres Vortänzers („Praesul") und eines Vorsängers („Vates") zu allen heiligen Orten der Stadt, wo sie je ein Lied absangen und nach dem Klange von Blasinstrumenten einen Waffentanz ausführten, dazu sie den Takt mit ihren Lanzen gegen die Schilde anschlugen. — Das Amt der Salier blieb patricisch. Es wurden dazu nur junge Männer, doch auf Lebenszeit gewählt. Dasselbe bestand noch im vierten Jahrhundert.

Ueber die „Titii" wird kaum mehr berichtet, als „dass sie dem Cult ihres Eponymus, des Königs Tatius gewidmet waren und als Inhaber der sabinischen Sacra bis in die Kaiserzeit in Ansehen blieben"; und über die „Luperci" fast nur insoweit, als es deren Fest betrifft. Dieses Fest ward auf dem Palatinus vor der „durch das Erzstandbild der säugenden Wölfin geschmückten Grotte", der „Lupercal", vollzogen. Es begann mit der Opferung von mehren Ziegen und einem Hunde. Die Festkleidung beschränkte sich einzig auf die Felle der eben geopferten Ziegen („Junonis amiculum"). Auf das Opfer folgte ein Umlauf. Hierbei trug jeder eine Hand voll Riemen, geschnitten gleichfalls aus jenen Fellen. Und da man diesen Riemen („Februa") die Wirkung zuschrieb, unfruchtbare Frauen von dem Uebel zu befreien, so wurden damit von den Läufern die ihnen begegnenden Weiber geschlagen. — Unter den nachcäsarischen Unruhen hörte das Fest allmälig auf. Augustus setzte es wieder ein. Seitdem erhielt es sich bis auf Bischof Gelasius I., welcher es zu dem Feste Mariä-Reinigung umschuf (494 n. Chr.).

Die „Fratres arvales“ waren eine sich durch die von ihnen selber ausgeübte Wahl ergänzende, wohl stets patricische Genossenschaft mit lebenslänglicher Amtsdauer. Ihr Amt bestand wesentlich in der cultlichen Fürsorge für ein Gedeihen der Feldfrüchte, in Verehrung der „schaffenden“ Göttin. Es zählten dazu, nächst einem jährlich zu erwählenden Vorstand („Magister“), als eigentliche Cultbeamte, ein „Flamen“ und ein „Praetor“, und, als Opferdiener („Ministri sacrorum“) vier den angesehensten Familien entnommene Knaben („Pueri“), ausserdem, zu niederen Diensten bestimmt, ein Küster („Aedituus“), verschiedene Wärter („Calatores“), Sklaven („Servi publici“), ein Schreiber („Scriba“) und ein Sekretär („Commentariensis“). — Das Abzeichen jener ersteren Beamten bildete eine weisse Kopfbinde oder auch ein Kopfbehang nebst einem breiten Kranz von Aehren (*Fig. 407*); das der „Pueri“ einen Kopfumhang („Ricinium“) und eine „Toga praetexta“. Ihr Fest wurde im Mai an dreien nicht aufeinanderfolgenden Tagen begangen. Bei dessen Ankündigung erschien der Vorstand mit bedecktem Haupt, bei dem hiernach folgenden Opfer jeder der Genossenschaft in der Toga praetexta. Nach dem Opfer vertauschte man diese gegen eine „Synthesis“, ein weisses Speisekleid, sich dann zu einem Mahle vereinigend.

Fig. 407.

Den zweiten Festtag eröffnete wiederum eine Opferung, der ein Imbiss folgte. Hieran schloss sich abermals ein Opfer. Bei dem ersten Opfer fand ein gleicher Kleiderwechsel wie beim Eröffnungstage statt. Zu dem zweiten Opfer aber legten die Priester zu der „Praetexta“ dann eben jene Kopfbinde nebst Aehrenkranz darüber an. — Der dritte Festtag wiederholte genau die Feier des zweiten Tags.

Gleich von Beginn an zählte dies Amt bis in die spätere Kaiserzeit mit zu den angesehensten. Auch scheint es sich bis gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts erhalten zu haben.

Von nicht minder frühzeitigem Ursprung war der der Vesta (Hestia) geweihte Dienst am „Herde des Staats“. Er durfte nur von Jungfrauen, auch nur von solchen versehen werden, die Kinder freier römischer Familien und frei von körperlichen Mängeln waren. Sie wurden durch Wahl und Loos bestimmt. Das Vorschlagsrecht von zwanzig Mädchen stand dem „Pontifex maximus“ zu. Wählbar nur waren Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren, deren Eltern lebten. — Die dazu Erwählten wurden eingeweiht und eingekleidet. Bei der Weihung ward ihnen das Haar geschoren, und hiernach die Abschur selbst an eine Lotusblume gehängt. Die Kleidung bestand in weisswollenen Gewändern, die Stola mit Purpur verbrämt, und in einem Stirnbande („Infula“) mit breiten

Bindebändern („Vittae“), so lang, dass sie, bei Verwendung desselben, bis unter die Schultern hinabreichten; dazu kam bei Vollziehung von Opfern ein weisser Schleier („Suffibulum“).

Der Dienst wurde mit äusserster Strenge überwacht, doch waren damit auch andrerseits die höchsten Auszeichnungen verbunden. Wer eine Vestalin beleidigte, den traf unnachsichtlich der Tod. Ihr persönliches Begleiten schützte vor jedem Angriff und ihr etwa zufälliges Begegnen mit einem schon Verurtheilten befreite diesen von der Strafe. Ihre Vermittlung war von grösstem Einfluss, so dass sich in schwierigen Fällen auch wohl die Vornehmsten darum bewarben. Ihr auch stand es zu, sich eines Wagens zu bedienen, und wenn sie ging, führte sie ein Lictor, dem auch die höchsten Magistratspersonen, ihre Fasces senkend, auswichen. Auch nahm sie bei öffentlichen Spielen einen eigenen Ehrenplatz ein.

Das Hauptfest, die „Vestalia“, fiel auf den neunten Juni. Verbunden hiermit war ein Bittgang der Hausfrauen zu dem für sie nur an dem Tage geöffneten inneren Heiligthum des Tempels, und eine Feier der Müller und Bäcker. Bei dem Bittgange erschienen die Weiber mit blossen Füssen und gelöstem Haar, während die letzteren in heiterer Weise ihre Esel und Mahlsteine bekränzten und mit Broden ausstatteten. — Der Cult dauerte bis auf Gratianus, der ihn um 382 aufhob.

Das Collegium der „Augures“ oder „Auspices“ soll bereits durch Romulus begründet und durch Numa erweitert worden sein. Seine Hauptaufgabe war nach einer bestimmten Regel der Beobachtung, hauptsächlich aus dem Fluge der Vögel und den natürlichen Erscheinungen am Himmel, sowie auch aus allerlei Besonderheiten, dem Fressen der Hühner u. s. w., den Willen der Götter zu erkennen. Seine Amtstracht war die „Trabea“ (S. 466) und, als Kopfbedeckung, der „Apex“ (S. 517); nächstdem führte Jeder bei seinen Beobachtungen, zu dem Zweck einer von ihrer Regel streng vorgeschriebenen Form der Begrenzung der dazu erwählten Oertlichkeit und anderweitiger Bezeichnung, einen kurzen, an einem Ende rundlich gebogenen Stab („Lituus“ *Fig. 408*). — Im Ganzen vermochte dies „Collegium“ sein anfänglich hohes Ansehen nur bis gegen den Schluss der Republik aufrecht zu erhalten. Zwar währte es bis tief in die Kaiserzeit, doch galt ein Eintritt in dasselbe seit Cäsar nur noch als Ehrensache.

Fig. 408.

Eine ähnliche Art der Weissagung übten die „Haruspices“, nur dass sie diese vorzugsweise auf die Beschaffenheit und die Lage der Eingeweide der Opferthiere gründeten. Sie kamen aus Etrurien vermuthlich unter Tarquinius nach Rom, wo sie stets als ein fremdes Priesterthum galten. Ihr Ansehen stieg in dem Grade,

dass bald kein Feldherr mehr ohne ihre Begleitung zu Felde zog. — Doch wird ein „Collegium haruspicum“ nicht vor Kaiser Claudius (41 v. Chr.) erwähnt; später ein „Ordo haruspicum“, aus sechzig Mitgliedern bestehend, genannt. — Amtlich zeichnete sie wahrscheinlich eine Toga praetexta, der Apex oder Galerus, und ein dem Krummstab der Auguren ähnlicher Krummstab aus.

Das uralte „Collegium der Fetiales“ oder „Staatsgesandten“ erhielt sich, eben seines Amts wegen, bis in die Kaiserzeit in besonders hohem Ansehen. Anfänglich war es ausschliesslich patricisch; auch in der Folge, bis auf M. Aurel, ward es stets mit den vornehmsten, höchstgestellten Staatsmännern besetzt. — Die Hauptaufgabe der Fetialen war, theils die bei Abschliessung und Aufhebung von Staatsverträgen oder Bündnissen und bei der Kriegserklärung nöthigen Förmlichkeiten zu begutachten, theils bei Verletzung derartiger Verträge Genugthuung zu fordern und zu geben, und endlich die Ankündigung eines Kriegs und den Beschluss des Friedens einzuweihen. Dies alles mussten sie im „priesterlichen Kleide“ verrichten, noch besonders gekennzeichnet durch einzelne Symbole. Das Kleid war vermuthlich eine Toga praetexta. Die sonstigen Kennzeichen bildeten ein scepterartiger Stab vielleicht in Form einer spitzlosen Lanze (S. 498), ein heiliger Kieselstein („Jupiter Lapis“), bestimmt zum abschlachten der Opferthiere, und heilige Kräuter („Sagmina“), bestehend in einem Büschel Gras mit daran befindlichen Wurzeln vom Gipfel des capitolinischen Hügels. Dieses Gras ward den Fetialen bei ihren Sendungen von einem Priester ihres Collegiums vorangetragen, und ihnen erst kurz vor ihrem Abgang vom Praetor oder Consul übergeben. — Galt es der Forderung der Genugthuung, so vereinigten sich gewöhnlich vier, die einen von ihnen zum Sprecher wählten. Dann schritten sie bis an die Landesgrenze des betreffenden feindlichen Volks. Hier angelangt, trat der Sprecher vor, Jupiter und andere Götter zu Zeugen dieser Handlung anrufend, darauf er die Forderung stellte, schwörend dass, sei sie ungerecht, er sein Vaterland nie mehr betreten wolle. Die gleiche Formel sagte er dem ersten, der ihm entgegen kam; auch ward sie von ihm im Thor der Stadt und auf deren Markt vor den versammelten Behörden wiederholt. Blieb die Forderung ohne Erfolg, so gingen die Gesandten zurück nach Rom, dies dem Senate meldend. Beschloss der Senat den Krieg, so wurde wiederum jener Sprecher mit dessen Ankündigung beauftragt. Dieser begab sich abermals an die Grenze des feindlichen Landes, nun ausgerüstet mit jener Lanze. Mit ihr vollzog er die Kriegserklärung in Gegenwart von mindestens drei Zeugen. Die Lanze wurde am oberen Ende mit frischem Opferblut bestrichen und hiernach zugleich mit dem Spruch in das Gebiet des Feindes geschleudert. — Als die Erweiterung römischer Herrschaft die Ausführung dieser Handlung nicht mehr statthaft

erscheinen liess, beschränkte man sie dahin, dass der Priester in Rom selbst, an der am Tempel der Bellona befindlichen „Columna bellica“ den Ausspruch that und die Lanze warf, und nun der mit der Führung des Kriegs beauftragte Oberfeldherr, nach Gutachten der Fetialien, die Erklärung abgab. — Zu den hauptsächlichsten Förmlichkeiten bei dem Abschluss eines Friedens oder eines Waffenstillstands, wie überhaupt eines Bündnisses, gehörte die Opferung eines Schweins. Sie geschah durch den „Pater patratus“ vermittelst des heiligen Kiesels. Nach Vollziehung desselben ward der Vertrag von den Betheiligten unterschrieben.

Wie das „Collegium fetialum“, nahm das Collegium der Pontifices, und namentlich dessen Oberhaupt, der „Pontifex maximus“, durch alle Zeiten seines Bestehens gleichmässig den höchsten Rang in Anspruch. Es bildete von vorherein durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten für den Staatscult überhaupt den eigentlichen Mittelpunkt. Sein Wirkungskreis erstreckte sich nicht nur auf die Gesammtverwaltung des Cults und der Priesterschaft, vielmehr auch, als damit verknüpft, auf die Führung der Zeitbücher („Annales maximi“) und die Berechnung der Jahresabtheilung behufs der Feststellung der Götterfeste. Nur dem Pontifex maximus stand die Weihe der höchsten Priester, der drei Flamines (S. 517) zu, und führte auch er die Oberaufsicht über den Dienst der Vesta. — Entsprechend solcher Rangstellung bildeten den amtlichen Schmuck der Pontifices überhaupt, ganz ähnlich dem des Flamen Dialis (S. 517), eine Toga praetexta und eine wollene kegelförmige Mütze („Pileus“ oder „Albogalerus“) mit darauf befestigtem „Apex“, und, mehr als sinnbildliche Zeichen, ein Opfermesser („Secespita“), ein Schöpfgefäss („Simpulum“), eine Opferschale („Culullus“), bestimmt um bei Opfern daraus zu libiren, und, wahrscheinlich mit Bezug auf den wohl anfänglich durch dies Collegium besorgten Bau der Tiberbrücke, eine metallne Axt. — Die Würde des Pontifex maximus ging mit Augustus auf die Kaiser über, die sie bis auf Gratianus bekleideten, der sie freiwillig niederlegte.

Gegenüber dem hohen Ansehen des „Pontifex maximus“ verlor die mit der Republik entstandene Würde eines „Opferkönigs“ („Rex sacrorum“) derart an Bedeutung, dass sich bald Niemand mehr dazu drängte. Dennoch erhielt sie sich, freilich wohl nur als Ehrentitel, bis um die Mitte des dritten Jahrhunderts. Wodurch sie sich etwa kennzeichnete, ist nicht näher bekannt.

Das Amt der, wie man annahm, von Tarquinius eingesetzten Bewahrer der cumanischen Orakel, der „Quindecimviri sacris faciundis“, bestand wesentlich in Ueberwachung des Dienstes sowohl der römischen Gottheiten („Dii patrii“), als auch der fremden Götter („Dii peregrini“), auf dass solcher genau in der ihnen je gemässen Weise geübt werde. — Ueber die Form, in welcher

sie die sibyllinischen Orakel ertheilten, ist eben nur bekannt, dass es in Hexametern griechisch geschah, und sich bei ihnen von Anfang an zwei Griechen als Uebersetzer befanden. Im Cult der „Mater magna“ übten sie den Dienst selbstständig. Und lag ihnen so auch die Bestätigung der Priester dieser Göttin ob.

Ihre gewöhnliche amtliche Kleidung war eine Toga praetexta, ihre sinnbildnerische Bezeichnung, wie auf Münzen ersichtlich ist, bezüglich ihres Cult des Apollo, ein Dreifuss, darüber ein Delphin, darunter der apollinische Rabe; dahinzu fügten sie in der Folge den dem Gott gleichfalls geheiligten Lorbeer.

Der Dienst der „Mater magna“ war vorderasiatischen Ursprungs; dementsprechend der amtliche Schmuck der ihn versehenden Priester, der „Sacerdotes Matris Deum“ oder „quindecimvirales“ nicht ohne besonderen Prunk. Dahin gehörten ein Kopfschleier („Velum“), eine darüber zu tragende, mit drei durch Darstellungen der Juno, Minerva und des Jupiter erhoben gearbeiteten Rundstücken verzierte goldene Krone, von der zur rechten und linken je ein schmales Band („Taenia“) herabhing, und der „Occabus“, vermuthlich ein reiches Halsgeschmeide (vergl. *Fig. 72. f; Fig. 81. r*). Zudem forderte dieser Cult, im Gegensatz zu den sonstigen Culten, dass er in asiatisirend bunten Feierkleidern, wohl auch, statt in der altrömischen Toga, in der leichteren „Toga Graecanica“ vollzogen werde (vgl. *Fig. 308. a—c*; *Fig. 349. a—c*; *Fig. 409*; *Fig. 410. a*). — Das Collegium bestand bis 377 n. Chr.

Die erst spät ernannten „Septemviri epulones“ hatten vor allem für die Anordnung des Mahles des „Jupiters in Capitolio“ und die sich immer üppiger gestaltenden Opfermahlzeiten zu sorgen. Jenes entsprach dem häuslichen Opfer, das man dem „Jupiter Dapalis“ darbrachte, und ward folgends nach griechischem Brauch in Form der „Lectisternien“ gefeiert, indem man das Bild des Jupiter auf eine Lagerstätte („Lectus“), die Bilder der Juno und Minerva auf Stühle („Sellae“) niedersetzte, und wie Lebende bediente. — Die Amtstracht war eine Toga praetexta. Das Amt selbst ging gleichzeitig mit dem der „Quindecimvirales“ (um 377 n. Chr.) ein.

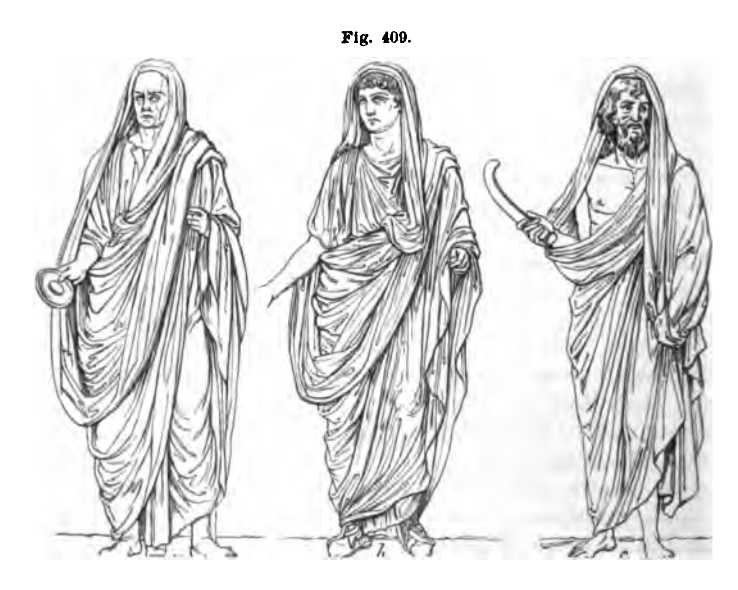
Zu allen diesen Priesterthümern fügte dann die von Griechenland aus nach Rom hin verbreitete Vergötterung der Kaiser die nun hier mit diesem Cult betrauten „Sodales Augustales“. Eingeleitet ward derselbe durch die von dem Senate beschlossene Heiligsprechung Cäsars, doch gleich nach dem Tod des Augustus, zu dessen nun förmlicher Einweihung, dafür ein selbstständiges Collegium mit eigener Befugniss eingesetzt. Auch ward folgends jedem Kaiser vom Senat ein „Flamen“ ernannt. — Mit zu den Ehren der Vergötterung gehörte die Anordnung von Festspielen zu ewigem Gedächtniss des Geweihten.

Seit dem Beginn der Kaiserzeit traten in Rom die vor dem

daselbst nur still geübten asiatischen Culte unter zunehmender Uebersiedelung vorderasiatischer Priester immer offener hervor. Es vollzogen sich diese Culte nun ohne weitergreifende Beschränkung, und zeigten sich fortan auch deren Vertreter, ohne noch fernere Beanstandung, in der mit ihrem Dienste verbundenen je eigenen amtlichen Tracht. Es waren diese Priester zumeist Kappadocier, Aegypter, Juden, Syrier und Chaldäer: Priester der „cumanischen“ Göttin, der „Dea Syria“, der „Isis“, des „Mithras“ u. s. w. Daneben mehrte sich die Zahl von Wahrsagern, Geheimkrämern, Betrügern und Gauklern aller Art, die denn zumeist in selbst gewählter, theils bettelhaft phantastischer Ausstaffirung erschienen. Ihr Hauptgeschäft bestand wesentlich in dem Verkauf von Amuleten und allerlei sonstigen Geheimmitteln. Solche bildeten, wie bei den Griechen, vorzugsweise gewisse Steine, theils zum umhängen an einer Schnur, theils in einem Ring gefasst; in Stoff und Form verschiedene Platten mit räthselhaften Zeichen und Sprüchen, und mannigfach andere Gegenstände, bestimmt um in einer Kapsel am Hals u. a. getragen zu werden.

Die Verehrung der römischen Gottheiten äusserte sich theils in Gebeten, in Gesängen, Tänzen und Opferungen, theils als daran anknüpfend, in Opfermahlzeiten und Festspielen, sowie auch in der Art der Bekleidung.

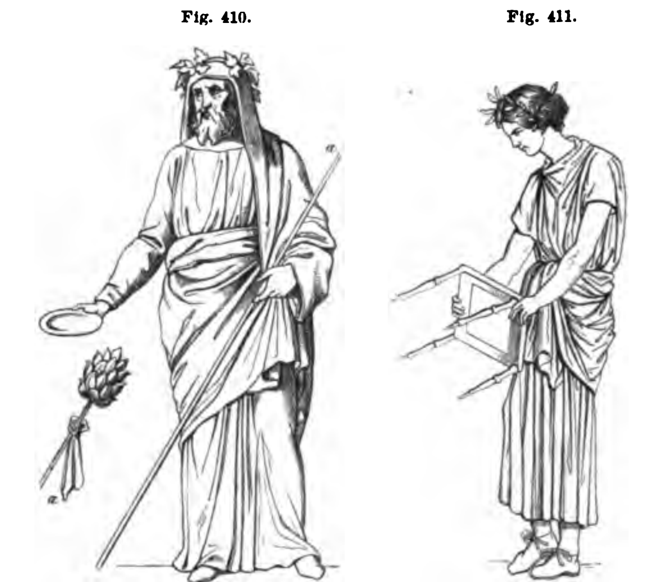
Fig. 409.



Zu dem Gebet und beim Opfer wurde vor allem äusserste Reinheit an Seele und Körper gefordert, ebenso von jeglichem Beiwerk, den Opfergaben und Opfergeräthen, völlige Makellosig-

keit; und so auch, insbesondere wo es freudigen Ereignissen galt, eine glänzend weisse Gewandung. Nur bei solchen Feiern, die mit Trauer verbunden waren, erschien man mit ungeordnetem Haar, nachlässig gekleidet, mit blossen Füssen. — Je nach dem Feier-Gebrauch betete man mit unverhülltem oder verhülltem Haupt. Ersteres war dem „griechischen“, letzteres dem „römischen Ritus“ eigen. Bei Vollziehung des griechischen Ritus trug man gemeiniglich eine „Toga Graecanica“ (*Fig. 308. a—c*), das Haupt mit einem Kranze geschmückt, bei Ausübung des „römischen“ zumeist die altrömische Toga oder, je nach Umständen, so die im Kriege begriffenen Truppen, die eben bestehende Kleidung, mithin die Feldherrn das „Paludamentum“ (S. 503; *Fig. 390*). — Die Verhül-

Fig. 410. Fig. 411.



lung des Hauptes geschah, indem man den Rückentheil des Obergewands über den Kopf hinweg, mindestens bis zur Stirne zog (*Fig. 409 a—c; Fig. 410*).

Das Gebet selbst ward, mit Ausnahme bei besonderen Bitt- und Bussfesten, bei welchen man es, vornämlich Weiber, knieend verrichtete, stehend, nach Osten gewendet vollzogen. War es den himmlischen Göttern geweiht, erhob man, wie die Griechen, die Hände gen Himmel (S. 360); bei dem Gebet zu den Unterweltsgöttern berührte man mit beiden Händen die Erde. Dies Alles geschah unter tiefem Schweigen, wobei man den Finger an die Lippen legte. — Nach dem Gebete wandte man sich rechts um.

Auch die Opferungen erforderten während ihrer Ausübung die äusserste Aufmerksamkeit und Stille. Damit nicht irgend ein übeles Wort, etwa als „Omen“ sie unterbreche, begleitete sie das Spiel eines Flötenbläsers („Tibicen“). Letzterer erschien in festlichem Schmuck, gewöhnlich in weisser, langwallender Tunica, mit einem Kranze auf dem Haupte.

Die Opfergaben sollen anfänglich nur Früchte, Salz („mola salsa“) u. dergl., überhaupt unblutige gewesen sein. Erst unter den letzten Königen soll man begonnen haben, auch Weihrauch und Thiere zu opfern. Seitdem aber nahmen die Schlachtopfer zu, so dass sie das allgemein Uebliche blieben. — Wie die Feierlichkeit der Opferung Reinheit im weitesten Sinne verlangte, so

Fig. 412.



auch wählte man dazu nur solche Thiere, welche sich nach sorgfältigster Prüfung als völlig frei von Mängeln erwiesen. Sie wurden bei grösseren Feiern zum Zweck der Opferung reich geschmückt. Einen solchen Schmuck bildeten vorzugsweise lange, ringsum befranzete Ueberhangdecken, Blumen und Blumengewinde, und ein Beschlagen der Hörner mit Goldblech. In solcher Ausstattung wurde das Thier in die Nähe des Brandaltars geführt. Hier erhielt es die Weihe, indem man dessen Kopf nach oben wandte und mit „mola salsa“ bestreute. War die Weihe vollzogen, that der Opferschlächter die Frage: „Agone?“ Lautete die Antwort: „hoc age!“, so tödtete er das Thier sofort durch einen Schlag, vermittelst eines dem betreffenden Cult entsprechenden Schlägels. Hierauf wurde dem Thier die Kehle durchschnitten

und das Blut in Schalen aufgefangen. — Hatte das Opfer den Zweck, den Willen der Götter zu erfragen, so wurden dessen Eingeweide von den Haruspices durchforscht; darnach, falls man sie günstig befunden, zerschnitten und auf dem Altar verbrannt. Schliesslich wurden in die Flamme Weihrauch gestreut und Wein gegossen („Libatio"), und der oft sehr beträchtliche Rest des Opferfleisches zu einer Festmahlzeit verwandt.

Die Opferkleidung der römischen Priester war der ihnen zuständige amtliche Schmuck (S. 516 ff.). Die fremden, nicht römischen Priester erschienen bei Ausübung ihrer Culte in der ihnen je eigenen Tracht (vergl. *Fig. 410*). Bei Vollziehung einzelner Feiern seitens der römischen Priester, pflegten diese ihr Obergewand nach uraltem Brauch in Form des „Cinctus Gabinus" zu schürzen (*Fig. 386;* vergl. *Fig. 411*). Und wiederum eigens war die Kleidung

Fig. 413.



der mit dem Abschlachten der Opferthiere selbst betrauten Priestergrade. So trug der Führer des Thiers zumeist, nächst einer kurzen Tunica, ein unter dem rechten Arm hindurch, über den Rücken hinweg, fest geordnetes Obergewand (*Fig. 412. b*), der Opferschlächter („Victimarius") gewöhnlich nur einen um die Hüften vermittelst eines Gürtels befestigten Schurz (*Fig. 412. a, c*) und der ihm beistehende „Camillus" vorwiegend eine weite, mit weiten Sackermeln versehene, aufgeschürzte Tunica (*Fig. 413. a, b*).

Auch die mit dem Cult verbundenen Festspiele und sonstigen öffentlichen Schaustellungen brachten hinsichtlich der Tracht, namentlich der dabei unmittelbar Betheiligten, manche Besonderheiten mit sich.

Solche Spiele sollen bereits unter Romulus begangen, dann aber unter den Tarquiniern förmlich eingesetzt worden sein. Tar-

quinius Priscus soll zuerst ein grosses Fest, die „Ludi Romani“, als ständiges Stadtfest angeordnet, und auch dazu einen eigenen Raum, den „grossen Circus“, beschafft haben. Diesen „circensischen“ Spielen wurden vermuthlich die sich dann ferner gestaltenden Spiele nachgebildet.

Anfänglich mögen die Spiele wohl ohne besonderen Aufwand, nur einfach begangen worden sein. Wahrscheinlich beschränkten sie sich theils auf prunklose Kriegsübungen, auf Wagen-, Pferderennen und Faustkampf, theils auf wenig entwickelte Tänze, verbunden mit possenhaftem Gebahren. Letzteres bildete vermuthlich den Anknüpfpunkt für scenische Spiele. Sie selbst wurden, wie man annahm, um 364 vor Chr. von den Etruskern Rom zugeführt, und um 240 vor Chr. durch den aus griechischem Blute entsprossenen Livius Andronicus der Form nach ordnungsmässiger behandelt, dann aber in stets engerem Anschluss an griechische Vorbilder fortentwickelt. — Bei dem Leichenbegängniss des Junius Brutus, um 264 v. Chr., fanden, wie es heisst zuerst, nach etruskischem und campanischem Brauch, Kämpfe von Gladiatoren statt. Sie erfreuten sich solches Beifalls, dass man sie fortan für jede grössere Bestattungsfeier beanspruchte, und zu Ende der Republik, auch ohne Beziehung zum Todtencult, amtlich als blosses Schauspiel einführte. — Um 186 v. Chr. begann man Thierhetzen einzurichten. In demselben Jahr traten zum erstenmal griechische Athleten, und 167 v. Chr., ebenfalls zum erstenmal, griechische Flötenbläser öffentlich auf. Eine Folge nun hiervon war die allmälige Einführung auch von gymnischen und musischen Wettspielen. Beim niederen Volk freilich fanden diese, vornämlich die letzteren, eben nicht sonderlichen Anklang, bei den Gebildeten dagegen zunehmend weitere Anerkennung, so dass dann 28 v. Chr. Augustus einen derartigen Agon als wirkliche Feier feststellte.

Mit der Entfaltung des Lebens nach Aussen und der Erweiterung der Spiele an sich, steigerte sich gleichmässig der Aufwand in deren Einrichtung und Ausstattung. Es äusserte dies sich insbesondere seit dem zweiten punischen Kriege und schritt, namentlich seit dem Ende der Republik, bis zum Maasslosen vor. — Der Eintritt zu den staatlichen Spielen war für den Bürger unentgeltlich. Die Spiele selbst pflegte man je nach den zu ihrer Aufführung hergerichteten Räumlichkeiten als „Ludi circenses, theatrales“ oder „scenici“, und „amphitheatrales“ zu bezeichnen.

Die „circensischen Spiele“ gewannen am frühsten an Umfang und an Pracht. Zu den ältesten zählte man die „Consualia“ und die zu Ehren des Mars gehaltenen „Equitaria“. Ferner gehörten dahin die „Ludi plebei“, Apollinares, Megalenses, Cercalia und Floralia; später noch zahlreich andere Feste, so die von Sulla verordneten „Ludi victoriae“, die „Augustales“ u. s. f.

Mehre der vornehmsten dieser Feste, so die „Ludi Romani“

und „Megalenses“, wohl überhaupt sämmtliche „Ludi solennes“, wurden durch einen glänzenden Aufzug, eine „Pompa“, eröffnet.

Diese Pompa ging aus vom Capitol, über das Forum zum Velabrum, und über das „Forum boarium“, von da aus sie in den Circus durch dessen mittleres Hauptthor eintrat. Die Plätze und Strassen, die sie berührte, sowie auch die Stufenumgänge des Circus, waren festlich geschmückt. — Dem Zuge voran schritten Musiker, Reihen von Männern zu Fuss und zu Ross, und Abtheilungen von Jünglingen und Knaben. Hiernach folgte der Magistrat, welcher den Spielen jeweilig vorstand, je nach seinen Rangstufen zu Wagen, zu Ross und zu Fuss (?), im ersten Falle mit einem Gespann von sechs, vier und zwei Pferden, während er selber, ohne Ausnahme, in der Tracht von Triumphatoren erschien (S. 513). Hinter dem Sitz des Wagens stand ein geschmückter, öffentlicher Sklave, der einen goldenen mit Steinen verzierten Eichenkranz hielt. Neben dem so ausgezeichneten Magistrat sassen oder ritten, in weisse Feiergewänder gekleidet, seine Kinder und nächsten Anverwandte. Auch umgab ihn, in weissen Togen, die grosse Schaar der Clienten. Hieran schlossen sich, gleichsam als Mittelpunkt des Ganzen, die Bilder der römischen Götter auf Bahren, Thronen und Wägen geordnet, gezogen von Maulthieren oder Pferden, später auch wohl von Elephanten. Diesen Bildern fügte man folgends Bilder der geheiligten Kaiser und von Mitgliedern ihrer Familien hinzu. Daran reihten sich die einzelnen Priester-Collegien, die Opferthiere und allerlei kostbares Schaugeräth, und wiederum daran weitere Züge von Musikern, Beamten, Senatoren, und schliesslich, beliebig, eine Menge von Volk. Auch zeigten hierbei Lustigmacher und Tänzer ihre besonderen Künste, indem sie Waffentänze oder, nach etruskischer Weise vermummt, Pantomimen u. a. aufführten. — Die Ankunft des Zuges im Circus wurde von der daselbst versammelten Zuschauermenge durch Erhebung von den Sitzen, Händegeklatsch und Zuruf begrüsst. Sobald er geendet, begannen die Spiele.

Von diesen Spielen bezeigte man einem der frühsten, dem Wagenrennen, dauernd die grösste Theilnahme. In der Trennung der Spieler selber in bestimmte Abtheilungen oder „Factiones“ fand man zugleich ein reizvolles Mittel die Betheiligung daran zu steigern. Man knüpfte an deren Geschicklichkeit allerlei Wetten u. s. w., und unter den Kaisern gewannen sie selbst eine politische Bedeutung. — Diese „Factiones“ unterschieden sich durch die Farbe ihrer Kleidung. Anfänglich, und wie es scheint bis gegen Ende der Republik, gab es nur zwei Factionen, eine weisse („albata“) und eine rothe („russata“). Zu ihnen kam, ob unter Augustus, eine blaue („veneta“) und folgends, ob unter Caligula (37—41 n. Chr.), auch eine grüne („prasina“). Dahinzu fügte Domitian (81—96 n. Chr.) eine goldene und eine purpurne. Diese

indessen währten vermuthlich nur bis zu dessen Tod. Etwa gegen Anfang des vierten Jahrhunderts verband sich die weisse mit der grünen und die rothe mit der blauen Faction, so dass es nun allerdings vier Farben, doch nur noch wiederum, wie zuerst, zwei Abtheilungen gab. — Solche Färbung erstreckte sich wahrscheinlich nicht allein auf die Kleidung, sondern auch auf Wagen und Geschirr.

Die Kleidung an sich bestand wesentlich, eben dem Zwecke angemessen, in einer engeranschliessenden kurzen Tunica ohne Ermel, einer engen helmartigen Kappe, und leichten Schnürsohlen. Die Tunica wurde von den Hüften bis unter die Arme hin fest umschnürt, auch wohl der Oberschenkel umbunden. Die sonstige Ausstattung beschränkte sich auf eine Peitsche und ein eigenes, oberhalb gebogenes Messer, bestimmt um bei etwaiger Gefahr das die Rosse festigende Riemenwerk zu durchschneiden. Dieses Messer pflegte man, zu möglich rascher Handhabung, vorn zwischen die Leibumschnürung zu stecken (*Fig. 414*). — Den Siegespreis bildeten vorzugsweise, wohl nach griechischem Brauch, Kränze und Palmenzweige. Die Kränze waren gelegentlich, so bei dem Fest der „Arvalen", von Silber. Vornämlich während der Kaiserzeit fügte man diesen Preisen nicht selten theils beträchtliche Geldsummen, theils kostbare Geschenke an Kleidern, Schmucksachen u. dergl. hinzu.

Fig. 414.



Den Wettfahrten folgten Körper-Uebungen. Sie zerfielen wesentlich in Faustkampf, Ringen und Wettlaufen. Die daran Betheiligten erschienen mit einem Hüftschurz bekleidet; die Faustkämpfer ausserdem mit einer eigenen Bewaffnung der Hand, bestehend in einem bisweilen durch Blei verstärkten Schlagriemen („Caestus"; *Fig. 283.* S. 402). Sieger erhielten einen Kranz.

An diese Uebungen reihte sich, etwa bis zu Ende der Republik, der sogenannte „Ludus Trojae", eine Art von Kriegsspiel, ausgeführt von bewaffneten Knaben zu Pferd.

Dieses Spiel dann wurde seit Augustus durch die von ihm selbst eingeführten „Ludi sevirales" ersetzt. Sie eröffnete ein Aufzug der sechs Turmen der „Ritterschaft" in der sie auszeichnenden Tracht (S. 466). Hieran schlossen sich Kriegsübungen theils zu Fuss, theils zu Ross, von jüngeren Bürgern in glänzendem Schmuck. Letzteren bildeten für einzelne Uebungen, so wohl insbesondere für die „Pirrhicha militaris", bei den Jünglingen eine

purpurne Tunica, gegürtet mit ehernem Gürtel, ein Schwert und eine kurze Lanze, bei den Männern ausserdem ein erzner Helm mit hohem Busch.

Die scenischen Spiele wurden alsbald, nachdem sie Eingang gefunden hatten, den Festspielen beigeordnet. Die Theilnahme daran wuchs beständig. Und schon um 214 v. Chr. dehnte man sie für die „Ludi Romani" auf vier Tage aus. Hiermit gleichmässig entfaltete sich ein Bühnenaufwand bis zum Uebermaass. Bereits bis zu Ende der Republik erreichte dies eine Höhe, so dass es zu Anfang der Kaiserzeit, nur um das Auge zu befriedigen, sowohl hinsichtlich der Zahl der Schauspieler, deren Besoldung u. s. w., als auch der Ausstattung an sich der äussersten Anstrengung bedurfte. „Bei den Spielen zur Einweihung des pompejanischen Theaters wurden in der Clytemnestra 600 Saumthiere, im Trojanischen Pferde 3000 Krateren auf die Bühne gebracht; und Reiterei und Fussvolk erschien in den verschiedensten Kostümen und Waffengattungen. Horaz beschreibt Aufführungen von Stücken, die vier Stunden und länger dauern, angefüllt mit Infanterie- und Cavallerie-Manövern und Paradezügen, in denen selbst weisse Elephanten und Giraffen mit aufgeführt wurden." — Bis in die jüngere Zeit traten nur Männer auf, ausgenommen in den „Mimen", wo zugleich Weiber mitspielten. — Die Besten erhielten als ehrende Zeichen Palmen und goldene Kränze; unter den Kaisern oft ausserdem kostbare Gewänder und hohe Geldsummen.[1]

Zur Theatergarderobe gehörten seit der Zeit des Dichters Terentius, wohl seit 174 v. Chr., ähnlich wie zur griechischen Garderobe, wesentlich Kopf- und Gesichtsmasken. Ihr Ursprung in Latium ist vermuthlich eben so alt als in Griechenland. Mindestens scheint es, dass man die auch hier vom Volke bei heiteren Festen von jeher beliebte Vermummung ebenfalls schon frühzeitig zu einer Art von eigentlicher Charaktermaske ausbildete. Diese Masken kamen indessen von vorherein lediglich bei dem latinischen Volkslustspiel, der „Atellane" in Anwendung. Die übrigen Stücke pflegte man bis dahin ohne Masken zu geben oder die Charaktere doch höchstens in Rücksicht auf Alter und Geschlecht durch dementsprechend gestaltete und gefärbte Kopfaufsätze („Galeri") zu bezeichnen. — Der dann aber nahezu ausschliessliche Gebrauch der Maske beruhte wahrscheinlich denn ebensowohl auf der Erweiterung der Theater, auf dem dadurch bei den Zuschauern sich

[1] „Das Vermögen des Schauspielers Aesopus belief sich auf 20 Mill. Sesterzien oder 1,430,000 Thaler. Sein noch höher gefeierter Zeitgenosse Roscius schlug seine Jahreseinnahme auf 600,000 Sesterz. oder 43,000 Thlr. an (vom Staat erhielt er für jeden Spieltag 1000 Denare oder 286 Thlr. und ausserdem die Besoldung für seine Truppe) und die Tänzerin Dionysia die ihrige auf 200,000 Sesterz. oder 14,000 Thlr."

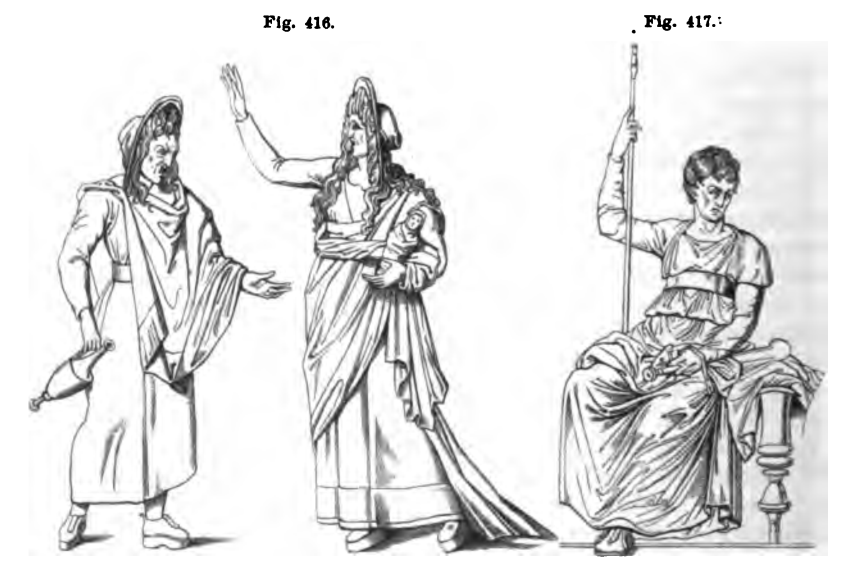
immer fühlbarer machenden Bedürfniss nach einer möglichst erkennbaren Charakterisirung der Darstellenden, als auch auf einer durch griechischen Einfluss nun wesentlich geförderten Vervollkommnung der Masken überhaupt (*Fig. 415. a—d; Fig. 416*). Sie wurden, ähnlich wie bei den Griechen, stets für den besonderen Zweck je nach Maassgabe des Geschlechts und der Wesenheit des

Fig. 415.



Darzustellenden sorgfältig durchgebildet. Auch kamen später, wohl akustisch bedingt und eben wohl auch dadurch mehr verzerrte, oft wunderliche Schallmasken auf (*Fig. 415. a, b*). — Mit der anderweitigen Garderobe verhielt es sich wohl im Allgemeinen, mindestens seit Einführung der Masken, auch wiederum ähnlich wie bei den

Fig. 416. Fig. 417.



Griechen. Einzelne Schauspiele allerdings hatten ihre eigene, bestimmte Ausstattung. Im Ganzen indessen bestand auch hier der Unterschied zwischen der Tracht der Tragödie und der der Komödie hauptsächlich darin, dass man für jene vornämlich weite Gewänder von schleppender Länge („Syrmata") und hochsohlige Schuhe („Ko-

thurni"), für die Komödie niedrige Schuhe („Socci") und, je nach dem Inhalt des Stücks, theils eine dem Alltagsleben gemässe, theils die hiefür bei den Griechen übliche Bekleidung anwandte (*Fig. 416; Fig. 417;* vergl. *Fig. 242; Fig. 243*).

Dem Ursprunge nach wohl jedenfalls eines der frühsten dramatischen Spiele war die nach der Stadt Atella benannte Volksposse „Atellane". Es wurde diese in von vorherein dafür bestimmten Masken aufgeführt, jedoch erst seit 23 nach Chr. für die öffentliche Schaubühne eingerichtet. Die Masken, auf denen die Posse beruhte, entsprachen ihren Charakteren nach vermuthlich den Masken der Harlekinade, und stellten in „Maccus" den Harlekin, in „Bucco" den Vielfrass, in „Pappus" („Casnar") den Papa, und in „Dossenus" den weisen Berather dar. — Sie wurde zumeist nur als Nachspiel gegeben, dann aber, unter den jüngeren Kaisern, durch den „Mimus" verdrängt.

Fig. 418.



Im „Mimus" erschienen die Darsteller unmaskirt, ohne den Schuh der Komödie, in einer eigenen buntscheckigen Tracht („Centunculus"). Zu dieser gehörten vorzugsweise ein kleiner Umhang („Ricinium") und, als Beiwerk, der Phallus (vergl. (*Fig. 242; Fig. 243*). Die Komik der Posse ward dadurch erhöht, dass in ihr ein Nebenschauspieler auftrat, der als „Parasitus" oder „Stupidus" durch lächerliche Geberden zu wirken verstand. Ihn bezeichnete Kahlköpfigkeit.

Mit dem steigenden Aufwande der Bühnenausstattung überhaupt verflachte allmälig das Kunstinteresse. Neben der Komödie und der Tragödie gewannen balletartige Darstellungen zunehmend die Vorherrschaft. — Die musikalischen Aufführungen erhielten mehr und mehr ein Gepräge von reich ausgestatteten Concerten. Auch in ihnen traten die Künstler nunmehr gemeiniglich mit Maske und in einer besonderen Kleidung auf. Diese bildete, namentlich für die Citherspieler von Profession, nach griechisch-asiatischem Zuschnitt ein weites hemdförmiges langwallendes Gewand mit Oberermeln, das unter der Brust gegürtet war, und ein weiter Rückenumhang, auf jeder Schulter vermittelst einer grossen metallnen Spange befestigt (*Fig. 418*). — Der musi-

sche Ehrenpreis war ein Kranz von Eichenlaub oder ein Zweig des Oelbaums.

Die amphitheatralischen Spiele kamen in eben dieser Bezeichnung erst unter Julius Cäsar auf. Er liess für gewisse Schaustellungen zuerst ein „Amphitheater“ errichten. Dieser Bau war von Holz, ward jedoch bald durch einen grösseren steinernen Bau verdrängt, und dieser dann durch das noch heut in Trümmern vorhandene „Coliseum“ ersetzt. — Ein solches Theater diente vornämlich zur Aufführung von Thierhetzen; auch wurden dahin bald nach seiner Begründung die Kämpfe der Gladiatoren verlegt, die vordem theils im grossen Circus theils auf dem Markte statt fanden.

Diese Kämpfe fügte man seit ihrer amtlichen Feststellung fast stets den bei solennen Feiern abgehaltenen Spielen hinzu. Stehend waren sie unter Augustus für das Minerva-Fest („Quinquatrus“), und folgends wohl auch für das Fest des Saturn („Saturnalia“).

An der Spitze der Gladiatorenbanden stand ein Fechtmeister („Lanista“). Sie selber wurden in Kasernen, in Schulen („Ludi“) verpflegt und eingeübt. Die Vorübungen der Lehrlinge („Tirones“) geschahen an einem Pfahl. Hatten sie den ersten Kampf glücklich bestanden, empfingen sie mit dem Namen „Spectatus“ eine mit dem Tage ihres Auftritts und ihrem Namen bezeichnete viereckte Marke („Tessera“). Die Sieger erhielten eine Palme und Geld; diejenigen, die sich durch Tapferkeit oder einen sonst günstigen Umstand vom auftreten in der Arena befreiten, als Zeichen hiefür, ein Stockrapier („Rudis“).

Die Gladiatorenspiele an sich pflegte man vor ihrer Aufführung durch „Programmata“ anzukündigen. — Das Schauspiel eröffnete ein Paradezug der Gladiatoren in der Arena. Dann wurden die Kämpferpaare geordnet, die Waffen vom „Editor“ geprüft und zunächst Scheingefechte mit Wurfgeschossen und stumpfen Hiebwaffen abgehalten. Dem folgten die Kämpfe mit scharfen Waffen. Das Zeichen zum Angriff gab die Tuba (*Fig. 420 d*). Die Ausrüstung war nach den Arten der Kämpfe je eine besondere, trug jedoch im Allgemeinen, im Verhältniss zur Kriegsrüstung, ein mehr schauspielerhaftes Gepräge (*Fig. 419. a—c; Fig. 420*).

Die „Retiarii“ erschienen nackt oder nur in der Tunica; ihre Schutzwaffen waren ein Ermel (Manica) am linken Arm, und ein an demselben über die Schulter in die Höhe stehendes Stück Leder oder Metall (Galerus); ihre Angriffswaffen ein Netz, das sie dem Gegner überzuwerfen suchten (Jaculum), ein Dreizack (Fuscina) und ein Dolch. Sie kämpften nicht untereinander, sondern theils gegen die leichtbewaffneten Secutores, theils gegen die schwerbewaffneten Galli und Myrmillones (zwei sehr ähn

liche Gattungen) und **Samnites.** Diese hatten einen grossen Schild (Scutum), einen Ermel am rechten Arm, eine Schiene (Ocrea) am linken Bein, einen Leibgurt (Balteus), einen Visir-

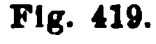
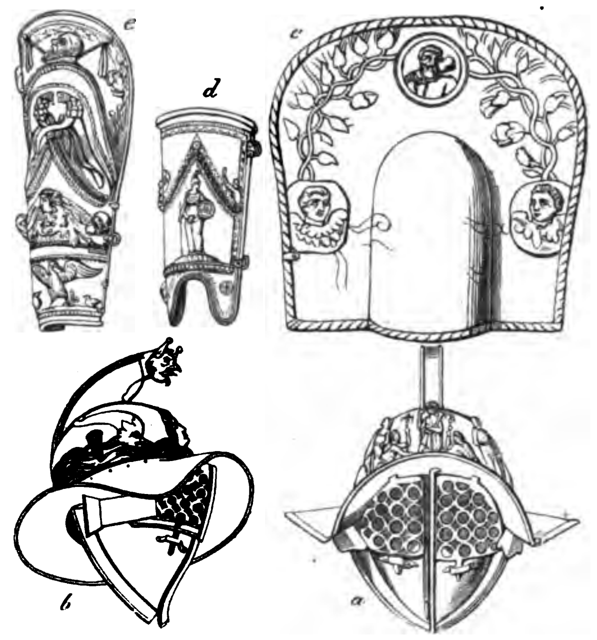


Fig. 419.



helm (den alle schwergerüsteten Gladiatoren trugen) mit Kamm und Federn, und ein kurzes Schwert. Sowohl diese als Galli und

Fig. 420.



Myrmillones fochten auch gegen die **Threces,** welche einen kleinen runden Schild (Parma), ein gebogenes Schwert (Sica) und eine vollständigere Rüstung als die Samniten, namentlich Schienen

an beiden Beinen trugen. Am schwersten bewaffnet waren die Hoplomachi, am leichtesten die Velites. Die Dimachaeri führten zwei kurze Schwerter, die Essedarii fochten auf britischen Streitwagen, und die Andabatae zu Pferde, mit Visiren, durch die sie wenig oder nichts sehen konnten (vergl. *Fig. 420. a—d*). — „Die Gladiatoren fochten nicht bloss Mann gegen Mann, sondern es wurden auch Massenkämpfe aufgeführt. Säumige und Furchtsame wurden mit Peitschen und glühenden Eisen in den Kampf getrieben. Für die Gefallenen standen Todtenbahren bereit, auf denen sie durch ein eigenes dazu bestimmtes Thor (Porta Libitinensis) in das Spoliarium geschafft wurden. Wenn im Einzelkampf der eine von beiden Fechtern überwunden und noch lebend in der Gewalt seines Gegners war, so entschied der Editor, ob er getödtet werden sollte. Aber schon in der letzten Zeit der Republik stellten die Editoren die Entscheidung den Zuschauern anheim. Diese mussten also die Gladiatoren um ihre Entlassung (Missio) anflehen. Das Zeichen der günstigen Gesinnung scheint das Schwenken von Tüchern gewesen zu sein, das Zeichen der feindlichen war das Einschlagen des Daumens.“ — Diese Spiele erhielten sich bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts.

Die Thierhetzen („Venationes“) wurden gleichermaassen zunehmend reicher ausgestattet. Sie bestanden theils in Kämpfen reissender Thiere untereinander oder in Vorstellungen gezähmter Thiere, theils in Kämpfen von Menschen mit Thieren. Insbesondere nahm die Zahl und Verschiedenheit der Thiere in stets steigendem Maasse zu.[1] Die Kämpfer waren entweder auf den Kampf eingelernte „Bestiarii“ und „Venatores“, oder verurtheilte Verbrecher. Erstere traten wohlbewaffnet und bisweilen in einer eigenen theatermässigen Bekleidung auf; letztere wurden meist wehrlos belassen. — Trotz der Grausamkeit dieser Kämpfe, währten sie bis ins sechste Jahrhundert.

Schliesslich schritt man zur Aufführung auch von Seegefechten und anderen, ähnlichen Vorgängen von reichster kleidlicher und sonstiger kostbarer Ausstattung. Zu dem Zweck ward das Amphitheater der Art eingerichtet, dass es mit Wasser gefüllt werden konnte. Doch wurden dazu nun auch eigene Becken („Naumachiae“) ausgegraben und mit Sitzreihen umbaut. So unter anderem veranstaltete einmal Cäsar ein solches Gefecht zwischen einer tyrischen und einer ägyptischen Flotte, in welchem die Mannschaft viertausend Ruderer und eintausend Kämpfer umfasste,

[1] Nur beispielsweise sei erwähnt, dass unter anderen Pompejus einmal 18 Elephanten und 500 Löwen kämpfen liess; Augustus 36 Krokodile; — Probus 1000 Strausse, 1000 Hirsche, 1000 Eber, 1000 Gemsen und vieles zahme Gethier einer allgemeinen Volksjagd Preis gab, und dazu am nächsten Tage hintereinander erst 100 Löwen, dann 200 Leoparden, hierauf 300 Bären und endlich eine grosse Anzahl von Kriegsgefangenen in die Arena brachte.



und der Kaiser Claudius im Jahre 52 nach Chr. ein Gefecht auf dem Tucinersee, in welchem neunzehntausend Kämpfer als Rhodier und Sicilier auftraten.

Das Geräth.

Die Nachrichten über die Handwerklichkeit der italischen Völker sind überaus dürftig. Erkennen indessen lassen sie, dass solche von den Etruskern zuerst als Kunsthandwerk ausgeübt wurde. Nach einer von Plinius erzählten Sage waren es die in der griechischen Sage personificirten korinthischen Künstler „Eucheir" und „Eugrammos" (S. 368) und ein Maler „Kleophant", welche die Kunst in Etrurien einführten. Es deutet dies wohl auf eine frühzeitige Einwanderung fremder Künstler nach hier, oder auf eine früh stattgehabte Uebertragung westasiatisch-griechischer Kunstformen hin. Hiermit in Uebereinstimmung steht das äussere Gepräge der Mehrzahl der sachlichen Ueberreste. — In Rom waren die ältesten Kunstwerke von etruskischen Künstlern gefertigt. Hier soll bereits Numa die Handwerker zünftig geordnet haben. Ob letztere Etrusker oder Römer oder Etrusker und Römer waren, muss als fraglich dahingestellt bleiben. Diese Zünfte selber umfassten, nächst den Musikern, den Tuba- und Flötenbläsern, die Erzarbeiter, Goldschmiede, Schuhmacher, Töpfer, Gerber, Färber und, als neunte Innung, alle noch sonstigen Gewerbtreibenden. Die einzigen gewerbmässigen Bethätigungen, die der freie Römer als seiner würdig erachtete, und die ihm auch von staatswegen als zuständig verblieben, waren Ackerbau und Viehzucht und ein auf Verwerthung der Landeserzeugnisse gerichteter überseeischer Handel.

Mit der Uebersiedelung von Griechen nach Latium etwa zu Anfang des letzten Jahrtausends, und deren Verbreitung über Campanien, erfuhr der Handwerksbetrieb eine wesentliche Förderung. Die Römer liessen es sich gefallen, dass jene für sie arbeiteten. — Seit der weltstädtischen Erhebung Roms, namentlich seit den siegreichen Kämpfen in Griechenland und Kleinasien, wandte sich der Geschmack mehr und mehr den diesen Ländern eigenen, kostbareren Handwerkserzeugnissen zu. Fortan wurden von dort alljährlich alle Arten von Prachtmöbeln, Gefässen, Teppichen u. s. w. für unermessliche Summen bezogen; ebenso immer zahlreicher besonders geschickte Handwerker als Sklaven angeworben. Die geräthliche Ausstattung gewann ein vorwiegend griechisches und griechisch-westasiatisches Gepräge.

Die Fertigkeit in Behandlung der Stoffe war bei den itali-

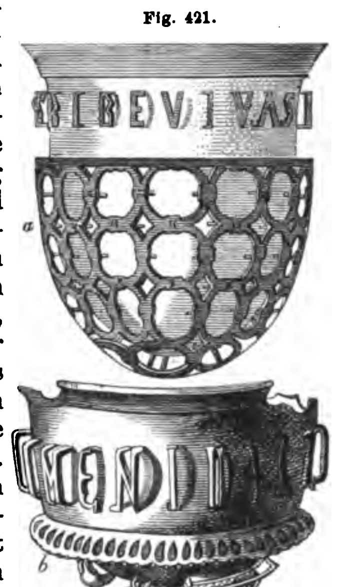
schen Handwerkern mehrentheils selbst schon frühzeitig eine höchst durchgebildete. Hinsichtlich der Metallarbeit, der Goldschmiederei u. dergl., ward Näheres darüber bereits bemerkt (S. 449; S. 461; S. 488). Grössere Werke pflegte man seltner, wie die kleineren, über einen Kern zu giessen, sondern gemeiniglich zu treiben, und deren selbständigere Zierrathen zumeist in Weise der Toreutik, mit dem Meissel zu fertigen. In der etruskischen Stadt Volsinii sollen die Römer bei deren Eroberung allein zweitausend erzene Standbilder vorgefunden haben. — Die Schnitzerei in Elfenbein, Bernstein und anderen Stoffen, sowie auch die Steinschneiderei wurden mit besonderem Geschick geübt. Letztere namentlich entwickelte sich, allerdings wohl erst unter griechischem Einfluss, zu ganz ausserordentlicher Blüthe. Die in Wien, Paris und den Niederlanden aufbewahrten grossen Cameen aus den Zeiten der Julier und Claudier legen Zeugniss dafür ab. Sie lassen zugleich erkennen, dass die Steinschneider sich zum schleifen, bohren u. s. w. bereits sowohl des Rades und des Diamantstaubs, als auch des Diamantmessers bedienten. Anderes, nicht minder Bedeutendes, ward in Verfertigung kostbarer Steingefässe geleistet. — Zur Herstellung von grösseren mehr statuarischen Werken aus Stein, verwandte man anfänglich vorzugsweise den im oberen Etrurien verbreiteten weicheren Sandstein nebst dem vulkanischen Peperin und den noch weicheren Alabaster. So auch beobachtete man vorerst hauptsächlich das Verfahren einer stückweisen Zusammensetzung. Später, unter griechischem Einfluss, stand man davon ab. Man wandte sich fortan vorzüglich dem Marmor, allmälig auch selbst den härtesten Gesteinen, wie Porphyr, Basalt, Granit u. dergl., sowie auch der griechischen Behandlung, der „Bearbeitung aus dem Ganzen“ zu. In der Weise dehnte sich der Betrieb zugleich auf eine Verfertigung von allerlei Geräthschaften, als Tischen, Lehnsesseln, Candelabern, Standgefässen, Badewannen u. s. w. aus.

Die Arbeit in Holz stand wohl nicht zurück. Mindestens dürften auch für deren schon frühzeitig hohe Ausbildung mannigfache Abbilder von zweifellos hölzernen Geräthen sprechen. Mit der Schnitzerei und Drechslerei verband sich das Einlegen von Flachzierrathen aus seltenen Hölzern, Elfenbein, Schildpad u. s. f., und ein Besetzen mit erhobenen, wohl zumeist metallnen Zierden. Auch kannte man vielleicht bereits das Belegen im Ganzen mit grösseren dünngeschnittenen Holzblättern.

Mit zu den aus den östlichen Ländern erst herübergeführten Betriebszweigen zählte die Herstellung des Glases und dessen besondere Verwendung zu Nutz- und Prunkgefässen. Sie machte bis zur Kaiserzeit, vor allem in Alexandrien, ganz ausnehmende Fortschritte. Das Färben, Blasen, Giessen und Schleifen, so wie die Verfertigung von Einzelzierrathen, ward in höchster Vollendung geübt. Man gab dem Glase jede Färbung bis zu täuschender

Aehnlichkeit mit farbigen Edelsteinen, bildete es durch einschmelzen von in Form und Farbe wechselnden, meist sehr kleinen Zierstückchen, ähnlich dem „Filigran“ aus, und schmolz verschiedenfarbige Glasflüsse zu weiterer Bearbeitung übereinander. Vorzugsweise geschätzt jedoch blieben stets die als „Crystallina“ bezeichneten, völlig farblosen, krystallhellen Gläser. — Bei Verfertigung farbiger Gläser wechselte man in der Mischung verschiedenartigster Flüsse ab, indem man sie bald dem Opale ähnlich („alassontes“), bald den Achaten ähnlich verband. Das schichtweise Uebereinanderschmelzen von verschiedenfarbigen Flüssen benutzte man zur Nachahmung von geschnittenen Cameen. Hierbei verfuhr man gewöhnlich derart, dass man den Kern dunkelfarbig, den Ueberzug aber von einem weissen „opaken“, milchigen Glase machte, und diesen dann, je nach Verhältniss der beabsichtigten Schattenwirkung, zu einem erhobenen Bilde ausschliff. — In gleicher Vollendung bewegte man sich in Erfindung und Verwendung von freistehenden Zierrathen. So unter anderem fertigte man in Form von Schalen und kleinen Bechern unterwärts abgerundete Gläser, rings umgeben von einem scheinbar völlig frei schwebenden Glasnetz, das eben nur durch Glasstiftchen mit dem Gefässchen verbunden war. Sie nannte man „Vasa diatreta“ (*Fig. 421. a, b*). Unter dem Kaiser Tiberius soll, nach freilich nicht sicher verbürgter Nachricht, ein geschickter Arbeiter selbst eine Art von biegsamem, hämmerbarem Glase erfunden haben, dafür von jenem Kaiser jedoch aus Besorgniss, dass solches Glas die edelen Metalle entwerthen würde, mit dem Tode gelohnt worden sein.

Fig. 421.



Die Thonarbeit wurde seit frühster Zeit, vorzugsweise bei den Etruskern, in der vollkommensten Weise betrieben. Ganz ähnlich wie die griechischen Töpfer, bedienten sich die etruskischen, je nach dem vorliegenden Zweck, der Formstecken und der Drehscheibe; desgleichen hölzerner und thönerner Formen. Und ebenso, mit gleichem Geschick, übten sie das Trocknen, Brennen und Glasiren, das Bemalen und Firnissen.

Die Gefässe im Allgemeinen.

Schon frühzeitig wurden Geräthschaften aus der Fremde eingeführt. Dahin gehörten namentlich, nächst Gefässen von Metall, davon sich Mehres erhalten hat, thönerne kunstvoll bemalte Vasen, wie solche in ungemeiner Fülle etruskischen Gräbern enthoben wurden. Sie sind unzweifelhaft griechischen Ursprungs und dürften, ihrer Durchbildung nach (S. 372 ff.), etwa seit dem Jahre 500 bis 450 v. Chr. in dem geschäftigen Korinth, ferner, etwa bis 350, in Attika und auf der Insel Kerkyra, und vielleicht bis 250 in den grossgriechischen Niederlassungen, vorzüglich in Sicilien, angefertigt worden sein.

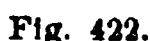
Andere dahin gehörende Gefässe sind zum Theil mit etruskischer Schrift bezeichnet, und erscheinen, auch ausserdem, als altitalische Erzeugnisse. Bei aller, auch ihnen eigenen handwerklichen Vollkommenheit, stehen sie doch in künstlerischer Hinsicht weit hinter jenen Gefässen zurück. Theils schliessen sie sich in Form und Verzierung eng an diese an, theils sind sie, abweichend davon, vorwiegend bildnerisch, erhoben, geschmückt. Erstere bewegen sich hauptsächlich in den Gestaltungen von Amphoren und Schalen (vergl. *Fig. 251; Fig. 252; Fig. 259. a—d*) in einer eben nur trockenen, oft bis zum äussersten hin gespreizten, nicht selten barbarischen Nachahmung, die anderen zumeist in seltsamen, wunderlich-phantastischen, handwerksmässig behandelten Gebilden von vorwiegend vorderasiatischem und gemischt ägyptischem Gepräge. Diese letzteren wiederum bestehen aus schwarzem und aus rothem Thon; die schwarzen zumeist ungebrannt, roh, die rothen im Feuer erhärtet, und im Ganzen zierlicher.

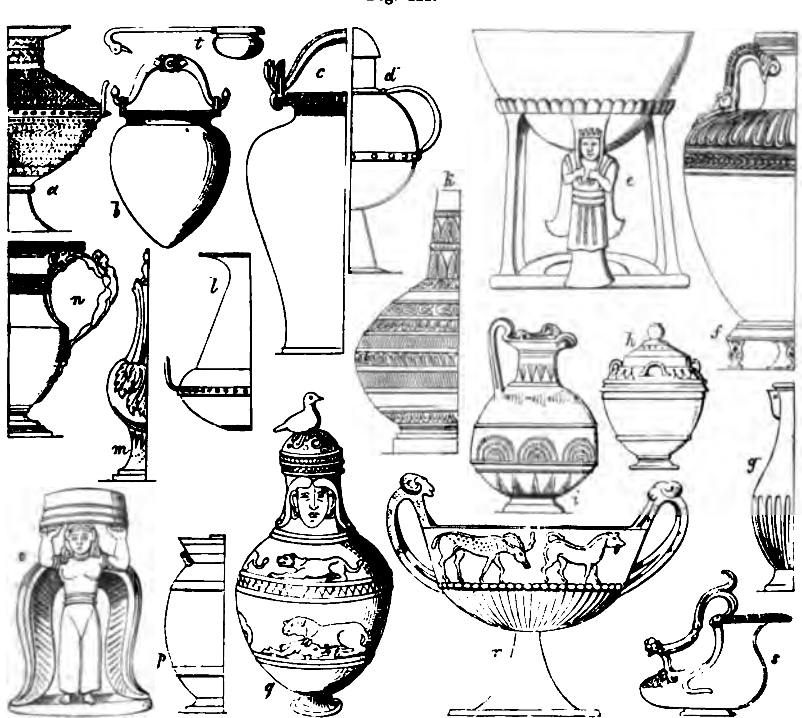
Die Formen der schwarzen Geschirre sind hauptsächlich die einer weitbauchigen Amphora mit schwerem Fuss, mit und ohne Deckel, die eines mit menschlichem Kopf und Armen gestalteten ägyptischen Kanopus (S. 51), die rundausladender, kurzhalsiger Kannen mit Henkel, und die von runden, flach gedrückten, zwiefach gehenkelten Hängeflaschen; nächstdem bei Trinkgefässen, die des Bechers, der Tasse und Schale, zum Theil mit Henkel und Fuss, mit Figuren verziert; endlich die von Salbengefässchen und von verschiedentlichen Thieren. Die sonstige verzierende Ausstattung bilden wesentlich wagerecht laufende, mit Stempeln aufgepresste, leicht erhobene Bilder, theils von Menschen oder Thieren, theils Linearverbindungen (*Fig. 422. e, h, i, k, o, q, r*).

Unter den Formen der rothen Geschirre herrschen bei den grösseren ebenfalls die der Amphora, selbst bis zu drei Fuss Höhe, dann aber die des Beckens, bei den kleineren die des Napfs und der Kanne, und die von schlauch- und tropfenartigen Balsamarien vor; auch zählen dazu einzelne Hängelampen. Die Verzierung geschah auch bei ihnen vorwiegend durch Stempelung. — Die

kleineren Geschirre scheinen jedoch mehrentheils jüngeren Ursprungs zu sein.

Die metallnen Gefässe etruskischen Fundorts sind ausschliesslich von Erz und Silber. Die Mehrzahl entspricht in Form und Verzierung den schwarzen Thongeschirren, trägt, wie diese, durchgängig ein mehr vorderasiatisches Gepräge, und ist, mit Ausnahme von rundbehandelten, angesetzten Einzeltheilen, als Henkeln und sonstigen kleineren Gliedern, sorgfältig aus dem Ganzen getrieben. Entfernt von griechischer Durchbildung, er-


Fig. 422.



innert sie gelegentlich an assyrische Gestaltungen. — Die übrigen zeigen theils reinere, mehr gräcisirende Formen, und entstammen somit wahrscheinlich der jüngeren, griechisch-italischen Zeit. Der Athener Kritias (um 450 v. Chr.) rühmte „als Bestes seiner Gattung die tyrrhenische goldene Schale und alles Erz, was zu irgend welchem Gebrauch das Haus schmückt“ (vergl. *Fig. 422. b, c, f, g, m, n, s, t*).

Als Hauptformen silberner Gefässe erscheinen die einer rundbauchigen Schale mit zwei Henkeln und schlankem Fuss, die eines hohen zweihenkeligen Skyphos, einer kleinen zweihenkeligen

Amphora, einer einfach gehenkelten Kanne, eines Trinkbechers ohne Henkel, und die einer ungehenkelten Schale; fast sämmtlich mit mässig erhobenem Bildwerk.

Hauptformen bronzener Gefässe sind die von flachen kreisrunden Schälchen zumeist mit gerad abstehendem Handgriff, ähnlich den erwähnten Spiegeln (*Fig. 342*), die von verschieden weitbauchigen Töpfen, bald mit bald ohne Henkel und Fuss, die von napf- und tassenartigen Bechern, die von tieferen Schalen mit Fuss und fusslos, theils gehenkelt theils ungehenkelt, die von Giesskännchen, langgehenkelten Schöpfkellen, vasenartigen Räucherbecken und von weiten halbrunden Kesseln mit mehren am oberen Rande henkelartig emporstehenden, nach innen gebogenen Thierköpfen (vergl. *Fig. 422. b, c, f, g; Fig. 423; Fig. 424. c, d*). Diese Kessel dienten vermuthlich vorzugsweise cultlichen Zwecken. Sie ruhten theils unmittelbar auf Rädern, theils wurden sie von einem auf Rädern stehenden Götterbilde (*Fig. 423*), theils von einem erzenen, zumeist eigens verzierten, höheren Stangen-Dreifuss getragen (*Fig. 424. a—c;* vergl. *Fig. 293*). Diese Dreifüsse waren mitunter zusammenschiebbar eingerichtet.

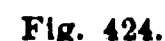
Fig. 423.

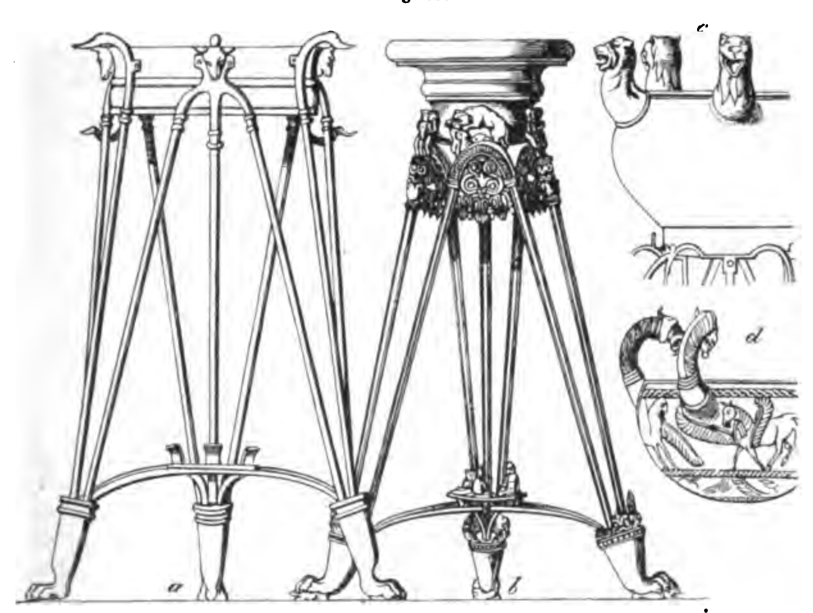


Bei den Römern äusserte sich eine besondere Hinneigung zu geräthlichem Aufwande vor allem in Vermehrung von Silbergeschirr. Es nahm dies schon früh in dem Maasse zu, dass man bereits um 290 und 277 vor Chr. bestimmte Verordnungen dagegen erliess. Diese Verordnungen untersagten den Besitz von silbernen Geräthen mit alleiniger Ausnahme von Opferschalen und einem Salzgefäss. Auch ward während der Republik einer der angesehensten Männer aus dem Senat verwiesen, weil sein Silbergeräth zehn Pfund betrug. Noch von Scipio Aemilianus (um 150 vor Chr.) heisst es, dass der Werth seines Silbergeschirrs nicht über 32 Pfund (900 Thlr.) betrug. Aber schon das seines Neffen, des Consuls Quintus Fabius (um 121 vor Chr.) ward auf 1000 Pfund (28,000 Thlr.), und das des Volkstribun Marcus Drusus (um 91 vor Chr.) auf 10,000 Pfund (280,000 Thlr.) geschätzt. Zur Zeit Sulla's (um 90 vor Chr.) zählte man in Rom nicht weniger als 150 hundertpfündige silberne Prachtschüsseln. Dazu kam der Werth der Arbeit. Er überstieg bei vorzüglicher Kunst den des Metalls gelegentlich um das fünfzehn- und achtzehnfache. So unter anderem bezahlte Lucius Crassus (95 vor Chr.) für zwei von Mentor ge-

triebene Trinkbecher 100,000 Sesterzien (7500 Thlr.). Es blieb dies in steter Steigerung, so dass es während der Kaiserzeit jedes erdenkliche Maass erreichte.

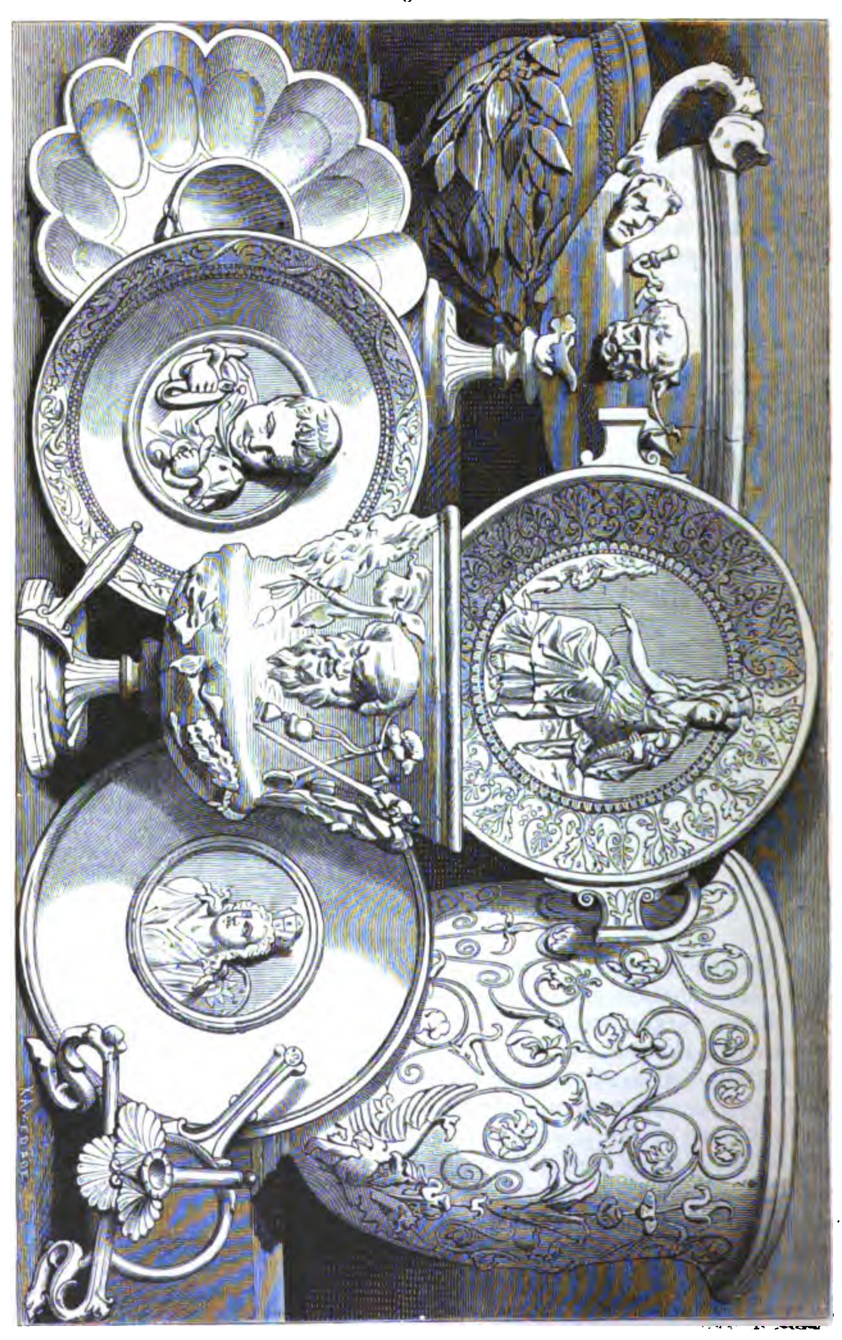
Von dem Aufwande in Silbergeschirr ging man, vornämlich seit Augustus, zu einem ähnlichen Aufwande in theils goldenen, theils ausserdem mit Steinen besetzten, und gänzlich aus edeln Gesteinen gefertigten Geschirren über. Fortan liessen die Reicheren nicht selten selbst Küchengeräthe von Silber herstellen. — Dem steigenden Aufwand in goldnen Geschirren suchte unter Tiberius der Senat gesetzlich zu begegnen.


Fig. 424.



Daneben ward es, insbesondere seit dem Beginn der Kaiserzeit, in zunehmendem Umfange üblich, alterthümliche Gefässe, wie denn vorzugsweise die alten bemalten thönernen Vasen, als Merkwürdigkeiten zu sammeln. Auch ward es nunmehr unter den Feldherrn immer gebräuchlicher, Prachtgefässe in Feindesland sich anzueignen und ebenfalls zu Sammlungen zu vereinigen. In solcher Weise gewann Lucullus im mithridatischen Kriege (70—68 vor Chr.) von Mithridates VI. zweitausend herrliche Becher, und brachte Verres in Sicilien (um 73 vor Chr.) als Statthalter daselbst eine ebenso zahlreiche als überaus kostbare Sammlung von kunstvoll in Silber getriebenen und aus korinthischem Erz bestehenden Gefässen zusammen. —

Fig. 425.



Die noch vorhandenen römischen Gefässe stammen wohl, mit wenigen Ausnahmen, aus der Kaiserzeit. Sie tragen fast durchgängig ein vorwiegend spätgriechisches Gepräge. So besonders die von Metall. Goldene haben sich kaum erhalten, dagegen um so zahlreicher silberne und namentlich bronzene. Beispiele hierfür liefert vor allem die Fülle der in Herculanum und in Pompeji gefundenen. Unter ihnen befinden sich weit über hundert silberne. Es sind zumeist Vasen, Becher, Schalen, mit und ohne Henkel, Schöpf- und Giessgeschirre, Tassen, Näpfchen u. a. m., gemeiniglich in getriebener Arbeit mehr oder minder reich verziert. Ihnen zum Theil entsprechen die im Ganzen wie im Einzelnen kunstvollst durchgearbeiteten kelchförmigen Henkelbecher und stellenweis vergoldeten Schalen des in 1868 bei Hildesheim aufgedeckten, auch an noch sonstigen Geräthen, als Kannen, Tellern u. dergl. überaus reichen Silberschatzes (*Fig. 425*). — Die bronzenen Gefässe bewegen sich in den mannigfachsten Formen des Bechers, Kelchs, Eimers, Kessels, der Kanne, Schale, Kelle u. s. f., fast sämmtlich in anmuthigen Linien, und auch da wo nur einfach, in reizvoller Weise verziert. — Auch von Geschirren aus edelem Gestein fehlt es nicht an Beispielen. Dahin gehören, nächst einer Anzahl meist zierlicher Balsamarien, eine in Wien aufbewahrte gehenkelte Schale von Achat im Durchmesser von 22, und mit den Handhaben von 28½ Zoll, bei 4½ Zoll Tiefe; eine in Neapel befindliche, mindergrosse Schale von Onix, und das braunschweigische „mantuanische“ Onixgefäss; die beiden letzteren überaus künstlich zu erhobenen Figuren ausgeschnitten. Von Lentulus Spinther (um 50 vor Chr.) wird durch Plinius nach einem Bericht des Cornelius Nepos erzählt, dass jener Amphoren von Onix in der Grösse chiischer thönerner Fässer besessen haben soll. — Von Gefässen aus edelem Gestein galten als vorzüglich werthvoll Trinkbecher aus Chrysopras und grössere Gefässe aus Rubin (?). Sie waren gewöhnlich als „Chrisokolläta“ mit goldenen Zierrathen umlegt. Noch höher indessen schätzte man aus Cameen zusammengesetzte Gefässe und vor allem die „Vasa murrhina“ (S. 377). Letztere kamen durch Pompejus nach Rom. Zur Zeit Nero's (54—68 nach Chr.) zahlte der Consul Titus Petronius für eine derartige Schale 300,000 Sesterzien, und Nero für einen solchen Becher eine Million Sesterzien. — Plinius gedenkt nach einer Nachricht des Achilles Tatius eines kostbaren Kraters von Krystall, den ringsherum Weintrauben zierten, in welche, bei dessen Füllung mit rothem Wein, dieser dergestalt eindrang, dass es schien, als gingen sie der Reife entgegen.

Von noch vorhandenen Gefässen aus Glas wurden kleine umnetzte Becher („Vasa diatreta“) bereits erwähnt (S. 539). Nächstdem haben sich erhalten einzelne nach Art der Cameen überaus kunstvoll behandelte Schalen, zahlreich runde, cylindrische,

kegelförmige und vierseitige Flaschen, zum Theil ein- und zweifach gehenkelt, sowie auch in Fülle Bruchstücke von verschiedenster Färbung und mannigfachst künstlicher Behandlung. Zu den cameenartigen Gefässen zählt vor allem die in London befindliche grosse „Portland-Vase“. Sie besteht aus einem blauen durchsichtigen, darüber geschmolzenen weissen undurchsichtigen Fluss mit reicher Cälaturarbeit.

Ebenso wurde der Bernstein zu mancherlei kleinen Gefässen verwendet, auch zum Schmuck von metallnen, vornämlich goldnen Geschirren benutzt; seltner vermuthlich das Elfenbein.

Fig. 426.

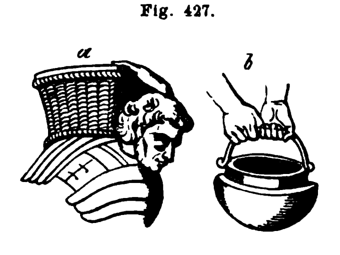


Gefässe aus niederen Steinarten, als Alabaster, Marmor, Kalktuff, Porphyr, Granit u. dergl. liegen in vielen Beispielen vor. Es sind dies, ausser zahlreich kleineren Behältern von sehr verschiedener, theils topf- theils krukenähnlicher und noch anderweitiger Gestaltung, weite granitne Badewannen und hohe, mehrfach sehr umfangreiche Stand- und Decorations-Gefässe. Diese haben vorzugsweise die Formen von Becken, Vasen und Kelchen. Sie sind gemeiniglich ringsum mit figürlichen Darstellungen und sonstigen Zierrathen in erhobener Arbeit bedeckt (*Fig. 426. a, b*). Hierhin gehört insbesondere die kunstvolle marmorne „Warwick-Vase“.

Die Gebrauchsgefässe im engeren Sinne entsprachen wohl nach Zweck und Form wesentlich denen der Griechen (S. 378 ff.), mit welchen sie auch, wenigstens zum Theil, die Namen gemein hatten.

Zur Aufbewahrung und Lagerung grösserer Mengen von Flüssigkeiten dienten Behälter aus gebranntem Thon („Cadus, Dolium, Amphora").

Fig. 427.



Das Koch- und Küchengeschirr („Cocula") umfasste zahlreich verschiedene Töpfe, Kessel, Pfannen, Kellen u. a. Das Hauptgefäss blieb der Kochtopf („Olla"); ihm verwandt waren die „Scutra", der „Cacabus" und die „Cucuma". Von Kesseln wurden unterschieden das „Ahenum", der „Lebes", die „Cortina", und von Pfannen vornämlich die „Sartago" und die „Patina". Zu allen diesen gehörten vermuthlich eigene, gutschliessende Deckel („Testa"). — Ferner gehörten dahin die vermuthlich tonnenähnliche „Cupa" zur Aufbewahrung von Wein, das wohl meist weitbauchige „Sinum" (*Fig. 427. b*), die vielleicht kübelartige „Sitella", die „Cumera" und die „Matella"; erstere gemeiniglich von der Form eines Henkelkorbs (*Fig. 427. a*).

Dazu kamen, als grössere Kübel, die zum auffangen der Milch beim melken bestimmte „Mulctra", die zum aufbewahren derselben verwendete „Camella", die „Nasiterna" und „Mactra"; nächstdem mancherlei Wassergefässe als „Futis, Manus, Matula, Barbatus" und „Matellio"; Spülgefässe, Waschbecken („Pelves"), Schöpf- und Giessgeschirre. Letztere hatten mehrentheils die Gestalt von Eimern und Kannen. So der „Urceus", die „Situla", die „Urna", der „Guttus" und das „Gutturnium"; dies letztere in Art einer Henkelkanne mit nach unten geneigter Dülle. — Schöpfkellen waren das „Simpulum", die „Trua" und, wie es scheint, die „Trulla". Sie glich einem runden flachen, langgestielten Löffel. Auch hatte man eigene Kochlöffel („Cochlearia") und besondere Speiselöffel („Ligulae") ähnlich den heutigen (*Fig. 428*).

Fig. 428.

In Weiterem umfasste das Küchengeräth mannigfach unterschiedliche Flaschen („Ampullae") von Glas u. s. w., Kruken u. dergl. von Thon, Schläuche, gewöhnlich von Leder, Trichter („Infundibula"), Durchschläge („Cola"), Seiher („Cribra"), diese mitunter aus Ruthen geflochten; allerlei Kuchenformen u. a. m. — Ein wie es scheint künstliches Geräth, welches man den Griechen verdankte, und bei vorzüglicher

Beschaffenheit mit hohen Summen bezahlte, war eine bronzene, vermuthlich herdförmige Kochmaschine („Authepsa").

Das Speise- oder Tafelgeschirr bewegte sich der Hauptsache nach in den Formen von grösseren Platten, flachen und tieferen Schüsseln, eben solchen Tellern, und napfartigen Terrinen. Zu den Platten gehörten die altlatinische „Patina", die „Disci, Lances, Paropsides" und, wahrscheinlich, das „Mazonomum". — Die „Patina" war das grösste Speisegeräth und wurde, wie das „Tryblion" der Griechen, zur Auftracht auch von Fischen benutzt. Sie bestand gewöhnlich aus Silber in erhobener Arbeit verziert, und zählte unter den Tafelgeschirren überhaupt zu den kostbarsten. Die „Disci", „Lances" und „Paropsides" waren kreisrund, oval oder eckig, bald flacher bald tiefer, oft gleichfalls verziert, auch zum Theil mit Handhaben versehen. Sie hielten gewissermaassen die Mitte zwischen den eigentlichen Platten und den mehr tellerartigen Schüsseln. Die zur Zeit Sullas in Rom vorhandenen hundertpfündigen silbernen Prachtschüsseln (S. 542) werden als „Lances" bezeichnet. In der späteren Kaiserzeit waren Lances von diesem Werthe etwas ganz gewöhnliches. Drusillianus Rotundus, ein Freigelassener des Claudius, besass eine solche silberne Platte im Werthe von 500 Pfund, und selbst diese wurde von Schüsseln seiner Genossen noch weit überboten. — Ziemlich ähnlich den heutigen Tellern waren wahrscheinlich die „Patellae"; mehr in Form von Näpfen dagegen das „Catinum" und „Catillum". Als nothwendiges Tischgeräth galt seit frühster Zeit ein Salzfass („Salinum"); nächstdem, doch vermuthlich erst später, ein Essigfläschchen („Acetabulum").

Für den Aufwand, mit welchem die Reichen, wie insbesondere Emporkömmlinge, in der späteren Kaiserzeit ihre Gastmähler zu begehen pflegten, liefert die, wenn auch im Einzelnen wohl übertriebene, im Ganzen jedoch zutreffende Schilderung des Petronius Arbiter von dem „Gastmahle des Trimalchio" ein lebendiges Bild:

„Wir waren in dem Speisesaal angelangt und hatten uns endlich zu Tische gelegt; alexandrinische Sklaven gossen uns Eiswasser auf die Hände; ihnen nach folgten andere, die zur Bedienung der Füsse bestimmt waren und uns die Nägel aufs sorgsamste reinigten. Und alles dieses verrichteten sie nicht einmal schweigend, sondern singend. Ich wollte versuchen, ob die ganze Dienerschaft sänge, und forderte zu trinken. Ein dienstfertiger Sklave brachte schnell ein Getränk und sang dazu, so jeder, von dem man irgend etwas verlangte. Jetzt wurde eine sehr reichliche Vorkost aufgetragen, denn alle lagen schon an ihren Plätzen ausser Trimalchio, für den ungewöhnlicher Weise der erste Platz aufgehoben wurde. Auf dem Speisebrett stand ein Esel von korinthischem Erz mit zwei Säcken, worin er auf der einen Seite weisse, auf der anderen schwarze Oliven hatte. Den Esel bedeckten zwei Schüsseln, auf deren Rändern Trimalchios Name

und ihr Silbergewicht bemerkt war, und auf welchem Haselmäuse, mit Honig und Mohn übergossen, lagen. Ausserdem waren siedende Würste auf einem silbernen Roste, und unter dem Roste syrische Pflaumen mit Granatäpfelkernen. Bei diesen Leckereien waren wir, als Trimalchio unter musikalischer Begleitung hereingetragen wurde, und zwischen einer Menge ganz kleiner Kopfkissen niedergelegt, uns wider unseren Willen ein Lachen entlockte." — „Zu gleicher Zeit wurde ein Speisebrett mit einem Korbe hereingebracht, worin eine hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln sass, wie die Hennen pflegen, wenn sie brüten. Sogleich traten unter Musik zwei Sklaven hinzu, fingen an das Nest der Henne zu durchsuchen, und brachten von Zeit zu Zeit Pfaueneier hervor, die sie unter die Gäste vertheilten." — „Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen wurden die Vorkost-Aufsätze von einem singenden Chor schnell weggeräumt. In diesem Getümmel fiel ein silberner Teller auf die Erde, und ein Sklave hob ihn auf; aber kaum hatte Trimalchio dies bemerkt, als er es ihm mit einer Ohrfeige verwies, und den Teller wieder hinzuwerfen befahl. Bald darauf trat ein Kammersklave ein und kehrte unter anderem Kehricht auch jenes Silbergeschirr mit dem Besen aus." — „Dann brachte man gläserne Flaschen, die sorgfältig vergipst waren, und an deren Hälsen Etiquetten hingen mit der Inschrift: Opimianischer hundertjähriger Falerner." — „Zugleich erschien eine Tracht von Speisen, deren Grösse unsrer Erwartung gar nicht entsprach, deren Neuheit jedoch unser Auge auf sich zog. Auf einem runden Speisebrett waren nämlich die zwölf Zeichen des Thierkreises ringsum vertheilt, und über jegliches hatte der Anrichter eine Speise von entsprechendem Stoffe gesetzt: über den Widder Widdererbsen, über den Stier ein Stück Rindfleisch, über die Zwillinge Nieren, über den Krebs einen Kreis von Krebsen, über den Löwen eine afrikanische Feige u. s. w. In der Mitte war ein Stück ausgegrabener Rasen, worauf eine Honigwabe lag; ein ägyptischer Sklave trug in einem silbernen Backofen Brod herum und quälte sich gleichfalls ab, mit einer grässlichen Stimme dazu zu singen, und wir entschlossen auf die Aufforderung des Trimalchio bei diesen einfachen Speisen zuzulangen, als vier Sklaven nach der Musik tanzend herbeieilten und den oberen Theil des Aufsatzes abhoben, worauf wir darunter auf einem zweiten Speisebrette Geflügel, Saueuter und einen Hasen erblickten, der in der Mitte mit Flügeln geschmückt war, so dass er wie ein Pegasus aussah. Wir bemerkten auch auf den Ecken des Speisebrettes vier Marsiasse, aus deren Bäuchen gepfefferte Caviarsauce sich über Fische ergoss, die in einem künstlich angebrachten Teiche schwammen." — „Ausserhalb des Saales erhob sich ein gewaltiges Geschrei, und siehe da! es kamen spartanische Hunde herein, und fingen an um den Tisch

herum zu laufen. Auf sie folgte ein Speisebrett, worauf ein Eber von der ersten Grösse lag; an seinen Zähnen hingen zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen, von denen das eine mit Datteln, das andere mit thebanischen Nüssen gefüllt war. Kleine Ferkel aus Kuchenteig, die rings herum lagen, als hingen sie an den Zitzen, gaben zu erkennen, dass es eine Saumutter sei, und waren diese zum einstecken und mitnehmen bestimmt. Uebrigens kam zum zertheilen des Schweins nicht der vorige Vorschneider, der das Geflügel zerlegt hatte; sondern ein grosser bärtiger Kerl mit gewaltigen Jägerbinden um die Füsse und einem groben Jagdrocke. Mit einem Jagdmesser schnitt er die eine Seite des Schweines auf, und aus dieser Wunde flogen Drosseln heraus. Vogelfänger mit Leimruthen, welche bei der Hand waren, fingen sie sogleich, wie sie im Saale herumflogen.“ — „Auf einmal fing die Decke zu krachen an, und der ganze Speisesaal erzitterte. Bestürzt sprang ich auf und fürchtete, es möchte ein Zauberer durch die Decke herabkommen, und nicht minder richteten die übrigen Gäste ihre Blicke erstaunt in die Höhe, voll Erwartung, was da Neues vom Himmel käme. Aber siehe da, das Getäfel thut sich auseinander, und es senkt sich plötzlich ein ungeheurer Reifen von einem grossen Weinfasse herab, an welchem rings herum goldene Kränze und alabasterne Salbenfläschchen hingen. Während man uns diese Dinge zum mitnehmen einstecken heisst, blicken wir auf den Tisch, und da stand schon wieder ein Aufsatz mit Kuchen.“ — „Nach einiger Zeit befahl Trimalchio den Nachtisch zu bringen. Die Sklaven nahmen also alle Tische weg und brachten andere, auf den Boden aber streuten sie Sägespähne, die mit Safran und Mennig gefärbt waren und, was ich noch nie gesehen habe, Pulver vom Spiegelsteine.“ — „Auf einmal traten zwei Sklaven herein, die sich mit einander zu zanken schienen und thönerne Krüge trugen. Während nun Trimalchio ihren Streit sich zu schlichten bemühte, schlugen sie einander gegenseitig mit grossen Knütteln an die Krüge. Bestürzt über die Unverschämtheit der Trunkenen sahen wir genauer hin und bemerkten, dass aus dem zerschlagenen Bauche der Krüge Austern und Kammmuscheln herausstürzten, die ein anderer Sklave auffing und auf einer Schüssel herumtrug. Zugleich brachte der Koch zischende Schnecken auf einem silbernen Rost und sang dazu mit einer grässlichen, zitternden Stimme. Was jetzt kommt, schäme ich mich fast zu erzählen: Unerhörter Weise brachten nämlich Knaben mit langen Haaren Salbe in einem silbernen Becken und salbten die Füsse der Daliegenden, nachdem sie vorher Schenkel, Füsse und Fersen mit Kränzen umwunden hatten. Dann wurde von derselben Salbe auch etwas in das Weingefäss und in die Lampe gegossen.“ —

Die Trinkgefässe („Pocula“) waren, zumeist mit Beibehalt

der für solche bei den Griechen üblichen Bezeichnungen, der „Cantharus, Skyphus, Cyathus, Calix“, die „Phiale, Patera, Cotula“, das „Oxibaphon“ u. a. Von ihnen wechselten die „Paterae“ und die „Calices“ in Gestalten von Schalen und Kelchen, die grössere Zahl der anderen vermuthlich vorwiegend in den Formen von Bechern. Ueberhaupt aber wurden vor allem die Trinkgefässe sowohl in Stoff, als auch in Gestalt und Verzierungsweise ebenso mannigfach, als auch mehrentheils besonders künstlich durchgebildet. Und nahmen hierbei wiederum die auch schon frühzeitig bei den Griechen so reich entwickelten „Trinkhörner“ eine Hauptstelle ein (vergl. *Fig. 262*).

Zur Aufstellung des Weins auf die Tafel oder, was wohl gebräuchlicher war, inmitten der Gäste auf den Boden, diente, auch wiederum wie bei den Griechen, der „Krater“ oder eine „Amphora“. Wie bei jenen erhielten diese Gefässe auch hier gelegentlich Untersätze (vergl. *Fig. 249. a, c; Fig. 260. a, d*).

Die Oel- und Balsamgefässchen glichen durchgängig den griechischen, waren von letzteren mit wenigen Ausnahmen, wie „Guttus Concha“ u. A., auch den Namen nach nicht unterschieden (S. 378).

Ebenso entsprachen die Badegefässe als „Labrum“ u. s. w. wesentlich denen der Griechen. Es waren eben auch Becken und Wannen; letztere oft von beträchtlichem Umfange von Marmor, Granit und dergl.

Eine eigene Klasse bildeten Gefässe zur Messung von Flüssigkeiten, dahin gehörten der „Culeus (Culleus, Culleum)“, die „Amphora“, die „Urna“, der „Congius“ und der „Sextarius“.

Wiederum besondere Gefässe wurden zum einsetzen in Mauerwerk, zur Verminderung seiner Schwere, und zur Aufstellung in grösseren Räumen, vorzugsweise in Theatern, zur Verstärkung des Schalls, verwendet. Die Schallgefässe fertigte man theils aus Thon, theils aus Bronze, gemeiniglich glockenförmig. Sie waren eine griechische Erfindung und kamen in Italien vermuthlich auch nur in einzelnen Städten Grossgriechenlands in Anwendung.

Die künstliche Beleuchtung wurde durch Holzspähne, Fackeln, Lichter und, vor allem, durch Oel vermittelt. Holzspähne („Taedae“) blieben bei Aermeren fortdauernd in Gebrauch. Der Fackeln bediente man sich hauptsächlich, später fast ausschliesslich, im Freien. Die Lichter waren von Talg und Wachs („Candelae sebaceae“ und „cereae“). Sie jedoch wurden von Bemittelteren bis in die jüngste Zeit nur ziemlich spärlich benutzt. Der verbreitetste Brennstoff blieb das Oel, das Hauptbeleuchtungsgeräth die Lampe.

Die Lampen selbst waren, je nach ihrer Bestimmung, „Lucernae cubiculares, balneares, tricliniares, sepulcrales“ u. s. f. Von ihnen hat sich eine kaum zu übersehende Fülle erhalten. Ihre Grundform bildete eine kreisrunde oder ovale ringsum geschlossene

Schale mit einer oder mehren frei ausladenden Dochtdüllen und einer dem gegenseitigen Handhabe. Innerhalb dieser Grundform

Fig. 429.

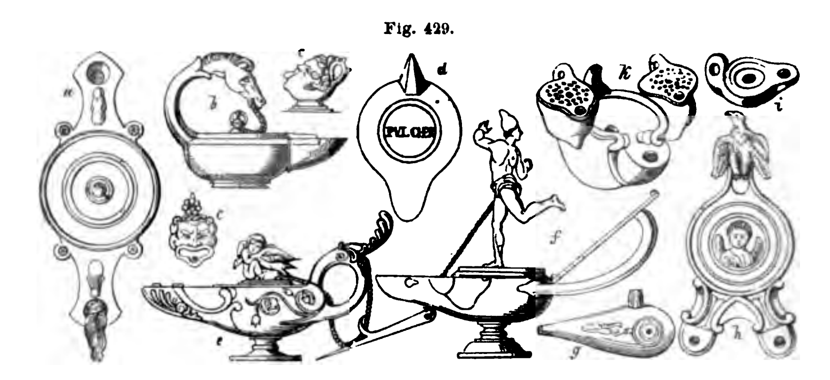


Fig. 430.

indessen wechselten sie in Stoff und Ausstattung aufs Vielfältigste (*Fig. 429. a—l*). Man fertigte sie wohl zumeist aus Thon, doch auch aus Gold, und in grosser Zahl aus Silber, Bronze, Stein u. s. w., und verzierte sie unter Verwendung jeder dafür verwerthbaren Form aus dem Thierreich, der Pflanzenwelt, des menschlichen Daseins u. s. f., in jeder erdenklichen Weise. Auch selbst die einfachsten Lampen aus Thon entbehrten selten eines Zierraths. — Je nach der Anzahl der Dochte, ob ein-, zwei-, drei- und mehrdochtig, pflegte man sie als „Monomyxos, Dimyxos, Trimyxos" u. s. w., und so auch nach der Zahl der Flammen als „Monolychnis, Bilychnis, Trilychnis" zu bezeichnen. — Zur Einfüllung des Oels dienten kleine oft zierliche Kännchen, zum lockern und putzen des Dochts hakenförmige Stiftchen und Zangen. Sie wurden mitunter vermittelst einer Kette an den Henkel befestigt (*Fig. 429. e*). — Eine Verbreitung der Leuchtkraft ward durch Unterständer bezweckt.

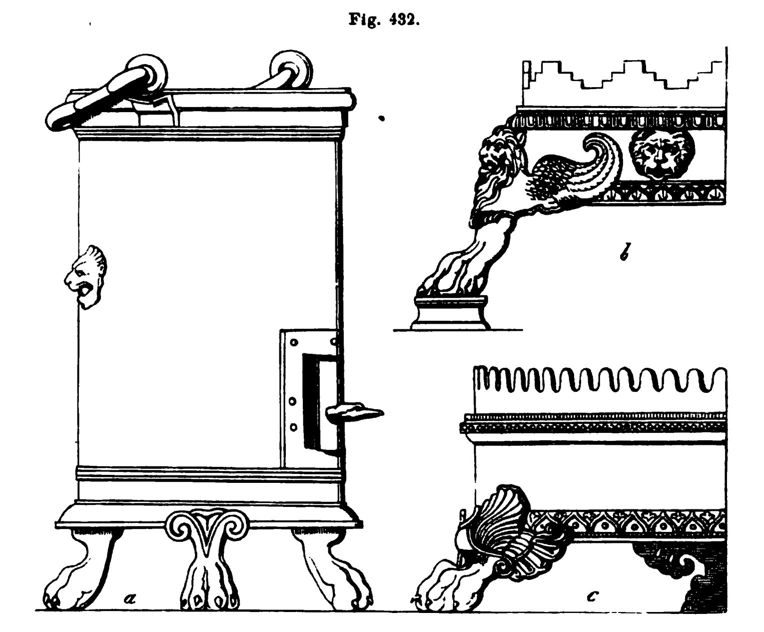
Solche Ständer haben sich sowohl auf latinischem und auf grossgriechischem Boden, als auch in etruskischen Gräbern gefunden. Die etruskischen sind von Bronze (*Fig. 430. a—h*). Sie

Fig. 431.



bewegen sich in den Formen einer auf dreibeinigem Gestell senkrecht ruhenden schlanken Stange und eines von drei Füssen gestützten massigen Untersatzes mit darauf sich erhebendem Träger von mehrfacher, meist schwulstiger Gliederung. Ihre Verzierung bilden vorherrschend Thier- und Menschenfiguren, dem Ganzen mehr willkührlich angefügt als damit einheitlich verbunden. Einzelne dieser Ständer endigen in einem kesselförmigen Becken. Sie dürften mithin nicht eigentlich zur Aufstellung einer besonderen Lampe, vielmehr selbst als Leuchte gedient haben (*Fig. 430. c, g, i, f*). Die römischen Ständer tragen das den anderweitigen Ueberresten aus der Kaiserzeit eigene, gräcisirende Gepräge (*Fig. 431. a—c*). Auch sie sind, wenigstens vorwiegend von Bronze und fast sämmtlich dreifüssig, doch durchgängig von zierlicher, auch hinsichtlich der Gliederung und der Vertheilung des Zierraths an sich, künstlerisch reizvoller Durchbildung. Der Mehrzahl nach sind sie schlanksäulenförmig, und schliessen diese nicht, wie die etruskischen mehrentheils, mit einer tieferen Schale, sondern mit einer zum aufstellen einer Lampe geeigneten Platte ab. Einzelne eben dieser Ständer sind zum hoch- und niederschieben, andere, hauptsächlich am Fussgestell, zum zusammenlegen eingerichtet. — Nächstdem gab es kleinere Ständer von mannigfach wechselnder Gestaltung mit zwei und mehren Armen, bestimmt zum tragen von Hängelampen. Für solche Armständer besonders beliebt war die Form eines beasteten Baumstamms (*Fig. 431. c*).

Fig. 432.



— Vornämlich zur Beleuchtung im Freien dienten Candelaber, nicht selten von beträchtlicher Höhe. Sie stellte man vorzugsweise von Marmor, gemeiniglich in reicher Verzierung her (*Fig. 431. a*).

Auch an Laternen fehlte es nicht. Eine solche von Bronze wurde in Pompeji gefunden. Sie ist von zierlicher Arbeit, cylinderisch mit kuppelförmigem Deckel, hat Dochtbehälter und Trageketten, vermittelst welchen zugleich der Deckel leicht gelüftet werden kann, und ist inschriftlich bezeichnet „Viburti (? Tiburti) Cati S (? sum)“.

Zur Erwärmung von Räumlichkeiten gab es Kohlenbecken, tragbare Herde (*Fig. 432. b, c*), und kleinere, vermuthlich ausgefütterte, und mit Roste versehene „Cylinderöfen“ (*Fig. 432. a*). Die Heizung von grösseren Zimmern, Badegemächern u. dergl.,

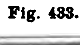


Fig. 433.



geschah meist durch Röhrenleitungen unter dem Fussboden und, wie es scheint, so namentlich im Norden, auch durch Kamine und Essen. — Die Herde waren gewöhnlich von Bronze, gelegentlich reich verziert, auch wohl eigens mit einem kleinen bronzenen Ofen ausgestattet.

Gross war die Zahl von untergeordneteren Wirthschafts- und Küchengeräthen. Zu solchen zählten, als Untersätze, kleine Dreifüsse („Tripedes"; *Fig. 256. a*); der Bratspiess („Veru"); Rosten zum braten („Craticula"); Mörser von Stein und von Metall („Pila, Mortarium"); Kohlenschaufeln („Batillum, Batillus"); Blasebälge („Follis") u. a.; ferner, hauptsächlich zum reinigen, Besen („Scopa") von Reisern der Myrte, der Tamariske und Palme; Schwämme („Spongia"), Stehleitern („Scala") u. s. w. — Auch fand man in Pompeji mehrfach, meist recht zierlich gearbeitete Doppel- und Schnellwagen („Statera") von Bronze.

Fig. 434.



Als Ständer zum tragen von Gefässen innerhalb der Wohnräume dienten, gleichwie bei den Etruskern, besonders grössere Dreifüsse, auch, wie bei jenen, vorwiegend von Bronze. Sie vor allem bildete man, nicht selten mit vollem Kunstaufwande, zu wahrhaften Ziergeräthen aus (*Fig. 433*). Aehnlich wie man Lampenständer zusammenlegbar einrichtete, fertigte man Dreifüsse, bei denen nun sämmtliche Einzeltheile, je in Charniren beweglich, sich ineinander schieben liessen. — Zudem hatte man Gefässständer in Form tischähnlicher Doppelborde. Auch solche waren, wie es scheint, schon frühzeitig in Etrurien gebräuchlich (*Fig. 434*).

Das anderweitige Hausgeräth.

Die zur Ausstattung von Wohnräumen verwendeten Möbel im engeren Sinne waren Sitze, Tische, Lagerstätten, Laden oder Koffer u. dergl. m. Beschafft wurden sie aus Holz und Metall, hauptsächlich Bronze, doch auch aus Stein, und geschmückt, je nachdem, wie zum Theil erwähnt, durch geschnitzte, gegossene oder getriebene Zierrathen, durch Einlagen von oft kostbaren Stoffen, umlegen mit silbernen und goldenen Blechen, durch Malerei u. a.; auch fertigte man Einzeltheile von mehrem Umfange gelegentlich aus verschiedenen Stoffen zugleich.

Die Möbel der Etrusker bewegten sich vermuthlich, eben in

Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der ihnen eigenen sachlichen und bildlichen Ueberreste, in vorwiegend asiatischen Formen und auch in einer dementsprechend mehr prunkenden Verzierungsweise. Als ein von ihnen, namentlich für Lagerstätten verwendeter Beirath, galt der Schädel eines Esels. Hierin erblickte man einen Schutz gegen Bezauberung. Zum bedecken von solchen Lagern, sowie auch von Sesseln u. s. w., wählten sie mit Vorliebe reich gemusterte Teppiche, wie deren der Orient lieferte. — Erhalten hat sich nur sehr Weniges. Es sind dies Sessel von Erz und Stein ohne auffällige Besonderheit, ein Lager von metallnem Stabwerk und bronzene Kästen oder „Cistae“. Letztere sind cylindrisch, zum Theil ringsum gravirt, getragen von menschlichen Figürchen, mit einem zumeist leicht erhobenen Deckel; dieser gemeiniglich inmitten mit einer, zwei oder auch drei eben derartigen Figürchen besetzt.

Die Möbel der **Römer** gestalteten sich seit dem Einflusse zunächst der griechisch-italischen, und der dann vorwiegend griechisch-asiatischen Handwerklichkeit bis zu Ende der Republik je diesen Einflüssen entsprechend, und von da an, in rascherem Zuge, zunehmend mannigfaltiger und reicher. Mitwirkte hierbei namentlich die sich verbreitende Sucht nach dem Besitze von ausheimischen, seltenen, und besonders kostbaren Geräthen der Art. Sie steigerte die Gewinnsucht der Händler, und führte stets Neues auf den Markt. Die Preise stiegen demnach beständig. So unter anderem zahlte Cicero, ohne gerade einer der Reichsten zu sein, für einen nur kleinen Tisch aus afrikanischem Cypressenholz eine Million Sesterzien (71,500 Thlr.), und ein Sammler von Kunstgegenständen für eine Bronze zum Schmuck seines Zimmers 40,000 Sesterzien (etwa 3000 Thlr.). Ein Paar, allerdings reich durchwirkte Teppiche kosteten, je nach der Grösse, bis 200,000 Sesterzien (14,000 Thlr.).

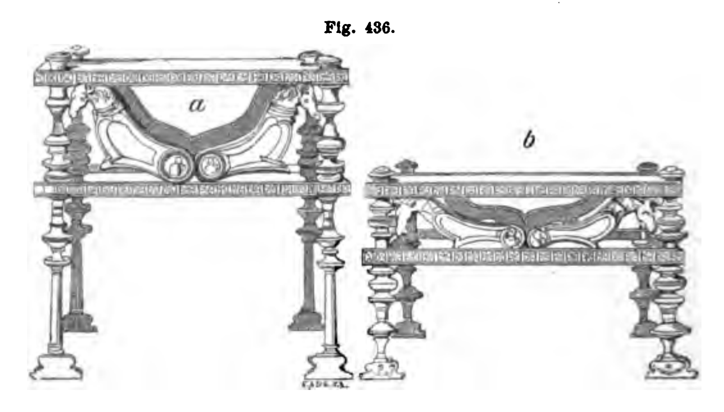
Fig. 435.



Die Sitze („Sellae“) waren sehr verschieden (*Fig. 435. a—d*). Da gab es allerlei Handwerkergesässe, sägebockförmige Klappstühle, eigene Sessel der Haarkünstler, besondere Stühle für Bade-

räume, Gesellschafts- und Ehrensitze, Tragestühle und, vorzüglich für das weibliche Geschlecht, als „Cathedrae“ bezeichnete Sessel; ferner zweisitzige Stühle („Bisellia“; *Fig. 436. a, b*), verschiedene Bänke u. a. m. — Die Handwerkergesässe waren zumeist einfache, drei- und vierbeinige Schemel, ohne Lehne u. dergl. Die Sitze für Baderäume pflegte man mehrentheils aus Stein, vorzugsweise Marmor, in reicher Verzierung herzustellen. Die übrigen fertigte man wesentlich, je nach dem Zweck, aus Holz und Metall, insbesondere Bronze, mehr oder minder schmuckvoll, theils lehnlos, theils mit Rückenlehne, theils ausserdem mit Armlehnen. — Die „Cathedrae“ glichen wahrscheinlich den schlanken griechischen Weibersesseln (*Fig. 270. a, b*), und waren wohl bisweilen gepolstert. Auch hatte man unterschiedliche, zum Theil ebenfalls leichtere Gesässe mit und ohne Lehnen aus Rohr- und Stabgeflecht (*Fig. 435. a, b*). Wohl jedenfalls eigens reich ausgestattet, stets mit Rücken- und Armlehnen, waren die Ehren-

Fig. 436.



sessel. Zu diesen gehörte namentlich das seit früher Zeit dem Hausherrn vorbehaltene „Solium“ (*Fig. 435. c*). Es war dies gemeiniglich höher als die sonstigen Sitze, und zählte dazu, um es besteigen zu können, ein trittartiger Untersatz oder eine Fussbank („Scabellum“). Die Klappstühle pflegte man bis zu der Zeit, da die Theater u. s. w. besondere Sitzreihen erhielten, mit in die Schauräume zu nehmen, sie dahin nachtragen zu lassen. — Sowohl zu mehrer Bequemlichkeit, als auch insbesondere zum Schmuck, wurden die Gesässe überhaupt mehrentheils mit Kissen und Teppichen belegt; die Kissen bisweilen, zum Zweck der Befestigung, mit Bindebändern versehen.

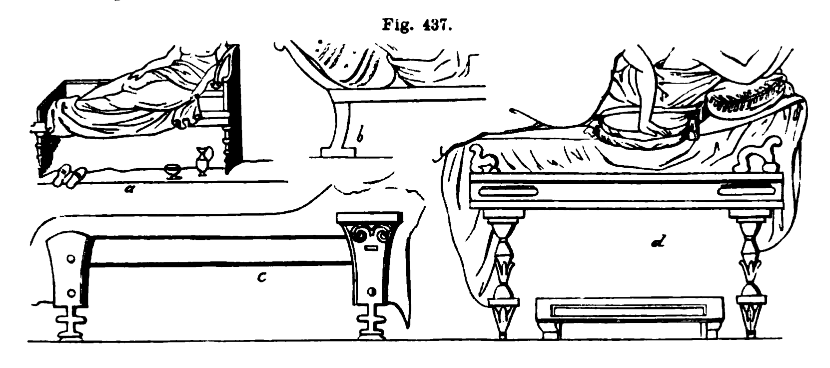
In früher, noch nüchterner Zeit, zählten gleichfalls zu den Gesässen einfache niedrige Tritte und Bänke („Scamna, Subsellia“). Auf ihnen sassen beim häuslichen Mahle, zu Füssen des Hausherrn, die Kinder und Sklaven. Später bediente man sich solcher

nur noch als. Trittbänkchen. Auch sie erhielten mitunter, obschon nur schmale Seitenlehnen.

Allmälig ward es, nach griechischem Vorgang, beim männlichen Geschlechte üblich bei einzelnen Verrichtungen, so vornämlich beim speisen, statt zu sitzen, auf Polstern zu liegen. —

Die Lagerstätten („Lecti") entsprachen im Wesentlichen denen der Griechen (S. 393). Das Gestell war von Holz oder Metall, bald mit bald ohne Lehne, und, wenn von Holz, gelegentlich mehr oder minder reich ausgelegt und besetzt mit Zierrathen von Elfenbein, Schildpad, Metall u. s. w., die Füsse bisweilen selbst von Silber. Den Boden bildete ein Gespann von Gurten („Restes, Fasciae, Institae"); hierauf ruhte eine Matraze („Torus, Culcita"); sie bedeckten Teppiche („Vestes stragulae"), und darauf lagen Stützkissen („Cervicalia"). Die Teppiche reichten mitunter tief über das Gestell herab. Sie liebte man besonders kostbar, vorwiegend bunt oder purpurn, in reicher Goldstickerei u. dergl.; ebenso die Bezüge der Kissen. Zum stützen des Rückens und der Arme wählte man vornämlich viereckte, zum stützen des Kopfs meist runde Kissen. Zu ihrer Füllung verwendete man die zartesten Flaumfedern, auch vielleicht, bei durchschimmernden Bezügen, mit Purpur gefärbte Wollenflocken.

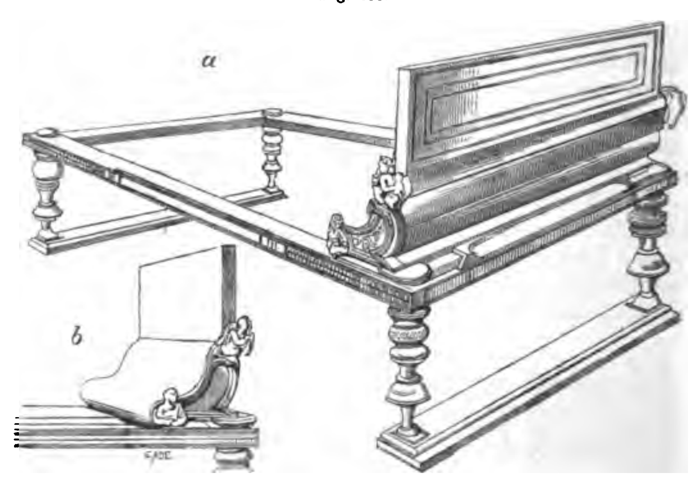
Fig. 437.



Je nach den Zwecken unterschied man das kleine Lager („Lectulus"), das Schlafbett („Lectus cubicularis"), das Ehebette („Lectus genialis"), das Lager für Kranke („Scimpodium"), das Paradebett des Todten („Lectus funebris"), und das Lager für die Mahlzeit („Lectus triclinaris"). Jedes dieser Läger hatte gewisse Besonderheiten. Dazu gehörten, wie es scheint, für den „Lectulus" eine geradhochstehende Lehne am Kopf- und Fussende; für den „Lectus cubicularis", neben einfacherer Ausstattung, eine Rückenlehne nebst geschwungenen Seitenlehnen, und für den „Lectus genialis", ausser einer Rückenlehne, eine Lehne am Kopfende, und eine solche Höhe, dass es, um es zu besteigen, eines mehrstufigen Tritts bedurfte. Das „Scimpodium" war niedrig, mit einer Rücken-

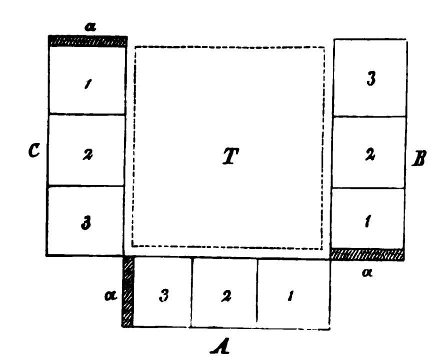
lehne, und Lehnen am Fuss- und Kopfende; hier etwa doppelt so hoch als dort (*Fig. 437. a*). Der „Lectus funebris“ glich einer lehnlosen Tragbahre, und der „Lectus triclinaris“ war, bei im übrigen reicher Ausstattung, entweder gleichfalls lehnlos oder doch nur an einem Ende, als Gegenstütze derjenigen Kissen, die man dem linken Arm unterlegte, mit niedriger Lehne versehen, für drei Personen eingerichtet (*Fig. 437. b—d;* vergl. *Fig. 438. a, b*).

Fig. 438.



Zu einem vollständigen „Triclinium“ (*Fig. 439*) gehörten ohne Ausnahme drei Lecti, dergestalt um einen Tisch (T) geordnet, dass ihre dem Tisch zugewendeten Kanten drei Seiten eines Quadrats beschrieben, so dass die vierte, offene Seite, Raum zum auftragen der Speisen gewährte, mithin die Zahl der Speisenden höchstens neun betrug. Diese Läger (A B C) hiessen nach ihrer Aufstellung und dem daran geknüpften Rang hinsichtlich der einzelnen Plätze (1 2 3) „Lectus medius“ (A), „imus“ (B) und „summus“ (C). Als vornehmstes Lager galt der „medius“, und wiederum von seinen drei Plätzen der zur Rechten, als „Consularis“ (1), als der vornehmste Platz überhaupt. Ihm dem Range nach

Fig. 439.



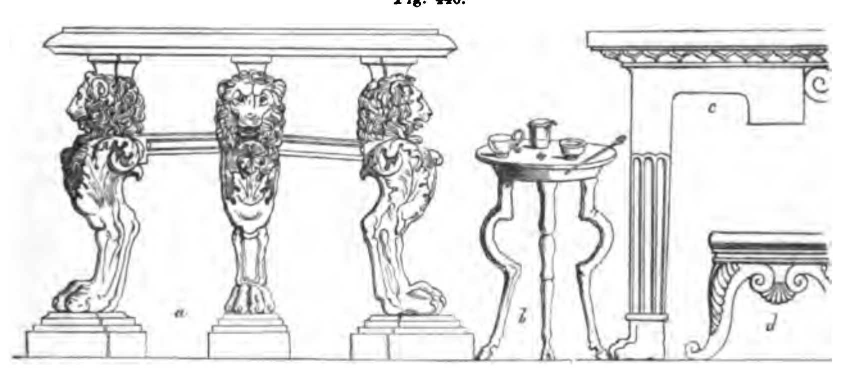
folgten die Plätze zur Linken (2, 3), sodann auf dem „Lectus summus“ (C) und dem „Lectus imus“ (B) je der Platz zunächst der Lehne (C 1, B 1). Von diesen nahm den auf dem „Lectus imus“ (B 1) gewöhnlich der Gastgeber selber ein. Die beiden anderen Plätze daselbst (2, 3) blieben theils Familiengliedern desselben, theils solchen Gästen vorbehalten, die sich etwa uneingeladen, als „Umbrae“ und „Parasiten“, einstellten. Mehr als drei Personen auf einen „Lectus“ zu verweisen, galt als anstandswidrig. Jeder erhielt Kissen nur für sich. Sie bildeten zugleich die Sitzschranken. — War die Gesellschaft zahlreicher, so wurde ein zweites „Triclinium“ u. s. f. aufgeschlagen.

In jüngerer Zeit brachte man immer häufiger runde Tische in Anwendung, und so denn auch, nun dementsprechend, halbkreisförmige Lagerstätten. Nach der Aehnlichkeit ihrer Aufstellung mit dem alterthümlichen S (C) bezeichnete man dann diese als „Sigma“. Hierbei rangirten die Plätze, beginnend zur Linken, in einfacher Folge. — Daneben ward es gegen Ende des ersten Jahrhunderts vor Chr. üblich die Speisen, ohne Benutzung von Tischen, nur durch Diener reichen zu lassen, was jedoch Martial missbilligte:

> „Hat gleich Annius mehr als hundert Tische,
> Braucht doch Annius statt der Tische Diener.
> Schüsseln fliegen umher und tiefe Teller. —
> Solche Schmause behaltet nur, ihr Reichen!
> Mir behagen nicht laufende Bankete.“

Auch war es noch sonst mehrfach Gebrauch, die Speisen nicht unmittelbar auf die Tafel, sondern auf Bordgestellen geordnet im Speiseraume aufzustellen.

Fig. 440.



Die Tische waren nach Stoff und Umfang, Form der Platte und Zahl der Stützen, sowie auch in Zierrath vielfach verschieden.

Man fertigte sie gleich den übrigen Möbeln aus Holz, Metall, vornämlich Bronze, und, wohl häufiger, wie jene, aus Stein. Auch gab es deren von jeder Grösse, wechselnd zwischen einem nur kleinen niedrigen Versetzgestell und einer ausgedehnten unbewegbaren Standtafel. Die Platten waren theils viereckig, gleichseitig oder länglich, theils rund, kreisförmig oder oval, und ruhten, je nach Zweck und Umfang, entweder auf einem Fuss oder auf drei und vier Füssen (*Fig. 440. a—c*; *Fig. 441*). Die Füsse erhielten bei runden Tischen vorzugsweise die Form ganzer Thierschenkel, hauptsächlich, je nach der Schwere des Tischs, des Löwen oder Rehs (*Fig. 440. a, b*), bei grösseren viereckten Tafeln die Gestalt von Pfeilern oder Säulen, endigend in Thierklauen (*Fig. 440. c*). Die noch sonstigen Zierrathen bildeten theils Einlagen von Elfenbein, Schildpad u. dergl. vorwiegend in Flacharbeit, theils erhobene Bildnereien in Elfenbein, Holz und Metall. Als solche besonders beliebt waren Thierköpfe und Theile von Pflanzen, wie Blätter, Früchte u. s. w., auch gelegentlich alles dies in geschmackvoller Weise vereinigt. — Eine ausnehmende Schätzung erfuhren einfüssige Rundtische unter dem Namen „Orbes". Sie kamen vorzüglich aus Afrika. Ihre Platte war aus dem Holze der „Thuia cypressiodes," ihr Fuss aus Elfenbein geschnitten. Nächst derartigen Tischen gab es in den Häusern der Reicheren zahlreich kleine, zierliche Trink- und Speisetischchen, je für eine Person bestimmt. Seneka hatte deren fünfhundert. Ebenso gab es daselbst, gleichfalls in beträchtlicher Zahl, zum aufstellen von Prunkgeschirren oder sonstigen Kostbarkeiten, sehr verschieden ausgestattete niedrige Untersätze („Abaci: Mensae vasariae" und „Delphicae"; *Fig. 440. d*). — Besonderer, wohl nur einfacher Tische („Mensae argentariae") bedienten sich die öffentlichen Geldwechsler.

Fig. 441.



Die Laden und Kisten („Capsae, Arcae") waren von Holz oder Metall, im ersteren Falle gemeiniglich mit metallnen Bändern beschlagen, zumeist bei sehr verschiedenem Umfange länglich viereckig, mit verschliessbarem Deckel und gelegentlich, ähnlich den übrigen Möbeln, verziert. — Daneben kamen, wie es scheint,

etwa zu Anfang der Kaiserzeit eigentliche Schränke („Armaria“) von mannigfach wechselnder Höhe auf. Diese bestanden wohl durchweg aus Holz, hatten ein- oder auch zweitheilige Flügel-

Fig. 442.



thüren und innerhalb mehre Tragbretter (*Fig. 442*). Zudem gab es zur Aufstellung von Gegenständen aller Art sowohl offene mehrfächerige Bordgestelle, als auch an der Wand befestigte Träger mit darauf ruhendem Brett (*Fig. 442*). Im Uebrigen befanden sich in wohl ausgestatteten Häusern auch mancherlei kleinere zierliche Kästchen („Citellae, Loculi“) theils von Holz, auch von Silber u. dergl. (*Fig. 443. c, d*), kleine, oft kunstvoll aus Metall gefertigte Körbchen u. a., sowie auch, in jüngerer Zeit, grössere metallne Spiegel und, wenn vorerst auch nur ausnahmsweise, besondere Zeitmesser.

Fig. 443.





Letztere überhaupt wurden, wie Plinius angiebt, seit 294 vor Chr. in Rom eingeführt. Es waren wohl zunächst Sonnenuhren („Solaria“) von der Form der bei den Griechen üblichen (S. 396). Mehre solcher Uhren, freilich aus jüngster Zeit herrührend, haben sich erhalten. Sie sind von Stein, unterschiedlich gestaltet, theils flach, theils rundlich ausgehöhlt, und mit Schattenlinien bezeichnet. —

Später, vielleicht erst um 100 vor Chr., nahm man von den Griechen auch die Wasseruhren an. Für sie behielt man von vorherein die Bezeichnung „Clepsydra“ bei. Eine solche (?) Uhr soll in Rom zuerst durch Scipio Nasica, allerdings bereits im Jahre 159 vor Chr., öffentlich aufgestellt worden sein. Eine eigens künstliche, öffentliche Sonnenuhr („Gnomon“) liess Augustus herrichten. Sie bildete einen Obelisk inmitten einer Fläche von Marmorplatten, auf welcher vermittelst erzner Einlage die Zeitmaasse angegeben waren.

Spielgeräth.

An Kinderspielzeug fehlte es ebensowenig, wie bei den Griechen. Auch wird es sich von dem der letzteren sachlich kaum unterschieden haben (S. 396). Und wohl demähnlich verhielt es sich auch mit dem Spielgeräth der Erwachsenen.

Zu diesem zählten vor allem die Würfel. Das Würfeln selbst („Alea“) griff, als blosses Glückspiel, bis zu einem Grade um sich, so dass es der Staat für geboten erachtete es wiederholentlich zu verbieten. Die Würfel waren von zweierlei Art: „Tali“ und „Tesserae“. Die „Tali“ entsprachen den „Astragalen“, die „Tesserae“ den „Kiboi“ der Griechen; auch, wie sie, bediente man sich zum auswerfen eines Bechers („Pirgus, Turricula“) und eines Würfelbretts („Alveolus, Alveus, Abacos“). Ein solcher Becher war von Holz, Horn, Elfenbein oder Metall, gegen die Oeffnung hin verengt, das Würfelbrett von verschiedener Form, doch stets längs dem Rande erhöht. Gespielt ward je nach Uebereinkommen. Der glücklichste Wurf hiess „Venus“, der ungünstigste „Canis“.

Nächstdem wurden Brettspiele mit besonderer Vorliebe geübt. So der „Ludus latrunculorum“ und der „duodecim scriptorum“. Ersteres scheint ähnlich dem Schach oder einem Belagerungsspiel, letzteres mehr in der Weise des heutigen „Puff“ gespielt worden zu sein. Beide erforderten Versetzsteine, das letztere ausserdem, zur Bestimmung der Stellung derselben, Würfel, und dessen Brett eine Eintheilung durch zwölf Linien. Die Versetzsteine waren bisweilen von Glas und selbst von edelem Metall.

Ingleichem liebte man Rathespiele, auch wiederum ähnlich denen der Griechen; so auch besonders das „Gerade oder Ungrade“; und ebenso auch als Unterhaltung vornämlich bei Trinkgelagen den „Kottabos“ u. A. m. (S. 396).

Musikinstrumente.

Die Tonwerkzeuge beschränkten sich anfänglich, wie es scheint, überhaupt auf Trompeten, Hörner und Flöten. Die Trompeten und Hörner blieben vermuthlich von vorherein kriegerischen, die

Flöten friedlichen Zwecken gewidmet. Ersterer geschah bereits näher Erwähnung (S. 503). Die Flöte wurde, da hauptsächlich im Dienste des Cults verwendet, wohl auch schon frühzeitig vervollkommnet. Schon Numa soll, wie bereits bemerkt, ein „Collegium der Flötenbläser" mit Sonderrechten gestiftet haben. Und von Pollux wird berichtet, dass schon in früher Zeit die Etrusker ein Tonwerkzeug erfunden hätten, bestehend aus erzenen Flöten, in welche die Luft von unten her vermittelst eines Blasebalgs oder bei mehrem Umfange durch Wasserdruck getrieben wurde, so dass es stark und volltönend erklang.

Die italische Flöte („Tibia") soll aus dem vorderen Röhrenknochen eines thierischen Unterschenkels („Tibia") dadurch entstanden sein, dass man diesen mit vier Schalllöchern und einem Mundstück versah. — Die Flöten an sich stellte man aus sehr verschiedenen Stoffen her. Schon die Etrusker wählten dazu

Fig. 444.



einerseits Elfenbein, andrerseits, für die Opferflöten, Buxbaumholz und, so insbesondere für die zur Verwendung bei Festspielen bestimmten, Lotusholz, Eselsknochen und Silber; auch wurde in einem etruskischen Grabe eine Flöte von Bronze gefunden (*Fig. 444. a*).

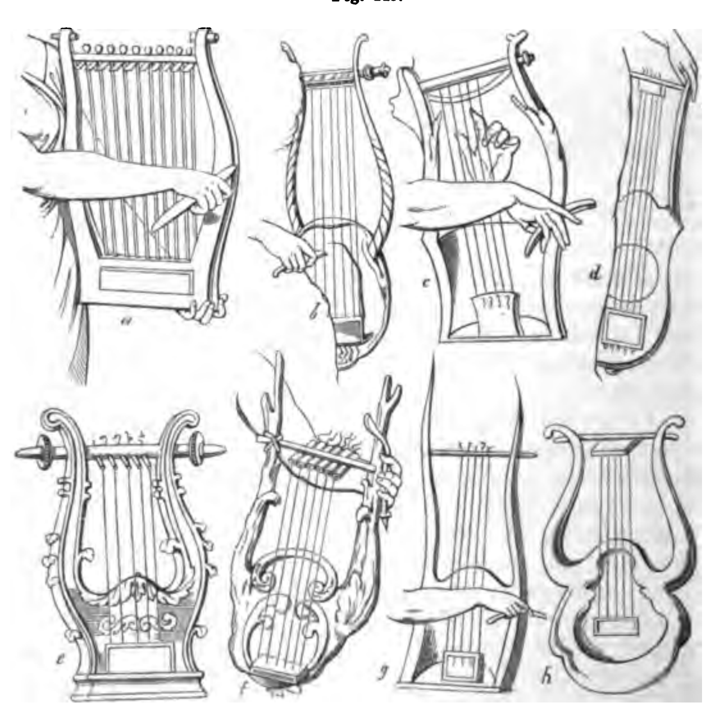
Die Flöten im Allgemeinen waren Einzel- und Doppelflöten, je von verschiedenen Formen. So was die Einzelflöten betrifft gab es, nächst der einfachen vierlöcherigen „Tibia", eine ebenfalls einfache doch aus Rohr gefertigte, längere und dünnere Pfeife („Tibia gingrina"), die von der Seite geblasen wurde; ferner eine besondere Art mit rechtwinkelig gebogenem Mundstück („Tibia vasca" und „obliqua"); andere von beträchtlicher Länge („Tibia longa") mit mehren Schalllöchern, theils gerade, theils trompetenähnlich, und wieder andere, kürzere, zum Theil gegen die Schallöffnung hin allmälig sich erweiternd, zum Theil, ausserdem, bald mehr bald weniger gebogen. Zu letzteren zählte die „Tibia curva".

Sie soll den Phrygiern entlehnt worden sein. — Noch ferner gehörten hierher die wahrscheinlich dem Flageolet ähnliche „Tibia ligula“, der wohl nur einfache „Calamus“, und die allerdings aus einer wechselnden Zahl von Röhren bestehende Pansflöte („Syrinx, Fistula“; *Fig. 444. g, h, f*).

Die Doppelflöte bildeten zwei Einzelflöten. Letztere waren entweder je an sich selbstständig und wurden von einem Spieler eben nur zugleich geblasen (*Fig. 444. c*), oder waren in einem Mundstück vereinigt, theils von durchaus gleicher, theils von verschiedener Gestaltung („Tibiae pares“ und „impares“). So verband man miteinander zwei gerade oder zwei gebogene Flöten von unterschiedlicher Länge und Weite, auch eine gerade und eine gebogene, in dem gleichen Verhältniss wechselnd u. dergl. m. Die in Form und Ton gleichen Flöten hiessen „Tibiae Sarranae“; die mit der Rechten gespielte „Tibia dextra“, die mit der Linken „Tibia laeva“ oder „sinistra“. — Zum blasen bediente man sich, wie die Griechen, theils einfacher und doppelter Backenbinden (*Fig. 444. b, c;* vergl. *Fig. 279. c*). —

Saiteninstrumente, so namentlich die Lyra, waren wohl schon

Fig. 445.



frühzeitig bekannt, fanden jedoch erst seit dem Beginn der Kaiserzeit allgemeinere Verwendung. Sie wurden zunächst den Griechen, dann aber, im jüngeren Verlauf, auch theils den Vorderasiaten, theils den Aegyptern entlehnt, und so auch deren volksthümliche Bezeichnungen mehrentheils beibehalten. Vorzugsweise zur Geltung gelangten die Lyra und die Kithara. Sie unterschied man nach Form und Besaitung als „Fidis, Chelis“ oder „Testudo“ (*Fig. 445. a, c, f, h*) und, wenn hörnerähnlich, als „Cornu“ (*Fig. 445. b, g*); ferner als „Barbitos“ (*Fig. 445. d*), „Psaltria“ (*Fig. 445. c*), „Trigonum“ (*Fig. 445*) und vielleicht, wenn in Art der ägyptischen Guitarre, als „Psalterium“ (*Fig. 44. i*). — Gespielt wurden sie fast ohne Ausnahme vermittelst eines Stäbchens („Plectrum“). —

Klapper- und Schlaginstrumente gab es nicht minder mancherlei Arten. Zu den frühsten vermuthlich gehörte das noch spät übliche „Scabellum“, zwei durch einen beweglichen Halter verbundene starke hölzerne Platten, welche dem Fuss untergeschnallt und taktmässig getreten wurden; nächstdem verschiedene metallne Glocken („Tintinnabula“), metallne Schellen an einem Reifen mit durchgehendem Handgriffe („Crepitaculum“) und eine bronzene Stange mit darauf aufgereihten tellerförmigen Bronzescheiben. Ein derartiges Instrument wurde in Etrurien gefunden. — Dazu kamen, vermuthlich später, zum Theil vielleicht erst in jüngerer Zeit, als den östlichen Völkern entlehnt, längere zweischenklige Hölzer, deren einer Schenkel beweglich war („Crotala“; *Fig. 41. a*), kastagnettenartige Doppelschalen („Crusmata, Crumata“; *Fig. 217*), metallne Handbecken („Cymbalum“; *Fig. 281. b*), eine Art Tambourin („Tympanum“; *Fig. 281. a*), der Triangel („Triangulum“) und das ägyptische „Sistrum“ (*Fig. 41. b*).

Geräthe zu körperlichen Uebungen.

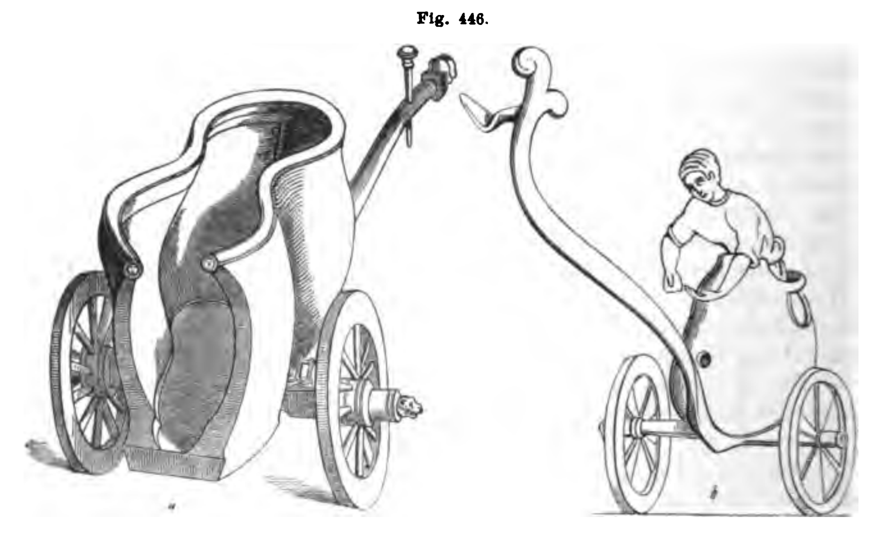
Die auf Ausbildung des Körpers abzweckenden Geräthschaften entsprachen den von den Griechen dafür verwendeten Geräthen durchaus (S. 401 ff.). Sie waren, wie auch die Uebungen selbst, eben wesentlich ein Ergebniss des späteren griechischen Einflusses. Indessen vermochten diese Uebungen in Italien überhaupt nie eine auch nur ähnliche Bedeutung, wie in Griechenland, zu gewinnen. Man betrieb sie hier wesentlich mehr nur als ein geselliges Vergnügen und ein zugleich geeignetes Mittel zur Beförderung der Gesundheit. Im Ganzen beschränkten sie sich bei Männern auf nur leichte Kraftäusserungen, so insbesondere bei älteren, vor Begehung des Bads, und auf einzelne gemeinsame Spiele. Für das weibliche Geschlecht galt deren Betrieb, mit Ausnahme einiger leichteren Spiele, geradezu als unschicklich.

Von solchen Spielen vor allem beliebt waren die mit dem Ball. Die Bälle selbst waren, je nach Art der Spiele, theils, als

Fangebälle, klein, meist bunt bemalt („Pilae pictae“), theils gross, von wechselndem Umfange, entweder mit Luft gefüllt („Follis“) oder ausgestopft („Harpasta, Paganicae“). — Nächstdem übte man, ebenfalls mit besonderer Vorliebe, das Werfen mit der Scheibe („Discus“) und die Armbewegungen mit den Handteln („Halteres“). — Zum reinigen des Körpers nach den Uebungen bediente man sich, auch nach griechischem Brauch, besonderer Schaber („Strigiles“; *Fig. 284*).

Die Rennwägen glichen ebenfalls wesentlich denen der Griechen, hinsichtlich sowohl ihrer Einzeltheile und deren Zusammenfügung, als auch der Art der Bespannung. Nur scheint es, dass sie, vornämlich in früherer Zeit, durchweg fester gebaut und weniger reich verziert waren. Erhalten sind ein römischer Wagen

Fig. 446.



(*Fig. 446. a*), ein dem ziemlich ähnliches kleines etruskisches Wagenmodell (*Fig. 446. b*), und Reste eines altetruskischen Wagens. Demzufolge bestanden die Wägen theils aus Holz mit Bronze überzogen, theils aus Holz und Lederwerk, nur stellenweis mit Bronze beschlagen, theils vollständig aus Bronze, gelegentlich mit Bildnereien geschmückt. — Auch bei ihnen ruhte der Wagenkorb („Ploxenum“) unmittelbar auf der Axe („Axis“), war die Deichsel („Temo“) unbeweglich, und hatten die Räder („Rotae“) Felgen („Absides“), Speichen („Radii“), eine Nabe („Mediolus“), und eine metallne Umschienung („Canthus“); eben so auch war das Joch („Jugum“) nur für zwei Pferde eingerichtet, zur Befestigung mit einem Spannnagel, und an jedem Ende mit einem Verbandseil („Cohum“) versehen. Man fuhr zwei- und vier-, seltner dreispännig. Mehr als zwei Pferde wurden besonders angeschirrt. — Ob man

hierbei, etwa in späterer Zeit, auch Seitenstränge in Anwendung brachte, muss als fraglich dahin gestellt bleiben.

Transportgeräthe.

Nächst mancherlei Arten von Wägen zur Beförderung von Personen und Gütern dienten, zu eben dem Zweck, verschiedene zwei- und vierräderige Karren, Tragbahren und Tragesänften.

Die Tragbahren hatten vorwiegend die Formen der auch gegenwärtig üblichen Hand- und Schultertragen. Ihrer bediente man sich hauptsächlich zur Fortschaffung von geringeren Lasten. — Die Sänften wurden aus Asien, vermuthlich jedoch erst nach dem Siege über Antiochos III. (189 v. Chr.) in Rom eingeführt, hier dann zunehmend häufiger verwendet und, so während der Kaiserzeit, nahezu allgemein. Eine solche Sänfte („Lectica") bildete im Wesentlichen eine zwischen zwei Tragestangen ruhende Lagerstatt („Lectus"). Anfänglich waren sie unbedeckt, später zuweilen ringsum geschlossen, mit Scheiben von Marienglas und Vorhängen („Plagulae") ausgestattet. Ihre Beförderung geschah entweder, so innerhalb der Stadt wohl stets, durch eigene und gedungene Diener, oder, so namentlich auf Reisen, durch vorn- und hinterwärts zwischen den Stangen eingeschirrte Maulthiere, eine Form, die „Basterna" hiess. In diesem Falle scheint man sich gemeiniglich auf nur zwei Thiere und einen Treiber beschränkt zu haben, bei Verwendung von Dienern dagegen steigerte man deren Zahl nicht selten, um seinen Reichthum blicken zu lassen, sowie auch je nach der Grösse der Sänfte, auf vier, sechs und selbst acht. Beim tragen ruhten die Stangen entweder unmittelbar auf den Schultern der Träger oder in starken, den letzteren über den Schultern hängenden Riemen („Struppi"). — In späterer Zeit kamen auch Tragesessel („Sellae gestatoriae") auf. Sie blieben gewöhnlich unbedeckt.

Die Wägen waren höchst mannigfaltig, der Gebrauch von Personenwägen jedoch dauernd ziemlich beschränkt. Das Fahren innerhalb Roms blieb fast einzig den höchsten Beamten, einzelnen Priestern bei Festlichkeiten, den vestalischen Jungfrauen und den triumphirenden Feldherrn vorbehalten. Sonst ward es, auch noch unter den späteren Kaisern, wiederholentlich verboten. — Waarenbeförderungs- und Lastwägen durften die Stadt nur in der Frühe, nur bis zur zehnten Stunde befahren.

Zu den zweirädrigen Wägen zählten das wohl ursprünglich römische „Carpentum" und das den Britanniern oder Belgiern entlehnte „Cisium" und „Essedum". Das „Carpentum" diente sowohl zu landwirthschaftlichen Zwecken, als auch zu kleineren Reisen, ausserdem auch, in der Stadt, den Reichsten und Vornehmsten bei feierlichen Vorgängen als eine Art von Prunkgefährt,

und so in oft reicher Ausstattung als „Carpentum pompaticum“ und „Carpentum funebre“. Es erhielt eine, je nach Bestimmung, theils einfache, wohl zumeist planartige, theils besonders kostbare und eigens gestaltete Ueberdachung. — Das „Cisium“ war von leichtem Bau, nur für wenige Personen eingerichtet, vermuthlich stets unbedeckt. Es dürfte im Wesentlichen den noch heut in Italien beim niedereren Volke gebräuchlichen zweirädrigen Schnellwägen entsprochen haben (vergl. *Fig. 286. b*). Das „Essedum“ scheint demähnlich, doch niedriger gewesen zu sein. — Noch ferner waren zweirädrig der „Covinus“ und der „Carrus“, beide belgischen Ursprungs, vielleicht vom „Essedum“ nur wenig verschieden, und, zur Beförderung von Lasten, das „Plaustrum“ oder „Sarracum“, das „Plostellum“ und die „Arcuma“. — Das „Plaustrum“ oder „Sarracum“ bildete ein einfaches, aber starkes sehr festes Gestell mit vollen „Scheibenrädern“, bald mit bald ohne Wagenkorb, letzterer theils unmittelbar mit dem Gestell verbunden, theils, nicht selten als ein Flechtwerk aus Stäben oder Ruthen, davon unabhängig, so dass es beliebig entfernt werden konnte. Das „Plostellum“ war wesentlich nur ein kleines „Plaustrum“, und die „Arcuma“ eine aus Brettern zusammengefügte viereckte Platte. Nur zwei Räder hatten auch die zur Vorführung von Götterbildern verwandten kostbaren Wägen („Tensae“) und der Wagen der Triumphatoren („Currus triumphalis“). — Auch gab es in jüngerer Zeit gleichfalls mit zwei Rädern versehene Krankensessel („Chiramaxia“).

Unter den vierrädrigen Wägen galten die „Rheda“ und die „Carruca“ als die vorzüglichsten. Die „Rheda“ hatte man den Galliern entlehnt. Sie wurde zu Reisen benutzt, gewährte Raum für mehre Personen sammt deren Gepäckstücken, und war, bei sonst wechselnder Ausstattung, mehrentheils überdeckt. Die „Carruca“ scheint ihr ähnlich, doch kleiner und gemeiniglich eigens schmuckvoll gewesen zu sein. Nero führte in seinem Gefolge deren gelegentlich über tausend, und Antonius Heliogabalus, sowie auch Firmus Africanus liessen solche bei Aufzügen mit Löwen, Tigern, Hirschen, Hunden, der letztere sogar mit Straussen bespannen. Sie trug auf hohem Untergestell, das die Räder weit überragte, einen vorn offenen Wagenkorb, dieser bisweilen zu dem Zweck darin zu schlafen eingerichtet („Carruca dormitoria“). — Ausserdem hatte man, namentlich für Weiber, zur Benutzung bei Festlichkeiten, das „Pilentum“ und die „Harmamaxa“. Letztere war den Persern entnommen. Beide zeichnete vermuthlich eine Art von Baldachin aus, die „Harmamaxa“ noch insbesondere eine Umgebung von Vorhängen. — Zur Beförderung von Sklaven und Geräthen diente das „Petorritum“; ebenso von allerlei Waaren, wie überhaupt auch zum Gebrauch der Landwirthe, Handwerker u. s. f. die „Acera“, die „Benna“ und „Clavula“. Sie sämmtlich

waren je nach ihren Zwecken von festerer oder leichterer Bauart, im Uebrigen aber wohl durchweg einfach (vergl. *Fig. 447*). — Gewuchtigere Massen wurden befördert theils durch das „Plaustrum majus", theils, so namentlich grosse Baustücke, Marmorblöcke u. dergl. durch den schweren „Chamulkus". Letzterer bildete wahrscheinlich eine auf Walzen laufende „Schleife".

Zu Zugthieren wählte man am liebsten Pferde und, wo es galt sich hervorzuthun, besonders der kleinen gallischen Zucht; nächstdem Maulthiere oder, so vorzugsweise zu landwirthschaftlichen Zwecken, Stiere. — Die Bespannung im Allgemeinen geschah, wie bei den Rennwagen, vermittelst eines vorn an der Deichsel angebrachten zwiefachen Jochs, ohne Verwendung von

Fig. 447.

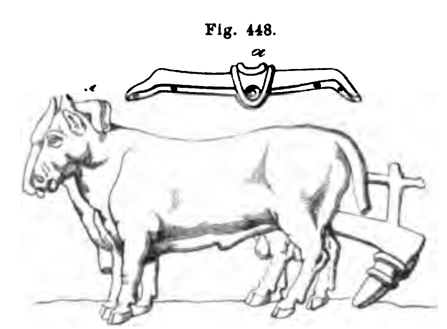


Seitensträngen (*Fig. 446*). Nur bei Benützung von mehr als zwei Thieren versah man die äusseren gelegentlich mit derartigen Seilen („Funales"). Sie wurden um die Brust gelegt und am Bauchriemen befestigt. Bei Einspannung nur eines Thiers bediente man sich, nebst einfachem Joch, mitunter einer „Schere" oder „Gabel" („Furca"). Auch kannte man eine Art Hemmschuh („Sufflamen"). — Zum antreiben führte man die „Scutica" und das „Flagellum", erstere eine geflochtene, mitunter verzierte Peitsche, letzteres eine doppelsträhnige, bisweilen mit Kugeln versehene Geissel. Noch sonst auch wurde, so namentlich von Landleuten, ein einfacher Stecken („Virga") oder ein solcher mit einem Stachel („Stimulus") angewandt.

Landwirthschaftlicher Zubehör.

Das wesentlichste Geräth, der Pflug („Aratrum"), bestand, und wohl schon seit frühster Zeit, ganz wie der griechische, in

Fig. 448.



den Formen des Haken- und des Räderpflugs. Ersteren vergegenwärtigt eine altetruskische Bronze (*Fig. 448*). Die Hauptttheile waren das Krummholz („Buris"), das Scharreisen („Dens"), die Sterze („Stiva"), die „Ohren" („Aures") und die Deichsel („Temo") nebst dem Joch („Jugum"). — Den Räderpflug und die noch sonst vorwiegend üblichen Geräthe schildert insbesondere Virgilius:

„Jetzo vernimm die Geräthe des abgehärteten Landmanns,
Sonder welche nicht fällt die Saat, noch die Ernte hervorkeimt.
Erst des gebogenen Pflugs Kernholz und die schneidende Pflugschar,
Langsam rollende Wagen der eleusinischen Mutter,
Schleifen und Dröschgestell', und die Last unmässiger Karste;
Dann, aus Reisig gewebt, die geringere Habe des Celeus,
Flechten des Erdbeerbaums, und die mystische Wanne des Bacchus;
Welches du alles zuvor mit Bedacht einrichtend zurücklegst,
Wenn dich würdiger Ruhm des göttlichen Feldes erwartet.
Frühe mit Kraft im Walde gebändiget, schmiegt sich zum Krümmel
Schon die Ulm', und empfäht die Gestalt des gebogenen Pfluges:
Ihr an dem Stamm wird die Deichsel, die vorn acht Fusse sich ausstreckt,
Auch zwei Ohren gefügt, und mit doppelem Rücken der Scharbaum.
Früh auch haut man zum Joche die leichte Lind' und die hohe
Buche zum Sterz, um hinten die unteren Räder zu lenken;
Hängt dann über den Herd dem probenden Rauche die Hölzer.
Manches Gebot der Alten vermag ich dir zu enthüllen,
Fliehest du nicht, dein Ohr den niedrigen Sorgen versagend.
Erst die Tenne mit schwer hinrollender Walze geebnet,
Wohl durchstampft mit der Hand, und aus zähem Thone gehärtet:
Dass nicht sprosse das Kraut, noch vom Staube besiegt sie zerlechze." —

Nicht minder ähnlich, wie bei den Griechen, verhielt es sich auch mit den zur Weinbereitung, zum Gartenbau, zur Viehzucht, Jagd und Fischerei verwendeten Geräthschaften (vergl. S. 405 ff.).

Einzelne besondere Handwerksgeräthe.

Abbildlich dargestellt finden sich eine den heutigen Tischzeugpressen völlig ähnliche Kleiderpresse mit zwiefachem Schraubengange, ein Hauptgeräth der römischen Walker; verschiedene Hämmer und Sägen, letztere ziemlich von der Form der gegenwärtig üblichen, nur durchgängig ohne Spannholz, eine Hobelbank nebst „Klammerhölzern"; kleinere und grössere Pinsel, Malkasten, Palette und Staffelei: die Palette in der Gestalt einer flachen ovalen Platte ohne Oeffnung für den Daumen, die Staffelei ähnlich der heutigen mit Löchern und Stellpflöcken. — Mehrfach

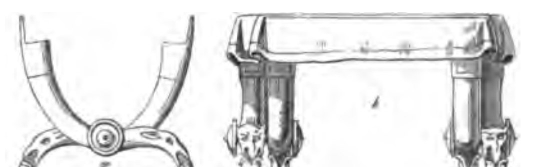
aufgefunden wurden, vornämlich in Pompeji, Stelllineale, einfache Zirkel, Taster- und Halbirungszirkel, Senklothe u. dergl., so wie auch chirurgische Werkzeuge, dies alles fast ausschliesslich von Bronze. Zu den letztern zählen hauptsächlich mancherlei verschiedene Sonden, längere und kürzere Heftnadeln, Lanzetten, allerlei Zangen und Messer, darunter ein Zergliederungsmesser mit feststehender Klinge („Scalpellum"), ein Pflasterstreicher („Spatula"), eine Zange zum entfernen von Knochensplittern, ein Eisen zum ausbrennen, ein feinröhriger Catheter, und eine eigens künstliche, zur Geburtshülfe bestimmte Zange, ein „Speculum magnum matricis".

Staatsamtliches Geräth.

Erwähnt wurden bereits der Wagen der Triumphatoren („Currus triumphalis"; S. 513; S. 570), die „Fasces", der „Scipio eburneus", die „Sella curulis" (S. 479) u. A.

Die „Sella curulis" war anfänglich ein aus Elfenbein (?) geschnittener, sägebockförmiger, lehnloser Sessel (*Fig. 449. a, b*). Als solcher ward sie vermuthlich schon in frühster Zeit, sei es auf geradem Wege oder durch die Etrusker, vom Orient aus nach

Fig. 449.



Rom übertragen, und hier nun, als seltenes Prachtgeräth, zu besonderer Bedeutung erhoben (vergl. *Fig. 37. n, o; Fig. 129. b; Fig. 271. a, b, c*). Anfänglich vielleicht nur der Ehrensessel des Königs als des obersten Richters, wurde sie der auszeichnende Sitz aller „curulischen" Magistrate bis zur curulischen Aedilität, während die nichtcurulischen Beamten, wie die „Tribuni plebis", und, gegen Ende der Republik auch die Senatoren, auf kleinere, weniger schmuckvolle Sitze („Subsellia") verwiesen blieben. — Mit der dann in jüngerer Zeit zunehmend tiefer greifenden Vernachlässigung altherkömmlicher Formen, erfuhr die „Sella curulis", neben allmäliger Abschwächung ihrer einstigen Bedeutsamkeit, zugleich auch äusserlich manchen Wechsel. Fortan fertigte man sie nicht mehr ausschliesslich in der alten Form, lediglich aus Elfenbein, sondern bildete sie mehr willkürlich, auch noch reicher und kostbarer aus. So gab nun sie, wie es scheint, die nächste Veranlassung zur Aufnahme eines auch eigenen, besonders

prunkvollen Herrscherthrons. Cäsar zunächst nahm einen solchen, jedenfalls reich ausgestatteten Thron als „Sella aurea“ in Anspruch. Er bildete wiederum das Vorbild für die sich dann immer prunkender gestaltenden Thronsessel der Kaiser. — Einen der „Sella curulis“ ähnlichen, doch bei weitem einfacheren Sessel führten als „Sella castrensis“ die Oberfeldherrn im Kriege mit sich. Sie bedienten sich seiner im Lager bei öffentlichen Versammlungen, Ansprachen u. s. w. (*Fig. 450*).

Fig. 450.

Einzelne besondere Kleingeräthe standen mit der Abstimmung bei Volksversammlungen, wie überhaupt mit amtlichen Verhandlungen in Verbindung. — Die Abstimmung an sich geschah bis zum Jahr 139 v. Chr., auf Befragen mündlich, von da an aber geheim, durch schriftliche Beantwortung. Ein dahin bezügliches Geräth beschränkte sich im ersteren Falle auf „Tafeln“ allein für den Vorsitzenden und die Fragsteller („Rogatores“), um darauf die gegebenen Stimmen durch Punktirung zu verzeichnen. Mit dem neuen Verfahren kamen, nun zum Gebrauch der Stimmenden selber, eigene Stimmmarken („Tesserae“), Schreibtäfelchen („Tabellae“) und, zum einsammeln der Stimmen, kleine Beutel („Loculi“) und zum Theil umfangreiche Gefässe („Cistae, Urnae, Sitellae“) auf. Die Stimmmarken waren, je nach dem Zweck der Verhandlungen, eigens bezeichnet. Jeder der Stimmberechtigten erhielt zur Abstimmung deren zwei. Bezeichnet selber waren sie für legislative Comitien einerseits mit V R (ubi rogas), andrerseits mit A (antiquo); für gerichtliche Comitien, wie anzunehmen ist, einerseits mit A (absolvo), anderseits mit C (condemno). Die Schreibtafeln dienten bei Wahlverhandlungen zur Verzeichnung der Wahlcandidaten. — Die Stimmmarken waren zumeist von Metall, theils rund, theils viereckig, die Sammelgefässe wohl ebenfalls vorwiegend von Metall, korb- und vasenförmig.

Als Strafwerkzeuge waren üblich, zur Vollziehung der Todesstrafe, bei Enthauptung, das Beil der Lictoren und die Axt des gemeinen Henkers, erstere allein für Bürger, letztere für Nichtbürger bestimmt; ferner Galgen und Strick, und, zur Anheftung zum Zweck der Aushungerung, ein Kreuz oder ein Pfahl mit darauf befestigtem Querbalken. — Ausserdem kamen in Anwendung verschiedene Eisen zur Brandmarkung, für auf der Flucht ergriffene Sklaven mit einem F bezeichnet; ein Klotz mit eiserner Kette („Compes“) zur Befestigung am Bein; ein Halseisen („Collare“); ein solches verbunden durch eine Kette mit einem Fusseisen; Handschellen („Manicae“), theils gleichfalls durch eine Kette verbunden; eine schwere hölzerne gabelförmige (Λ) Klammer

(„Furca“) u. a. m. Letztere diente bei Stäupungen. Sie wurde dem Verurtheilten über den Nacken gelegt, und dessen Arme daran befestigt.

Schreibegeräth und Schriftstücke.

Zur Aufnahme von Schrift bediente man sich anfänglich des Leders und der Leinewand, später, nächst den erwähnten Tafeln, des Pergaments („Pergamena“) und, vornämlich, des aus dem Baste („Liber“) der Papyrusstaude zubereiteten Papiers; zum schreiben selbst, je nachdem, eines Griffels oder Stifts („Stilus“), eines zugeschnittenen Rohrs („Arundo, Calamus“) oder einer Feder („Penna“), und einer schwarzen und rothen Flüssigkeit („Atramentum“). — Die Schreibtafeln waren von Holz, auch mitunter von Elfenbein, leicht mit Wachs überzogen, einzeln, oder zu mehren buchartig miteinander verbunden, und zum Schutz der Schreibflächen von einem erhobenen Rande umgeben (*Fig. 451. a, c, f*). Auf ihnen wurde die Schrift vermittelst des Griffels eingeritzt. Dieser war



Fig. 451.



vorwiegend von Metall, gelegentlich, zum niederdrücken der so eingeritzten Schrift, an einem Ende mit einem Knöpfchen, auch wohl dies noch insbesondere mit einem Schaber versehen (*Fig. 451. i*). — Aehnliche Tafeln wendete man auch zur Ausfertigung von Briefen an. Solche dann wurden gewöhnlich mit einem Faden kreuzweis umwunden, da, wo sich der Knoten befand, durch ein wächsernes Siegel geschlossen, und ausserhalb adressirt (*Fig. 451. d*). — Sowohl solche als auch die nur zu Bemerkungen bestimmten Tafeln („Pugillares, Codicilli“) erhielten, besonders in späterer Zeit, oft eine reich verzierte Schale aus Elfenbein, seltenem Holze, edelem Metall u. s. f.; die letzteren Tafeln auch häufiger, zur Aufnahme zugleich eines Griffels, längs dem Rande eine Hülse.

Des Pergaments und des Papiers bediente man sich vorzugsweise zur Ausfertigung umfassenderer Schriftstücke. Von Papier kannte man zur Zeit des Augustus acht Arten, aufsteigend vom feinsten Schreibpapier bis zum groben Packpapier („Emporetica“). Es ward in schmalen Streifen gefertigt. Diese pflegte man nach

Bedarf aneinander zu leimen, der Höhe nach jedoch nur selten unter das Maass von sechs und über das von dreizehn Zoll. Diese Streifen („Paginae, Schedae") wurden gemeiniglich nur auf einer Seite beschrieben, und rückseits theils gegen Würmerfrass, theils um ihnen ein Ansehen zu geben, mit einer, meist gelben, Farbe bestrichen. — Die so gefertigten Schriftstücke erhielten die Gestalt einer Rolle (*Fig. 451. b, c*), längs den Kanten sauber beschnitten und mit Bimsenstein geglättet. Um sie bequemer handhaben zu können, wurde nächst dem Rande des letzten Blatts ein Stab oder eine Röhre befestigt, genau von der Höhe der Rolle; auch in die Rolle ein Stäbchen gesteckt. Die Stäbchen hatten beinerne oder hölzerne, bemalte Knöpfchen („Cornua, Umbilici"). Zum Schmuck und Schutz pflegte man die Rolle mit einer, bisweilen selbst purpurfarbenen Pergamenthülle zu umgeben, und schliesslich mit einem in rother Farbe auf einem Streifen Pergament geschriebenen Titel zu versehen. — Zur Aufbewahrung mehrer Rollen („Volumina"), sowie auch zum tragen derselben, dienten cylindrische, mit einem Deckel und Tragebändern ausgestattete Kästen („Capsae, Scrinia") von Holz, Leder oder Metallblech (*Fig. 451. e*). Aehnliche Kästen von kleinerem Umfange wurden von der Jugend zur Bergung und Beförderung ihrer Schulgegenstände benutzt.

Die Behälter für den zum schreiben erforderlichen Farbestoff hatten fast durchgängig die Form eines einfachen, und, wenn zur Aufnahme zugleich von schwarz und von roth bestimmt, eines doppelten Cylinders; in beiden Fällen bedeckelt (*Fig. 451. g*). Man fertigte sie aus mancherlei Stoffen, vorzugsweise jedoch von Bronze, mitunter verziert, versah sie bisweilen auch, um sie an einem Riemen oder einer Kette tragen zu können, mit einem oder zwei Oehren.

Kriegsgeräth.

Das Kriegsgeräth entwickelte sich zu ganz ähnlichen Gestaltungen, wie das griechische (S. 407). Anzunehmen ist allerdings, dass es sich beim römischen Heer, insbesondere unter dem Einfluss der ausheimischen Kriege, noch umfangreicher und, vornämlich in Betreff der Einrichtung des Einzelnen, noch zunehmend zweckgemässer, als eben jenes, herausbildete.

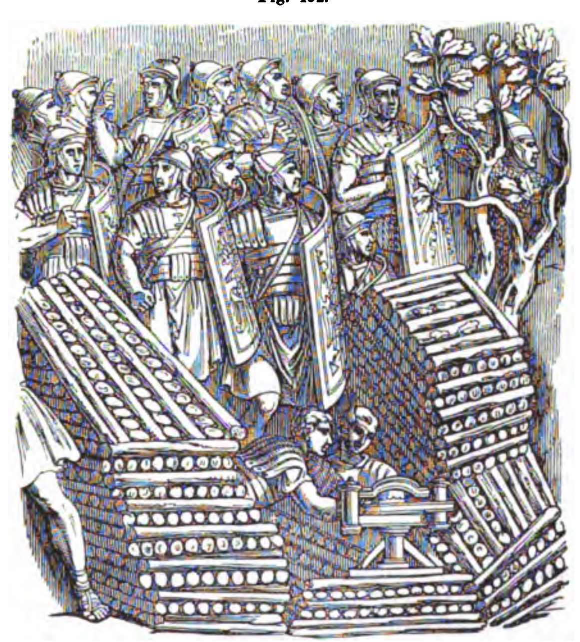
Zum Angriff dienten auch hier hauptsächlich bewegbare Thürme („Turres ambulatoriae") aus Holzwerk aufgezimmert, ausserhalb durch Verschläge u. dergl. geschützt, von sehr verschiedenem Umfange; ferner Fallbrücken („Sambucae"), Sturmböcke oder Widder („Aries"), einfache und als „Widderschildkröten" („Testudines arietariae") von einer Pfahlhütte umgebene Mauerbohrer („Tenebrae"), unterschiedliche, zum Theil ebenfalls

überdachte Breschhütten („Musculi“), Laufhallen und Lauben („Vineae“), Deckungsschirme („Plutei“), ein eigener Krahn mit Fangeisen („Tolleno“), Schleudergerüste („Fundibala“), und, nächst Leitern („Scalae murales“), Mauersicheln („Falces murales“) und allerlei Stangenwehren, verschiedene Arten von Wurfgeschützen.

Diese Geschütze („Tormenta“) bildeten, auch wiederum wie die der Griechen, armbrustähnliche Gerüste, und theilten sich, eben wie bei jenen, je nach Zweck und Beschaffenheit, in Handgeschütze („Manuballistae“) und in grosse Standgeschütze mit wagerechter und mit schräger Spannung, in „Catapultae“ und „Scorpiones“, und in „Ballistae“ und „Arcuballistae“ (*Fig. 452*).



Fig. 452.



Die Vertheidigungsgeräthe waren vornämlich Gegenthürme, zweizackige Gabeln („Furcae“) zum abdrängen von Sturmleitern, Fangzangen („Forfex, Lupus“), spanische Reiter („Ericii“), aus Ruthen geflochtene Schanzkörbe („Crates“), starke Schutzschirme („Plutei“), Fussangeln („Stimuli“), Brandpfeile („Malleoli“), Brandgeschosse („Phalericae“), Schlingen („Laquei“) zum abfangen und heben von Widdern; u. s. w. — Den Stoss von Widdern und Mauerbrechern suchte man durch Vorschieben von Säcken, mit Sand gefüllt, zu schwächen, und anstürmenden Truppen von den Mauern herab mit wuchtigen Steinen, siedendem Oel u. dergl. m. zu begegnen.

Zur Ausrüstung der Kriegsschiffe zählten insbesondere verschieden gestaltete Enterhaken, theils von beträchtlicher Länge und Schwere, Stangensichel zum zerschneiden des Tauwerks, ein hoher flaschenzugartiger Krahn mit starken Fangketten („Corvi; manus ferreae") zum heben von kleineren Fahrzeugen, Sturmbrücken u. s. f.

Die zur Lagerung erforderlichen Zelte wurden je nach den Jahreszeiten eigens hergerichtet. Für den Sommer bestanden sie aus Leder; im Winter stellte man statt solcher gemeiniglich Erdhütten her, die dann mit Stroh überdeckt wurden. Die Zelte der Anführer, namentlich der Oberfeldherrn, bildeten ein mit starkem Zeuge überspanntes Stangengerüst. Sie waren oft ziemlich umfangreich und, so vor allem die der letzteren, insbesondere in späterer Zeit, mit allen Bequemlichkeiten versehen.

Cultgeräth.

Die mit der Ausübung des Cults verbundenen Geräthschaften werden wohl jedenfalls zunächst, wie anfänglich der Cult überhaupt, nur ziemlich einfach gewesen sein. Eine weitere Durchbildung erhielten sie vermuthlich zuerst in Etrurien. In solcher, allerdings nicht mehr zu bestimmenden Gestaltung, gingen sie wahrscheinlich von hier auf die Latiner, vielleicht schon vor der Zeit der Tarquinier, über. Unter diesen Königen dann wurden, in Folge ihrer Beziehungen zu den Griechen, neben den heimischen Culten griechische Culte eingeführt. Hiermit zugleich kamen auch griechische Cultgeräthe zur Geltung. Beide Culte verschmolzen miteinander zu einem griechisch-latinischen Cult. Auf Grund dessen, wie es scheint, erhielten die Geräthe nun überhaupt ein mehr ausschliesslich griechisches Gepräge.

Götterbilder.

Der römische Cult forderte seinem innersten Wesen nach eine zu menschlicher Gestalt verkörperte Anschauung seiner Götter nicht, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des etruskischen und auch ihm ureigenen „Janus". Diesen bildete man, jedoch wohl auch erst nach griechischem Vorgang, als einen nach vorn und rücklings schauenden Doppelkopf. — Ursprünglich begnügte man sich mit nur dürftigen Sinnbildern. So unter Numa zur Bezeichnung des Mars mit einem Schilde und einer Lanze. Zunächst kamen daneben, wohl von den Etruskern gefertigte Idole von Thon und Bronze auf. Tarquinius liess in einem von ihm auf dem Capitol angeordneten Tempel ein Bild des Jupiter, der Minerva und der Juno aufstellen. Gleichwie die alten Götterbilder der Westasiaten und Griechen, war auch dies Bild des Jupiter bekleidet und dessen Gesicht mit Mennige gefärbt. Die Bekleidung bildete den nach

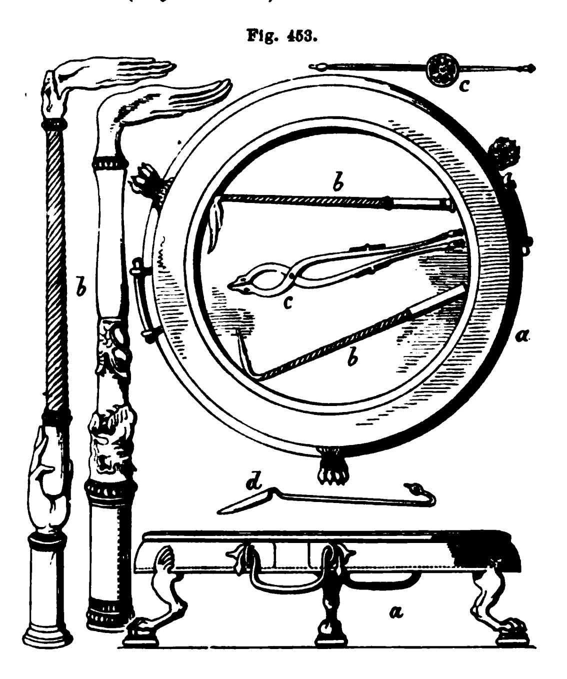
Begründung der Republik den Triumphatoren zugewiesenen reichen Kleiderschmuck (S. 479). Diese Ausstattungsweise blieb dann auch für gewisse Feiern, so für die etwa um das Jahr 399 vor Chr. eingeführten „Lectisternien" üblich. — Im weiteren Verlaufe schloss man sich in Beschaffung von Götterbildern den dafür von den Griechen erfundenen Gestaltungen durchweg an, nahm auch solche ohne Weiteres auf oder auch liess diesen ganz ähnliche, zumeist selbst von Griechen fertigen.

Altäre und Opfergeräthe.

Die Altarstätten bildeten, je nach Bestimmung, kleine Opfersteine („Arae"), Opferaltäre („Altaria") und Opfertische („Anclabres"); auch zählten dazu, in weiterem Sinne, Opferdreifüsse (Tripedes, S. 543). Zu den Opfern für die Unterweltsgötter wurde stets eine besondere Grube („Scrobiculus") hergestellt. Im Uebrigen unterschieden sie sich nach Stoff, Grösse und Ausstattung, vorwiegend wiederum bedingt durch die Besonderheit der Culte, deren Dienst sie gewidmet waren. Man fertigte sie, je nachdem, aus Holz, Metall, vorzüglich Bronze und aus Stein, vor allem Marmor; mitunter auch aus gebrannten Ziegeln. So insbesondere aus Holz und Metall, oft sehr zierlich, die Opfertische, und aus Stein oder Ziegeln die Opferaltäre. Letztere hauptsächlich erhielten bisweilen einen nicht unbeträchtlichen Umfang. Vitruvius versuchte ihr Grössenverhältniss zu der Grösse der Götterbilder, vor die sie gestellt werden sollten, zu regeln. — Ihren Grundformen nach waren sie bald völlig rund wie ein Säulenschaft, bald länglich viereckt wie ein Pfeiler, bald würfelförmig bald dreieckig, und in allen den Fällen bald mit senkrecht aufstrebenden bald mit schrägen Seitenflächen, nächstdem auch abtheilungsweise, in diesen Formen wechselnd, gegliedert; dazu die Brandaltäre mit einem Herdaufsatz von kesselförmiger Aushöhlung, und die zur Aufnahme blutiger Opfer bestimmten grossen „Altaria" ausserdem, zur Ableitung des Bluts, mit nach Aussen geneigten Rinnen. — Ihre verzierende Ausstattung bestand theils in Malereien, theils in erhobenen Arbeiten, so vorzugsweise in Nachbildung von breitausladenden Blumengewinden mit dazwischen angeordneten Opfergeräthschaften, von Schädeln von Opferthieren, hauptsächlich von Rindern und Widdern, so wie auch in frei erfundenen Zierrathen und in menschlich-figürlichen Darstellungen. Diese letzteren bedeckten mitunter sämmtliche Seitenflächen und behandelten zumeist Vorgänge aus dem Leben der Götter, vermuthlich bei jedem Altar aus dem Sagenkreise des Gotts, für welchen er bestimmt war. Einzelne kleinere Weihaltäre versah man, bei auch sonst mässiger Ausstattung, lediglich mit einer die Weihung näher bezeichnenden Inschrift. —

Das Opfergeräth im engeren Sinne umfasste Werkzeuge und Gefässe. Für dessen Ausbildung bei den Etruskern sprechen, nächst den bereits erwähnten Rädergeschirren, Dreifüssen und kesselförmigen Einsätzen (S. 542, S. 579), einzelne in einem etruskischen Grabe aufgefundene Bronzegeräthe. Sie erscheinen ebenso zierlich als sinnig und zweckgemäss gestaltet (*Fig. 453*). Es sind dies ein kreisrundes dreifüssiges Feuerbecken (*Fig. 453. a a*), eine mit Rädern versehene Zange (*Fig. 453. c c*), wohl zum erfassen von Opferstücken, eine Schaufel (*Fig. 453. d*), und zwei vermuthlich zum wenden von Brandopfern u. s. w. bestimmt gewesene Handhaben (*Fig. 453. b*). — Selbstverständlich erforderte

Fig. 453.



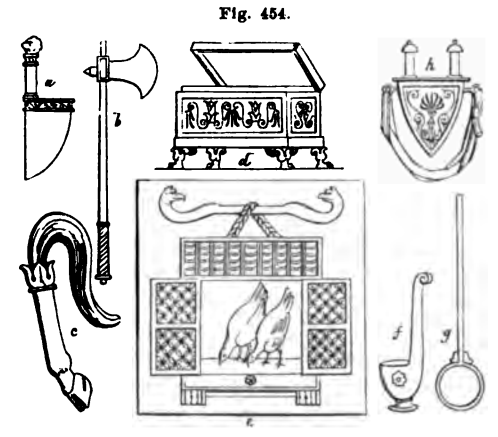
die Ausübung des etruskischen Cults auch Schlachtbeile, Schlachtmesser, Schalen u. dergl. m.

Von den Opfergeräthen der Römer besagt die Ueberlieferung, dass sie bis zu der Zeit Numa's aus den gewöhnlichsten Stoffen völlig kunstlos beschafft worden seien. Einzelne Geräthe verblieben in solcher urthümlichen Beschaffenheit. So bemerkt Plinius aus seiner Zeit, dass man sich trotz des herrschenden Aufwands zum libiren beim Opferdienste nicht etwa Gefässe von Metall oder Murrha, sondern nur von gebrannter Erde bediene. So auch gehörte dahin ein Kiesel, mit welchem der Fetiale, statt mit einem Messer, das Versöhnungsopfer zu vollziehen hatte. Es waren

dies jedoch wesentlich nur sakrale Ausnahmen. — Im Ganzen wurden auch die Opfergeräthe, zugleich mit der Steigerung des Aufwands an sich, zunehmend reicher durchgebildet.

Sie selbst umfassten an Werkzeugen verschiedene Schlägel in Gestalt theils eines Beils („Securis“, *Fig. 454. b*), theils eines kugeligen oder doppelten Hammers („Malleus“), und mancherlei Messer („Secespitae“, (*Fig. 454. a, h*); ferner zum aussprengen des Reinigungswasser einen Wedel aus Rosshaaren („Aspergillum“; *Fig. 454. c*), und zum Zweck das Räucherwerk aus seinem Behälter zu heben und in das Räucherbecken zu schütten, ein Löffelchen („Ligula“). — Die hauptsächlichsten Gefässe waren ein bedeckeltes Kästchen („Acerra“) zur Verwahrung des Weihrauchs (*Fig. 454. d; Fig. 413. b*), ein Räucherbecken („Turibulum“), bald rund bald eckig, theils bedeckt und zuweilen in Ketten hängend, ein Becken („Praefericulum“) zur Aufnahme von Geräthen, Kochtöpfe zum absieden von Eingeweiden („Ollae extares“), eine grössere und eine kleinere Schöpfkelle („Simpulum, Simpuvium“), erstere mit einer Handhabe (*Fig. 454. f*), letztere häufiger mit zwei einander gegenüberstehenden Henkeln; flache Schalen („Paterae“; *Fig. 454. g*) zum libiren; Platten („Patellae“) und Körbe („Canistra“), die Körbe gewöhnlich von Flechtwerk, beides zur Darbringung vornämlich von Gebäck und Früchten; ein Salbenbehälter („Guttus“) u. a. —

Fig. 454.



Noch sonstige Cultgeräthe standen mit den einzelnen Sonderdiensten und mit der Wahrsagung aus dem Fluge der Vögel u. dergl. m. in Verbindung. Zu Geräthen der ersteren Art zählten die Schilde und Lanzen der Salier (S. 518), die Schlagriemen der Luperci (S. 518), die Kriegslanze der Fetialen (S. 521), die Ausstattung des Flamen dialis (S. 516), des Pontifex (S. 522) und anderer Priester, so wie auch insbesondere das mit dem Dienste der Vesta verknüpfte Geräth (S. 519). Gleichwie dieser Dienst die ursprüngliche Form der Götterverehrung am häuslichen Herde bis ins Einzelne bewahrte, so auch bewahrten dessen Geräthe ihr urthümliches Gepräge durchaus. Sie beschränkten sich wesentlich auf einen Feuererzeuger zur Wiederentzündung der heiligen Flamme, falls diese durch Unglück erloschen war, bestehend aus zwei Reibhölzern; auf gänzlich schmucklose irdene Gefässe zur Aufbewah-

rung des heiligen Wassers; eben solche Kochgeschirre zur Bereitung der Speiseopfer, und einen einfachen Weihwedel, dienend zur feierlichen Reinigung des Tempels. — Da es als ein „Piaculum“ galt, das zum Opfer erforderte Wasser auf den Boden zu stellen, war das dafür bestimmte Gefäss („Futile“) nach unten zugespitzt, so dass es überhaupt nicht gestellt werden konnte (vergl. *Fig. 48. b*).

Bei Ausübung der Vogelschau kamen hauptsächlich in Anwendung, seitens der Vogelschauer selbst, der schon erwähnte Krummstab („Lituus“ *Fig. 408*) und, da man auch aus dem Fressen der Hühner den Willen der Götter zu erkennen vermeinte, ein für die zu eben dem Zweck gehegten Thiere bestimmtes Behältniss. Es war dies ein tragbarer Käfig („Cavea“) mit vergitterter Doppelthür (*Fig. 454. e*).

Sarkophage und Aschenkisten.

Die „Sarcophagi“ waren bestimmt zur Aufnahme ganzer Leichen, die Kisten zur Bergung nur der Asche von verbrannten Leichnamen. Beide Arten fertigte man theils aus einheimischem Gestein, aus Marmor, Travertin, Peperin, Nenfro u. A., theils auch, vornämlich in späterer Zeit, aus Alabaster und anderen, von fern her bezogenen Steinarten; die Sarkophage ausserdem von gebrannter Erde, und, wie es scheint in der Regel aus Holz; so, bei mehrem Aufwande nicht selten selbst aus dem der Ceder. — Der Form nach glichen die Sarkophage einer länglich viereckten höheren oder niedereren Kiste mit einem flachen, giebelförmigen oder halbrunden Deckel. Ihren Schmuck bildeten vorwiegend entweder dem Tempel- und Hausbau entlehnte, bauliche Einzeltheile, zuweilen mit genauer Nachahmung der häuslichen Pforte u. s. w., oder mehre herausgemeisselte Löwenköpfe, Rosetten u. dergl. mit nur scheinbar beweglichen, ringförmigen Handhaben, und andere demähnliche Zierrathen, seltener menschlich-figürliche Darstellungen. Wo man solche anbrachte, geschah dies mehrentheils nur auf e i n e r der Langseiten. Sie selber bezogen sich inhaltlich fast immer auf den Verstorbenen. — Die Aschenkisten, insbesondere frühzeitig in Etrurien gebräuchlich, erhielten durchgängig die Gestalt kleiner, hoher Sarkophage. Sie nun schmückte man fast ausschliesslich mit Darstellungen menschlicher Figuren, und so gemeiniglich ringsherum, oft in zusammengedrängter Fülle, in zum Theil nahezu völlig frei runderhobener Arbeit; ebenso auch zumeist den Deckel mit einem Abbilde des Verstorbenen in halbaufgerichteter oder ruhender Lage (vergl. *Fig. 339; Fig. 334*). Die Darstellungen behandelten wesentlich Vorgänge theils aus der griechischen Sage zumeist in sinnbildlichem Bezug auf den Tod und die Unterwelt, theils aus dem häuslichen oder kriegerischen Leben des

Todten. Sie wurden mehrentheils buntfarbig bemalt und stellenweise vergoldet.

Noch sonst dienten zur Aufnahme gleichfalls von Resten des Leichenbrands kleinere vasenartige Behälter („Urnae, Ollae ossuariae"). Diese waren hauptsächlich bestimmt, um in aufgemauerten Grüften in Nischen („Columbaria") aufgestellt zu werden. Sie fertigte man aus den verschiedensten Stoffen in den mannigfachsten Formen, vorschreitend vom einfachen irdenen Krug bis zum künstlerisch durchgebildeten, reich bildwerklich verzierten Silber- und Goldgefäss. — In solcher Urne, von Alabaster, ward die Asche des Kaisers Severus von Britannien nach Rom gebracht.

Alphabetisches Verzeichniss.

(Die bei den Völkern im Einzelnen jedesmal wiederkehrenden Gegenstände sind im Inhaltsverzeichniss angegeben. Dieses und das nachstehende Verzeichniss ergänzen einander.)

A.

B.

C. (vergl. K).

D.

E.

F.

G.

H.

I. u. J.

K. (vergl. C).

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V. W.

X — Z.

Berichtigungen.

Seite 74 von unten Zeile 21 ist das „ zu streichen.
„ 201 „ oben „ 19 lies „Buddhaismus“.
„ 270 „ unten „ 21 „ längeren.
„ 374 „ oben „ 13 „ „Hydria“.
„ 395 „ oben „ 8 „ Mundtücher.
„ 559 „ unten „ 8 „ tricliniaris.
„ 589 „ unten „ 2 „ Cornicines.









